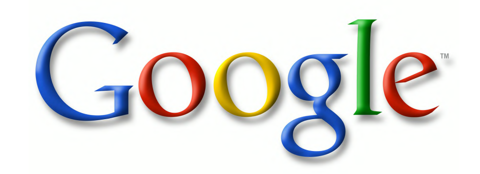




# Deutsche

# Dichter und Prosaisten

## nach ihrem Leben und Wirken

geschildert

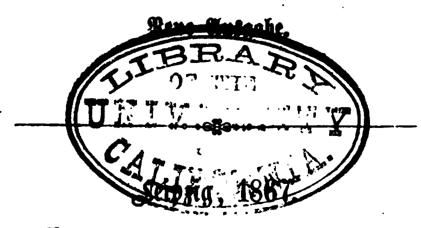
von

Heinrich Kurz und Dr. Friedrich Paldamus.

Dritter Band.

Mit 12 Portraits und Facsimiles.

Neue Ausgabe.




Leipzig, 1867.

Verlag von Louis Zander

(früher Verlag von B. G. Teubner).

28124

# Vorwort.

Wenn auch die Fortsetzung meiner Charakteristiken durch die bereitwillige Unterstützung, welche ihr mein geehrter Freund, Herr Dr. Stricker, hat zu Theil werden lassen, wesentlich gefördert worden ist, so bin ich doch erst jetzt im Stande, den nunmehr vollendeten zweiten Band der wohlwollenden Theilnahme der Litteraturfreunde zu empfehlen. Hoffentlich wird der Inhalt dieses Bandes, der das Leben und Wirken Herder's, Goethe's, Schiller's in anschaulichem Umrisse vorzuführen versucht, beitragen, das langsamere Fortschreiten des Unternehmens zu entschuldigen.

In dem vorliegenden Bande gehören die Charakteristiken von Herder, Hamann, Jung-Stilling, Lavater, Kant und Iffland dem Unterzeichneten an, während Herr Dr. Stricker alle übrigen, auf S. 161—555 enthaltenen, bearbeitet hat.

Möge auch diesem zweiten Bande eine freundliche Aufnahme und wohlwollende Beurtheilung zu Theil werden.

Frankfurt am Main, den 7. December 1860.

F. Paldamus.



# Johann Gottfried von Herder.

---

Im preußischen Regierungsbezirk Königsberg, in einer sandigen Ebene liegt die alte Stadt Mohrungen, die wahrscheinlich dem deutschen Orden ihren Ursprung verdankt, ihren Namen aber schwerlich von dem Mohren in ihrem Wappen, sondern von den Sumpfmooren der dortigen Gegend abzuleiten hat. Die Einwohner nähren sich von Ackerbau, Obstzucht, Leinwandsfabrikation. In Mohrungen wanderte im Anfange des vorigen Jahrhunderts ein „Herder" aus Schlesien ein, vielleicht in Folge der Religionsverfolgungen in seiner Heimath, siedelte sich dort an und lebte als Ackersmann. Sein Sohn Gottfried Herder, in Mohrungen geboren, lernte das Weberhandwerk, gab aber diese Profession auf und wurde Glöckner an der Kirche, Vorsänger beim polnischen Gottesdienste und Mädchenschullehrer. Er verheirathete sich mit Anna Elisabeth Pelz, der Tochter eines Huf- und Waffenschmieds in Mohrungen, von der ihm fünf Kinder geboren wurden, drei Töchter und zwei Söhne. Zwei Kinder starben sehr jung, kaum drei Jahre alt, zwei Töchter und ein Sohn überlebten die Eltern. Nach damaliger frommer Sitte hatte Vater Herder in das Hausandachtsbuch, Arndt's wahres Christenthum, die wichtigsten Familienereignisse verzeichnet. So heißt es: Anno 1744 d. 25. Augusti Dienstags Nacht zwischen 11 und 12 Uhr ist mein Sohn geboren, sein Name ist ihm beigeleget Johann Gottfried.

Gott wolle denselben in seinem Taufbund erhalten und durch dein heiligen Geist leiten und führen, auf daß wir ihn nebst uns allen dermaleins für den Thron des Lammes finden, einzugehen zur Hochzeit der ewigen Freuden. Gott hilf!" Die beiden Töchter Anna Louise (geb. 1741) und Katharina Dorothea (geb. 1748) verheiratheten sich an zwei Bürger in Mohrungen, den Fleischermeister Neumann und den Bäckermeister Güldenhorn. Herders Vater starb im Jahre 1763, seine Mutter 1772.

Nach den Mittheilungen von Herders Gattin*) und Sohn**), welche der nachfolgenden Darstellung zu Grunde liegen, war „der Vater ein ernster, seine Pflichten gewissenhaft erfüllender Mann, der in allem auf pünktliche Ordnung hielt, dabei aber gutmüthig und von wenig Worten. Die Mutter, eine verständige, besonnene, fleißige und stille Frau, mit der zärtlichsten Liebe und Frömmigkeit an ihren Kindern hängend, durch Geistes- und Gemüthsgaben ausgezeichnet, und von einem weniger gemeinen Betragen, als man es gewöhnlich in den untern Ständen findet." Bei geringem Einkommen lebte das Herdersche Ehepaar zwar in Armuth, aber doch nicht in Dürftigkeit und erhielt sich durch Ordnung, Fleiß und Frömmigkeit die Achtung der Mitbürger. Herders Schwester berichtet, daß der Vater oft zu Rathe gezogen und namentlich häufig mit der Abfassung von Geschäftsaufsätzen, Eingaben ꝛc. beauftragt worden sei. Herder selbst gedachte seiner Eltern stets in treuester Liebe, und wenn er auch nicht ohne Schmerz an die bedrängten Verhältnisse seiner Jugend

*) Erinnerungen aus dem Leben J. G. von Herder, gesammelt und beschrieben von M. C. von Herder, geb. Flachsland. Herausgegeben von J. G. Müller. Stuttgart und Tübingen 1830. 3 Bde.

**) J. G. von Herder's Lebensbild. Herausgegeben von seinem Sohne Dr. E. G. v. Herder. Erlangen 1846. 3 Bände.

zurückdachte, so erkannte er doch auch die Nothwendigkeit der strengen Ordnung des väterlichen Hauses und das Wohlthätige der Gewöhnung an dieselbe. Auch in diesem Hause wurde durch die Sanftmuth und den Liebesreichthum der Mutter die ernste und strenge Haltung des Vaters gemildert: „wie eine Heilige trug er seine Mutter im Herzen“ schreibt Herders Gattin. Die religiöse Gesinnung, die in dem väterlichen Hause herrschte, das seinen Arbeitstag täglich mit dem Gesang eines geistlichen Liedes schloß, hat früh schon in Herder die Keime geweckt, die später so köstliche Frucht brachten. Seine Kindheit war, was durch die äußere Lage der Familie bedingt wurde, keine fröhliche: ein ernstes sinnendes Wesen zeigte sich schon an dem Knaben, der das Getümmel und die Spiele seiner Altersgenossen meidend sich an einsamen Spaziergängen am See Morung erfreute. Scenen der Empfindsamkeit und Rührung oder eines einsamen Gedankentraumes sind es, deren sich Herder aus seiner Kindheit erinnerte.

Seinen Schulunterricht erhielt er in der lateinischen Stadtschule, die unter dem Rector Grimm stand. Der damalige Zustand der lateinischen Schulen ist bekannt genug, um für Herder wenig geistige Anregung zu erwarten: man lehrte fast nur Lateinisch, und selbst in diesem Hauptunterrichtsgebiete war eine geistlose Methode zu Hause. Rector Grimm war ein Schulpedant und von fast rigoröser Strenge: soll doch einmal ein Fuhrmann, der einen Rothgerber im Orte suchte, an die Thür des Schulrektors gewiesen worden sein. Trotzdem scheinen sich die trüben Reminiscenzen Herders nicht auf den Rector Grimm zu beziehen. Denn war dieser auch streng und pedantisch, so war er doch auch einer wohlwollenden Gesinnung gegen fleißige und talentvolle Schüler fähig, wie er überhaupt von allen Seiten als ein Ehrenmann geschildert wird. Herder zeichnete sich in der Schule aus, so daß er

den zweiten Platz in seiner Klasse erhielt und nicht nur oft an den Spaziergängen des Rectors Theil nehmen, sondern sogar diesen bisweilen im Unterricht der jüngeren Schüler vertreten durfte.

Vielmehr scheint der Druck, an den sich Herder später oft schmerzlich erinnerte, von anderer Seite ausgeübt worden zu sein; von dem einzigen Manne, der seinerseits sich in den Mittheilungen über Herders Jugend bemüht, den Schulrektor in ungünstigem Lichte zu schildern. Es ist dies der Diakonus Sebastian Friedrich Trescho, der im Jahre 1760 nach Mohrungen versetzt wurde, als theologischer Schriftsteller seiner Zeit nicht unbekannt. Trescho war unverheirathet und kränklich und nahm deshalb den sechzehnjährigen Herder als Famulus zu sich ins Haus; er gab ihm für mancherlei Dienste, die in Abschreiben, Besorgungen 2c. bestanden, nur freie Wohnung und Schlafstätte. Er benutzte das Talent des Knaben, ohne ihn unmittelbar zu fördern, denn daß er ihn aus Furcht vor Konflikten mit dem Rektor Grimm nicht unterrichtet habe, steht doch bei genauer Betrachtung der Personen und Verhältnisse wie eine nachträgliche Ausrede aus. Der einzige Gewinn, den der Famulus aus diesem Verhältnisse zog, bestand in der ihm nicht geradezu verwehrten Benutzung der nicht unansehnlichen Bibliothek Treschos: aber auch in Beziehung hierauf möchte der späteren Erklärung Treschos, daß er habe abwarten wollen, „wohin seine Neigung gehen möchte" nicht viel Gewicht beizulegen sei.

Die Lernbegierde des Knaben war außerordentlich. Kirchenrath Borowski erzählt in einem Briefe*), derselbe sei, wenn er in der Stadt irgend ein Buch am Fenster habe liegen sehen, in das Haus eingetreten und habe freundlich gebeten,

*) J. G. v. Herder's Lebensbild I., 1, 78.

es ihm zu leihen. Diesem Bedürfniß brachte nun wohl die Bibliothek des Diaconus leibliche Befriedigung. Und so hören wir denn auch, daß er bis tief in die Nacht hinein in seinem Kämmerlein sich mit griechischen und römischen Autoren, sowie mit deutschen Dichtern beschäftigte. Sein Hausherr überraschte ihn einstmals, als er über seinen Studien auf dem Bette eingeschlafen: die Ueberraschung war auf seiner Seite, als er sah, daß der 16jährige Herder in einer Sphäre lebte, die weit über einen Mohrungenschen Lateinschüler hinausgieng. Trotzdem scheint Trescho die Sehnsucht des Knaben, sich ganz und gar wissenschaftlichen Studien widmen zu können, einen Wunsch, den namentlich auch die Mutter Herders hegte, nicht sonderlich unterstützt zu haben. Wenigstens berichten glaubwürdige Zeugen, daß er entschieden davon abgerathen und durch die bessere Kenntniß seines Pfleglings nicht einmal zu einer freundlicheren, aufmunternden Behandlung desselben bestimmt worden sei. Unter solchen Umständen begreift es sich wohl, daß Herder schüchtern und in sich gekehrt blieb, daß er eher jedem Anderen gegenüber aus sich herausgieng als dem Diakonus.

Die religiöse Richtung des Knaben fand insbesondere in dem Religionsunterrichte Nahrung, den der Prediger Willamov, der Vater des nicht unbekannten Dichters, ertheilte, ein vortrefflicher Mann von echter, ungeheuchelter Religiosität, dabei schlicht und einfach. Die Herdersche Familie verkehrte viel mit der des Predigers, der gleichfalls in beschränkten Verhältnissen lebte. Von Willamov wurde der junge Herder confirmiert, und Zeitlebens bewahrte er ihm die treueste und aufrichtigste Verehrung. So trat er dann auch gern in das Verhältniß zu Trescho, in dem er zuerst nur den würdigen Diener der Kirche erblickte, und gab, wenn anders diese Mittheilung begründet ist, demselben ein nicht geringes Zeichen

von Vertrauen. An einem Sonnabend fand dieser nemlich in seinem Beichtstuhl einen versiegelten Brief, in welchem ein Ungenannter dem Prediger mancherlei Geständnisse machte und durch eine seiner Predigten wie aus dem Schlafe geweckt zu sein bekannte: er bat um Rath, wie die gefaßten Vorsätze der Besserung am besten ausgeführt werden könnten und begehrte die Antwort auf demselben Wege zu erhalten. Trescho entsprach dem Wunsche des unbekannten Briefstellers. Bei wiederholter Ansicht des Briefes glaubte er eine Aehnlichkeit mit Herders Handschrift zu entdecken, vermöchte aber niemals darüber völlig ins Klare zu kommen, da weder eine weitere schriftliche Erklärung noch irgend eine mündliche Aeußerung von Seiten Herders erfolgte. Hat dieser wirklich jenen Brief geschrieben, so ist wohl anzunehmen, daß ihn Treschos Antwort nicht befriedigte, eine Annahme, die sich im Hinblick auf Herders spätere theologische Richtung und auf Treschos engeres pietistisches Wesen wohl rechtfertigt.

Wir wissen sonst nur wenig aus Herders Jugendjahren. Außer den Schulstudien, in denen er mit seinem Freunde Emmerich sich auszeichnete, trieb er Musik, für die er Neigung und Talent zeigt; leider waren nur die Mittel der Schule gar zu beschränkt, indem ein kleines schlechtes Klavier für Alle ausreichen mußte. Mehr ließ sich in der Theorie und im Gesange leisten: Rector Grimm war ein Freund des alten Kirchengesanges und gab damit dem angebornen Gefühle Herders eine gute Richtung. Von vaterländischen Dichtern wurden ihm namentlich Kleist und Simon Dach bekannt und lieb. Auch blieben poetische Versuche nicht aus, von denen mehrere uns erhalten sind, und in denen sich eine starke Empfindung ausspricht: sie sind nicht frei von Excentricität, in ihrer Mehrzahl von einer unbefriedigten Sehnsucht erfüllt, mangelhaft in ihrer oft regellosen Form und einem gekün-

stelten Pathos. Gleichwohl möchten diese Jugendpoesieen nicht zu übersehen sein, da sie das beredteste Zeugniß für die Seelenkämpfe sind, welche Herder noch in Mohrungen unter Verhältnissen, die seiner Naturanlage so wenig günstig waren, zu bestehen hatte. Eins dieser Gedichte („Gesang an den Cyrus") wurde schon bald nach seiner Entstehung bekannt. Herder hatte nemlich in Treschos Auftrage ein Manuskript, „Geschichte meines Herzens", an den Buchhändler Kanter in Königsberg geschickt. Bald darauf schrieb dieser an Trescho zurück, er habe das dem Manuskript beigelegte Gedicht „an Cyrus, den Enkel des Astyages," voll Geist und Salbung gefunden und es auch sogleich gedruckt: es habe bei Kennern großen Beifall gefunden. Es lag klar zu Tage, daß Niemand als Herder der Verfasser dieses Gedichtes sein konnte, das an Peter III., den Enkel Peters des Großen, bei Gelegenheit seiner Thronbesteigung und eines mit dieser verbundenen Gnadenaktes gerichtet ist. —

Aber wie die Mittel finden, um wissenschaftliche Studien betreiben zu können? Dazu kam eine zweite Sorge, die Furcht vor der Militärausshebung; er war eingeschrieben und konnte täglich ausgehoben werden. Vor dem Geschick, Soldat werden zu müssen, was dazumal etwas ganz Anderes besagen wollte als jetzt, hat ihn vielleicht seine unansehnliche äußere Erscheinung und das kranke Auge, an dem er litt (er hatte am rechten Auge eine Thränenfistel) bewahrt: wenigstens wurde er bis zu seinem 18. Jahre — so lange blieb er in Mohrungen — nicht requiriert.

Im Jahre 1762 stand ein aus dem Kriege zurückkehrendes russisches Regiment zu Mohrungen im Quartier. Der Regimentsarzt Schwarzerloh, ein Kurländer, kam öfters zu Trescho, mit dem er sich gern von litterarischen Gegenständen unterhielt. Bei einem solchen Besuche war Herder anwesend

und wurde von dem Arzt bemerkt, als er ihm auf sein Verlangen ein Glas Wasser reichte. Als der Doktor Näheres über den jungen Mann erfahren, erbot er sich, ihn mitzunehmen; er wollte ihn in Königsberg in der Chirurgie unterrichten und sein Auge heilen, dafür sollte ihm Herder eine medicinische Abhandlung ins Lateinische übersetzen. Dieses Anerbieten traf mitten in die Wünsche der Familie hinein, die daher mit Freuden darauf eingieng, den Sohn nach Möglichkeit ausstaffierte und im Sommer 1762 ihn mit ihren Segenswünschen entließ. Obwohl Herder keine besondere Neigung zur Chirurgie fühlte, so betrachtete er doch den freundlichen Arzt als seinen Erretter aus einem qualvollen Zustande, und Zeitlebens dachte er mit Dankbarkeit an diese unerwartete Befreiung als auf das Geschenk einer höheren Führung zurück. So verließ er Mohrungen, um seine braven Eltern nie wiederzusehen; denn schon im folgenden Jahre starb sein Vater, und auch die Mutter konnte sich an dem Anblick ihres einzigen Sohnes nicht wieder erfreuen.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß Herder bis dahin noch keine andere Stadt als sein väterliches Mohrungen gesehen hatte, so begreift es sich wohl, daß ihm Königsberg wie eine halbe Welt erschien. Zum ersten Male trat ihm ein bewegtes städtisches Leben, traten ihm mächtige Gebäude, breite Straßen, trat ihm ein Hafen, trat ihm so Manches entgegen, was er bisher nur in Büchern und somit in schwachem Abbilde kennen gelernt hatte: die Eindrücke waren so mächtig, daß sie sich niemals verwischten, vielmehr ihm Alles das, was ihm in den ersten Tagen seines Königsberger Aufenthaltes vor Augen kam, zeitlebens in bestimmtester Erinnerung blieb.

Dagegen zeigte er für das Studium, das er hier betreiben sollte, gar wenig Neigung. Als er zum ersten Male einer

Sektion beiwohnte, fiel er in Ohnmacht; seine Abneigung gegen dergleichen Operationen war so stark, daß er sie niemals völlig überwand. Für einen tüchtigen Mediciner paßte freilich diese zarte Organisation seiner Nerven nicht, weshalb er auch den Plan, Arzt zu werden, aufgab. Er traf in Königsberg seinen Schulgenossen aus Mohrungen, Emmerich, der ihm den Rath gab, sich inskribieren zu lassen. Bei einem Kassenbestande von 3 Thlr. 8 Gr. war es ein sehr gewagter Entschluß, auf die Unterstützung des Regimentschirurgus zu verzichten und in Königsberg als Student zu bleiben. Dennoch siegte die Liebe zur Wissenschaft; Herder begab sich zum Prorektor der Universität, Bohl, und bat um Examen und Inskription. Die Prüfung bestand er vorzüglich und würde daher am 9. August 1762 Student der Theologie. Alle Bemühungen des russischen Arztes, ihn davon abzubringen, waren umsonst: er mußte sich damit begnügen, daß Herder, seinem Versprechen gemäß, ihm eine medicinische Abhandlung ins Lateinische übersetzte, in Folge deren Schwarzerloh wirklich später in Petersburg als Arzt angestellt wurde.

Aber auch in Mohrungen erregten die aus Königsberg eingehenden Mittheilungen nicht sonderlichen Beifall. Konnten sich die Eltern schon zufrieden geben, da der Sohn ausdrücklich auf jede Unterstützung verzichtete, so hätte Diakonus Trescho wohl auch die Vorwürfe sparen können, und mindestens Herder nicht der Verstellung beschuldigen sollen. Der Herr Diakonus scheint es sich in den Kopf gesetzt zu haben, daß sein Famulus alles Andere eher werden solle, als Theolog. Indeß half der ersten drückendsten Noth Freund Emmerich*) ab, der nicht bloß eine Wohnung besorgte, sondern auch für ein Paar Privatstunden Rath wußte; dazu kamen noch einige

*) Damals Kandidat der Theologie, später Pfarrer zu Kumehnen.

Geschenke wohlthätiger Freunde aus der Heimath. Das Alles aber hinderte doch nicht, daß der erste Winter in großer Beschränktheit verbracht wurde: oft mußte er sich mit einigen Semmeln des Tages begnügen. Ueber seine Universitätsstudien besitzen wir nur dürftige Nachrichten: doch sind uns wenigstens die Namen der Professoren genannt, bei denen er Vorlesungen hörte. In der Theologie waren es Arnold und Lilienthal, namentlich der letztere; in der Philologie hörte er bei Kypke; in Philosophie und Mathematik war Immanuel Kant sein Lehrer. Lilienthal und Kant waren es, die am nachhaltigsten auf Herder wirkten, und die sich auch persönlich für den hochbegabten Jüngling interessierten. Kant gestattete ihm die unentgeltliche Theilnahme an allen seinen Vorlesungen und sprach mit Bestimmtheit die Ueberzeugung aus: „Wenn das brausende Genie wird abgegohren haben, wird er mit seinen großen Talenten ein nützlicher Mann werden."

Bald nach seiner Ankunft in Königsberg hatte Herder eine Bekanntschaft gemacht, die, von Anfang an für ihn nicht ohne Bedeutung, später sich zu einer engeren Beziehung entwickelte. Schwarzerloh hatte ihn nemlich wegen seines Augenübels an den Königsberger Stadtchirurgus Hamann empfohlen, dessen Sohn der bekannte Schriftsteller Johann Georg Hamann, der vielgenannte Magus im Norden, damals als Schriftsteller in seiner Vaterstadt lebte. Dem eilf Jahre älteren Hamann blieben die seltenen Geistesanlagen Herders nicht verborgen, und er empfahl ihn angesehenen Freunden aufs lebhafteste. Vielleicht ist Kant's freundliches Wohlwollen gegen den jungen Studenten durch Hamann geweckt worden, gewiß ist Herders Beziehung zu dem Buchhändler Kanter eine Folge solcher Empfehlung. Kanters Buchhandlung bildete damals in Königsberg den litterarischen Centralpunkt, indem jeden Posttag die neuangekommenen Schriften

aufgelegt und von den dortigen Gelehrten in Augenschein genommen wurden. Kanter gab zugleich eine gelehrte Zeitung heraus und war mit den namhaftesten Professoren und mit den aufstrebenden jungen Talenten bekannt und befreundet. Zu seinen nächsten Bekannten gehörte Hamann, der nun seinen jungen Freund bei Kanter einführte und um so willigeres Gehör fand, als jener von Herders Talent bereits durch die oben erwähnte Cyrus-Ode Kenntniß erlangt hatte. Ob anfänglich wirklich beabsichtigt wurde, ihn ganz und gar dem Buchhandel zuzuführen*), darüber läßt sich nach den unzureichenden Mittheilungen über Herders Leben in Königsberg mit Bestimmtheit nicht urtheilen; gewiß gewährte ihm die Bekanntschaft mit dem Buchhändler den Vortheil, viele Bücher kennen zu lernen, und gab ihm auch Anregung zu schriftstellerischen Versuchen, deren mehrere in den Königsberger Blättern Aufnahme fanden. Die Universalität seiner geistigen Bestrebungen, diese Herders gesammte litterarische Stellung so eigenthümlich kennzeichnende Vielseitigkeit fand hier die erste mächtigere Anregung durch J. G. Hamann, und in der Gelegenheit, seine Litteraturkenntniß zu erweitern, nicht geringe Förderung. Was Hamanns Einfluß betrifft, so führte ihn dieser (nach seiner kurzen Reise nach Frankfurt a. Main) besonders in das Studium der englischen Litteratur ein: Shakspeare's Hamlet machte den Anfang. Herder war ganz erfüllt von der Größe der Dichtung, er konnte den Hamlet fast auswendig und hielt zeitlebens Shakspeare für den größten aller dramatischen Dichter. Neben ihm beschäftigte ihn der damals so beliebte Ossian, freilich der direkte Gegensatz zu Shakspeare, aber theils durch die allgemeine Werthschätzung der Zeit damals auch für Herder interessant, theils

*) Herders Lebensbild I., 1, 156.

in die lyrisch-elegische Stimmung passend, die wir schon in Mohrungen an Herder wahrzunehmen Gelegenheit hatten.

Einigen Universitätsfreunden Herders verdanken wir ein paar Notizen über denselben; es sind die nachmaligen Kriegsräthe Bock und Kurella, von denen der letzte geraume Zeit mit ihm im intimsten Verkehr stand. Wir entnehmen ihren Mittheilungen einige Bemerkungen. „Der verewigte Herder — schreibt Kurella*) — war allerdings mein innigst geliebter Umgangsfreund. Wir waren die Zeit, da er Lehrer im collegio Fridericiano war, fast täglich beisammen, und es war uns dieser Umgang ein ordentliches Bedürfniß. Ein Mann von dem Geiste des Verewigten, genährt und gereift in dem Umgange der alten Klassiker und der besten deutschen Schriftsteller — ein Mann von dem hellsten Kopfe, von einem glücklichen Temperament und von einem gefühlvoll-schönen Herzen — voll glühender Einbildungskraft, die nicht in Schwärmerei ausartete — voll der edelsten Gesinnungen und recht geschaffen zur Freundschaft — der mußte einen Jüngling fesseln, der mit seiner Denkart völlig harmonierend und ganz an seinem Temperamente con corde und con amore an Ihm hing. Unsere verlebten Stunden waren die seligsten. Der Gegenstand unsrer Unterhaltung waren die schöne Litteratur und die kritischen Journale, die damals umliefen, und die ich von einem Freunde unseres Hauses, dem verstorbenen Lotteriedirektor, Buchhändler Kantter, geliehen erhielt und ihm allemal mittheilte. Wir waren dann bei einer Tasse Thee, den ich von einigen vermögenden Freunden, Kaufmannssöhnen, die mit mir studierten, in vorzüglicher Güte erhielt, und den ich für meinen Herder ersparte, froher als mancher leere Kopf bei einer Flasche Tokayer. Seine Superiorität

*) Herders Lebensbild I., 1, 92.

benutzte ich mit einem Heißhunger; er hatte schon bei Trescho in gelehrten Kenntnissen bei allen Hindernissen mit größter Emsigkeit den Grund gelegt, indem ihn dieser in seiner Abwesenheit immer bei Büchern und Grammatiken fand; so trug sein Umgang sehr viel zu meiner Ausbildung bei; denn er war schon damals eine lebendige Bibliothek." — In einer Mittheilung des Kriegsraths Bock heißt es*): „Man entdeckte bald die außerordentlichsten Geistesanlagen an ihm und fand, daß der vortreffliche Kopf von der Natur bestimmt sei, durch Genie und Gelehrsamkeit der Welt wohlthätig zu werden. Schon hatte er sich durch unermüdeten Fleiß zur Universität geschickt gemacht, und Kant erbot sich, ihm alle seine Vorlesungen in der Logik, der Metaphysik, Moral, Mathematik und physischen Geographie unentgeltlich hören zu lassen. Hier war es, wo ich ihn in den Jahren 1763 und 1764 kennen lernte. Wir hörten gemeinschaftlich die Kantischen Vorlesungen, und er schrieb mir darüber unterm 11. August 1788 auf dem Wege nach Italien aus Nürnberg: „Ich sehe Sie noch lebendig vor mir an dem Tisch sitzen, an welchem auch ich saß. Wo sind die Zeiten!" — Mit gespannter Aufmerksamkeit faßte er jede Idee, jedes Wort des großen Philosophen auf und ordnete zu Hause Gedanken und Ausdruck. Oft theilte er mir diese seine Nachschrift mit, und wir besprachen uns darüber in einer abgelegenen Sonnenlaube eines wenig besuchten öffentlichen Gartens an der Alt-Roßgärt'schen Kirche. — Ich hatte damals im Felde der schönen Litteratur mehrere Kenntnisse gesammelt und theilte ihm aus meiner Armuth mit. Besonders erinnere ich mich noch, daß ich ihm auf die Frage, wie er doch in diesem Fache, vornehmlich in der neueren Litteratur, am leichtesten theoretische Kenntniß

*) Herders Lebensbild I., 1, 132.

und Geschmack erlangen könne, den Ramlerschen Batteux, die Litteraturbriefe und die Leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften, die damals ihren Anfang genommen hatte, empfahl. Er war, wie jeder studierende Jüngling thun sollte, gewohnt, sich gehaltreiche Auszüge aus dem, was er las, zu machen, und das unterließ er am wenigsten bei den Litteraturbriefen, die ihn durch Inhalt und lebendigen Vortrag sonderlich anzogen. Schon damals gieng er mit dem Vorsatze um, fragmentarische Zusätze zu diesem Werke zu machen, und noch vor seiner Abreise nach Riga gab er mir einige Bemerkungen zu lesen, die ich hernach in den gedruckten Fragmenten, wiewohl weiter ausgeführt, wieder erkannte. Einst in einer heitern Frühstunde, wo Kant mit vorzüglicher Geisteserhebung, und wo die Materie die Hand bot, wohl gar mit poetischer Begeisterung zu sprechen und aus seinen Lieblingsdichtern Pope und Haller Stellen anzuführen pflegte, war es, wo der geistvolle Mann sich mit seinen kühnen Hypothesen über Zeit und Ewigkeit ergoß. Herder wurde sichtbarlich und so mächtig davon betroffen, daß, als er nach Hause kam, er die Ideen seines Lehrers in Verse kleidete, die Hallern Ehre gemacht hätten. Kant, dem er sie am folgenden Morgen vor Eröffnung der Stunde überreichte, war eben so betroffen von dieser meisterhaften poetischen Darstellung seiner Gedanken und las sie mit lobpreisendem Feuer im Auditorium vor. Wie sehr bedaure ich, daß dieses treffliche Fragment didaktischer Poesie, welches der Verfasser mir abschriftlich mittheilte, bei der öftern Veränderung meines Wohnorts verloren gegangen ist! Vielleicht hat es sich unter Kants handschriftlichem Nachlasse befunden und ist unbemerkt an die Seite gelegt oder wohl gar vernichtet worden. Ebenso hat sich ein Trauergedicht verloren, welches Herder auf den Tod der Schwester seines Wohlthäters Kanter in eben der Zeit verfertigte. Das

Gespräch zweier Freunde in einer dunkeln Abendstunde und sein Gedicht über die große Feuersbrunst zu Königsberg sind — wenn ich in Ansehung des letzteren nicht irre — in der Klotzischen Bibliothek aufbehalten." —

In einem Briefe eines Ungenannten an den Bürgermeister Wilpert in Riga findet sich eine Stelle, die auf Herders damalige Erscheinung einiges Licht wirft. „Ich hörte mit ihm (Herder) bei Kant die Metaphysik, Moral und physische Geographie. Wir saßen an einem Tische; er war damals schüchtern und still; sein Gang gebückt und schnell — seine Augen mehrentheils krank; seinem Aeußern sah man es an, daß er arm war; sein Geist war aber schon damals reich, und wenn er sich über den Vortrag des Lehrers mittheilte, so war das so gründlich und entschieden, daß er seinen Kommilitonen Achtung und Liebe abnöthigte . ."

Mit Ostern 1763 besserte sich Herders Lage wesentlich. Er erhielt das Dohnaische Familienstipendium*) auf drei Jahre und wurde Inspicient im collegium Fridericianum, welches 1703 gegründet, noch heute als Gymnasium in wohlverdientem Rufe steht. Man hatte mit dem Kollegium ein Alumnat gegründet, und bediente sich mehrerer Studenten der Theologie zur Beaufsichtigung der Pensionäre: sie wohnten mit diesen zusammen, hatten das Morgen- und Abendgebet zu halten und außerhalb der Schulstunden die Aufsicht zu führen. Dafür erhielten sie freie Wohnung, Heizung und Beleuchtung, hatten auch durch Privat-, Vorbereitungs- und Repetitionsstunden allerlei Nebeneinnahmen und wurden zudem von den Schulinspektoren oft mit Schulunterricht beauftragt. Herder trat anfänglich**) in der mit dem Fri-

*) Herders Lebensbild I., 1, 137.

**) Herders Lebensbild I., 1, 158. Nach des Professor v. Baczko Beiträgen schon Michaelis 1762.

dericianum verbundenen Elementarschule als Lehrer des Rechnens ein, blieb jedoch nur kurze Zeit in diesem Verhältniß, da ihn die Inspektoren des Kollegs bald kennen lernten und von seiner Begabung bessern Gebrauch zu machen wußten. Herder übernahm nun Unterricht in alten Sprachen, Geschichte, Mathematik, und zwar in oberen Klassen, besonders in Obersekunda: ja man übertrug ihm sogar die öffentlichen Betstunden, ein Amt, das sonst nur älteren Lehrern anvertraut wurde. Mit seinem Geschick und Eifer im Lehren scheint man sehr zufrieden gewesen zu sein, auch wird von Herders Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Strenge im Unterricht, von seiner feurigen Beredsamkeit in den Andachtsübungen berichtet. Freilich hinderte ihn das Unterrichtgeben am Studieren, aber er sah doch auch die Heilsamkeit dieser Uebung recht gut ein: das alte docendo discimus bewährte sich. In dieser Beziehung sagte er später öfters, wer sich in irgend einer Sache Reichthum an Ideen und Bestimmtheit derselben erwerben wolle, solle sie nur docieren, und sehnte sich noch in Weimar oft nach einem akademischen Lehrstuhl, um seine Gedanken aus sich heraussprechen zu können.

Bewundernswürdig ist der Umfang der Studien Herders in den Königsberger Jahren, staunenswerther noch, wenn man bedenkt, daß er seit 1763 als Lehrer und Inspicient beschäftigt war. Die Kollektaneen-Bücher, die er schon in Mohrungen anzulegen begonnen hatte, führte er fort, excerpierte zahlreiche Werke und arbeitete mancherlei Entwürfe für spätere größere Arbeiten aus. Die Geschichte der Menschheit, insbesondere des Orientes hatte für ihn das größte Interesse, eine Abhandlung über die ältesten Urkunden des Menschengeschlechts beabsichtigte er schon damals zu schreiben. Ausgebreitet waren seine philologischen Studien, die sich keineswegs auf die lateinische und griechische Sprache be-

schränkten, sondern sich auch auf die orientalischen, auf Englisch und Altdeutsch erstreckten. Bei den grammatischen Studien blieb er nicht stehen: Philosophie der Sprache beschäftigte ihn früh, „allgemeine Betrachtungen über die Sprachen" finden sich unter seinen Jugendentwürfen. Ganz besonderes Interesse hatte für ihn die Geschichte der Litteratur: schon in Königsberg sammelte er für eine Geschichte der Dichtkunst, eine Geschichte des Liedes, dachte an eine Parallele zwischen Horaz und Pindar, dem griechischen und französischen Trauerspiele. Hören wir nun noch, daß ihm das Reich der Natur dabei keineswegs fremd blieb, indem er vielmehr auch für Physik, Naturgeschichte, Physiologie Sinn und Neigung hatte, so dürfen wir wohl die Vielseitigkeit seines Strebens bewundernswürdig nennen.

Daß dichterische Arbeiten unternommen wurden, versteht sich von selbst: eine nicht geringe Anzahl an kleineren Gedichten aus dieser Zeit hat sich in Herders Nachlaß vorgefunden. Wenn die Mehrzahl derselben nicht als bedeutend erscheint, so ist ihre Betrachtung doch nicht ohne Interesse: in Form wie in Inhalt ist ein wesentlicher Fortschritt gegen die frühere Jugendperiode nicht zu verkennen. Neigung zu pathetischem Vortrag, nach der Art der damaligen geschraubten Odendichtung ist wohl noch erkennbar, daneben aber tritt das didaktische Element bestimmter hervor, so in den Gedichten: „Wahl des Lebens, Ich bewundere nichts, Lebensbetrachtung, der Weg zur Wahrheit ꝛc." Das Hauptmotiv der lyrischen Dichtung, die Liebe, spielt eine mehr untergeordnete Rolle, und was davon anklingt, scheint wenigstens ohne realen Hintergrund zu sein. Von der damals nicht seltenen Manier, eine fingirte „Geliebte" zu besingen, ist unser Herder nicht unberührt geblieben. So heißt es in der Wahl des Lebens:

„Nur Phyllis zu vergnügen,
Strebt sich mein Ehrgeiz an,
Nur Phyllis zu besiegen,
Ist was mein Herz sich wünschen kann."

und wie Klopstock seine zukünftige Geliebte besang, so richtet Herder ein Gedicht an seine „künftige Gattin":

„Wo wohnst du, Göttin, daß durch edle Thaten
Der Jüngling um dich glüh', um dich
Als seine Lorbeerkrone eifre!" — *)

Noch sei einiger Arbeiten gedacht, die, verschiedenen Gebieten angehörend, in die Zeit des Königsberger Aufenthaltes fallen: zuerst der im Collegium Fridericianum gehaltenen lateinischen Rede über die Vortheile und Gefahren der Jugend (commoda ac pericula quibus ineuns nostra aetas est obnoxia . . .), die sich weniger durch die Eleganz des Lateins, als durch Lebhaftigkeit und Wärme und poetische Reminiscenzen auszeichnet. Nächstdem liegt uns eine Trauerrede vor, welche Herder am 16. März 1764 bei dem Begräbniß der Schwester des Buchhändlers Kanter gehalten hat, deren schwungvoller Pathos wohl den jugendlichen Verfasser verräth, aber auch ein glänzendes Zeugniß für seine Redegabe ablegt. Hierher gehört auch ein Aufsatz, „der Redner Gottes", der von der Erinnerung an den Mohrunger Prediger Willamov und von der Sehnsucht nach dem künftigen Lebensberuf eingegeben zu sein scheint. Endlich erwähnen wir noch die bekannte Ode „über die Asche Königsbergs", die durch die große Feuersbrunst veranlaßt wurde, welche Königsberg in den Tagen von 11. November 1764 an heimsuchte, und die wohl als das bedeutendste poetische Ereigniß dieser Periode gelten dürfte, indem hier die gehobene, feierliche, selbst ge-

*) Herders Lebensbild I., 1, 278.

waltige Sprache im richtigen Verhältniß zu dem Ereigniß steht, welches die Dichtung hervorrief.

Im Herbste 1764 eröffnete sich für Herder eine willkommene Aussicht, seine Stellung am Fridericianum mit einer andern zu vertauschen. Es gefiel ihm in Königsberg nicht auf die Dauer; vielleicht war die Sorge, er könne noch einmal für den Militärdienst requirirt werden, Ursache des Mißbehagens, vielleicht auch die „böotische Luft", von der Herder in einem Briefe an Professor Lindner in Riga spricht. Am wenigsten scheint ihm das Fridericianum genügt zu haben: „und vollends auf unserm Kollegio! (schreibt er an Lindner) diese ehrliche, alte, sechzigjährige Friederike mag vormals eine Schmarre der Religion und eine Runzel der Pedanterie zu Schönfleckchen gehabt haben; aber jetzt ist alle Jugend weg und jene Schminke läßt desto übler." Was ihn gegen die Schule einnahm, läßt sich nicht recht bestimmt ersehen: es soll namentlich die pietistische Richtung gewesen sein, die sich im Fridericianum festsetzte, und auf Herder einen üblen Eindruck machte, es ließe sich auch recht wohl denken, daß persönliche Verstimmungen im Spiele gewesen seien. Kurz, durch Hamanns Empfehlung an Rektor und Professor Lindner in Riga entspannen sich Verhandlungen über eine Colloboratur an der Rigaer Domschule, die zu einer Berufung Herders in diese Stellung führten. Hamann war dafür lebhaft thätig. „Der dringende Theil des Gegenwärtigen — schreibt er am 17. Oktober an Lindner nach Riga — betrifft meinen Freund Herder, und der Anfang ist der pünktlichste Dank für Ihre schon zuvorkommende Sorgfalt und Treue in dieser Angelegenheit. Bei einem ziemlichen Umfange historischer, philosophischer und ästhetischer Einsichten, und einer großen Lust, den fruchtbarsten Boden anzubauen, bei einer mehr als mittelmäßigen Erfahrung der Schularbeiten und einer sehr glück-

lichen Leichtigkeit, sich zu bequemen und seine Gegenstände zu behandeln, besitzt er die jungfräuliche Seele eines Virgils und die Reizbarkeit des Gefühls, welche mir den Umgang der Liefländer immer so angenehm gemacht und dem Winckelmann ein so erbauliches Sendschreiben in die Feder geflößt hat. Sie wissen es noch, liebster Freund, wie sehr mir in meiner Jugend immer die Gesellschaft Ihrer jetzigen Landsleute gefiel. Die Idee eines Liefländers war damals das Oel, welches die eisernen Räder einer spartanischen Denkungsart vor dem Rost bewahrte, der mich nun unbrauchbar macht. Ich kann Sie also nach meinem besten Gewissen versichern, daß Sie an diesem liebenswürdigen Jüngling mit etwas triefenden Augen ein Andenken bei Ihrer Schule hinterlassen werden, das Ihre Verdienste um dieselbe krönen wird. Beschleunigen Sie ja die Ausfertigung seines Rufes, auch alles Uebrige zu seiner dortigen vortheilhaften Einrichtung, et serves animae dimidium meae." —

Die Vokation traf Anfang November in Königsberg ein, und am 23. November konnte Hamann an Lindner berichten, daß er Tags zuvor den Herrn Collaborator an das Thor geleitet, wohin ihn der Fuhrmann bestellt habe. Vorher hatte Herder noch eidlich geloben müssen, zurückzukehren, wenn er als Soldat requirirt würde; eine Forderung, die ihm bei seiner Abneigung gegen das Militärwesen den Abschied von dem Heimathlande sehr erleichterte. Ende Novembers traf er in Riga ein und begann seine Wirksamkeit an der Domschule am 7. December 1764. Am 24. Februar 1765 bestand er ein theologisches Examen vor dem Stadtministerium, das ihm anfänglich nicht sehr geneigt gewesen sein mag; der Ausfall der Prüfung gewann ihm aber die Achtung seiner nachmaligen Collegen. Darauf hielt er am 15. März seine erste Predigt, nach den Mittheilungen des Oberpastors Bergmann

auf Grund eines Abschnittes aus der Leidensgeschichte über „die Unschuld Jesu Christi". Die feierliche Einführung in die Schulstelle erfolgte erst am 27. Juni 1765 zugleich mit der Introduction des aus Greifswalde nach Riga berufenen Rektors Lindner. Bei dieser Gelegenheit hielt Herder eine Rede: „wiefern auch in der Schule die Grazie herrschen müsse," und die mehr Beachtung verdient, als ihr bisher zu Theil geworden zu sein scheint*). Die in ihr ausgesprochenen Gedanken haben Anspruch auf Originalität, wenn man an die damalige Lage der lateinischen Schulen denkt. Daß ein Mitarbeiter an einer Gelehrtenschule „ein Lehrer des Schönen und Weltmäßigen" heißen könne, daß man die „gründlichen Wissenschaften mit Nutzbarkeit und Grazie vereint" sehen wolle, wird wohl wenigen Humanisten damaliger Zeit beigekommen sein. Hält man der jugendlichen Excentricität Einiges zu Gute und verliert weder den damaligen Stand des Schulwesens, noch die weitere Entwickelung Herders aus den Augen, so darf man diese Rede ohne Bedenken als ein inhaltreiches Aktenstück zur Geschichte der Pädagogik bezeichnen. Es weht durch sie ein frischer Sinn und Geist, der mit der dumpfen Pedanterie und dem gelehrten Wust gründlich brechen, der die Schule dem Geschmack und dem Leben, freierer Lebensauffassung und edlerer Gesittung bewahren will. Es ist für unser Schulwesen just kein Kompliment, daß manche Worte Herders vom Jahre 1765 heut zu Tage, fast 100 Jahre später, noch volles Recht haben. So heißt es z. B.**): „Ich will nicht die Schullehrer vertheidigen, weil ich selbst einer bin; ich will nur ein paar Ursachen anführen, warum sie so selten mit dem Reiz der Grazie gesalbt sind. Wer drängt sich meistens zu so stau-

*) Vgl. Raumers Geschichte d. Pädagogik II., 336.
**) Herders Lebensbild I., 2, 49.

digen, unbekannten Stellen, als wer mit einem niedrigen Loos, einer unfreundlichen Minerva, einem niedrigen Schicksal und unglücklichen Talenten zu kämpfen hat. Zum zweiten unterdrückt auch der offenbare Handwerkston, auf den man die Lehrer ansieht, mit der Zeit den feinen Reiz, der in der Schule locket, und auf einem freien Schauplatz glänzt. Wenn der feinste Geist 40 Jahre im Sibirischen Exilio lebt, wird er auch ein Ostiake; wenn man ihn offenbar auf den Fuß eines Lohndieners nimmt, verliert er allen Muth, mit der Annehmlichkeit des Virtuosen zu arbeiten; wenn er keine andere Beförderung und Lohn als den Schulstaub sieht, so muß er, um sein Schicksal erträglich zu machen, sich in eine Schulfalte legen, er wird ein Handwerksmonarch in seiner Klasse und ein pöbelhafter Oekonom in seinem Hause; — seine eigne enge Sphäre giebt ihm dies System ein, das den elenden Grundsatz zum Mittelpunkte (hat): die Welt gehe, wie sie will; ich thue das Meine so hin. Immer elende Schulen, die so bestellt sind."

Als Lehrer wie als Prediger fand Herder in Riga großen Beifall. Berichte seiner Schüler sagen uns, daß seine Lehrmethode vortrefflich, sein Umgang mit den Schülern so human gewesen sei, daß sie seine Stunden allen andern vorzogen. Die Predigten, welche er beim Nachmittagsgottesdienste in einer Vorstadtkirche hielt, wurden insbesondere von jüngeren Männern zahlreich besucht und sprachen so an, daß noch in Weimar ein Buchhändler Predigten, die Herder in Riga gehalten, für seinen Verlag verlangte. Auch sonst gefiel sein frisches, jugendliches und doch ernstes Wesen. Familienkreise nahmen ihn mit freundschaftlicher Gastlichkeit auf und dauernde Freundschaftsbündnisse wurden geknüpft, so mit dem nachmaligen Bürgermeister K. Wilpert, Berens, Schwarz, insbesondere mit dem wackern Buchhändler Hartknoch, dem Verleger seiner ersten Schriften und dem treuen Förderer seiner Studien.

Im Jahre 1766 trat er auch in den Freimaurerbund ein, dessen thätiges Mitglied er ward und bis zu der Weimarer Periode blieb. Wie großes Vertrauen man in ihn setzte, ist daraus ersichtlich, daß er sehr bald Sekretär der Loge ward, obgleich er den dazu erforderlichen Grad noch nicht erlangt hatte. Nach den Mittheilungen seiner Gattin trug er sich auch in Bezug auf das Freimaurerwesen mit Reformgedanken, wie er denn überhaupt von Jugend auf zeitgemäße Fortbildung des Ueberkommenen und Bestehenden zum Gegenstand seines Denkens und Strebens machte. Nicht minderes Interesse widmete er dem öffentlichen Leben, das sich in Riga in ziemlicher Frische und Lebhaftigkeit erhalten hatte; es gab hier noch einen regen Gemeingeist, der sich am thätigsten in den kaufmännischen Kreisen erwies, und den jungen Gelehrten, der gerade mit diesen Kreisen am meisten verkehrte, belebend und bildend ergriff. Noch im Jahre 1765 hielt Herder bei Gelegenheit der Einweihung des neuen Rathhauses eine Schulrede über das Thema: Haben wir noch das Publikum und Vaterland der Alten?

Bei alledem werden wir nicht erwarten dürfen, daß Herder sich in Riga innerlich befriedigt gefühlt habe: die Quelle der Unzufriedenheit war aber nicht die Mangelhaftigkeit dieser oder jener Verhältnisse, sondern Herders innere geistige und sittliche Entwicklung. Das Schulamt mag ihm dann und wann unbequem geworden sein, die Mißgunst einzelner Geistlichen ihn vorübergehend gekränkt, Mangel an litterarischen Hülfsmitteln ihn gehindert haben, das Bedürfniß des Meinungsaustausches mit gleichgesinnten und gleichstrebenden Freunden schwer auf ihm gelastet haben: alles das steht nur in zweiter Linie neben den innerlich in Herder selbst wirkenden Momenten. Wenn er am 1. Oktober 1766 an Hamann schreibt*): „da ich

*) Herders Lebensbild, I., 2, 177 fg.

immermehr meine hiesige Situation, den Genius dieses Ortes und meine eigenen Projekte kennen lerne, so mehren sich meine Arbeiten, meine Einsichten und meine Melancholie; es ist ein elend jämmerlich Ding um das Leben eines Litteratus und insonderheit in einem Kaufmannsorte" — so klingt das freilich trübe genug, und der Zusatz: „ich suche mein Amt abzuwarten und nicht zu singen, sondern zu arbeiten" ist der Ausdruck wehmüthiger Resignation. Aber man muß in dem Briefe weiterlesen. Hamann hatte in seinen Briefen dem jungen Freunde gute Rathschläge in Bezug auf seine Schreibart gegeben, die allerdings in hohem Grade überschwänglich und blumenreich war. Herder antwortet: „Die Anmerkungen, die Sie über meine Schreibart säen, sollen auf ein gutes Land fallen; nur hören sie, was ich dagegen habe. Ich weiß, Sie nehmen das Wort Styl so, wie Winckelmann das Wort Geschichte nehmen will; und darauf antworte ich, wenn man von sich selbst urtheilen kann oder soll oder will: ich selbst bin noch immer unreif, ein pomum praecox zu einem Amte, zu einer Schulstelle, zu einem gesetzten Umgang und Styl. Meine ganze Bildung gehört zu der widernatürlichen, die uns zu Lehrern macht, da wir Schüler sein sollten. Haben Sie Mitleiden mit mir, bester Freund, daß mich das Schicksal in einem pedantischen Mohrungen hat geboren werden lassen; daß ein einseitigen Trescho meinen ersten Funken weckte; daß ich in Königsberg mit dem Scepter des korinthischen Dionys mir meine Galgenfrist zum Studieren habe erwuchern müssen. Hätte ich außer einem Kant noch Pedanten hören können, die meine Hitze hätten abkühlen und mir Schulmethoden hätten lehren sollen; hätte ich durch den Umgang mir den Weltton angewöhnen können, hätte ich mehr Uniformes mit der Universität und dem Gros meines Status angenommen; so würde ich vielleicht anders denken, aber auch nicht dasselbe denken.

Ein siebenmonatlicher Embryo muß viele Nachbildung und Wartung haben, ehe er sich zur Luft der Menschen gewöhnt, und ich gestehe gern, daß ich das Phlegma eines homme d'esprit noch gar nicht mit dem Enthusiasmus des Genies zu verbinden weiß. Meine Studien sind wie Zweige, die durch ein Ungewitter mit einmal ausgetrieben werden: meine Gedichte gehören zur Zeit des hohen Styls, der sich plötzlich aus dem Chaos emporschwang und die Grazie noch nicht kannte. Aber wissen Sie auch, daß ich noch nicht im Alter der Reife, sondern der Blüthe bin? Eine jede hält eine ganze Frucht in sich, aber viele fallen freilich auf die Erde. Wollen Sie an einem jungen Baume lieber abschneiden oder einpfropfen? Spornen Sie mich also an, vieles zu entwerfen, aber nichts als Autor für die Ewigkeit ausführen zu wollen; es kommen immer Jahre, da unsre Augen nicht mehr zeichnen, sondern ausmalen." So schrieb Herder im Herbste 1766, in demselben Jahre, das die beiden ersten Sammlungen seiner „Fragmente zur deutschen Litteratur" gebracht hatte, und gewiß schmälert diese bescheidene und doch vom Selbstgefühl getragene Selbstkritik unsre Zuneigung zu dem jungen Dichter und Gelehrten nicht im mindesten: sie gibt uns zugleich den klarsten Einblick in seine innere Entwickelung.

Herders Klagen veranlaßten Hamann, ihm eine Hauslehrerstelle bei dem Gutsbesitzer von Spöge auf Blankenfeld anzubieten, die ihm selbst angetragen worden war: für die Gesundheit und Gemüthsruhe des Freundes schien ihm ein Wechsel das einzige Besserungsmittel zu sein, und zugleich bot die Stelle eine sichere Aussicht auf größere Reisen, womit ein Hauptwunsch Herders erfüllt worden wäre. Trotz Hamanns Zureden aber lehnte Herder ab, denn wer nicht vorwärts gehe, der gehe zurück; Freiheit und Unabhängigkeit sei das einzige Gut, das er habe und das er einem Privatengagement

nicht opfern dürfe; in Riga hänge sein Beifall von Vielen, dort nur von Einem ab. Hamann schrieb darauf zurück, er habe schon selbst die Thorheit seines Antrags erkannt. So blieb er denn im richtigen Gefühle, daß der Grund seines Mißbehagens ein innerer, durch keine Ortsveränderung zu hebender sei, zunächst noch in Riga. Das neue Jahr 1767 begann mit einer schweren Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes brachte, und von der er sich nur langsam erholte. Im Frühjahr aber trat eine nicht unwesentliche Veränderung für ihn ein, indem der Kirchenkonvent der St. Peters-Gemeinde zu St. Petersburg unter dem 13. (24.) April die Aufforderung an ihn ergehen ließ, gegen einen Gehalt von 700 Silberrubeln nebst freier Wohnung, Heizung und Beleuchtung die Leitung der von der Gemeinde begründeten Lehr- und Erziehungsanstalten zu übernehmen. Nur wenige Tage schwankte Herders Entschluß. Denn in Riga waren seine Freunde thätig, ihn der Schule und Gemeinde zu erhalten und brachten es bald dahin, daß der Rath eine neue Stelle eigens für ihr kreirte. Schon unter dem 25. April (6. Mai) wurde er zum Pastor adjunctus an den beiden vorstädtischen Kirchen mit Beibehaltung seiner Stellung an der Domschule ernannt, am 13. Juni examinirt, am 10. Juli ordinirt und in demselben Monat noch in beiden Kirchen durch den Oberpastor von Essen eingeführt. Fast zwei Jahre blieb er nun noch in Riga, ehe er den lange gehegten Wunsch, sich eine weitere Umschau zu erwerben und einen andern Wirkungskreis zu finden, zum Entschluß werden ließ.

Wem die große Lebhaftigkeit und Beweglichkeit, der Gedankendrang und Thatendurst Herders in den bisherigen Mittheilungen über sein inneres und äußeres Leben entgegen getreten ist, für den bedarf es nicht der Bestätigung, daß er auch in Riga, trotz aller Amtsthätigkeit und des vielfachen Zeitverlustes, den die Pflege gesellschaftlicher Beziehungen mit

sich brachte, in dem ihm eigenen universalen Sinne, nach den verschiedensten Seiten hin thätig war. Erkannte er es selbst, daß er sich mehr im Stadium der Entwürfe, als der Ausführungen befand, so werden wir auch gerade diese Entwürfe nicht unerwähnt lassen dürfen. Sie bewegen sich im Ganzen in den Bahnen, die er schon in Königsberg eingeschlagen; die Geschichte des Alterthums, insbesondere des Orients ist es vorzugsweise, die ihn beschäftigt und bis in die frühesten Zeiten des Menschengeschlechtes, ja bis an die Schöpfung und die Sündfluth, geleitet; nächst dieser die Geschichte der Dichtkunst, bei der ihn die ästhetischen Gesichtspunkte leiten, von denen selbst seine Stellung zum Schulamte, wie wir sahen, bestimmt war. Besondere Aufmerksamkeit aber haben wir den „Fragmenten über die neuere deutsche Litteratur" zuzuwenden, die in drei Abtheilungen 1766 und 1767 erschienen und solchen Beifall fanden, daß die erste Sammlung schon 1768 neu aufgelegt werden mußte. Die Schrift erschien ohne Angabe des Verfassers und erregte solche Theilnahme, daß Nikolai sich brieflich an den ungenannten Verfasser wendete und Winckelmann von Rom aus an Heyne schrieb: „Was ist für ein neuer Pindar unter euch aufgestanden?" Es war Herders erster Schritt in die größere Oeffentlichkeit und schon deshalb der Mühe werth, Inhalt und Charakter dieser Schrift genauer kennen zu lernen *).

Die Fragmente kündigen sich (Vorrede zur ersten Ausgabe) als eine Fortsetzung der Litteraturbriefe an und zerfallen in drei Abtheilungen, denen nach der ersten Absicht des Verfassers noch eine vierte folgen sollte. Die erste Sammlung enthält nach Herder's bescheidenem Ausdruck in der Vor-

---

*) J. Ch. Herder's sämmtliche Werke I. (Stuttgart und Tübingen. 1827).

rede zur 2. Ausgabe „Anmerkungen über die Sprache", die zweite über die griechische Litteratur, die dritte über die Römer: die vierte sollte von den Orientalen handeln. „Anregungen" — das möchte der passendste Titel für diese Aufsätze gewesen sein, denen Gedankenreichthum ebenso überraschend, wie ihre Form eigenthümlich unruhig und bisweilen selbst unschön ist. Wenn bei irgend einer Schrift damaliger Zeit, so ist bei diesen Fragmenten ihre große Wirkung auf die Nachfolgenden Jedem ersichtlich: in den Fragmenten tritt Herder uns als der eigentliche Chorag der Originalgenies, der litterarischen Neuerer entgegen. Er spricht zuerst von der Sprache, wie sie als Werkzeug, Inhalt, Form der Wissenschaft ausgebildet werden müsse. Wohl brauchen die Helden und Halbgötter in der Litteratur keine Vorläufer, sondern erlangen Herkuls Ruhm dadurch, daß sie seine Thaten thun, aber ihren schwächeren Nachfolgern könne man zu Hülfe kommen, die sich sonst auf ihrem Kunststück mit schlechtem Werkzeuge quälen: könne man diesen ihre Instrumente bequemer, leichter faßlicher machen, so erleichtere man ihnen wenigstens jene undankbare Mühe, die nachher ihrem Kunststücke so selten anzusehen sei. Ein Muster entscheide durch sein königlich Beispiel mehr als zehn Wortgrübler und kläre mehr auf, als hundert Leichenfackeln der Grammatiker, die Sprach- und Schulmeister seien sogar die ersten, die die Sprache verderben, daß sie nichts tauge: es bedürfe vielmehr solcher, die unserer rüstigen und tüchtigen Sprache ihre alte Baumstärke wiedergeben und alte Geheimnisse in ihr verrathen wollen. Wie es stehe, das zeige ein Blick auf die Uebersetzer, die nicht zu übersetzen wissen, auf die Journale, die oft nicht zu entscheiden wissen, auf unsere besten Grammatiken und Prosodien, die keine deutschen Grammatiken und Prosodien seien. Herder weist auf die Griechen und Römer hin;

„wären sie auch in allem, was sie in der Sprache dachten, soweit unter uns, als es uns oder ihnen belieben mag — in dem, wozu sie die Sprache machten, waren sie weit über uns".

Und was ist für Herder die Sprache? „Der große Umfang sichtbar gewordener Gedanken, ein unermeßliches Land von Begriffen! Jahrhunderte und Reihen von Menschenaltern legten in dieß große Behältniß ihre Schätze von Ideen, so gut oder schlecht sie geprägt sein mochten; neue Jahrhunderte und Zeitalter prägten sie zum Theil um, wechselten damit und vermehrten sie, jeder denkende Kopf trug seine Mitgift dazu bei, jeder Erfinder legte seine Hauptsumme von Gedanken hinein und ließ sich dieselben durch Wucher vermehren, ärmere liehen davon und schafften Nutzung — falsche Münzer lieferten schlecht Geld, entweder zur Erstattung des Geborgten, oder sich ein ewiges Gedenken zu prägen — heldenmäßige Räuber wußten sich bloß durch Raub und Flammen einen Namen zu machen — und so ward nach großen Revolutionen die Sprache eine Schatzkammer, die arm und reich ist, Gutes und Schlechtes in sich faßt, gewonnen und verloren hat, Zuschub braucht und Vorschub thun kann, die aber, sie sei und habe was sie wolle, eine ungemein sehenswürdige Merkwürdigkeit bleibt."

Jede Nation aber hat ein „eignes Vorrathshaus solcher zu Zeichen gewordenen Gedanken", das ist ihre Nationalsprache, der Gedankenschatz eines ganzen Volkes. „Schriftsteller der Nation! (ruft Herder aus) wie könnt ihr ihn nutzen? und ein Philolog der Nation, was könnte er nicht in ihm zeigen, was durch ihn erklären?" Das diesem Nationalschatze Eigene, sein Ursprung, seine Geschichte, die ernste Art dieser Eigenheit, das Besondere in Bezug auf Armuth und Ueberfluß, das Sehenswürdige in Gestalten der Schönheit und in Mißgeburten — kurz hundert unerhörte Dinge würden sich

über diesen Gedankenvorrath sagen lassen, die jeder Eingeborene der Sprache mit begierigem Ohre hörte.

Jede ursprüngliche Sprache richtet sich nach ihrem Himmels- und Erdstriche, jede Nationalsprache bildet sich nach den Sitten und der Denkart ihres Volkes; umgekehrt muß sich die Litteratur eines Landes, die ursprünglich und national ist, so nach der originalen Landessprache einer solchen Nation formen, daß eins mit dem andern zusammenrinnt. „Die Litteratur wuchs in der Sprache und die Sprache in der Litteratur; unglücklich ist die Hand, die beide zerrissen, trüglich das Auge, das eins ohne das andre sehen will. Das ist der größte Philolog des Orients, der die Natur der morgenländischen Wissenschaften, das Naturell seiner Landessprache wie ein Morgenländer versteht. Der ist ein origineller Grieche, dessen Sinn und Zunge unter dem griechischen Himmel gleichsam gebildet worden. Wer mit fremden Augen sieht und mit barbarischer Zunge von griechischen Heiligthümern schwatzen will, den sieht Pallas nicht an, der ist ein Ungeweihter im Tempel des Apollo.“

Fremde Sprache und Litteratur hat oft einen tiefeingreifenden und sogar nachtheiligen Einfluß geübt. „Durch diese Zusammenmischung von Ideen und Sitten, von Denk- und Seharten, von Sprachen und Wissenschaften hat alles eine so andere Gestalt annehmen müssen, daß die Litteratur ein wahrer Petrus zu sein scheint, wenn man sie durch Völker und Zeiten und Sprachen versetzet. Entlehnte Gesichtspunkte wurden auf eine neue Art gerückt; geerbte Wahrheiten bis zum Unkenntlichen umgeprägt; halbverstandene Begriffe zu Gespenstern; unrecht angesehene Gegenstände zu abenteuerlichen Gestalten; und eine Sprache, die ihre Litteratur aus verschiedenen Himmels- und Erdstrichen, aus mancherlei Sprachen und Völkern her hat, muß natürlicherweise ein Ge-

misch von eben so vielen fremden Vorstellungsarten sein, die in einer oder der andern Wissenschaft Raum gewonnen."

Herder wendet sich nach einer kürzern Kritik der Schrift von Michaelis: Wiefern haben Sprachen einen Einfluß auf Meinungen und Meinungen auf Sprachen? zu der deutschen Sprache, für die noch kein sprachkundiger Philosoph aufgetreten sei. Hören wir die Fragen, deren Beantwortung er wünscht: „Wiefern hat die Sprache der Deutschen eine Harmonie mit ihrer Denkart? Wiefern hat ihre Sprache Eindrücke auf die Gestalt ihrer Litteratur gemacht? Wie kann man es an ihrer Mundart, an ihren Elementen, von ihrer Aussprache und Silbenmaße an bis zu dem ganzen Naturell derselben erkennen, daß sie unter dem deutschen Himmel gebildet worden, um unter demselben zu wohnen und zu wirken? Wie viel kann man in ihr aus der Welt von Umständen und Begebenheiten erklären, so daß der eigenthümliche Inhalt derselben von ihrer Denk- und Lebensart gesammelt würde? Wie manches läßt sich von der Etymologie einzelner Wörter bis zum ganzen Bau der Schreibart aus den Gesichtspunkten bestimmen, die ihnen eigen waren, so daß die Regeln der Sprachlehre mit den Grundstrichen ihres Charakters parallel laufen, und das ganze große Geheimniß des deutschen Idiotismus ein Spiegel der Natur ist? Welche Revolutionen hat die deutsche Sprache theils in ihrer eigenen Natur, theils durch die Zumischung fremder Sprachen und Denkarten erfahren müssen, daß sich ihr Geist verwandelte, wenn gleich der Körper derselbe blieb? Wie voll fremder Colonien insonderheit die gelehrte Sprache ist, die deutsche Tracht, deutsches Bürgerrecht und deutsche Sitten angenommen haben? Wie viel fremde Aeste auf den Stamm unserer Litteratur gepfropft sind, wie sie auf demselben wo nicht ausgeartet, so doch verartet, und oft veredelt sind? Wie weit ist die

Sprache als Werkzeug der Litteratur, wenn man sie mit andern Nationen vor und neben uns vergleichet? Wie weit als Werkzeug der Literatur, insofern sie verschiedenen Gattungen angemessen wird — wie weit für den Dichter? den Prosaisten? den Weltweisen? Wie weit als Werkzeug der Litteratur, sofern sie zu verschiedenen Zwecken arbeiten soll? Wie weit im Bücherstil? In der Sprache des Umgangs? Wie weit, um sich lesen, hören, lernen, deklamiren und singen zu lassen? Was liegen in ihr für Schätze von Gedanken, für rohe Massen zu Gestalten, für ungebrauchte Formen zu neuen Schreibarten? Was hat sie für eigene Landesproducte der Litteratur aufzuzeigen, die in ihr geboren, genährt oder vollendet sind? Welche Höhe hat sie erstiegen? Wer hat ihr dahin aufgeholfen? Welche Höhe hat sie zu ersteigen? Und auf der andern Seite, worin muß sich gegentheils die andere Wagschale wieder neigen?" Auf den Weisen, der darauf Antwort gäbe, wartet Herder wie Alkibiades auf den, der ihn über Götter und Götterdienst erleuchten sollte.

Und diese deutsche Sprache ist, wenn irgend eine, eine ursprüngliche, eigenthümliche Nationalsprache: sie ist ihm ein alter Tempel, von der Nation, nach dem Urbilde ihres Geistes, aus Materialien ihrer eigenen Stein- und Thongruben errichtet, geräumig genug, die Nation zu fassen, und dauerhaft genug, um ihr ewiges Denkmal zu sein; verglichen mit ihren Nachbarinnen erscheint sie wie ein festes Land, das mit Meeren und schwimmenden Inseln umgeben, auf seiner Wurzel sicher ruht. „Können wir uns nicht für αυτοχθονες ausgeben, die aus eigenem Grund und Boden hervorgewachsen, unvermischt mit andern, und älter als der Mond sind, so wollen wir uns doch derselben, als eines Eigenthumes rühmen und mit patriotischem Stolze Idioten sein, nach der griechischen Bedeutung dieses Wortes."

Herder vertheidigt unsere Sprache gegen die ihr von den „weichen Nachbarn“ mit ihrer „schlüpfenden Mundart“ gemachten Vorwürfe: „sie habe wegen der überhäuften Consonanten etwas barbarisches an sich“. Vielmehr habe die deutsche Sprache „einen abgemessenen sichern Ton, einen vollen Klang, den vernehmlichen festen Schritt, der nie über und über stürzt, sondern mit Anstand schreitet wie ein Deutscher“. Er wendet sich zu den Silbenmaßen, insbesondere zu den von Klopstock angewendeten, um deren Nachahmung zu empfehlen, und zu dem „Englischen, Brittischen, Miltonischen“, welches er im Gegensatz zu dem „unnatürlichen Alexandriner“ hervorhebt, den „wir aus keiner andern Ursache so theuer halten können, als weil wir ihn von den lieben Franzosen erbten“. Mehr aber als alle todte Proportion der Buchstaben und alle künstliche Struktur der Silbenmaße geben könne, gebe uns der lebende Wohllaut, der unserer Sprache das höchste Lob einer ursprünglichen Sprache gebe. Ihre Wurzeln seien malerisch; es finde sich eine Fülle von „Klangworten“, und diese Klangworte seien oft auch „Machtworte“: aber an diesen sei die Sprache früher reicher und stärker gewesen. „Wenn man an den ältesten Ueberbleibseln der deutschen Schreibart diese Macht und Herrlichkeit der alten Sprache unmöglich verkennen kann; wie kommt es denn, daß man so wenig darauf gedacht hat, sie wieder zu erobern?“ Hier trifft nun ein (und gewiß nicht ungerechter) Vorwurf Gottsched und seine Anhänger: er habe unsere Sprache „entnervt“; „waren es nicht noch Schimpfwörter und pöbelhafte Ausdrücke, die man beibehielt, sonst wurde alles wässerig und eben“. Nachdem er Bodmers Verdienst durch die Herausgabe der „Gedichte aus dem schwäbischen Zeitalter“ hervorgehoben, und an den Schweizern anerkannt, daß „ihre Sprache der alten deutschen Einfalt treuer geblieben“, (wobei er in-

deß ihrer „Dichterei" seinen Beifall nicht schenkt), kommt er auf Luther zu sprechen, unter Anführung des bekannten Wortes von Klopstock: „auch in der Sprache haben wir von Luther noch lange nicht so viel gelernt als wir lernen könnten und sollten". Man soll die Quellen unserer Sprache aufsuchen, und an ihnen Saft und Stärke trinken, man solle, ehe man über deutsche Schreibart sprechen will, selbst lernen, was wahres Deutsch gewesen ist und bleiben wird.

Der Fragmentist vertheidigt unsere Sprache hierauf gegen den andern Vorwurf, daß ihre „bizaren Konstruktionen", insbesondere die Inversionen, „die metaphysische Ordnung der Worte" stören, und lobt ihren Reichthum an „Idiotismen", die ihm „patronymische Schönheiten" sind — „idiotische Schriftsteller" die selbst den Eigensinn ihrer Sprache nutzen, aus dem Ueberflüssigen und Regelmäßigen derselben Vortheile ziehen, aus ihren Fundgruben Schätze heraufholen, und so schreiben als sich nur in dieser Sprache schreiben läßt, sind ihm ein Schatz der Nation, sind ihm „Nationalschriftsteller in hohem Verstande". Diese auf den Eigenthümlichkeiten einer Sprache wurzelnde Schreibart sei nirgends unentbehrlicher, als bei Schriftstellern der Laune, bei Dichtern von eigner Manier, in dem Vortrage für den „gemeinen Mann". Aber die Zahl unserer idiotistischen Schriftsteller sei gering. Humoristen seien in Deutschland selten; nur Lessing lasse sich nennen, weit weniger Wieland und Zachariä. Die Ursache liege in dem Charakter der Nation; in Bezug auf komischen Ausdruck seien die Franzosen reicher als die Deutschen. Das sei aber für die deutsche Sprache kein Vorwurf, wohl aber stehe dieser „das Zierliche, das Regelmäßige, das Classische" im Wege, das sich jeder geben wolle. Man dürfe kein ungewöhnliches Wort brauchen, keinen Ausdruck aus dem gemeinen Leben aufnehmen, keinen „Eigensinn" er-

lauben sobald er ein Eingriff in eine Regel sei. „Kunstrichter wünschen nichts so sehr als geläufigen Stil, Ausdrücke, die für alle Sprachen geräumig, für alle Denkarten gedehnt genug sind; und das, was so recht nach ihrem Sinne, wo keine Regel beleidigt, keine neue Freiheit gewagt ist, wo alles in langsamem Schritt, wie ein beladener Maulesel trabt, das ist classisch. Auf einmal sind mit diesem Worte alle idiotistischen Schriftsteller weg, denn wer wird nicht gern classisch sein wollen? Und um dies zu werden, ist ja kein anderer Weg, als zu schreiben wie die Regelnschmiede, die Pedanten der Reinigkeit und des Ueblichen in der Schreibart, die Großsiegelbewahrer der Keuschheit einer Sprache an ihren geheimen Orten, wie diese es wollen. Und diese wollen? — was so ist, wie sie schreiben; und sie schreiben? — wie alle Menschen vor und hinter ihnen schreiben. Nun lebet wohl, eigenthümliche Schriftsteller, die ihr nicht so schreiben, die ihr eure Sprache weiter bringen wollet: lebet wohl!" — diese „Sklaverei des Ueblichen und Geziemenden" ist es nach Herder, die die Entwickelung einer deutschen Prosa gehindert hat. Die deutsche „Stubengelehrsamkeit", die durch den mündlichen Vortrag nicht hat lebendig wenden können, und die Nachahmung der Franzosen, ja auch der Engländer hat der „starken Kürze unserer Sprache" geschadet. Als rühmliche Beispiele neuerer Originalschriftsteller, die dem Genius der Sprache geopfert haben, werden Winkelmann, Hagedorn, Moser, Abbt, Spalding ꝛc. angeführt, aber Herder verwahrt sich gegen die Bezeichnung als „classische" Schriftsteller. Ihm ist es unausstehlich, daß man mit diesem Ehrenworte so schülermäßig spielt, daß jeder „reingewässerte, regelmäßige Tropf" sich diesen Namen anmaßen könne. Für „classische Schriften" denkt er sich ein anderes Publikum, als „akademische Lehrlinge"; in Lehrbüchern den einzigen classischen Schatz der

deutschen Nation finden zu wollen, ein ganzes Publikum zu Schulknaben zu machen, „hier fühle ich Schamröthe auf meinen Wangen aufgehen“! Sein „Eigensinn“ wägt ein Buch nach dem Innern seiner Schreibart; er will zum classischen Schriftsteller einen Autor für die Nation; er unterscheidet Gattungen der Schreibart, deren jede ihre eigenen Gesichtszüge hat; classische Schriften sollen ihm die Schätze ihrer Sprache aufbehalten und daher idiotistisch geschrieben sein, als wenn keine andere Sprache in der Welt wäre; die Schriftsteller sollen nicht wie mit Schülern vom Katheder herab, nicht im Paragraphenstile schreiben, sondern im Ton der Welt, des Lebens, sie sollen nicht unterrichten, sondern bilden. „Lasset uns nur idiotistische Schriftsteller, eigenthümlich für unser Volk, für Materie und Sprache sein: ob wir classisch sind, mag die Nachwelt ausmachen.“

Die zweite Sammlung stellt nach einer kurzen Einleitung über Kunstkritik die Frage an die Spitze wie das Genie in Deutschland erweckt werden könne: denn von allen Seiten klagt man über Mangel an Originalen, an Genies, an Erfindern, über die Nachahmungs- und gedankenlose Schreibsucht der Deutschen. Mit bloßen Tadeln und Klagen, mit Vorschriften sei es nicht gethan; auch nicht mit dem „Zergliedern“; wirksamer sei das große Beispiel, als die feinste Speculation, aber wer könne es geben? Es bleibe danach nur ein Mittelweg übrig: „man betrachtet die Werke der Andern, um durch sie aufzumuntern“. Deshalb versucht er die deutschen Nachahmungen mit ihren Originalen zu vergleichen, und handelt zuerst von den deutsch-orientalischen Dichtern. Während ein Theil unsrer besten Gedichte halb morgenländisch sei, sei doch weder die Natur, noch die Geschichte des Orientes, noch der Nationalgeist und die „Nationalvorurtheile“ der Morgenländer die unsrigen. „Singen wir denn — fragt

Herder — für Juden? — Möchte man doch bedenken, daß der Geschmack der Völker und unter einem Volke der Geschmack der Zeiten sehr genau seinen Fortgang mit Denkart und Sitten habe; daß also, um sich dem Geschmacke seines Volkes zu bequemen, man ihren Wahn und die Sagen der Vorfahren studiren müsse, und um auch dem Gott der Zeit ein Opfer zu bringen, man diese und fremde Meinungen nach der herrschenden Höhe des sinnlichen Verstandes passen müsse." Besser sei es, „sich nach alten Nationalliedern erkundigen und in die poetische Denkart der Vorfahren eindringen": wer das nicht wolle, möge sich nach seiner Zeit richten. Denn der Geist der Religion habe sich geändert: in jenen Zeiten einer „milden Einfalt" habe sie mehr unter sich begriffen, während sie jetzt nichts weniger als theokratisch sei, und der prophetische Geist schweige; sie habe einen andern auch auf das Zeitliche gerichteten Zweck gehabt, während sie jetzt, „geistig" sei, „mit den erhabensten Zwecken auf eine glückliche Ewigkeit"; sie sei „sinnlich und lange nicht so moralisch als die unsere" gewesen. Darum könne man ihre Gedichte, die „Stücke einer Religion waren", nicht nachahmen, und selbst Klopstock habe fehlgegriffen. Er habe „zu viel orientalischen Schaum und christliche Gegenstände orientalisch behandelt*), „gewisse morgenländische Wiederholungen, die statt seufzen, gähnen machen". Ueberhaupt habe sich die ganze poetische Sphäre bei beiden Nationen geändert, und der Geist der Sprache sei ein durchaus verschiedener. So ergebe sich folgendes Resultat: „Die morgenländischen Werke der Genies zeichnen sich aus durch den hohen Ausdruck einer

*) Vergl. über Klopstock insbesondere das Gespräch zwischen einem Rabbi und einem Christen über Klopstock's Messias. Fragment 2, 41 fg.

Einbildung, die Erdichtungen liebt, Sittensprüche in Figuren, Bilder und Schatten einhüllt; die sich nicht bloß auf Flügeln der Morgenröthe bis an die Grenzen der Natur aufschwingt, sondern sich oft über diese Grenzen wagt und im Reiche des unnatürlichen, aber wunderbaren Chaos umherirrt. Die kälteren vernünftigen Deutschen haben sich dieser brennenden Phantasie nachschwingen wollen, mit Flügeln, die ihnen die Natur nicht gab, wie Horaz vom Dädalus singt; sie zeichnen fremde, oft unverstandene und wenigstens zu entfernte Bilder; ihre geborgten Erfindungen sind Geschöpfe ohne Erde, ihre nachgeahmten Empfindungen keine Empfindungen; der Ausdruck erreicht sein Original oft nur, wo es sich dem Uebertriebenen nähert".

Also nicht nachahmen, sondern studieren: die morgenländischen Gedichte erklären, zum Verständniß bringen, denn Uebersetzungen und Nachahmungen sind ohne Verständniß unmöglich. „Die orientalische Philologie wird, wenn sie sich mit Geschmack vereinigt, schlechte und dumme Nachahmer zerstreuen." Wünschenswerth sei eine „poetische Uebersetzung der morgenländischen Gedichte, worin diese aus dem Lande, der Geschichte, den Meinungen, der Religion, dem Zustande der Sitten und der Sprache ihrer Nation erklärt und in das Genie unserer Zeit, Denkart und Sprache verpflanzt werden." — Das ist für Herder „auch eine Originalarbeit, die mehr Einfluß auf unsere Litteratur haben kann, als zehn Originalwerke". Sollte sie auch nicht das Glück haben, neue und wirklich neue Genies zu erwecken, so wird sie doch wenigstens den Nach- und Nebenbuhlern ausländischer Götzen eine Wand von Dornen vorziehen, daß sie ihren Reiz nicht finden. Sie wird ergreifen, zurückreißen und sagen: siehe hier deine Natur und Geschichte, deine Götzen und deine Welt, deine Denkart und Sprache; nach diesen bilde dich, um der

Nachahmer deiner selbst zu werden. Und willst du von einer der vorzüglichsten Nationen ihre Schätze nützen: siehe hierher! Ich suche dich mit der Kunst bekannt zu machen, wie sie Geschichte und Religion in Gedichte zu wandeln wußten: raube ihnen nicht das Erfundene, sondern die Kunst zu erfinden, zu erdichten, und einzukleiden!"

Was die Griechen betrifft, so sind sie, „mit ihrem feinen poetischen Sinne, deren schönes Ideal ein Abglanz der Natur ist", wohl der Nachahmung werth, aber ehe wir sie nachahmen, müssen wir sie kennen. Dazu bedarf es mehr, als Ausgaben; es muß gezeigt werden, „wie die Griechen von den Deutschen zu studieren sind"; und „studieren heißt freilich den Wortverstand erforschen und das so gründlich als es zu folgenden Stücken gehört; man suche aber auch mit dem Auge der Philosophie in ihren Geist zu blicken, mit dem Auge der Aesthetik die feinen Schönheiten zu zergliedern, die den Kritikern sonst gemeiniglich nur im Uebermaße erscheinen; und dann suche man mit dem Auge der Geschichte Zeit gegen Zeit, Land gegen Land, und Genie gegen Genie zu halten". Wenn es Jemand verstünde, das Geheimniß der schönen Wissenschaften aus den Griechen aufzuschließen! Wenn Uebersetzer aufträten, die „den unterscheidenden Ton des Autors fänden, und die sich in den Character seiner Schreibart setzten, uns die wahren unterscheidenden Züge, den Ausdruck und den Farbenton des fremden Originales, seinen herrschenden Charakter, sein Genie und die Natur seiner Dichtungsart richtig ausdrückten!" — „Wenn uns Jemand den Vater der Dichtkunst, Homer, übersetzte! Ein ewiges Werk für die deutsche Litteratur, ein sehr nützliches Werk für Genies, ein schätzbares Werk für die Muse des Alterthums und unsrer Sprache, ja, sowie Homer lange Zeit die Quelle aller göttlichen und menschlichen Weisheit gewesen, sowie er der Mit-

telpunkt der griechischen und römischen Litteratur wurde, auch das größte Original für die unsre — alles dies kann eine Homerische Uebersetzung werden, wenn sie sich über Versuche erhebt, gleichsam das ganze Leben eines Gelehrten wird, und uns Homer zeigt, wie er ist, und was er für uns sein kann." Auch zu den griechischen Tragikern würden gute Uebersetzungen (die Arbeiten von Steinbrüchel*) seien als beachtenswerther Anfang anzusehen) uns ein verständnißvolleres Verhältniß eröffnen. Es fehle ein „Winkelmann in Absicht der Dichter", eine Geschichte der griechischen Dichtkunst, die „den Ursprung, das Wachsthum, die Veränderungen und den Fall derselben nebst dem verschiedenen Stil der Gegenden, Zeiten und Dichtern lehre und dieses aus den übrig gebliebenen Werken des Alterthums durch Proben und Zeugnisse beweise".

Wie weit sind wir denn (so fährt der Fragmentist fort) im Nachbilden der Griechen? Vielleicht ist Bodmer unser Homer, Gleim unser Anakreon, Geßner unser Theokrit, der Grenadier unser Tyrtäus, Gerstenberg ein Alkiphron, Karschin unsere Sappho, der Dithyrambensänger unser Pindar!" Das Unzutreffende dieser damals sehr beliebten Parallelen sucht Herder hierauf nachzuweisen, er setzt den großen Unterschied zwischen den griechischen Dichtern und den deutschen Nachahmern oder denen, die als solche gelten sollen, auseinander: in einigen Stellen mit dem glücklichsten Erfolge. Ein ganz anderes Verständniß für Homer, als damals im Schwange war, hatte er schon in der ersten Sammlung **) gezeigt, indem er das Wesen der Naturdichtung und insbesondere Homer als den Sänger des Volksepos charakterisirte,

*) Tragisches Theater der Griechen, Zürich 1763.
**) Fragmente 1, S. 163.

bei dem noch alles „Natur ist: Gesang und Sitten, Götter und Helden, Laster und Tugenden, Inhalt und Sprache". Ganz im Gegensatze gegen die herrschende Geschmacksrichtung, tritt ihm dagegen das Kunstepos des Virgil und Andrer bedeutend zurück. Gleim und Gerstenberg gewinnen bei der Parallele, während in Bezug auf Homer und Pindar jede Parallele als unmöglich erscheint: bei dem ganz besonders viel beliebten Vergleich zwischen Theokrit und Geßner hat Herder das Verdienst, zuerst die starke Differenz zwischen der antiken und der modernen Idylle hervorgehoben und die antike Idylle richtiger aufgefaßt zu haben*).

Die dritte Sammlung beschäftigt sich mit der „neueren römischen Litteratur": Herder verfolgt einen Gedanken, der bis dahin noch gar nicht rechten Raum gewonnen hatte, daß nemlich von der lateinischen Sprache und lateinischen Bildung ein ungünstiger Einfluß auf unsere Litteratur und geistige Entwickelung ausgegangen sei. „Die Litteratur der neueren Zeiten hat sich im Innern so sehr nach einer lateinischen Form gebildet, daß, wenn wir auch in Deutschland auf einige Augenblicke als Fremde einer andern Zeit und Denkart sehen wollen, wir diese römische Gestalt nicht verkennen können."

Kein größerer Schade könne einer Nation zugefügt werden, als wenn man ihr den Nationalcharakter, die Eigenheit ihres Geistes und ihrer Sprache raube. „Wie steht es mit der deutschen Nation? Haben wir mehr bekommen oder aufgeopfert? Das zähle ein Weiser nach, der den päpstlichen Aberglauben mit der alten rauhen Tugend, die politischen Unruhen mit der alten rauhen Stille, den Auskehricht der Mönchsgelehrsamkeit mit der alten barbischen Armuth, die sogenannte bäurische römische Sprache mit der altdeutschen zusammenwägen könnte.

*) Vgl. Koberstein (4. Aufl.) 2. Theil S. 1368.

Wäre Deutschland bloß an der Hand der Zeit, an dem Faden seiner eignen Kultur fortgeleitet: unstreitig wäre unsere Denkart arm, eingeschränkt; aber unserm Boden treu, ein Urbild ihrer selbst, nicht so mißgestaltet und zerschlagen. Zuerst führten „Mönche und fränkische Priesterhorden, das Schwert in der einen und das Kreuz in der andern Hand, den Götzendienst des Papstes, die schlechtesten Trümmer der römischen Wissenschaften; und den niedrigsten Gassen- und Klosterdialekt der römischen Sprache in Deutschland ein;" dann nach Wiederherstellung der Wissenschaften, hüllten diese sich „in eine neurömische Kleidung". Statt daß man die Alten hätte erwecken sollen, um sich nach ihnen zu bilden, und gleich den zarten ersten Eindruck hätte darauf richten sollen, um von ihnen den Geist sich einhauchen zu lassen, den man braucht, um nach seiner Zeit und in seinem Lande wahre Größe zu erreichen: so blieb man bei der äußern Schale, lernte was die Alten gedacht, statt wie sie zu denken; lernte die Sprache, in der sie gesprochen, statt wie sie sprechen zu lernen". Von da an hat sich die lateinische Form erhalten: „der Zuschnitt der Gelehrsamkeit, die Stiftung und Einrichtung der Akademien, die Zunftgesetze der Litteratur, die Schulen und die Bildung im Ganzen ward römisch — und ist es noch".

In Deutschland habe in diesem Gesichtspunkte Luther großes Verdienst; er habe die deutsche Sprache, einen schlafenden Riesen, aufgeweckt und losgebunden, die scholastischen Wortkrämer, wie jene Wechslertische verschüttet, durch seine Reformation eine ganze Nation zum Denken und Fühlen erhoben. Wenn ihm Erasmus, „der feinste Pedant, den vielleicht die Welt gesehen", Schuld gegeben habe, er thäte der lateinischen Litteratur Abbruch, so bringe dieser Vorwurf ihm keine Schande; „lateinische Religion, scholastische Gelehr-

samkeit und lateinische Mönchssprache waren zu sehr verwebt in einander". Gleichwohl habe Christ*) mit Recht behauptet, die deutsche Sprache habe seit dem 16. Jahrhundert viel von ihrer Vortrefflichkeit verloren; ein echter Deutscher werde sich aus dieser rauhen und einfältigen Sprache unendlich viel zurück wünschen. „Kommet her, — ruft Herder aus — ihr schönen Geister, ihr französirenden Witzlinge, ihr prosaisch-poetischen Stolperer, ihr berühmten Wochenschriftsteller, ihr gelehrten Weisen im akademischen Paragraphenstil, ihr erbaulichen Redner im Kanzelstil, versucht es doch aus euern reichen Vorrathkammern ein Buch unsers Jahrhunderts zu suchen, das in Absicht der Schreibart die Würde der Bibelübersetzung Luthers erreichte!" Man habe die deutsche Sprache nicht als gelehrte Sprache angesehen, sondern dazu allein die lateinische gekrönt; man habe sie bloß als die Sprache des gemeinen Volks geachtet und ihre Cultur unterlassen. Als man endlich, beschämt von den Nachbarn, angefangen habe, die Sprache zu bessern, habe man sie nicht als eine gelehrte zu bilden gesucht, um statt des schönen lateinischen Stils einen schönen deutschen Bücherstil zu geben, sondern vielmehr als eine politische, galante, reimreiche, nach Franzosen, durch eine Sündfluth französischer Wörter. Gottsched habe hierauf wohl den Stall des Augias durchwässert, aber doch die deutsche Sprache viel zu lateinisch behandelt. „So ward die deutsche Grammatik wieder nach lateinischem Leisten und die deutsche Sprache das Gegenbild der alten deutschen Kernsprache." Seine Nachfolger und zum Theil Gegner haben sie nicht durch Nachforschen in altdeutschen Wörtern fruchtbar gemacht, sondern durch Uebersetzungen und zwar zumeist aus dem Französischen. So sei unsre Sprache zwar gebildet und verschönert

*) Professor in Leipzig; vergl. das Leben von Klopstock Bd. 1.

aber nicht zu dem erhabenen gothischen Gebäude, das sie zu Luthers Zeiten und mehr noch zu den Zeiten der schwäbibischen Kaiser gewesen, sondern zu einem neumodischen Gebäude, das mit fremden Zierrathen überladen, bei seiner Größe klein und unansehnlich ins Auge falle.

Die lateinische Sprache habe unsere Bildung Jahrhunderte durch gefesselt und fesselt sie noch, statt sie zu erheben. Denn man verwechsele Zweck und Mittel: man mache es zu einem letzten Zweck, lateinisch zu lernen, anstatt sie als Mittel zu gebrauchen, um durch sie Geschichte zu lernen, in den Geist großer Männer zu blicken, und gleichsam das ganze Gebiet einer ausgebildeten vortrefflichen Sprache sich zu eigen zu machen. „Sobald die Erklärung eines Autors, oder der Autor selbst, der Jugend nichts als Worte und mechanischen Stil zu lernen gibt, sobald die Methode eines Lehrers oder die Materie der vorgegebenen Uebungen auch nur zum Hauptzweck hat, die Wahl und Stellung der Worte grammatisch genau einzuprägen, und wenn sogar in dem ganzen Plan einer Schule oder einer Unterweisung ein gewisser lateinischer Geist herrscht, der auf der andern Seite die größten Mängel nach sich ziehen muß, so opfert man der lateinischen Sprache, sie sei so schön und nützlich, als sie wolle, zu viel auf."

Seufzen müsse der Menschenfreund, wenn er sehe, wie in den Schulen, die mit dem Namen: lateinische Schulen prangen, die erste junge Lust ermüdet, die erste frische Kraft zurückgehalten, das Talent in Staub vergraben, das Genie aufgehalten werde, bis es, wie eine gar zu lange zurückgehaltene Feder, seine Kraft verliere. Wolle man sich nur „aus unsrer] Denkart hinaussetzen", so werde schwerlich Jemand auf den Gedanken fallen, daß die Methode der Spracherziehung für die Jugend passend sei — darin aber liege eben die Schwierigkeit, daß eine Betrachtung, wenn

man sie auch als wahr erkennen sollte, von Jugend auf eingewurzelte Vorurtheile zerstören müsse, die den Erziehern zur andern Natur geworden seien.

Für Herder ist es Hauptaufgabe, viele brauchbare Männer zu bilden, zu denen „eine glückliche Temperatur an Gaben und Geschicklichkeiten erfordert werde, eine gewisse Mittelmäßigkeit, die sich nicht zu Genies und Geistschöpfern hebt und nicht zu dummen Dorfteufeln herabsinkt, eine mittlere Größe, die aber den Punkt der Nutzbarkeit trifft". Das führt ihn auf die Realschulen, die eben den Zweck haben brauchbare und tüchtige Männer zu bilden, die sich daher nach den „meisten Subjekten" richten müssen und so am füglichsten auf beide Seiten, zu Genies und Blindgeborenen, auslenken können. Diese glückliche Mischung sei das Meisterstück bei Erziehung und Unterricht, aber alles komme aus dem Gleichgewichte, wenn die lateinische Sprache der herrschende Ton des Ganzen werde. „Die Welt braucht hundert tüchtige Männer und einen Philosophen; hundert Stellen, wo Realwissenschaften unentbehrlich sind; eine, wo eine gelehrte und grammatische Kenntniß des alten Roms gefordert wird." Aber nicht bloß in der Bildung des Genies und des brauchbaren Manns übe der „lateinische Geist" einen fesselnden Einfluß, auch bei der Bildung des Gelehrten sei dies der Fall. Selbst unter der Voraussetzung, daß man ihn nicht bloß mit den Worten, Gebräuchen und Alterthümern, sondern auch mit dem „Sinne" der Römer bekannt mache, sei eine Einschränkung nothwendig. Denn „die Gestalt unserer Litteratur hat nicht bloß eine andere Farbe, sondern eine andere Bildung als die altrömische; und es bleibt also nicht schlechterdings ein Ruhm, wenn es heißt: Dieser Dichter singt wie Horaz, jener Redner spricht wie Cicero, dieser philosophische Dichter ist ein anderer Lukrez, die-

ser Geschichtschreiber ist ein zweiter Livius. Ich sage: nicht schlechterdings! Aber der ist ein großer, ein seltner, ein beneidenswerther Ruhm, wenn es heißen kann: so hätten Horaz, Cicero, Lukrez, Livius geschrieben, wenn sie über diesen Vorfall, auf dieser Stufe der Kultur, zu jener Zeit, zu diesen Zwecken, für die Denkart dieses Volkes, in dieser Sprache geschrieben hätten." Es komme also nicht auf das Kopieren und Nachahmen, sondern auf das Nachbilden und Nacheifern an — die übliche Nachahmerei würden die Alten, wenn sie unter uns treten könnten, selbst verdammen, über Gewaltthätigkeit und Straßenraub schreien und das servum pecus von der Asche vertreiben. —

In der ganzen Sprache des gemeinen Lebens klebe der Gedanke am Ausdruck, selbst in der Sprache des Umgangs werde nicht häufig die Idee ohne Wort gedacht —, der Vortrag, der sich in diese Sphäre passen solle, könne daher nur in Worten bestehen, die dieser Mundart geläufig seien. Die Schriftsteller für das große Publikum sollten bedenken, daß hier das Wort den Gedanken, und nicht der Gedanke das Wort erzeuge. Wer zum gemeinen Mann rede, müsse in dessen Sprache nicht wie aus den Wolken zu ihm reden, sondern auf seinen Grund und Boden treten und ihn allgemach emporheben. Es fehle an Schriften, die für den Menschen, den Bürger, für seine Denkart und für sein Herz, für seinen Stand und sein Bedürfniß geschrieben seien: ebensowenig passe unsere Kathedersprache für die Frauen: „ob unsere Schulmethoden, unsre zerstückten Unterweisungen, unsre Kathedersprache, unsre gelehrte Gründlichkeit auf ihre Bildung (ich sage nicht: Unterricht) passe, — können nichts als Versuche und Erfahrungen entscheiden." Ganz besonders sei für den Dichter Gedanke und Ausdruck eng verbunden, für ihn verhalten sie sich nicht wie Körper und Haut, son-

dern wie Seele und Leib. Aus diesem engen Verbande erkläre sich die Macht der Dichtkunst in jenen rohen Zeiten, „wo noch die Seele der Dichter, die zu sprechen und nicht zu plappern gewöhnt war, nicht schrieb, sondern sprach und auch schreibend lebendige Sprache tönte; wo die Seele des Andern nicht las, sondern hörte, und auch im Lesen zu sehen und zu hören wußte, weil sie jeder Spur des wahren und natürlichen Ausdruckes offen stand". Dieses Leben der Dichtkunst starb aus, da der Ausdruck nichts als Kunst wurde; der Verfall der Dichtkunst rührte daher, daß man sie der Mutter Natur entführte, in das Land der Kunst brachte und als eine Tochter der Künstelei ansah. Wenn aber in der Poesie Gedanke und Ausdruck untrennbar sei, so sei offenbar keine Sprache für den Dichter geeigneter, als die, wo er Ansehen und Gewalt über die Worte habe, das sei die Muttersprache. Das Verhältniß zu dieser werde auf keine Weise ersetzt, auch nicht durch die größte Belesenheit. Damit solle der lateinischen Sprache nichts von ihrer Schönheit nnd ihrem Verdienste abgesprochen werden. Sie solle die gelehrte Sprache bleiben, ein Band der Nationen, die Sprache des Alterthumsforschers, die akademische Sprache, das Werkzeug der Gelehrsamkeit — aber nicht die Sprache des Geschmacks, der Künste, der Schönheit. Sie dürfe nicht einer Nation die Originalschriftsteller rauben, nicht sich die Ehre anmaßen, auf dem Throne der Dichtkunst zu thronen, und die Sprache der Poeten, der wahrhaftig schönen Schriftsteller oder derer zu werden, die mit ihren Schriften bilden wollen.

Herder wendet sich hierauf zur Mythologie und deren Gebrauch: Klotz hatte nämlich gegen die Verwendung der griechischen Mythologie in christlichen Gedichten geschrieben. Klotz sei zu weit gegangen: darauf, daß sie auf dem Irrthum und Aberglauben der Alten beruhe, komme es nicht an, da sie uns

ja nicht Religionsbegriffe geben solle, sondern nur wegen ihrer sinnlichen Schönheit gebraucht werde. Die mythologischen Namen seien mehr als bloßer Schall, auch sei es nicht das Zeichen eines mittelmäßigen Kopfes, sondern eines Genies, hundertmal gebrauchte Bilder auf eine neue Art zu brauchen, in hundertmal gesehene Körper einen neuen Geist zu hauchen, daß sie ihm zu großen Zwecken dienen. Ein Gebrauch der Mythologie zu leeren Anspielungen, bloßen Wortblumen, aufgedunsenen Vergleichungen, Einkleidungen nach schiefem Geschmack, gelehrter Bilderkrämerei sei freilich verwerflich; wenn aber die Anspielung vielsagend, die Wortblume ein Schmuck der Materie, die Vergleichung natürlich und belebend, die Einkleidung poetisch, täuschend und schöpferisch, die Fülle der Bilder redend, lebhaft und beschäftigend sei, sei die Mythologie nicht Zweck, sondern Mittel zu großen Absichten. Auch hier mahnt Herder, den Alten uns mehr an Geist, als durch Nachahmen zu nähern: aus der Bilderwelt der Alten solle man gleichsam eine neue finden. Schließlich wendet er sich zu einigen Nachbildungen der Römer, zu den Nachahmern des Horaz (Ramler, Klopstock, Uz, Lange), des Lukrez (Haller, Witthof, Creuz), der Elegie und Satire, und zu den Bestrebungen, die alten Redner nachzuahmen und zu erreichen (Cicero). Die leitenden Gesichtspunkte sind auch hier dieselben: mit dem Nachahmen sei es nicht gethan, man bewundere sonst nur das Geschick, das den Zwang, der in der Nachahmung liege, zu überwinden vermocht habe.

Wir haben uns länger bei den Fragmenten verweilt, als der eine oder andere unsrer Leser erwartet haben mag; aber wen sollte der Inhalt dieser in ihrer Art einzigen Jugendschrift nicht zu der Ueberzeugung geführt haben, daß es sich hier um eine ganz außergewöhnliche Erscheinung handelt?

Wenn es wenig Schriftsteller gibt, die eine so universelle Bedeutung, einen so allgemein eingreifenden Einfluß gehabt haben, so gibt es noch wenigere, deren gesammte Richtung, Wirksamkeit und Eigenthümlichkeit sich so früh prognosticiert hat, wie das in der oben angeführten Schrift Herders der Fall ist. Und wenn es die Aufgabe dieser Charakteristiken ist, nicht bloß die einzelnen Persönlichkeiten in ihrem Leben und Wirken zu veranschaulichen, sondern auch durch diese Lebensbilder die Entwickelung unsrer Geistes- und Litteraturgeschichte in helleres Licht zu setzen, so sind uns die Fragmente ein gar inhaltreicher Schatz, an dem wir nicht vorübergehen durften. Denn sie haben nicht bloß für die Litteratur, sondern — und in noch höherem Grade — für die nationale Cultur- und Litteraturgeschichte Werth und Bedeutung.

In diese erste Periode fallen noch die „kritischen Wälder" (1768 und 1769) und die Denkschrift auf Thomas Abbt (1768). Von den kritischen Wäldern hat das erste Stück für uns das größere Interesse: es knüpft an die von Lessing im Laokoon ausgesprochenen Ansichten an und ist diesem auch gewidmet. Herder tritt nicht überall Lessing bei, aber seine Opposition ruht auf der Grundlage der größten Verehrung. „Jedes Wort", sagt er, „sei verbannt, was einen Lessing beleidigen wollte, allein jedes Wort werde auch um so schärfer geprüft, was ein Lessing sagt, denn wie viel hat der nicht Nachsager!" Die allgemeineren Erörterungen in den kritischen Wäldern sind mit denen der Fragmente in ihrem Grundkerne verwandt, auf das Einzelne aber dürfen wir um deshalb nicht eingehen, weil jede weitere Auseinandersetzung zu weit führen müßte. Noch weniger haben wir Anlaß, das zweite und dritte Wäldchen näher zu betrachten, die beide in ziemlich heftiger Weise gegen den damals viel genannten und eine Zeit lang einflußreichen Klotz

gerichtet sind. Es war die wohl gerechte Entrüstung gegen einen Schriftsteller, der sich „bei innerer Seichtigkeit" „heraufgeschrieen" habe. Doch hat Herder selbst später die Schärfe und Bitterkeit seiner Kritik gemißbilligt, sich nie gern zu dieser Schrift bekannt und lange den freilich unausgeführt gebliebenen Plan gehegt, sie umzuarbeiten. Die erwähnte Denkschrift auf Thomas Abbt hat den bekannten Mitarbeiter an den Litteraturbriefen zum Gegenstande, Thomas Abbt, welcher 1738 zu Ulm geboren war, schon 1760 Professor der Philosophie zu Frankfurt a. O., 1761 Professor der Mathematik zu Rinteln und 1765 von dem nicht minder bekannten Grafen Wilhelm von Lippe als Regierungsrath nach Bückeburg berufen wurde. Hier starb er schon am 3. November 1766. Er gehört zu den bedeutenderen Talenten jener Zeit, die an der Regeneration unsrer Litteratur mitgearbeitet haben; von seinen Schriften ist besonders die „vom Verdienst" oft genannt. Noch erwähnen wir eine aus dem Jahre 1769 stammende, erst nach Herders Tode veröffentlichte Abhandlung: „Ideal einer Schule"*); sie scheint wenig beachtet zu sein, denn nur bei Gervinus**) wird ihrer Erwähnung gethan. Und doch ist sie von großem Interesse, da sich in ihr Gedanken und Pläne finden, die erst in den letzten Jahren mit ziemlichem Geräusch und nicht ohne Anspruch auf Neuheit wieder laut geworden sind. Lieblingsgedanken der modernen Pädagogik, von denen manche träumen, daß vor Pestalozzi daran nie gedacht worden sei, treten uns neben anderem ziemlich unbrauchbaren Beiwerk, in großer Bestimmtheit entgegen. Es ist ein Schriftchen, in welchem der reformatorische Trieb ein Gebiet erfaßt, auf dem er später mit großem Erfolg anregend mitwirkte.

---

*) Zur Philos. und Gesch. 10, 311.
**) Gervinus 4, 476.

Nicht lange mehr sollte er in Riga bleiben. Es lag ohnehin in seiner Natur, sich an dem ruhigen Besitz nicht auf die Dauer erfreuen zu können, sondern sich nach Anderem zu sehnen. Zudem mochte mancherlei zusammenkommen, ihm Riga zu verleiden: eine „Gelehrten-Wüste" nennt er es in einem seiner Briefe. Dazu kam wohl, daß er mit dem Predigerministerium nicht auf dem besten Fuße stand, was wenigstens Briefe aus späterer Zeit andeuten. Auch mochten die litterarischen Fehden, zumal die Art und Weise, wie Klotz gegen ihn auftrat, seine natürliche Reizbarkeit gesteigert haben, und endlich wird auch seine körperliche Verfassung — sein Augenleiden nur zu erwähnen — nicht gerade beigetragen haben, ihm die Freude an seiner complicierten Amtsthätigkeit als Lehrer, Geistlicher und Bibliothekar zu erhalten. Kurzum, er entschloß sich, wie sehr auch wohlmeinende Freunde ihm zum Bleiben riethen, und welche Aussichten man ihm auch eröffnete, zuerst einmal sich aus aller Amtsthätigkeit herauszureißen und einen freien Blick in die Welt zu thun; er beschloß eine größere Reise zu machen. Es scheint, als ob er dabei besonders das Schulwesen im Auge gehabt habe: er wollte die besten Erziehungsanstalten und gelehrten Institute in Frankreich, Holland, England und Deutschland kennen lernen und bei seiner Rückkehr in Riga mit Unterstützung der Regierung eine eigene Anstalt begründen. Der oben erwähnte Aufsatz (Ideal einer Schule) legt dafür allerdings Zeugniß ab. Daher bat er um seine Entlassung, die er auch unter dem 8/19. Mai 1769 mit der ehrenvollsten Anerkennung erhielt. An eine dauernde Trennung von Riga scheint von beiden Seiten nicht gedacht worden zu sein. Ein Brief Herders an Scheffner (Riga den $\frac{\text{22. Mai}}{\text{2. Juni}}$ 1769), der übrigens des jungen Reisenden Verhältnisse nicht eben günstig schildert, spricht von sehr günstigen Aussichten, ja von Zusicherungen, bei denen der Regierungsrath von Campenhausen, Herders besonderer Gönner, vorzugs-

weise betheiligt gewesen zu sein scheint. Nachdem er am 17/28. Mai seine Abschiedspredigt gehalten, verließ er am 25. Mai Riga und gieng zunächst nach Nantes in Begleitung seines Freundes Gustav Berens. In einem heftigen Gewitter verließ er die Stadt, die er nie wiedersehen sollte: in der Ode: „Sieh, Freund, da fliehn sie hin im Ungewitter", hat er diesen Abschied ahnungsvoll verewigt.

Die Seefahrt wirkte auf ihn höchst vortheilhaft; von dem lästigen Besuch der Seekrankheit blieb er fast gänzlich verschont. Noch spät erinnerte er sich dieser Tage sehr gern mit dem Bemerken, daß er sich niemals so wohl gefühlt habe. Auch sein Gemüth ward ruhiger, die Grillen und Sorgen traten gegen die mächtigen Eindrücke des Naturlebens zurück, sein feiner Sinn fand die mannichfaltigste Anregung und Nahrung. Curland, Preußen, Schweden, Dänemark, Schottland, Holland, England wurde umschifft, und am 15. Juli ankerte das Schiff bei Paimbeuf, von wo Herder am folgenden Tage nach Nantes gelangte. Hier nahm er längern Aufenthalt, um sich die französische Sprache geläufig zu machen, wobei ihm eine Empfehlung an eine gebildete und wohlhabende Kaufmannsfamilie, Babut, sehr zu Statten kam. Die besten Gesellschaftskreise wurden ihm geöffnet, und als er sein litterarisches Incognito aufgegeben hatte, nahmen die ihm erwiesenen Aufmerksamkeiten nur zu. Es gefiel ihm so sehr in Nantes, daß die Rigaer Freunde, besonders Hartknoch, ihm deshalb Vorwürfe machten; Herder antwortete: „Laßt uns aus der Welt gehen wie ich aus Nantes, so ist es nicht unnütz und nicht ganz ohne Achtung." Von den litterarischen Plänen, mit denen er sich in Nantes beschäftigte, interessirt uns namentlich der Gedanke an die Beantwortung der Preisfrage, welche die Berliner Akademie gestellt hatte: comment est-il à expliquer que les hommes abandonnés à leurs facultés se forment une langue? Bekanntlich ist

dadurch später die berühmte Abhandlung „vom Ursprung der Sprache" entstanden. Wie angenehm und lehrreich aber auch der Aufenthalt in Nantes sein mochte, die Provinzialstadt konnte doch nur als Vorstudie zu Paris gelten. Hierhin reiste Herder am 4. November ab und kam am 8. an. Mit den Encyclopädisten ward er genau bekannt; besondere Zuneigung scheint ihm Diderot erweckt zu haben, nächst diesem der Kupferstecher Wille, ein Deutscher von Geburt *). „Meine Zeit, schreibt Herder im December 1769, hab' ich in Bekanntschaften mit Gelehrten, im Besuchen der Bibliotheken, Gallerien, Antiquitäten und Kupferstichsammlungen, Schauspielen und Gebäuden, die des Anschauens werth sind, und dann in eigne Studien getheilt. Alles was Gut und Pracht ist, in Künsten und Anstalten, ist in Paris im Mittelpunkte. Sowie aber der Geschmack nur der leichteste Begriff der Schönheit, und Pracht nichts als ein Schein und oft eine Ersetzung des Mangels derselben ist, so kann Frankreich nie völlig sättigen, und ich bin seiner auch herzlich müde. Indes wollt' ich um jedes nicht, es nicht gesehen zu haben, und die Erfahrungen und Begriffe verloren zu geben, die ich über seine Sprache, Sitten, Geschmack, Geschichte, Künste, Wissenschaften, in Betreff des Zustandes und Ursprunges derselben gesammelt habe. Ich habe gesucht, Bücher und Menschen, Declamation und Schauspiel, Tänze und Malereien, Musik und Publikum zu studieren. Die Samenkörner sind aber verscharrt bis auf einen Frühling der Zukunft." Ein längerer Aufenthalt in Paris möchte danach für Herder kaum angenehm gewesen sein; es sollte sich ihm auch bald eine andere Aussicht eröffnen. Kurze Zeit nach seiner Ankunft in die Weltstadt erhielt er nemlich von dem bekannten Prediger

---

*) Aus Großenlinden bei Gießen, † 1808 in Paris als Mitgl. der Akad.

Resewitz in Kopenhagen den Antrag, den Prinzen Peter Friedrich Wilhelm von Holstein, Sohn des Fürstbischofs zu Eutin, drei Jahre lang als Instruktor und Reiseprediger zu begleiten. Ein Gehalt von 300 Thalern neben freier Station und nach Ablauf von 3 Jahren die Beförderung zu einer Pfarrstelle oder einer Professur in Kiel waren in Aussicht gestellt; doch deutete Resewitz freundschaftlich an, daß wohl auch höhere Forderungen bewilligt werden würden. Es galt einen raschen Entschluß fassen, da von Kopenhagen aus sofortige Antwort begehrt ward: die Rigaer Freunde konnten nicht erst zu Rathe gezogen werden. Herder war nicht ohne Bedenken und gab namentlich nicht gern den Gedanken an seine Rigaer Erziehungsanstalt auf, aber nach reiflicher Erwägung entschied er sich doch für Annahme und stellte seine Bedingungen, indem er 400 Thlr. Gehalt, 100 Thlr. Reiseentschädigung und Fortbezug des Gehaltes forderte, bis er einen der ihm in Aussicht gestellten Posten wirklich erhalten haben würde. In einem vom 11. Jan. 1770 datierten Schreiben sagte der Fürst dies alles zu und versprach obendrein, wenn nach 3 Jahren von Riga aus ein Ruf an Herder gelangen sollte, werde er ihm nach Kräften dabei behülflich sein. So reiste er denn kurz vor Jahresschluß ab, um sich über Brüssel nach Amsterdam zu begeben. Bei der Ueberfahrt kam er in Lebensgefahr, indem das Schiff durch einen heftigen Sturm auf eine Sandbank geworfen wurde: doch wurden die Passagiere durch Fischerböte glücklich gerettet. Er reiste über den Haag, Leyden, Amsterdam, Hamburg nach Kiel, wo sich der junge Prinz mit seinem Oberhofmeister, einem Herrn von Cappelmann, aufhielt. In Hamburg hielt er sich wiederholt mehrere Tage auf und trat in nähere Beziehung zu den dortigen litterarischen Kreisen, deren Mittelpunkt Lessing, Reimarus, Bode, Claudius, auf

der andern Seite der Senior Göze bildeten. Herder schreibt selbst: „Mit Lessing habe ich hier vierzehn vergnügte Tage gelebt und wacker umhergeschwärmt.“ Doch war es mehr Hochachtung und Bewunderung, die ihn für Lessing erfüllte, als eine unmittelbare, aus Geistesverwandschaft hervorwachsende Zuneigung. Eine solche fühlte er mehr für Claudius, den er „eine englische Seele unter den Menschen nennt“, „einen herrlichen Jungen von raschem Blick und sanftem, einfältigem Herzen“. Damals waren auch Beide, die sich übrigens im Leben nie entfremdeten, einander innerlich ziemlich nahe, beide noch in ihrer Entwickelung begriffen, Herder damals noch dem mystischen Grundzug in Claudius' Charakter näher als später, Claudius noch nicht auf der Höhe seiner Entwickelung nach dieser Seite angelangt.

In Eutin ward er mit freundlichem Wohlwollen aufgenommen: der Prinz, ein sechzehnjähriger, wohlbegabter, obwohl nicht wohlgeleiteter Jüngling, schloß sich bald ihm an. Die Persönlichkeit des Oberhofmeisters dagegen erweckte bei Herder, obwohl er durch Resewitz vorbereitet war, Bedenken gegen den Erfolg der Reise, die sich denn auch später als begründet erwiesen. Das Leben am Hofe wie der Verkehr mit einzelnen Gliedern des hochgebildeten holsteinischen Adels (besonders ist der spätere Erblandmarschall Graf von Hahn zu nennen) machte ihm, im Verein mit der Schönheit der Eutiner Gegend, den Aufenthalt daselbst so angenehm, daß er noch in spätern Jahren sich oft in das „schöne grüne Holstein“ zurückwünschte. Auch als Prediger fand er Beifall, freilich auch, wie in Riga, allerlei Widerspruch von theologischer Seite. Am 15. Juli 1770 hielt er seine Abschiedspredigt und trat bald darauf seine Reise an, die ihn zunächst über Hamburg, Hannover, Göttingen, Kassel, Hanau nach Darmstadt führte: hier, bei den Verwandten seiner Mutter,

einer gebornen Prinzessin von Darmstadt, sollte der Prinz 14 Tage verweilen. Dieser kurze Aufenthalt ward für Herder höchst folgenreich. Die Etikette brachte es mit sich, daß er nicht an der Hoftafel mitspeisen durfte, sondern an den Tisch der Gouvernante der Prinzessinnen gewiesen ward. Diese, ein Fräulein Ravanel, machte ihn mit Kriegsrath Merck bekannt, der ihn wiederum in dem Hause seines Freundes, des Geheimeraths Hesse einführte. Hier lernte er die Schwester der Hausfrau, Maria Karolina Flachsland, kennen, seine spätere treffliche, des Andenkens, wie wenige Frauen, würdige Gattin. Sie war die Tochter des württembergischen Amtsschaffners Joh. Friedr. Flachsland*), geboren zu Reichenweyer im Elsaß am 28. Januar 1750 und hatte das Unglück, schon im 5. Jahre ihren Vater zu verlieren. Unter beschränkten Verhältnissen aufgewachsen, hatte sie keine vielseitige Ausbildung erhalten können: erst als ihr Schwager Hesse sie und einen ihrer Brüder zu sich nahm, traten mancherlei Anregungen an ihren lebhaften Geist heran. Alles, was wir über Herder aus dieser Zeit hören, kommt darin überein, daß er eine überaus mächtige Persönlichkeit besaß: seine geistvolle Lebhaftigkeit und Entschiedenheit eroberte oder stieß ab. Eine solche Persönlichkeit war dem Mädchen noch nicht entgegengetreten, und dazu kam, daß die Begeisterung für Klopstock und Kleist sofort einen ausgiebigen Vereinigungspunkt darbot. Dazu gesellte sich der tiefe Eindruck, den er als Prediger (am 19. Aug. in der Schloßkirche) auf Karolinen machte. „Ich hörte die Stimme eines Engels und Seelenworte, wie ich sie nie gehört! . . . zu diesem großen einzigen, nie empfundenen Eindruck habe ich keine Worte, — ein Himmlischer, in Menschengestalt, stand er vor mir. Den

*) Die Familie stammt aus der Schweiz.

Nachmittag sah ich ihn, stammelte ihm meinen Dank ... von dieser Zeit an waren unsre Seelen nur Eins und sind Eines: unser Zusammenfinden war Gottes Werk. Inniger können sich die Seelen nicht zusammen verstehen, zusammen gehören! — Er hörte von Andern, wie ich meine Geschwister liebte, und auch hierin war unsre Liebe nur ein Gefühl, Harmonie, Dank zu Gott. Ach gewiß hat niemand seine heilige Liebe so gekannt wie ich"*). Seit diesem Tage sahen sie sich täglich; am 25. August richtete Herder den ersten Brief an sie, und noch vor der Abreise, am 27. August, verlobten sie sich im Merck'schen Hause. Merck besorgte den Briefwechsel, da das Verhältniß vorerst noch geheim gehalten werden sollte.

Aber noch in anderer Beziehung ward der Aufenthalt in Darmstadt wichtig. Schon nach Eutin nemlich war an Herder ein Antrag des Grafen Wilhelm von Bückeburg gelangt, der ihm die Stelle eines Hofpredigers und Consistorialraths antrug. Damals hatte er sich nicht entscheiden mögen und nur insofern — vielleicht — daran gedacht, daß er sich bei dem Herzog ausbedungen hatte, auch während der 3 Jahre des Contractes das Verhältniß lösen zu dürfen. Jetzt kam nach Darmstadt eine zweite dringende Aufforderung, nachdem er bereits Karoline Flachsland liebgewonnen und zugleich bestimmt erkannt hatte, daß sein Verhältniß zu dem Prinzen keinen Bestand haben könne. Dennoch hinderte ihn eine eigenthümliche Unentschlossenheit, die ihn gerade bei wichtigen Entscheidungen auf den Wink des inneren Genius verwies, noch in Darmstadt eine bestimmte Antwort zu geben: er reiste mit dem Prinzen über Karlsruhe nach Straßburg ab. Hier aber faßte er bald den nöthigen Ent-

*) Erinnerungen I, 155.

schluß; er bat um seine Entlassung, die ihm nur ungern, und nicht ohne Befremdung, gegeben wurde. Dagegen traf von Bückeburg seine definitive Ernennung unter Berücksichtigung aller seiner Wünsche ein.

Indes er blieb in Straßburg. Wir haben schon früher eines Augenleidens Erwähnung gethan, das in einer anhaltenden, von einer mangelhaften Absonderung der Thränendrüsen herrührenden Entzündung des Auges bestand. In Straßburg lebte damals der bekannte Augenarzt Lobstein, und da man die zur Heilung nöthige Operation als leicht und unbedenklich bezeichnete, beschloß Herder diese günstige Gelegenheit wahrzunehmen. Leider mißglückte die Operation und zwar nicht einmal, sondern dreimal: man ließ die Sache zuletzt wie sie eben war. Das hielt ihn den ganzen Winter in Straßburg fest und noch dazu fast immer im Zimmer: ein eben so unliebsamer, wie kostspieliger Zwang, der nicht dazu beitrug, Herders ohnehin ungünstige ökonomische Lage zu verbessern.

Interessant ist uns dieser Aufenthalt Herders nicht bloß dadurch, daß er in dieser Zeit die Preisschrift „über den Ursprung der Sprache" ausarbeitete, und besonders in das Studium Shakespeares sowie der Volkslieder einging, sondern und vornehmlich durch die in diese Zeit fallende persönliche und nähere Berührung mit Goethe. Dieser hat im zehnten Buch seiner Selbstbiographie uns davon eine eben so ausführliche wie anziehende Schilderung hinterlassen. Wir beschränken uns auf einiges besonders Interessante und ersuchen unsre Leser, das genannte Buch sich in seiner ganzen Ausdehnung wieder vorzuführen. „Er hatte etwas Weiches in seinem Betragen, das sehr schicklich und anständig war, ohne daß es eigentlich adrett gewesen wäre. Ein rundes Gesicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas stumpfe Nase, ein etwas aufgeworfener, aber höchst individuell angenehmer,

liebenswürdiger Mund. Unter schwarzen Augenbrauen ein paar kohlschwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine roth und entzündet zu sein pflegte. — Es währte jedoch nicht lange, als der abstoßende Puls seines Wesens eintrat und mich in nicht geringes Mißbehagen versetzte. — Herder konnte allerliebst einnehmend und geistreich sein, aber eben so leicht eine verdrießliche Seite hervorkehren. Dieses Anziehen und Abstoßen haben zwar alle Menschen ihrer Natur nach, einige mehr, einige weniger, einige in langsameren, andere in schnelleren Pulsen; wenige können ihre Eigenheiten hierin wirklich bezwingen, viele zum Schein. Was Herder betrifft, so schrieb sich das Uebergewicht seines widersprechenden, bittern, bissigen Humors gewiß von seinem Uebel und den daraus entspringenden Leiden her. — Aeltere Personen, mit denen ich bisher umgegangen, hatten mich mit Schonung zu bilden gesucht, vielleicht auch durch Nachgiebigkeit verzogen; von Herder aber konnte man niemals eine Billigung erwarten, man mochte sich anstellen, wie man wollte. Indem nun also auf der einen Seite meine große Neigung und Verehrung für ihn, und auf der andern Seite das Mißbehagen, das er in mir erweckte, beständig mit einander im Streite lagen, so entstand ein Zwiespalt in mir, der erste in seiner Art, den ich in meinem Leben empfunden hatte. Da seine Gespräche jederzeit bedeutend waren, er mochte fragen, antworten oder sich sonst auf eine Weise mittheilen, so mußte er mich zu neuen Ansichten täglich, ja stündlich befördern. Nun wurde ich auf einmal durch Herder mit allem neuen Streben und allen den Richtungen bekannt, welche dasselbe zu nehmen schien. Er selbst hatte sich schon genugsam berühmt gemacht, und durch seine Fragmente, die kritischen Wälder und anderes unmittelbar an die Seite der vorzüglichsten Männer gesetzt, welche seit

längerer Zeit die Augen des Vaterlandes auf sich zogen. Was in einem solchen Geiste für eine Bewegung, was in einer solchen Natur für eine Gährung müsse gewesen sein, läßt sich weder fassen noch darstellen. Groß aber war gewiß das eingehüllte Streben, wie man leicht einsehen wird, wenn man bedenkt, wie viele Jahre nachher, und was er alles gewirkt und geleistet hat. — Was die Fülle dieser wenigen Wochen betrifft, welche wir zusammen lebten, kann ich wohl sagen, daß alles, was Herder allmählich ausgeführt hat, im Keim angedeutet ward, und ich dadurch in die glückliche Lage gerieth, alles, was ich bisher gedacht, gelernt, mir zugeeignet hatte, zu complettieren, an ein Höheres anzuknüpfen, zu erweitern. Wäre Herder methodischer gewesen, so hätte ich auch für eine dauerhafte Richtung meiner Bildung die köstlichste Anleitung gefunden; aber er war mehr geneigt zu prüfen und anzuregen, als zu führen und zu leiten". — Auch mit Jung-Stilling ward Herder in Straßburg bekannt und befreundete und übte auf ihnen großen Einfluß: Jung bekannte, von ihm einen „Stoß zu einer ewigen Bewegung" erhalten zu haben.

Die Rückreise führte wieder über Karlsruhe und Darmstadt. Auch an letzterem Orte hielt er sich nur kurze Zeit auf: die dunkeln Andeutungen, welche Karoline Herder in ihren „Erinnerungen" gibt, sind seitdem durch die Veröffentlichung des Briefwechsels durchsichtiger geworden. So glücklich Herder in seiner Ehe war, so vortrefflich sowohl er wie seine Frau waren, ihr Brautstand ist eine Kette von Irrungen, so daß man den Briefwechsel halb mit Lächeln, halb mit schmerzlichem Gefühle liest. Wenn Herder allzuzögernd, oft verstimmt und herzensunkundig erscheint, so besaß Karoline dagegen, was Goethe später treffend einen „Elektrasinn" nannte.

Im Mai 1771 kam er in Bückeburg an. Dieses kleine Ländchen besaß ein Graf Wilhelm, ein Enkel Georgs I. von England, einer der denkwürdigsten Fürsten. Von hoher Bildung, aber als der jüngere Sohn ohne unmittelbare Aussicht auf die Regierung, wandte er sich mit Eifer der militärischen Laufbahn zu. Da starb der ältere Bruder, und nun war er der nächste am Throne, den er auch nach einigen Jahren bestieg. Für seine Ideen war sein Ländchen zu klein, und er bei der Ausführung seiner Pläne schwer zu lenken. Es war ein bizarrer Mißgriff, daß er Bückeburg zu einem Militärstaat machte und im Steinhuder Meer eine stets kriegsbereite Festung anlegte, die das für innere Verwaltung, Schulen rc. nöthige Geld kostete. Später ließ er, besonders nach seinem Aufenthalt in Portugal, wo er im Kriege sich Ruhm erwarb, in dieser verkehrten Richtung nach, und besonders günstig wirkte auf ihn seine vortreffliche Gemahlin, Gräfin Marie, sowie der oben genannte Thomas Abbt. Diesen Letzteren zu ersetzen, war nach der Absicht des Grafen Herders Bestimmung, der dazu theils viel zu eigensinnig war, theils als Gelehrter und Schriftsteller weit über Abbt stand und, weil eben nicht bloß Dilettant von Begabung, zu einer solchen halben Gesellschafterstelle nicht taugte — zudem wollte er jetzt vor Allem Prediger und Seelsorger sein. Die erste Berührung zwischen dem Grafen und Herder zeigte schon die unausfüllbare Differenz. Der Graf war als guter Soldat an rasche Erfüllung seiner Befehle gewöhnt, Herder aber nicht benachrichtigt worden, daß er vielleicht noch am Abend seiner Ankunft in Bückeburg zu dem Grafen befohlen werde. Als dies nun geschah, ging über der Toilette so viel Zeit verloren, daß er erst um 9 Uhr zum Grafen kam: schon darüber war dieser verstimmt. Dazu kam, daß sich zwei entschiedene Persönlichkeiten gegenübertraten, deren

jede in der anderen nicht das erwartet hatte, was sich nun zeigte. Was Herder insbesondere sein wollte, hatte für den Grafen keinen Werth: das geistliche Amt Herders sah jener als etwas ganz Untergeordnetes an; er wollte einen wissenschaftlich gebildeten Gesellschafter haben. Das lag ganz und gar nicht in Herders Sinn, und so kam es, daß das erste Jahr in Bückeburg ein ziemlich freudeloses war. Denn auch die amtliche Stellung gewährte wenig Befriedigung. Da die Stelle des Hofpredigers lange unbesetzt geblieben war, mußte Herder sich erst eine Gemeinde bilden. Das aber ging um so langsamer von Statten, je weniger er Neigung und Fähigkeit hatte, sich in dem Bückeburger Kreise heimisch zu machen. Im folgenden Jahre besserte sich seine Stellung, besonders dadurch, daß die liebenswürdige und fromme Gemahlin des Grafen zu ihm in nähere Beziehung trat; es entstand ein Briefwechsel zwischen ihr und Herder, der die religiösen Bedürfnisse der Gräfin zum Inhalt hatte, natürlich aber auch dazu führen mußte, daß die Gräfin die innere und äußere Lage ihres Seelsorgers kennen lernte und nunmehr bemüht war, auf ihren Gemahl vermittelnd zu wirken. In der That besserte sich auch Herders Stellung: der Graf gab sich Mühe, ihm den Aufenthalt in Bückeburg angenehm zu machen, und Herder seinerseits zeigte sich duldsamer gegen die Eigenheiten und Neigungen des Grafen. Er kam öfters an den Hof und betheiligte sich sogar an den musikalischen Aufführungen der Hofkapelle, indem er mehrere Kantaten und Singspiele dichtete, die von dem Hofkapellmeister Bach in Musik gesetzt wurden.

Endlich konnte er auch an seine Verheirathung denken. Sein Verhältniß zu Karoline Flachsland hatte immer wieder unter Trübungen gelitten, ja es war mehrmals nahe daran gewesen, daß bei der aufrichtigsten und tiefsten Neigung für

einander Beide sich wieder völlig frei gegeben hätten. Erst im Sommer 1772 ging Herder mit seinen Heirathsgedanken deutlicher heraus, und auch jetzt noch behelligten ihn ökonomische Bedenken. Am 2. Mai 1773 wurden sie in Darmstadt getraut, bei ihrer Ankunft in Bückeburg wurden sie von dem Grafen und der Gräfin auf das freundlichste empfangen. Für Herder begann ein neues Leben; seine Verstimmung wich von ihm, und damit fiel auch die Schranke, die ihn noch von der Gemeinde trennte. Seine Predigten fanden den größten Beifall, auch von Seiten der Landleute, obwohl man ihm — wohl nicht mit Unrecht — vorwarf, daß er öfters nicht genug allgemein verständlich sei. Ueber seine Predigten spricht sich der bekannte H. P. Sturz in einem Briefe folgendermaßen aus*): „Ich habe Herdern in Pyrmont predigen gehört, und ich wünschte, daß ihn alle guten Christen hörten, die ihn aufs Wort ihrer Stimmenführer so orthodox hassen. Unsre vornehme Versammlung war eben nicht zur Andachtsempfänglichkeit der ersten Kirche gestimmt, und doch — Sie hätten es sehen sollen, wie er all das Aufbrausen von Zerstreuung, Neugierde, Eitelkeit in wenig Augenblicken fesselte, bis zur Stille einer Brüdergemeinde. Alle Herzen öffneten sich; jedes Auge hing an ihm und freute sich ungewohnter Thränen; nur Seufzer der Empfindung rauschten durch die bewegte Versammlung. So predigt niemand, oder die Religion wäre allen, was sie eigentlich sein sollte, die vertrauteste, wertheste Freundin der Menschen. Ueber das Evangelium des Tages ergoß er sich ganz ohne Schwärmerei, mit der aufgeklärten hohen Einfalt, welche, um die Weisheit der Welt zu überfliegen, keiner Wortfiguren, keiner Künste

*) Erinnerungen I., 254.

der Schule bedarf. Da wurde nichts erklärt, weil alles faßlich war, nirgends an die theologische Metaphysik gerührt, die weder leben noch sterben, aber desto bündiger zanken lehrt. Es war keine Andachtsübung, kein in drei Treffen getheilter Angriff auf die versteckten Sünder, oder wie die Kurrentartikel aus der Kanzelmanufactur alle heißen; auch war es keine kalte heidnische Sittenlehre, die nur den Sokrates in der Bibel aufsucht, und also Christum und die Bibel entbehren kann; sondern er predigte den von dem Gott der Liebe verkündigten Glauben der Liebe, der vertragen, dulden, ausharren und hoffen lehrt, und unabhängig von allen Freuden und Leiden der Welt, durch eigenthümliche Ruhe und Zufriedenheit belohnt. So gedünkt mich, haben die Schüler der Apostel gepredigt, welche nicht über ihre Dogmatik verhört wurden, und also auch nicht mit Systems- und Kompendiumswörtern, wie Kinder mit Rechenpfennigen spielten, wofür man am Ende nichts einkaufen kann. Sie wissen, wie ungleich ich mit dem Schriftsteller Herder denke; wir gehen nur eine kleine Ecke Wegs mit einander, so entbraust er mir, glänzend und schnell wie eine Rakete; aber als Prediger und Mensch ist Herder mein Mann, und auf der kleinen Ecke Wegs, die wir zusammen wandeln können, ist er einer meiner liebsten Gefährten.“

Auch in schriftstellerischer Beziehung begann ein thatenreiches Leben. Schon in Riga hatte er den Plan zu der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechtes“ gefaßt, im Sommer 1773 führte er ihn neu aus, so daß der erste Theil 1774 erscheinen konnte. Es ist sein erstes Auftreten auf theologischem Gebiete, eine Schrift, in vieler Beziehung den Fragmenten vergleichbar, besonders in Bezug auf die Lebhaftigkeit der Darstellung, und in Hinsicht auf das Verhältniß zur herrschenden theologischen Richtung. Die Schrift

machte das größte Aufsehen und war von einer tiefeingreifenden Wirkung, wie bitter und heftig auch die ersten Angriffe waren, die sie erfuhr. Das große Verdienst der Anregung hat er sich auch hier erworben und ein neues und tieferes Verständniß des alten Testamentes und der ältesten orientalischen Geschichte eröffnet. In diese Zeit fallen auch die 12 Provinzialblätter an Prediger, über Wesen, Bedeutung und Führung des Predigtamtes — eine höchst inhaltreiche und vortreffliche Gedanken enthaltende Schrift. Auch hier trat er herrschenden Anschauungen und Mißbräuchen kühn und schroff entgegen, nicht ohne auch dadurch sich mancherlei heftige Angriffe zuzuziehen. Uebersehen wir, was die Bückeburger Jahre außerdem hervorbrachten, die Abhandlungen über Shakespeare, Ossian, die Volkslieder; die kleine Schrift: „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit"; die Erläuterungen zum neuen Testament; die zweite Preisschrift: „von den Ursachen des gesunkenen Geschmackes bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet"; die fortgehende Thätigkeit in Sammlung von Volksliedern und die Theilnahme an gelehrten Zeitschriften: so erstaunen wir über die Regsamkeit und Fruchtbarkeit Herders in diesen Jahren. Daneben dehnte sich auch seine amtliche Thätigkeit mehr und mehr aus, namentlich als ihm 1775 auch die Landessuperintendentur übertragen wurde.

Am 2. Mai 1773 war Herders Hochzeittag: das junge Paar ward bei seinem Einzug in Bückeburg von dem Grafen und der Gräfin freundlich empfangen: Herders bisher isolierte Stellung besserte sich wesentlich, auch der Graf trat in freundlicheres Verhältniß zu ihm. Gern gesehen am Hofe, als Prediger beliebt und geehrt, beglückt durch die Liebe einer trefflichen Gattin, die ihm am 28. August 1774 den ersten Sohn, Gottfried, schenkte, hatte er nun wohl Grund

genug, sich seines Glückes zu freuen, aber Herder hatte Bückeburg von Anfang an nur als eine Station auf seiner Lebensreise angesehen und sehnte sich nach anderen, weiteren Verhältnissen, namentlich nach einer umfassenderen Wirksamkeit als Geistlicher. Dennoch gieng er nicht eilfertig auf jeden Antrag ein. Sowie er schon im Jahre 1772 die ihm gebotene Hofpredigerstelle in Eutin nicht angenommen hatte, so gieng er jetzt nicht auf einen Ruf nach Gießen ein, wo er eine Professur und Predigerstelle bekleiden sollte. Gewiß gab zu der Ablehnung wesentlich das freundschaftliche, zarte und tiefe Verhältniß zu der Gräfin Maria Veranlassung. Indeß schon die Aussichten, die sich ihm in Göttingen eröffneten, wohin Geheimerath von Bremer und Hofrath Brandes ihn zu ziehen strebten, machten einen anderen Eindruck. Wenn Herder fühlte, daß gerade das akademische Katheder der rechte Platz sein würde, sein Talent in vollem Maße zu entfalten und zur Geltung zu bringen, so möchte er sich nicht getäuscht haben; obgleich er niemals Universitätslehrer ward, blieb diese Neigung und dieses Bewußtsein doch in ihm und äußerte sich noch in späteren Jahren so lebhaft, daß er in Klagen über einen verfehlten Lebensweg auszubrechen vermochte. In Göttingen war Heyne, in Hannover Zimmermann für ihn thätig, aber die Verhandlungen zogen sich gewaltig in die Länge*). Herder ging selbst deshalb nach Hannover, aber zu einer Gastpredigt, welche Brandes wünschte, ließ er sich nicht herbei. Offenbar war man ihm im hannöverschen Consistorium, von dem die Stelle abhieng, nicht besonders gewogen: Brandes selbst bemerkte, man habe ihm erwidert, Herder sei wohl als „Belletrist", aber nicht als

---

*) Siehe die ausführliche Darstellung in den Erinnerungen 2, 46 fg.

Theolog bekannt. Endlich beschloß man (am 13. Aug. 1775) im Ministerium, an den König den Vorschlag zu erlassen, Herder zum vierten professore theologiae ordinario und Universitätsprediger zu Göttingen mit 640 Thlr. zu ernennen, welche Summe später auf 700 Thlr. erhöht wurde. Aber die Antwort des Königs, die erst im December von London eintraf, fiel anders aus, als man gehofft hatte. Ein feindlicher Einfluß hatte dem König Zweifel an Herders Rechtgläubigkeit eingegeben: es wurde daher in der königlichen Resolution ihm auferlegt, da er noch keine akademische Lehrstelle bekleidet, „zuvörderst den gradum doctoris theologiae anzunehmen und dabei oder doch als zu bestellender Universitätsprediger sich einem examini oder colloquio bei der theologischen Fakultät in Göttingen zu unterwerfen". Die bittre Pille sollte dadurch überzuckert werden, daß diese Bedingung künftighin für alle Professoren der Theologie gelten sollte. Herder war anfangs entrüstet und protestierte mit aller Entschiedenheit gegen die ihm gemachte Zumuthung, aber es gelang den eifrigen Bemühungen von Brandes, Zimmermann, Heyne, ihn zur Annahme der Bedingung, die man zu einer bloßen Formalität abschwächen wollte, zu bestimmen: noch am 31. Jan. 1776 schrieb Herder an Zimmermann, er sei zu dem sauern Gange bereit.

Aber inzwischen hatte sich eine andere Aussicht eröffnet. Ungefähr am 10. Dec. 1775 hatte Goethe aus Weimar an Herder geschrieben *): „Lieber Bruder, der Herzog bedarf eines Generalsuperintendenten. Hättest Du die Zeit deinen Plan auf Göttingen geändert, es wäre hier wohl was zu thun". Das Verdienst, auf Herder hingewiesen zu haben, wird für Wieland in Anspruch genommen, jedenfalls war es aber

*) Aus Herders Nachlaß I., 12.

Aber freilich zeigen sich uns schon in Herders ersten Schritten und Erfolgen in Weimar die Keime und Vorboten seiner späteren eigenthümlichen, mehr und mehr isolierten Stellung. Für eine so komplicierte Berufsthätigkeit, die ihn mit allen Schichten der Weimarer Gesellschaft in Beziehung brachte, fehlten ihm gar manche Eigenschaften. Herder war, wie wir schon gesehen, von einer großen Reizbarkeit, die sich leider bei zunehmender Kränklichkeit mehr und mehr steigerte, und die ihm den Umgang mit irgendwie heterogenen Persönlichkeiten ungemein erschwerte. Dabei besaß er, um das nicht zu leugnen, ein nicht geringes Selbstbewußtsein, das bis zu einer gewissen Rücksichtslosigkeit im Geltendmachen seiner subjektiven Ansichten gieng. Daneben fehlte es ihm auch sehr an weltlicher Klugheit und Gewandtheit, die für seine Stellung unentbehrlich war, ohne daß sie den Geistlichen zum Höfling und Abbé zu wandeln brauchte. So zeigt uns denn ein Blick auf Herders Leben in Weimar, daß es ihm zwar nie an freundschaftlichen Beziehungen fehlte, daß es ihm aber auch niemals glückte, gerade mit den hervorragenden Persönlichkeiten in andauerndem ungetrübten Verkehr zu bleiben. Goethe, der sich in dem Verhältniß zu Herder ebenso edel wie überlegen zeigte, mag nicht Unrecht haben, wenn er sagt, daß er sich und Andern das Leben sauer mache.

Die Weimarer Verhältnisse damaliger Zeit sind uns nach vielen Seiten hin völlig bis ins Einzelne aufgeschlossen: vielleicht noch am wenigsten in Bezug auf das Gebiet, dem Herder angehörte. Wenn wir aber annehmen, daß in religiösen und kirchlichen Dingen einer kleineren, im Ganzen nur flach orthodoxen Partei eine weitaus größere, rationalistisch und unkirchlich gesinnte entgegenstand, so nehmen wir für Weimar nur an, was sich auch sonst überall zeigt,

dürfen aber gerade um der großen litterarischen und geistigen Bewegung in Weimar willen dies ganz besonders für diese Stadt gelten lassen. Herder war so recht dazu angethan, es mit beiden Parteien zu verderben: er war, wenn diese Bezeichnungen einmal gebraucht werden sollen, weder orthodox, noch rationalistisch, darum den Einen zu frei, den Andern nicht frei genug. Wir müssen einräumen, daß er in seinen späteren Jahren nicht mehr der glaubensvolle, ein Herzenschristenthum suchende und verkündigende Herder der 80er Jahre ist: es kommt auf die eigne Herzensmeinung an, ob man diese spätere Zeit als Herders Glanzperiode ansehen will oder nicht. Uns dünkt, über Herders gesammte Persönlichkeit, insbesondere über seine Stellung zum Christenthum und Protestantismus insbesondere habe Niemand trefflicher sich ausgesprochen, als Hagenbach, auf dessen eingehende Darstellung wir hiermit verweisen*). Herders Stärke und Schwäche zugleich war das Universelle seiner Natur: aus dieser Ganzheit heraus will er beurtheilt sein, nicht von dem einzelnen Gebiete aus. Sein ganzes Wesen ist überall thätig, der Dichter im Theologen, der Theolog im Dichter: er ist darum freilich weder als Dichter, noch als Theolog eine Erscheinung ersten Ranges, aber in der wundersamen Vereinigung verschiedenster Richtungen, einer Vereinigung, die keine Vielwisserei und keine Vielthuerei, keinen Kampf disparater Elemente zeigt, sondern eine harmonische Verschmelzung, ist er eine geradezu einzig dastehende Persönlichkeit. Darum gehört er eben zu den wirkungsreichsten Erscheinungen in unserer Litteratur, aber auch zu denen, die am ungleichsten beurtheilt worden sind, zumal

*) Die Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts von Hagenbach. Th. 1. S. 1 fg.

von ihren Zeitgenossen, die in der Regel nur das Einzelne vor Augen hatten. Jean Paul sagt einmal sehr schön: „Menschen mit vielartigen Kräften werden stets, die mit einartigen selten verkannt": das gilt von Herder. Kehren wir zu den Weimarer Verhältnissen zurück, so sehen wir gleich beim Eintritt ins Amt eine Collision entstehen. Bei seiner Einführung ins Consistorium ward er mit einem Dekret bekannt gemacht, welches der ersten Classe die Erlaubniß ertheilte, sich ihren Beichtvater nach Belieben zu wählen. Weil Herder auf die seelsorgerische Thätigkeit ein großes Gewicht legte, und in jener Anordnung eine Beeinträchtigung seines Amtes erblickte, protestierte er mit aller Entschiedenheit. Des Herzogs Entscheidung lautete ihm günstig, aber die höheren Beamten, welche das Reskript veranlaßt hatten, blieben ihm abgeneigt: auch Goethe war unangenehm berührt. Den größten Beifall fand Herder als Prediger; was wir schon oben von Sturz mitgetheilt haben, wird uns von vielen andern Zeugen bestätigt — Schiller ist fast die einzige Ausnahme, obgleich dieser zugesteht, daß Herders Predigt ihm immer noch besser als alle andern gefallen habe. Mit seinen Bemühungen um die Seelsorge, um Kirchenzucht und Liturgie stieß er, wie leicht zu ermessen, auf große Hindernisse. Von unbestreitbarem Erfolg aber waren seine Bestrebungen im Schulwesen, wie er denn auch in der Geschichte der deutschen Pädagogik eine ehrenvolle Stelle einnimmt. Seine im Sophron enthaltenen Schulreden enthalten so vortreffliche Bemerkungen, daß sie noch heute in keiner deutschen Lehrerbibliothek vermißt werden sollten. Auch muß erwähnt werden, daß er sich die ernstlichste Mühe gab, das Lehrerbesoldungswesen zu verbessern: obwohl in diesen Dingen von Goethe unterstützt, gelang doch nach dieser Seite nur ein erster Anfang.

Herders Stellung in der Gesellschaft läßt sich nach alledem leicht bemessen. Der Mittelpunkt eines gesellschaftlichen Kreises zu sein, fehlte es ihm nicht bloß an Neigung, sondern auch an Muße — dazu zog ihm Amt und Gesinnung manche Schranke. Er verkehrte indeß gern und viel mit den Kreisen der Herzogin Luise, mit Graf Görtz, Knebel, Einsiedel, Wieland, Frau von Stein, während das Verhältniß zu Goethe durch öftere Verstimmungen unterbrochen ward. Erst ums Jahr 1783 näherten sich beide wieder zu einer längeren und innigeren Beziehung, die nun auch ausdauerte: bis zu der Zeit, da Schiller in die nächste Gemeinschaft mit Goethe trat, bleibt Herder der bevorzugte Freund.

Wenden wir uns nunmehr zu der schriftstellerischen Arbeit Herders während dieser Lebensperiode, der reichsten seines Lebens, so treten uns zuerst die Sammlungen der Volkslieder entgegen. Wir haben gesehen, wie früh schon Herder im Gegensatz zur früheren Anschauungsweise, Werth und Bedeutung des Volksmäßigen in der Dichtung erkannte und geltend machte. Eine kleinere, im deutschen Museum vom Jahre 1777 veröffentlichte Abhandlung erscheint als das Programm seiner künftigen Thätigkeit hierin; sie handelt von der „Aehnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst, nebst Verschiedenem, was daraus folgt"*). Da verlangt Herder, daß der sich aufs Volk beziehende Theil von Litteratur volksmäßig sei, damit er nicht „klassische Luftblase" werde; die deutsche klassische Litteratur aber sei wohl ein Paradiesvogel, bunt, artig, ganz Flug, ganz Höhe, aber ohne Fuß auf die deutsche Erde. Er fordert auf, die Lieder des eignen Volkes und fremder Völker aufzusuchen, zu sammeln, sich anzueignen. Als ein solcher Liederschatz

*) Zur schönen Litteratur und Kunst 7, 47 fg.

erscheinen nun die Sammlungen, welche später den Titel „Stimmen der Völker in Lieder" enthielten. Nicht bloß der Reichthum dieser Sammlung ist bewundernswerth, sondern auch die unübertroffene Kunst, mit der sich Herder in den Geist andrer Völker hineinversenkte und ihren eigenthümlichen Charakter treu zu bewahren verstand. Wenn wir Herders eigene Dichtungen nicht allzuhoch anschlagen können, so müssen wir seiner Reproduktionskraft die höchste Bewunderung angedeihen lassen. Den Uebergang zu den dem wissenschaftlichen Gebiete angehörenden Leistungen bilden die „Lieder der Liebe", eine Bearbeitung des hohen Liedes Salomonis (1778). Die Briefe, das Studium der Theologie betreffend, sind aus des Verfassers tiefinnerster Begeisterung für das geistliche Amt und seinem Wunsche hervorgegangen, dem im Ganzen seichten und nüchternen Betrieben des theologischen Studiums entgegen zu wirken. Zeugniß, wie große Wirkung dieses lebendig und anregend geschriebene Werk übte, ist unter Anderem die Thatsache, daß dadurch der spätere Herausgeber der Werke und der „Erinnerungen", der Professor der Theologie zu Schaffhausen, J. G. Müller, des Geschichtsschreibers Bruder, dadurch dauernd an Herder gefesselt wurde. Das unvollendet gebliebene Werk „vom Geist der ebräischen Poesie", hatte er, wie er an Hamann schrieb, von Jugend auf in seiner Brust genährt: für das Studium der orientalischen Litteratur kann es als bahnbrechend bezeichnet werden. In diese Periode fällt auch der größte Theil des gleichfalls nicht ganz ausgeführten wissenschaftlichen Hauptwerkes Herders, der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Wie die eben angeführte Schrift auf die orientalischen Studien, so wirkten die „Ideen" auf die Behandlung der Geschichtswissenschaft. Eine allgemeine Geschichte der Menschheit zu

verfassen und zwar nicht analistisch, sondern vom culturhistorischen Standpunkte aus, das war ein Ziel, auf das er schon als Jüngling hingeblickt hatte: die große Mehrzahl seiner prosaischen früheren Schriften erscheint wie die Vorarbeit zu diesem Hauptwerke. Ausgeführt hat er seinen großen Plan nur annähernd, wie denn bei Herder überhaupt die Conception der Idee und der Grundplan immer als das Bedeutendste erscheinen, und auch dies nur bis zum dreizehnten Jahrhundert. Aber was er uns in den vorhandenen 4 Theilen*) hinterlassen hat, ist und bleibt höchst bedeutsam, was daran auch von vornherein als mangelhaft oder als nunmehr antiquiert zu bezeichnen sein möge. Wir dürfen nicht übersehen, in welcher Lage sich damals die deutsche Geschichtsschreibung befand, wie wenig noch der culturhistorische Gesichtspunkt zur Geltung gekommen, und wie weit man von einer echten Universalhistorie, welche Zeiträume und Nationen in ihrem realen und idealen Gehalt erfaßte, entfernt war. Und in diesem Sinne, als eine mächtig wirkende Anregung, als einen Hinweis auf das, was zu thun sei im Gegensatz zu dem, was bisher geschehen, müssen wir das Werk betrachten, nicht vom Standpunkte unsrer heutigen Geschichtsschreibung aus. Denn zum Historiker war gewiß Herder am allerwenigsten gemacht, dazu gebrach ihm Detailkenntniß und das, was wir historische Objektivität zu nennen pflegen; darum hätte er das Werk auch gar nicht durchzuführen vermocht, und darum sind die ersten Theile, welche sich mit den älteren Zeiten beschäftigen, auch die werthvolleren. Es wären noch manche Schriften dieser Periode anzuführen, wenn wir ein vollständiges Verzeichniß der Herderschen Schriften zu geben hätten: dem

*) Zur Philos. und Gesch. 4—7.

großen Reichthum gegenüber möge die Vorführung der Repräsentanten der einzelnen Richtungen genügen. Um schließlich auch der Form dieser seiner prosaischen Schriften zu gedenken: so unterscheidet sich der Stil dieser Periode von dem der vorhergehenden durch eine größere Reinheit und Klarheit, kann aber doch, mit wenigen Ausnahmen, wegen der Herder nun einmal grundeigenen Fülle und wegen der poetischen Färbung, nicht als mustergültig bezeichnet werden.

Im Sommer des Jahres 1788 erhielt Herder von dem Domherrn Freiherr Friedrich von Dalberg eine Einladung, ihn auf einer Reise nach Italien zu begleiten. Da er in Folge vieler Arbeiten und mancher schmerzlichen Verstimmung — blieben doch solche selbst im Hause, trotz des trefflichen Charakters beider Ehegatten, nicht aus — sich einer längeren Erholung dringend bedürftig fühlte, auch wohl Goethes Schilderungen der eignen Reise ihm Sehnsucht nach dem klassischen Lande eingeflößt hatten, entschloß er sich, die Einladung anzunehmen. Freilich kam der Kostenpunkt um so mehr in Frage, als Herder bisher immer mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hatte, aber es waren kurz vorher Umstände eingetreten, welche eine größere Ausgabe zuließen, denn Dalberg hatte keineswegs die ganzen Reisekosten übernommen. Herders hatten nemlich am 10. März durch die Post von einem ungenannten und auch niemals bekannt gewordenen Freunde die Summe von 2000 fl. erhalten, und bald nachher bewilligte ihm der Herzog eine jährliche Zulage von 300 Thlr. aus seiner Schatulle.

So reiste er denn am 6. August 1788 von Weimar ab. Ueber diese Reise, welche ihn bis zum 9. Juli 1789 von Weimar entfernt hielt, hat uns erst die jüngste Zeit ausführliche Mittheilungen gebracht, auf die wir alle Freunde Herders und seiner vortrefflichen Gattin angelegentlich auf-

merksam machen wollen*). Man erwarte aber nicht Schilderungen und Berichte, wie sie uns Goethe gibt, der mit seinem ganzen Herzen in Italien, bei italischer Kunst und Natur war; Herder gieng verstimmt auf die Reise und blieb mit seinen Gedanken bei seiner Familie. Goethe war vom Glücke begünstigt und verstand zu reisen, Herder wurde durch die Launen der Frau von Seckendorf geplagt und war ein ebenso ungeduldiger wie unpraktischer Reisender. Goethe war herzlich froh, den Minister zu Hause lassen zu können, Herder kam aus seiner Consistorialhaltung um so weniger heraus, als er sich zuerst in der Begleitung Dalbergs, dann der Herzogin Amalia befand. Höchst anziehend sind dagegen die Briefe Herders und seiner Frau in Bezug auf das Verständniß ihrer Persönlichkeiten. Herder erscheint freilich nicht im glänzendsten Lichte, namentlich in einem wenig liebenswürdigen Unmuth, der ihn unempfänglich gegen das sich darbietende Schöne und ungerecht gegen Freunde macht; desto erfreuender und erfrischender sind Karolinens Briefe, in denen sich die treuste und tiefste Liebe zu ihrem Gatten und eine hohe Thatkraft kundgibt. Zu dem gewinnen wir durch diesen Briefwechsel, von dem bisher nur Theile veröffentlicht waren, höchst interessante Einblicke in das Weimarer Leben und neben manchem nicht eben Einladenden recht erfreuende Beiträge zur Würdigung Goethes, der in der That als das erscheint, als was ihn Karoline Herder bezeichnet, „der einzige rein gute Mensch hier."

Am 25. August traf Herder in Augsburg mit dem Baron Dalberg und der Frau v. Seckendorf zusammen, und zunächst herrschte völlige Eintracht: „wir Alle drei sind wie

*) Herders Reise nach Italien. Von H. Düntzer und F. G. v. Herder. Gießen 1859.

drei Geschwister und Kinder fröhlich", schreibt Herder. Von hier gelangten sie nach Innsbruck, Botzen, Verona, Ankona, Rom, wo sie am 19. September eintrafen, und wo Herder bis zu Ende des Jahres blieb. Während der letzten Monate ward ihm der Aufenthalt durch die unangenehmen Verhältnisse zu Dalberg und der Frau v. Seckendorf verbittert, wobei die Hauptschuld den Launen der Letzteren zuzuschreiben ist. Herder trennte sich endlich ganz von ihnen, verlangte von Dalberg, der sich ziemlich knauserig benommen hatte, die Erstattung eines Theiles der Reisekosten und begann nun erst in Rom einigermaßen aufzuleben. In rechter Weise genoß er freilich auch jetzt Rom nicht, weil es ihm an Sinn für Anschauung fehlte: er gehörte zu den Vielen, die das, was sie sehen sollten, lieber aus Büchern kennen lernen. Die Weiterreise nach Neapel, von wo sein erster Brief vom 6. Januar 1789 datiert ist, machte er im Gefolg der Herzogin Amalie, und fühlte sich anfangs auch freier und heiterer: Bald aber kam wieder neben der Sehnsucht nach der Heimath das drückende Gefühl über ihn, ein „appendix" zu sein. So kehrte er Mitte Februar allein nach Rom zurück, blieb dort bis zum 15. Mai und ging dann über Florenz, Mantua, Mailand, Innsbruck, München, Nürnberg nach Weimar zurück, wo er am 9. Juli anlangte. Außer pekuniären Verdrießlichkeiten, die sich leider wie ein dunkler Faden durch die ganzen Reisebriefe hindurchziehen, war es in der letzten Zeit besonders der erneute Ruf nach Göttingen, der Herder und seine Gattin beschäftigte. Heyne hatte nemlich am 15. März 1789 im Auftrag des Ministeriums ihm die Stelle eines ord. Professors der Theologie und ersten Universitätspredigers mit dem Charakter eines Konsistorialrathes angetragen, zugleich ihm überlassen, einen Gehalt zu fordern, und 200

Thlr. Wittwengehalt zugesichert. Herder antwortete ziemlich unbestimmt, zeigte dagegen in den Briefen an seine Frau eine lebhafte Neigung, dem Ruf zu folgen; seine alte Liebe zu einer akademischen Thätigkeit mochte eben so stark wieder sich geltend machen, wie ihm alle die Verstimmungen, zu denen Weimar — oder auch er selbst in Weimar — Anlaß gegeben, nun vor die Seele traten. Die Haltung seiner Frau in dieser Zeit der Unentschiedenheit ist wahrhaft bewunderswerth, nicht minder wohlthuend die umsichtige und thätige Weise, mit der Goethe eingriff. Er war es, der in richtiger Erkenntniß der Eigenthümlichkeiten Herders, diesen auf den einzig richtigen Gesichtspunkt für die Behandlung dieser Sache führte. Er erkannte, daß auch in Göttingen Herders Zufriedenheit auf die Dauer nicht werde begründet werden können, weil er sich eben selbst daran hinderte, und machte darum aufmerksam, daß die Aufgabe sei, eine angemessene äußere Verbesserung zu erlangen, hier oder dort. Der Herzog, der wie viele Andere, Herder auf keinen Fall von Weimar weggehen lassen wollte, beauftragte Goethe mit den Unterhandlungen darüber, und ließ Herder sehr annehmbare Bedingungen stellen. Lange kämpfte Herder, endlich aber lehnte er den Ruf ab, und empfieng als erstes Zeichen der Anerkennung die Ernennung zum Vicepräsidenten des Oberkonsistoriums mit der bestimmten Anwartschaft auf die Nachfolge im Präsidium; außer einer mäßigen Gehaltserhöhung das Versprechen, für das Studium und das Fortkommen der Söhne zu sorgen, die Zusicherung eines Wittwengehaltes von 200 Thlr. und das Versprechen, daß seine Schulden bezahlt werden sollten.

So verblieb er denn in seinem bisherigen Wirkungskreise, aber die freudige Stimmung, in der der neue Lebensabschnitt begann, hielt nicht lange vor. An die Stelle der

alten Verdrießlichkeiten traten neue, und noch im Winter 1789—90 gesellte sich dazu ein schweres körperliches Leiden, das ihn an den Rand des Grabes brachte. So mußte er denn 1791 nach Karlsbad und im folgenden Jahre nach Aachen gehen, an beide Orte in Begleitung der treuen Gattin. Kehrte er aber auch gekräftigt in die Heimath zurück, immer gerieth er wieder in die alten Mißverhältnisse, und immer mehr schmolz der Kreis seiner Freunde zusammen. Es ist Herders früher Lebensabend, in den uns die nächsten Jahre einführen: nach dem schweren Anfall des Winters 1789/90 erholte er sich nie wieder vollständig. Wir sehen ihn wohl noch thätig in Amt und Wissenschaft, ja in seinen letzten Tagen tritt uns seine Fähigkeit, sich in fremde Dichtung einzuleben und sie neu aus sich heraus zu gestalten, in der köstlichen Bearbeitung des „Cid" so vollendet entgegen, daß wir der Jahre des Dichters vergessen: im Ganzen aber ist doch der Höhepunkt seines Wirkens und Schaffens überschritten.

Blicken wir auf seine amtliche Thätigkeit, so war dieselbe seit seiner Ernennung zum Vicepräsidenten wohl insofern erleichtert, als ihm manche Amtshandlungen, wie Leichenreden 2c. abgenommen waren, aber das wurde reichlich dadurch aufgewogen, daß er sich in das Rechts- und Proceßwesen hineinarbeiten mußte, und durch die regelmäßige Anwesenheit des alten, fast blinden Präsidenten in den Sitzungen in seiner Geschäftsführung gehindert war. Bei seiner Reizbarkeit und Ungefügigkeit konnten Differenzen mit dem Ministerium nicht ausbleiben, und da auch das Verhältniß zu Goethe sich wieder kühler gestaltet hatte, herrschte am Hofe ebenfalls nicht mehr die alte freundliche Gesinnung. Unter seinen Amtsgenossen scheint der Consistorialrath Günther besonders treu zu Herder und dessen Familie gehalten zu

haben. In geselliger Beziehung vereinsamte Herder immer mehr, wenn er sich auch nicht förmlich abschloß. Es gieng ihm mehr und mehr das Verständniß der mit ihm Lebenden ab; er, der die neue Litteratur- und Geistesperiode mit groß gezogen hatte, fand sich in ihr nicht mehr zurecht. Das zeigt sich nicht deutlicher, als in seiner Stellung zwei Männern gegenüber, Kant und Schiller. Nicht, daß er sich in ruhigen Stunden gegen die Bedeutung der Kantischen Philosophie verschlossen hätte, er erkannte sie vielmehr laut an und pries Kants Verdienst hoch, aber mit großer Entschiedenheit wandte er sich gegen die Anhänger, welche „den Sauerteig für den Teig" selbst nahmen, und gegen den großen Einfluß, den die neue Philosophie auf die jüngeren Theologen ausübte. Mag nun daran Manches wahr sein, so ist doch gewiß, daß Herder ein volles Verständniß Kants nicht besaß, wie denn auch seine Schriften gegen Kant („Metakritik" und „Kalligone") zu seinen schwächsten Leistungen gehören. Weit befremdlicher ist uns das Verhältniß zu Schiller, das immer locker und kühl blieb, und zuletzt, als Schiller gerade auf der Höhe seines Schaffens stand, fast feindselig war. Schillers Anhänglichkeit an Kant konnte davon nicht die einzige Ursache sein, es war vielmehr die in Herder wirkende allmähliche Entfremdung von der neuen Litteraturrichtung, die in Schiller am stärksten hervortrat. Der Umstand, daß Goethe, seitdem er mit Schiller sich enger verbunden, von Herder sich mehr zurückzog, wird das Seinige beigetragen haben bei einer so verletzbaren und selbstbewußten Persönlichkeit. Herder, der früher gegen den Herder-Kultus nicht viel einzuwenden gehabt hatte, ärgerte sich schwer an dem „Schiller-Goethe-Götzendienst." Dagegen erwuchs diesen letzten Lebensjahren noch eine herzliche Beziehung zu dem jüngeren Jean Paul (Friedrich Richter),

der in den Jahren 1798—1800 ganz in Weimar lebte. Es bedarf nur eines Blickes auf beide Persönlichkeiten, um zu erkennen, daß hier ein Verständniß leicht möglich war; auch Herders Frau gewann den jungen Dichter lieb.

Seine schriftstellerische Thätigkeit war auch in diesen Jahren umfangreich. Außer den schon oben erwähnten philosophischen Schriften gehören hierher die Briefe zur Beförderung der Humanität (1793—1797) und die Adrastea (1801—1803), die als die vorzüglichsten prosaischen Schriften der letzten Periode gelten dürfen. Das Wort „Humanität" ist durch Herder eines der Schlagwörter geworden, die zwar viel gebraucht, aber selten mit einem fest abgegrenzten Begriff verbunden werden; er erblickt darin den uns der Anlage nach angebornen Character des Menschengeschlechtes, der aber erst angebildet werden muß. „Wir bringen ihn, sagt Herder, nicht fertig auf die Welt mit; auf der Welt aber soll er das Ziel unsers Bestrebens, die Summe unsrer Uebungen, unser Werth sein. Das Göttliche in unserm Geschlecht ist also Bildung zur Humanität; alle großen und guten Menschen, Gesetzgeber, Erfinder, Philosophen, Dichter, Künstler, jeder edle Mensch in seinem Stande, bei der Erziehung seiner Kinder, bei der Beobachtung seiner Pflichten, durch Beispiel, Werk, Institut und Lehre hat dazu mitgeholfen. Humanität ist der Schatz und die Ausbeute aller menschlichen Bemühungen, gleichsam die Kunst unsers Geschlechts. Die Bildung zu ihr ist ein Werk, das unablässig fortgesetzt werden muß, oder es sinken höhere und niedere Stände zur rohen Thierheit, zur Brutalität zurück." „Ich wünschte, sagt er anderwärts, daß ich in das Wort Humanität alles fassen könnte, was ich bisher über des Menschen edle Bildung zur Vernunft und Freiheit, zu Erfüllung und Beherrschung der Erde gesagt

habe; denn der Mensch hat kein edleres Wort für seine Bestimmung als er selbst ist." Es fragt sich nun, ob diese Entwickelung zur reinen und vollen Menschlichkeit bei Herder so aufgefaßt werden darf, wie sie in unsern Tagen häufig verstanden wird, d. h. ohne die Beziehung auf ein Jenseitiges, Höheres, auf das Christenthum. Das ist aber keineswegs der Fall; für Herder ist die Humanität ein Gebot des Christenthums; „das Christenthum, sagt er, geleitet die reinste Humanität auf dem reinsten Wege". Für ihn ist Christlichsein und Menschlichsein noch nicht geschieden, vielmehr für beides der eine Wahlspruch giltig: Niemand für sich allein, Jeder für Alle; ihm ist somit weder religiöser Indifferentismus, wie er aus einem einseitigen und beschränkten Hervorheben des Menschlichen hervorgehen mußte, ebenso fremd, wie ein verflachender Kosmopolitismus, der im Streben nach der Einigung die gegebene Sonderung nicht achtet. Daß aber der sich an Herder neu belebende Humanitätscultus zu beiden Irrungen führen mußte, nach dem Gange, den dergleichen Ideen und Richtungen auf Erden zu nehmen pflegen, das ist eben so wenig zu verkennen, wie man in Abrede stellen kann, daß in Herder selbst, in seinen späteren Jahren, die menschliche Seite seines Humanitätsbegriffes die überwiegende war.

Wir enthalten uns des näheren Eingehens auf die Adrastea, eine Zeitschrift, deren letzte Theile den Beschluß seiner schriftstellerischen Thätigkeit enthalten, und die als das sprechendste Zeugniß seines Universalismus eine Uebersicht des Merkwürdigen enthalten sollten, was im 18. Jahrhundert in Politik, Religion, Wissenschaften und Künsten geschehen, und wenden uns zu seinem letzten und größten dichterischen Werke, den Cid. Ein seltenes Schauspiel, daß gerade die letzte Dichtung seines Lebens diejenige sein sollte, die seine

Bekanntschaft in weiteren Kreisen am längsten erhalten hat. „Der Cid, nach spanischen Romanzen besungen", unter diesem Titel erschien erst zwei Jahre nach Herders Tode diese letzte dichterische Arbeit aus dem Winter 1802—1803, mit einer historischen Einleitung von dem berühmten Geschichtsschreiber Johannes von Müller. Der Cid (arabisch = Herr), auch Campeador (= Vorkämpfer) genannt, heißt eigentlich Don Rodrigo (Ruy) Diaz, Graf von Vivar, und ist Spaniens in Lied und Sage gefeiertster Held, dessen Lebensgeschichte daher auch verschieden erzählt und gar mannigfach ausgeschmückt wird. Sein Leben fiel in die Zeit von 1026—1099, unter die Regierung der kastilischen Könige Ferdinand I., Sancho und Alfons. Schon im 12. Jahrhundert gab es in Spanien ein Gedicht del Cid el Campeador; später, im 16. Jahrhundert wurden die Romanzen auf den Cid gesammelt und 1614 vollständig herausgegeben, an der Zahl über 100. Herder hat in seinem Gedichte 70 dieser Romanzen übersetzt oder vielmehr frei bearbeitet, hier und da freilich nicht im vollen Geiste des Originales, indem namentlich dem Ganzen ein weicherer Charakter verliehen ist, als dergleichen älteren Heldengedichten eigen zu sein pflegt, im Ganzen aber doch ein unvergängliches poesiereiches Werk geschaffen, das zu allen Zeiten seinen Platz unter den besten Schöpfungen deutschen Dichtergeistes behaupten wird. In Herders Cid offenbart sich in vollster Herrlichkeit jene eigenthümliche Kraft des deutschen Geistes, sich in fremden Volksgeist hineinzuleben und das innerlich so Angeeignete zu einem freien Erzeugniß, zu einer neuen Schöpfung aus eigenem Geiste zu gestalten. Herders Cid ist ein deutsches Gedicht geworden, und darum bleibt seine Bearbeitung immer hoch oben an, wenn andere Bearbei-

tungen sie auch vom Gesichtspunkte der Uebersetzung aus übertroffen haben.

Im Jahre 1801 ward Herder wirklicher Präsident des Consistoriums, ohne daß dadurch irgend eine Aenderung in seiner amtlichen Thätigkeit eintrat; denn er hatte bisher schon faktisch die Geschäfte des Consistoriums geleitet. Dasselbe Jahr brachte ihm die Erhebung in den Adelstand. Sein Sohn Adalbert hatte sich der Landwirthschaft gewidmet und, nachdem er ein größeres Gut in Franken verwaltet, im August 1801 das Gut Stachesried in der Oberpfalz gekauft. Nun aber bestand damals in Bayern ein Privilegium für den Adel, das Einstandsrecht genannt, nach welchem der bürgerliche Käufer eines Gutes während des ersten Jahres dasselbe an jeden Edelmann für den Kaufpreis überlassen mußte. Herders Sohn scheint Grund zu der Besorgniß gehabt zu haben, daß dieses Recht gegen ihn geltend gemacht werden möchte, und schrieb darüber an seine Aeltern, nur der Besitz eines Adelsbriefes könne ihm das Gut sichern. Deshalb wandte sich der Vater an seinen Freund, den Grafen Görtz in Regensburg, um für Adalbert die Erhebung in den Adelstand zu erhalten; in dem vom Kurfürsten unter dem 26. September 1801 erlassenen Decret wurde aber Herder selbst mit seiner Familie nobilitiert. Diese Auszeichnung scheint in Weimar manche Kränkungen für Herder herbeigeführt zu haben, indem der bayersche Adel dort zunächst nicht anerkannt wurde. Der letzte Brief Goethe's an Herder*) vom 22. September 1803 erwähnt diese Angelegenheit und meldet, daß Herder sich künftig amtlich „mit dem adeligen praefixo" unterzeichnen solle und daß die Canzleien angewiesen seien, ihn „gleichmäßig

*) Aus Herders Nachlaß I, 151.

zu ehren“. Aber selbst damals scheint Herders Adel nur stillschweigend anerkannt, und keine directe Bestätigung erlassen worden zu sein.

Mit seiner Gesundheit ging es nur zu sehr abwärts. Im Jahre 1801 gesellte sich zu der Erschlaffung seines ganzen Nervensystems, die mehr und mehr zunahm, insbesondere eine große Schwäche der Augen, die dem thätigen Manne kaum mehr das Lesen gestattete. Herder gieng 1802 deshalb nach Aachen, in dankbarer Erinnerung an die wohlthätigen Wirkungen dieses Bades bei einem früheren Besuche: diesmal ohne nachhaltigen Erfolg. In Aachen traf er mit dem bekannten Mineralogen Werner zusammen, in Frankfurt verkehrte er mit dem geistvollen Sömmering, mit Gerning und Nikolaus Vogt; über Aschaffenburg und Regensburg kehrte er nach Weimar zurück, wo er im October 1802 einträf. Der folgende Winter ließ wohl noch geistige Thätigkeit zu (er beschäftigte sich mit der Adrastea und dem Cid), aber seine Gesundheit war keineswegs hergestellt; vielmehr traten unter allerlei Verdrießlichkeiten die guten Wirkungen, namentlich der Reise, nur zu bald zurück, ja es befiel ihn eine heftige Gallenkrankheit, von der er sich nur halbwegs erholte. Nichts schien rathsamer als eine längere Entfernung von Weimar, weshalb ihn die treue Gattin dringend bat, sich auf ein ganzes Jahr beurlauben zu lassen: aber ihre und des Sohnes August Vorstellungen blieben vergeblich. Im Sommer 1803 begab er sich nach Eger, nachdem er einige Zeit bei August, der in Annaberg Bergamtsassessor war, verweilt hatte. So wohl ihm auch der Aufenthalt in der stärkenden Bergluft der dortigen Gegend that, er fühlte, daß er nicht lange mehr zu leben habe und sprach es offen gegen den Sohn aus. Auf der Rückreise von Eger blieb er längere Zeit in Dresden, das er bis dahin noch

nicht kennen gelernt hatte: es waren seine letzten glücklichen Wochen. Denn Alles vereinigte sich, um sie ihm angenehm zu machen. Die schöne und gesunde Lage der Stadt, der Reichthum der Sammlungen, insbesondere der Bibliothek, die er fast täglich besuchte, die freundliche und ehrende Aufnahme, die er bei den ausgezeichnetsten Männern fand (nur Reinhard war gerade abwesend), die Aufmerksamkeit, die ihm selbst von dem Kurfürsten erwiesen wurde und in der er die beste Garantie für seines Sohnes August Zukunft erblicken durfte — Alles das machte diese drei Wochen zu wahrhaft erfrischenden und belebenden.

Am 18. September 1803 war er wieder bei den Seinen in Weimar, noch einmal in weitaussehenden Entwürfen für Kirchen- und Schulwesen und für seine schriftstellerische Thätigkeit auflebend. Aber nur vier Wochen hielt diese Besserung an: am 18. October befiel ihn abermals ein Unwohlsein, das ihn zwar nicht sofort ganz niederwarf, von dem er aber sich nicht wieder erholte. Seine letzte Arbeit war die Adrastea, die letzten Zeilen (im 10. Stücke), die er daran schrieb, ahnungsvollen Inhalts:

„In neue Gegenden entrückt,
„Schaut mein begeistert Aug' umher — erblickt
„Den Abglanz höhrer Gottheit, ihre Welt,
„Und diese Himmel, ihr Gezelt!
„Mein schwacher Geist, in Staub gebeugt,
„Faßt ihre Wunder nicht — und schweigt."

Aber noch sollte seine Natur einen langen, fast zweimonatlichen Kampf gegen die herannahende Auflösung zu kämpfen haben. Seine Gattin und sein Sohn Gottfried waren seine treuen Pfleger. Bei völligem Bewußtsein, nie ganz der Hoffnung auf Genesung entsagend, sah er seine Kräfte sinken, und noch in den letzten Tagen blieb sein Geist

thätig. Aus der Bibel, namentlich den Propheten, und aus Ossian ließ er sich oft vorlesen, auch der Musik lauschte er gern kurze Zeit. Am 18. December, einem Sonntag, fiel er in den letzten Schlaf, von dem er nicht wieder erwachte: Abends ½11 Uhr entschlummerte er sanft zum ewigen Frieden. Am 21. December, Abends um 9 Uhr, wurden seine sterblichen Ueberreste in der Stadtkirche zu Weimar feierlich, unter der allgemeinsten Theilnahme, beigesetzt; der erste Diakonus, J. G. Zunkel, hielt die Gedächtnißrede. In der Kirche ist die Stelle, wo er ruht, mit einem Denkmal geschmückt; vor der Kirche erhebt sich, auf dem Platze, der Herders Namen trägt, sein Standbild in Erz. Herder hat kein hohes Alter erreicht, wie er es selbst schon in Bückeburg ahnend vorausgesagt; er starb im 60. Lebensjahre. Er hinterließ eine tief trauernde Gattin, die ihm nach sechs Jahren (15. September 1809) nachfolgte, eine Tochter und fünf Söhne, von denen namentlich August später in der hohen Stellung eines sächsischen Oberberghauptmanns weit und breit bekannt geworden ist.

Herder gehört zu den größten Geistern des 18. Jahrhunderts: an Vielseitigkeit des Wirkens, an bahnbrechender Gewalt ist ihm kaum einer unter den deutschen Geistesheroen dieser Zeit an die Seite zu stellen. Nicht bloß die poetische Litteratur dankt ihm den energischen Hinweis auf das Volksmäßige und Nationale, auch die historische, theologische, philosophische Wissenschaft ist ihm zu höchstem Danke verpflichtet, nicht allein und nicht sowohl um seiner eigenen und unmittelbaren Leistungen willen, sondern um des anregenden und zum Theil geradezu neu gestaltenden Einflusses willen, den er geübt. Und darum darf er auch nicht vergessen werden, auch nicht auf jene kühle Verehrung beschränkt bleiben, die ein lobendes Urtheil an die Stelle der Kenntniß

und Pflege der Werke setzt. Ist er auch kein Dichter im Sinne eines Goethe und Schiller, kein Prosaiker wie Lessing, es wird auch heute noch verlohnen, in seine Schriften Einkehr zu halten und sich an der Fülle seiner Gedanken und an der Wärme seiner Begeisterung zu erquicken.

---

# Johann Georg Hamann.*)

Die Familie, welcher der „Magus im Norden“ angehört, stammt von väterlicher Seite aus der Lausitz. Des Vaters Bruder, Johann Georg Hamann, wie es scheint, des Schriftstellers Pathe, ist als Verfasser des zweiten Theils der asiatischen Banise bekannt, eines zu seiner Zeit beliebten Romans, und starb zu Hamburg den 14. Juli 1733. Sein jüngerer Bruder Johann Christoph (geboren den 22. December 1697) ward Wundarzt und scheint, obschon eigentlich wissenschaftlicher Bildung entbehrend, doch in seinem Fache tüchtig gewesen zu sein und großes Vertrauen genossen zu haben. Er ward „altstädtischer Bader“ zu Königsberg, welchen Volksnamen er andern Titeln vorzog und gern auf den „Doktor“ oder „Rath“ verzichtete, die ihm von dem Kanzler v. Schlieben angeboten wurden. Hamanns Mutter stammte aus Lübeck und hieß Marie Magdalena Nuppenau; sie war eine fleißige und treue Hausfrau, von stillem und

*) Wer in die äußere und innere Geschichte dieser merkwürdigen Persönlichkeit tiefer eindringen will, der ist auf die vor wenigen Jahren erschienene ausführliche Lebensbeschreibung von Dr. C. H. Gildemeister (Gotha 1857) angelegentlichst zu verweisen.

frommem Wesen, ihrem Gott herzlich ergeben und im Leiden geduldig.

Unser Hamann erblickte am 27. August 1730 das Licht der Welt und ward am 28. August zum Bad der heiligen Taufe gebracht, wie er selbst in den Gedanken über seinen Lebenslauf berichtet. Er war das älteste Kind der Aeltern, denen nur noch ein jüngerer Sohn beschert ward. Die ersten Kinderjahre schildert er uns als höchst glückliche, erhellt durch eine heitere Umgebung und eine freundliche Wohnung, indem die altstädtische Badstube in angenehmer Lage am Pregel und Katzbach lag. Frühzeitig ward der Knabe zur Schule gehalten, denn die Aeltern waren „Feinde des Müßigganges und Freunde göttlicher und menschlicher Ordnung". Die Knaben fanden „zu Hause eine Schule an der Aufsicht, ja an der strengen Aufsicht und an dem Beispiel der Aeltern". Lügen, Umtriebe und Näschereien waren drei Hauptdinge, die nicht vergeben wurden, und denen sie niemals Erlaubniß hatten sich zu überlassen. So konnten sie wohl eher sich einer Verschwendung in ihrer Erziehung rühmen, als über eine Sparsamkeit darin beschweren. Was diesen Bestrebungen der Aeltern wesentlich zu Hülfe kam, war der Umstand, daß das Hamann'sche Haus viel von armen Studenten besucht wurde, die sich theils zum Dank für die freundliche Aufnahme, theils für ein besonderes Honorar mit den Knaben beschäftigten, sie für die Schule vorbereiteten, ihre Arbeiten beaufsichtigten und ihre Kenntnisse und Fertigkeiten nach den verschiedensten Seiten hin erweiterten. In diesem Streben, der schnellen, alles mit leichter Mühe bewältigenden Fassungskraft des Sohnes recht viel zu bieten, mag denn wohl viel zu viel geschehen sein. Es konnte nicht wohl ohne Ueberreizung und Frühreife abgehen, und daneben wurde der Knabe auch zu sehr vom

Umgange mit Altersgenossen und von den Berührungen des öffentlichen Lebens abgeschlossen; wenigstens hören wir Hamann selbst dies später beklagen und sein Ungeschick in praktischen Dingen darauf zurückführen.

Besonders beschäftigten sich die Knaben mit Sprachstudien; außer den alten Sprachen wurden auch die neueren, namentlich Französisch und Italienisch betrieben. Doch war man auch auf die schönen Künste bedacht, indem außer Tanz- und Zeichenunterricht besonders viel Musikunterricht ertheilt wurde. Hamann spielte die Laute und soll es nach glaubwürdiger Mittheilung zu einer nicht unbedeutenden Fertigkeit auf diesem Instrument gebracht haben. Er selbst hielt nicht viel von seiner musikalischen Begabung und meinte, das μετρον sei seinem Ohr und seinem Gefühle von der Natur versagt, die ihn weder zum Virtuosen noch zum Bürgermeister bestimmt habe.

Zu dem in den Verhältnissen liegenden häufigen Wechsel in den Lehrmeistern kam noch wiederholter Wechsel in der Schule, so daß der talentvolle Knabe ein wahres Leidensobjekt für pädagogische Methodik wurde. Zuerst besuchte er eine Sammelschule, welche ein abgesetzter Pfarrer hielt. „Dieser Mann" — schreibt Hamann — „hat den Grund gelegt, und ich bin sieben Jahre sein Schüler gewesen, nach deren Verlauf er mich so weit gebracht zu haben glaubte, als ein Kind nöthig hätte, um auf einmal ein Jüngling zu werden." Das Latein wurde hier ohne Grammatik gelehrt. Nicht so in der zweiten Schule, die der Prorekter Röhl vom Kneiphof hielt, ein Schulpedant, dem nichts über den Donat gieng. Diese alte Grammatik wurde vom Anfang an durchgenommen und dann einige lateinische und griechische Schriftsteller „unterschiedenemal durchgepeischt". Hamann klagt über diese Methode lebhaft: „Ich konnte einen Römer ver-

deutschen, ohne die Sprache nach dem Sinn des Autors zu verstehen. So waren meine lateinischen und griechischen Zusammensetzungen Buchdruckerarbeit, Taschenspielerkunst, wo das Gedächtniß sich selbst überfrißt, und eine Schwindung der übrigen Seelenkräfte entsteht, weil es an einem gesunden und gehörigen Nahrungssafte fehlt." Dabei wurden die Realien fast ganz vernachlässigt: wir dürfen es Hamann schon glauben, daß er diese Vernachlässigung namentlich der Geographie niemals gehörig gutzumachen vermochte, während wir ihm schwerlich darin beipflichten können, daß der Mangel an Leichtigkeit im Ausdruck durch Mangel an stilistischem Unterricht verschuldet worden sei. Den Mängeln des Schulunterrichtes abzuhelfen, ward ein Hauslehrer zugezogen, aber die Absicht ward nicht erreicht, indem dieser, ein junger Theolog, mit seinem Schüler fast nur Theologie trieb, somit das Vielerlei in des jungen Hamann's Kopfe nur noch mannigfaltiger wurde. In diese Zeit fällt die erste Erkrankung Hamann's, der mit seinem Bruder das Unglück hatte, durch Ansteckung einen garstigen Ausschlag zu bekommen, der nur mühsam geheilt wurde und haaklose Stellen auf dem Kopfe zurückließ.

Endlich entschloß sich der Vater, seine Kinder in eine öffentliche Schule zu schicken und wählte dazu die Schule im Kneiphof, an deren Spitze damals der Rektor Dr. Salthenius stand, ein kenntnißreicher und bewährter Schulmann. Hamann zeichnete sich bald so aus, daß er in der ersten Klasse den obersten Platz erhielt, und bezog schon am 30. Mai 1746 die Universität seiner Vaterstadt, um Theologie zu studieren; doch fanden sich bald äußere und innere Beweggründe, dieses Studium aufzugeben. Aeußerlich schien ihm die Schwerfälligkeit seiner Zunge die Predigerlaufbahn nicht eben zu begünstigen, innerlich zogen ihn, um seine eignen

Worte zu gebrauchen, „viele Heuchelhindernisse“ ab. Sein lebhafter Geist ward von dem geistigen und litterarischen Leben angezogen, das damals von Frankreich aus angeregt, sich über Deutschland verbreitete und in Friedrich dem Großen einen bereitwilligen Förderer fand. Er hegte in dieser Zeit eine entschiedene Vorliebe für die französische Sprache, für die „französischen Schriftsteller und ihre Gabe zu dichten, zu malen, zu schildern, der Einbildungskraft zu gefallen“, eine Vorliebe, die später in ihr Gegentheil umschlug. Es fehlte ihm überhaupt an Neigung, einer Wissenschaft sich ausschließlich zu ergeben, er strebte, und wohl in natürlicher Consequenz seines bisherigen Bildungsganges, sich nach den verschiedensten Seiten hin auszubreiten, er wollte lieber ein „Märtyrer, denn ein Tagelöhner und Miethling der Musen“ sein. So war es denn wohl nur nominell, wenn er von der Theologie zur Rechtswissenschaft übergieng, seine Hauptneigung gieng auf die Wissenschaften überhaupt, insbesondere auf die, welche man mit dem Namen der schönen Wissenschaften bezeichnete. Unter den Lehrern, welche damals an der Albertina lehrten, scheinen zwei seiner besonderen Verehrung sich erfreut zu haben: der Philosoph und Mathematiker Knutzen und der Professor der Naturwissenschaften Rappolt; von jüngeren Freunden sind Sam. Gottl. Hennings und Joh. Gotth. Lindner zu nennen. Ob er schon in dieser Zeit in freundschaftlichem Verhältniß zu Kant gestanden, der sich erst später dort habilitierte, läßt sich mit Bestimmtheit nicht ermitteln.

Daß ein so früh entwickelter, so lebhafter und so vielseitig angeregter Geist schon in den Jünglingsjahren sich in kleineren Schöpfungen versuchte, wird uns fast nothwendig erscheinen: dennoch ist die Zahl der Hamann’schen Jugendschriften und Jugendentwürfe verhältnißmäßig klein. Wir

können die den Jahren 1749—51 angehörenden Gelegenheitsgedichte füglich übergehen: Hamann hat selbst niemals darauf Anspruch gemacht, ein Dichter zu sein. So zeigen denn auch seine Gedichte wohl Reichthum und Tiefe der Gedanken, aber sie entbehren der Leichtigkeit und Gefälligkeit der Form. Als erstes bedeutenderes Zeugniß erscheint sein „lateinisches Exercitium", das zuerst an die Doktordissertation seines Freundes Lindner de somuno et somuniis angehängt, später unter die „Kreuzzüge des Philologen" aufgenommen wurde. Außerdem wird er an der im Jahre 1850 in Königsberg herausgegebenen Zeitschrift „Daphne" wohl nicht unbedeutenden Antheil gehabt haben, da sie geradezu aus dem Hamann'schen Kreise hervorgegangen zu sein scheint: doch ist nicht genau ersichtlich, welche Beiträge von ihm selbst herrühren.

Nach vollendeten Studien, wenn Hamann's Studienrichtung überhaupt einen solchen Ausdruck zuläßt, wünschte er, Königsberg zu verlassen, er sehnte sich, die Welt zu sehen. Er versicherte seinem Vater, daß er niemals mit sich zufrieden sein könnte, in welchen Stand er auch gesetzt würde, wenn er auf der Welt sein müßte, ohne von derselben mehr als sein Vaterland zu kennen. „Ich habe" — fährt er fort — „diesem Triebe zu reisen gemäß meine Studien eingerichtet und mich daher nicht sowohl auf eine besondere Wissenschaft, die mir zum Handwerk dienen könnte, sondern vielmehr auf einen guten Geschmack in der Gelehrsamkeit überhaupt gelegt. Eine Veränderung des Ortes und der Lebensart ist mir bei meinen jetzigen Jahren und nach meinen Umständen unentbehrlich. Nichts wird mich bewegen, mich hier in etwas einzulassen, das mich an Königsberg binden sollte. Ich werde hier zu nichts weder Geschicklichkeit noch Lust jemals bekommen. Wenn gewisse Neigungen

gar zu tief in uns stecken, so dienen sie öfters der Vorsehung zu Mitteln, uns glücklicher, wo nicht, doch klüger zu machen." Sein Wunsch fand rasch genug Erfüllung. Ein liefländischer Prediger, der vorher im Hamann'schen Hause sich an dem Unterricht der Knaben betheiligt, kam nach Königsberg, seine Familie zu besuchen und einige Hauslehrer für liefländische Familien zu gewinnen. Für eine dieser Stellen trug sich unser Hamann selbst an, und schloß trotz der dringendsten Abmahnungen seiner Eltern ab; es war eine Hauslehrerstelle bei der Baronin von Budberg auf Kegeln, zwölf Meilen von Riga, für einen Jahrgehalt von 80 Thalern. Im November 1752 verließ er Königsberg, kam am 14. November in Memel an, verließ am 3. December Riga und traf am 4. December in Papendorf ein, der unmittelbar bei Kegeln gelegenen Pfarrei des oben erwähnten Pastors Blank. Die erste Aufnahme von Seiten der Gutsherrin war eine freundliche und zu den besten Hoffnungen berechtigende, obschon das Ausbleiben des zugesicherten Reisegeldes schon einigen Verdacht hätte wecken können. Auch die seiner Pflege befohlenen Kinder, der „liebe Baron", der „wie ein Wachsbild aussieht" in seiner „liebenswürdigen Unschuld", und dessen jüngste Schwester machten den besten Eindruck. In den ersten Monaten hatte er auch Ursache, zufrieden zu sein; wenigstens zeigen seine Briefe eine im Ganzen fröhliche, nur selten getrübte Stimmung. Erst der Winteraufenthalt in Riga, wohin sich die auf den umliegenden Gütern wohnenden adeligen Familien im Winter zu begeben pflegten, brachte allmählich eine Aenderung hervor, woran wohl zunächst nicht sowohl die Frau von Budberg Schuld war, als vielmehr die gesammten politischen und socialen Verhältnisse. Im April fängt er in einem Briefe an seinen Bruder schon ernstlich zu klagen an; bald


Johann Georg Lavater.

häuften sich die Verdrießlichkeiten, und schon am 14. Mai, als er sich zum ersten Mal beschwerend an die Baronin gewendet hatte, erhielt er in einem stilistisch und orthographisch zwar originellen, aber auch ordinären Briefe seinen Abschied nebst 12 Thalern, indem die Reisekosten mit 18 Thalern als Vorschuß auf die Besoldung gerechnet wurden. Hamann befand sich, da er das Haus sofort verlassen sollte, in recht drückender Lage und mußte herzensfroh sein, in dem Hause des Advocaten Belger in Riga, eines Freundes seines Vaters, eine freundliche Zufluchtsstätte zu finden. Hier blieb er einige Monate und machte dann noch einen Versuch mit einer Hofmeisterstelle, diesmal in Curland bei einem General von Witten, der eine Gräfin von Lang zur Gemahlin und zwei Söhne hatte; ihr Gut Grünhof lag 4 Meilen von Mietau entfernt. Seine Lage war hier ungleich günstiger, indem er bei einer wirklich gebildeten Familie lebte und durch die Nähe von Mietau Gelegenheit fand, anderweitige Beziehungen anzuknüpfen und zu pflegen, so zu Lindner's Bruder, der Arzt in Mietau war, zu einem russischen Militärarzt Parisius und einem Magister Hahn, den Hamann als einen ungewöhnlich begabten Mann schildert. Dennoch hielt auch hier die behagliche Stimmung nicht lange vor, theils in Folge öfterer, oft grundloser Reisen nach Mietau, Riga oder auf andere Güter der Familie, theils in Folge großer Anstrengung, denn das Talent, ihre Untergebenen gehörig auszunützen, scheinen auch Witten's besessen zu haben. Die Erkrankung Hamann's im Sommer 1754 mag durch diese Verhältnisse mit herbeigeführt worden sein; bald darauf faßte er den Entschluß, seine Stelle aufzugeben, führte ihn aber in diesem Jahre noch nicht aus. Neubelebend und ermuthigend wirkte auf ihn der Besuch seines Freundes Johann Christoph Berens, eines

reichen Handelsherrn aus Riga, den er während seiner Universitätsjahre kennen gelernt hatte, und der von einer größeren Reise in seinen Wohnort zurückkehrte. Er blieb zunächst noch in Grünhof und fühlte sich eine Zeit lang ziemlich zufrieden, eine Reise nach Riga aber im März 1755 zu Berens und Lindner, der dahin als Rektor der Schule berufen worden war, machte ihm das Hofmeisterthum von neuem widerwärtig, und im Juli 1755 verließ er Grünhof, um sich nach Riga zu begeben. „Ich kam", schreibt er in seiner Selbstbiographie, „eben zu einer Zeit, wo man in Riga das Landleben auf den Höfchen genießt, und hatte das Glück, eine Kur des Pyrmonter Brunnens mit der Berens'schen Familie zu gebrauchen. Meine Gesundheit hatte theils durch die Schularbeit, durch einen unordentlichen Fleiß in Nebendingen und durch den Tumult von Affekten, in denen mein Gemüth wie ein Nachen auf einer stürmischen See beständig hin und her geworfen ward, sehr gelitten, daß mir also diese wohlthätige Gelegenheit sehr zu statten kam." Nach vollendeter Kur wohnte er in der Stadt bei Lindner, wo er sich, da ihm „der Schulstaub verhaßt" geworden war, vermuthlich durch Berens angeregt, mit Handels-, ökonomischen und politischen Dingen beschäftigen wollte. Aber seine Aeltern waren mit der Lage der Dinge gar nicht einverstanden, sie sorgten sich über seine unsichere Lage und fürchteten, daß er den Freunden zur Last fallen und sich dem Müßiggange ergeben möchte. Vermochte er nun auch anfangs die Seinigen hierüber zu beruhigen, so mußte er doch bald erkennen, daß ein entscheidender Schritt geschehen müsse. Da kam ein abermaliger Antrag der Witten'schen Familie, die seinen Abgang schwer beklagte und daher gern bereit war, die Stelle erheblich zu verbessern. Am 17. December 1755 war er wieder in Grünhof,

wo er mit großer Zuvorkommenheit empfangen wurde und in dieser Beziehung auch ferner Anlaß zur vollsten Zufriedenheit hatte: daß er sich trotzdem nicht völlig befriedigt fühlte, lag eben darin, daß es ihm an wahrer Neigung zum Lehramt fehlte.

Er fieng an, seine freie Zeit eigenen Arbeiten zu widmen, und zwar zunächst der Uebersetzung eines französischen Werkes von Dangeuil: „Anmerkungen über die Vor- und Nachtheile von Frankreich und Großbritannien in Absicht auf die Handlung und andere Quellen der Macht der Staaten.“ Offenbar war Hamann durch Berens auf dieses Buch aufmerksam geworden, hatte es mit ihm gelesen und auf Antrieb des Freundes die Uebersetzung übernommen. Die Arbeit gieng, einige Wochen im März 1756 ausgenommen, in denen er leidend war, so gut von statten, daß er noch im April seinem Bruder, der in Königsberg die Korrektur besorgte, melden konnte, er sei damit so gut wie fertig. Hamann hat der Uebersetzung eine selbstständige Abhandlung als „Anmerkungen“ beigegeben, die um so interessanter ist, als sie als das Denkmal einer eigenthümlichen Phase in seiner inneren Geschichte erscheint. Hamann beginnt mit sich, seinem bisherigen Lebensgange, mit seinen hofmeisterlichen Erfahrungen, seiner Abneigung gegen Stellenjägerei und geht dann auf die Bedeutung des Handels über, die er in einer für die damalige Zeit bewundernswerthen Weise schildert. Es finden sich Anschauungen und Gedanken, die dem damaligen Stande der Dinge weit vorauseilen, ja die, wie das, was er über die Bildung der Kaufleute und über Familiengeist sagt, noch heute als goldene Worte gelten dürfen. Den Schluß macht die Schilderung einer Musterfamilie, die von der Berens'schen Familie hergenommen ist.

Da er, um die Arbeit zu vollenden, mit äußerster Anstrengung hatte arbeiten müssen, auch noch die letzte Krankheit nicht ganz verwunden hatte, fand er sich von neuem recht angegriffen. Dazu kam noch die beängstigende Kunde, daß seine Mutter ernstlich leide und das Schlimmste befürchten lasse, während auf der anderen Seite das Anerbieten seines Freundes Berens stand, ihm in seinem Geschäft eine einträgliche Stellung anzuweisen. Hamann befand sich in großer Aufregung. Er sehnte sich nach einem anderen Wirkungskreise und fand sich besonders von einer Thätigkeit angezogen, die ihm gestattete, die Wissenschaften nicht als Hauptsache zu betreiben; dagegen erhoben sich auch in seiner Seele ernstliche Bedenken, ob er für den Kaufmannsstand wirklich geeignet sei, und diesen Bedenken gaben die Abmahnungen der Aeltern und seines Freundes Lindner Nahrung. Aber der Wunsch nach einer Veränderung und die Neigung, einen Versuch bei Berens zu machen, drang doch durch; er entschloß sich, Grünhof zum zweiten Male zu verlassen. Hier, wo er unentbehrlich schien, war es nicht leicht loszukommen, so daß er vorgab, nur auf einige Zeit verreisen zu wollen: ein Schritt, den er später ernstlich bereute. Um so leichter kam er mit Berens zum Abschluß, der durch Hamann's Schrift in dem Glauben an dessen merkantilische Befähigung nur noch bestärkt worden war. Er hatte eben, wie es öfters der Fall ist, übersehen, daß ein Mann von Hamann's Geiste wohl auch ihm fern liegende Gebiete in ihrer ideellen Bedeutung und theoretisch rasch zu erfassen und zu durchdringen vermag, ohne daß darin irgend ein Zeugniß für eine praktische Befähigung liegt.

Im Juli 1756 reiste Hamann von Riga, wo er seine Angelegenheiten mit Berens geordnet hatte, nach Königsberg. Seine Mutter fand er der Auflösung nahe, die auch

kaum 8 Tage nach seiner Ankunft, am 16. Juli 1756 erfolgte. „Ich habe sie sterben gesehen" — schreibt Hamann — „unter vielen Bewegungen und Betrachtungen über den Tod — und den Tod eines Christen. Der Höchste gab ihr in ihrer Todespein eine säuberliche Geberde, ihr Herz war fein sanft gebrochen und sie vergieng wie ein Licht ohne übrig Weh, auf dein unschuldig Blut, das du für sie vergossen. Ich wohnte ihrer Beerdigung mit unsäglicher Wehmuth und Betrübniß bei, worin mein Herz zu zerschmelzen schien, wurde aber leider durch die Welt und die Grille meines Glücks wieder getröstet." Er schrieb, ihr Andenken zu ehren, das „kindliche Denkmal", eine gedankenreiche und die innigste Liebe zu der Heimgegangenen athmende Schrift mit dem Motto aus Young: he mourns the dead who lives as they desire. Bis zur Mitte des September blieb er dann noch in Königsberg, um sich zu der Reise vorzubereiten, mit der seine neue Thätigkeit beginnen sollte. Wir sind über den Zweck dieser Reise nicht genügend unterrichtet, doch scheint er nicht bloß kaufmännischer Natur gewesen zu sein. Hamann erzählt nur, daß man in London über die Wichtigkeit der Sache und über die Wahl der Person erstaunt gewesen sei, und daß er dem russischen Gesandten eine von ihm verfaßte Denkschrift habe überreichen müssen. Es hätte sich also um eine diplomatische, handelspolitische Mission gehandelt, und da wäre denn freilich das Staunen über die Wahl des Bevollmächtigten nur zu gerechtfertigt gewesen: Denn wenn Hamann schon zum Geschäftsmann nicht taugte, so noch viel weniger zu einer Stellung, die Gewandtheit der Rede und weltmännisches Benehmen erforderte. Der Mißerfolg konnte kaum ausbleiben, aber die Schuld fällt nicht sowohl auf Hamann, der den Anträgen und Absichten seines Freundes entschiedene

Bedenken entgegenstellte, als vielmehr auf Berens, der sich hier eben nicht als Menschenkenner zeigt.

Am 1. October verließ er Königsberg und reiste über Danzig nach Berlin, wo er am 14. October eintraf. Während seines fast 6wöchentlichen Aufenthaltes lernte er Moses Mendelssohn, Sulzer, Ramler, Merian kennen und besuchte unter anderen auch öfters das Haus des Geheimeraths Ursinus. Besonders rühmt er das Blühen der Musik in Berlin und schreibt seinem Bruder, daß er vielleicht Gelegenheit finden werde, sich öffentlich (auf der Laute?) hören zu lassen. Aber schon hier verfolgte ihn eine quälende Unruhe, daß er doch wohl jetzt auf anderen Wegen wandele, als die ihm seine Befähigung anweise, und hinderte ihn an dem rechten Genuß dessen, was sich ihm bot: er war „unstät und unzufrieden gleich einem Flüchtling eines bösen Gewissens."

Am 23. November reiste er nach Hamburg und von da nach Lübeck, wo er in dem Hause seines Oheims mütterlicher Seite freundlich aufgenommen wurde und fast 2 Monate verweilte, auch hier ohne die rechte innere Ruhe und Befriedigung. Die Weiterreise führt über Hamburg zurück nach Bremen, von wo er in Begleitung eines jungen Hamburgers mit Extrapost nach Amsterdam reiste. Am 17. Januar 1757 kamen sie dort an und verweilten auch hier längere Zeit. Die Berichte lauten immer trüber, Hamann scheint immer haltloser und selbst schlimmen Versuchungen zugänglich. „Ich war irre gemacht — schreibt er — und wußte nicht, ob ich nach Handel oder Wissenschaften fragen sollte. Ich hatte alles Glück, Bekannte und Freunde nach meinem Stande zu finden, worauf ich sonst so stolz gewesen war, verloren. Ich glaubte, daß sich jedermann vor mir scheute, und ich scheute selbst jeden." Er erzählt, daß ihm

in Amsterdam die Bekanntschaft Lessings entgangen sei*): er habe ihn in einem Concert gesehen, ihn aber aus Schüchternheit nicht angesprochen. Doch scheint hier ein Irrthum Hamanns vorzuliegen, da Lessing nicht im Jahre 1757, sondern im Sommer 1756 in Amsterdam war. Die sich immer mehr steigernde Unruhe und Unzufriedenheit trat auf einige Zeit zurück, als er in Amsterdam den Auftrag erhielt, nach England zu reisen, worauf längst seine Sehnsucht gerichtet gewesen war. Ueber Leyden und Rotterdam gelangte er am 18. April nach London, wo er über ein Jahr, bis zum 27. Juni 1758 verblieb, die düsterste Zeit seines ganzen Lebens. Selbst wenn wir mit seinem Biographen annehmen wollen, daß er in seinen Selbstanklagen zu weit gieng, so bleibt immer noch genug übrig, uns mit Schmerz erkennen zu lassen, wie traurige Folgen ein Mißgriff haben kann, wie ihn Hamann bei seiner Berufsänderung begieng. Mangel an Menschen- und Lebenskenntniß, Leichtgläubigkeit, Mangel einer geregelten, ihn innerlich erfüllenden Thätigkeit, Gewissensangst und das bei seiner erregbaren Natur so erklärliche und gefährliche Bestreben, diese inneren Mahnungen zu betäuben — Alles das brachte ihn dem Verderben an Leib und Seele nahe genug. Aber auch die Rettung blieb nicht aus: Hamann verließ London als ein Anderer, als er es betreten hatte. Es ist über diese „Bekehrung" Hamanns sehr ungleich geurtheilt worden. Während der Eine sie der Bekehrung des heiligen Augustin an die Seite stellt**), ergießt ein Anderer über Hamann Zorn und Spott und spricht nicht von Bekehrung, sondern von Entartung des metaphysischen Triebes***).

---

*) Vergleiche Band I. 521.
**) Hagenbach 2, 178.
***) Gervinus 4, 428.

Wir hegen — zumal in diesen Tagen — ein nicht ungerechtfertigtes Mißtrauen gegen plötzlich und nicht geräuschlos sich vollziehende Wandlungen des Glaubens und der Gläubigkeit und wollen ihre Aufrichtigkeit durch ein entsprechendes Handeln bewiesen sehen. Wenn Beides gerechtfertigt ist, zumal in einer Zeit der Parteitendenzen, so darf doch auch nicht übersehen werden, daß Hamann wahrlich nicht der allgemeinen Strömung folgte, als er sich zu einem Vorkämpfer des Christenthums umwandelte, sondern sich vielmehr in einen scharfen Gegensatz gegen die Mehrzahl seiner Zeitgenossen, selbst seiner Freunde stellte. In der That ein Grund, Hamanns Aufrichtigkeit zu bezweifeln, und in seiner Sinnesänderung und seinem weiteren Streben mehr eine Schwäche als eine Stärke zu erblicken, liegt nicht vor. Dagegen darf ein unbefangenes Urtheil allerdings sich dagegen nicht verschließen, daß Hamans christliche und gläubige Richtung in seinem Leben nicht die volle und reife Frucht der Thaten trug. Wir wollen gleich an dieser Stelle einige Worte Hagenbachs anführen, die Hamanns Stellung zum Christenthum vortrefflich bezeichnen: „Hamanns Leben macht uns den Eindruck einer Persönlichkeit, in welcher das Christenthum mehr wie eine fremde Gewalt vulkanisch gearbeitet, als daß es ordnend und bestimmend auf sie gewirkt hätte. Aus dem ahnungsreichen gährenden Innern wallen großartige Gedanken und Gefühle auf, drängen sich Entschlüsse hervor, leuchtende Blitze des Augenblicks, aber nie kommt es zur ruhigen Entfaltung und harmonischen Durchbildung, daher denn auch bei aller Frömmigkeit des Gemüths der Lebenswandel des Mannes nicht von manchen Anstößigkeiten freigeblieben ist. Er bildet auch hier den entschiedensten Gegensatz zu dem Rationalismus, dem die sittliche Aufführung des Individuums über Alles geht, und der

da wo diese vorhanden ist, auch mit einem sehr dürftigen inneren Leben vorlieb nimmt, während man hier über die Fülle des Letzteren manche sittliche Mängel und Blößen zu vergessen geneigt sein dürfte. Beides sind unvollkommene Erscheinungen des christlichen Lebens, das ebensowohl in sittlicher Religiosität als in religiöser Sittlichkeit besteht." Von der Ausführung seiner diplomatischen Sendung verlautet nicht viel mehr, als daß er ein Memorial ausarbeitete, dasselbe dem russischen Gesandten Fürsten Gallitzin überreichte und von diesem erfuhr, daß er keinen Erfolg zu hoffen habe. Erst als Uebersättigung, Unwohlsein und Mangel ihn zur Besinnung gebracht hatten, begann er eine neue Thätigkeit. Ihr erstes Produkt waren die „biblischen Betrachtungen" (März 1758), hervorgegangen aus der Beschäftigung mit der heiligen Schrift, in der er in den Tagen der Trübsal und Reue einen Freund und Tröster gefunden hatte. Auch schrieb er die „Gedanken über meinen Lebenslauf" (April 1758), in denen namentlich der Londoner Aufenthalt ausführlich geschildert ist, eine Reihe kleinerer Aufsätze und die „Brocken", eine Sammlung von Fragmenten in 10 Paragraphen. Bei der Selbstbiographie darf nicht außer Augen gelassen werden, daß sie für seine nächsten Angehörigen und Freunde bestimmt war, bei denen er die Kenntniß mancher Thatsachen und Verhältnisse voraussetzen und sich um so mehr mit der Darstellung seines Innern beschäftigen konnte. Bei dieser Dürftigkeit der äußern Nachrichten ersehen wir denn auch nicht, wie er sich von seinen Londoner Verpflichtungen zu befreien vermochte, und woher er die Mittel zur Heimkehr erhielt; doch läßt sich vermuthen, daß beides durch die Hülfe von Berens ermöglicht ward.

Am 27. Juni verließ er endlich London und langte

nach unruhiger Seefahrt am 27. Juli in Riga an, wo er in dem Hause des treuen, wenn auch schwer enttäuschten Freundes die liebreichste Aufnahme fand. Auch seinen alten Freund Lindner fand er noch als Rektor der Schule, und seinen eignen Bruder als Kolloborator an derselben Anstalt. Beschäftigung fand er sogleich in hinreichendem Maße, und zwar der Art, daß er nicht lediglich auf das Komtoir beschränkt war; vielmehr bestanden seine Geschäfte nur in einem Briefwechsel mit dem Bruder seines Chefs (wahrscheinlich Joh. Christ. Berens in Petersburg), in dem Unterricht der ältesten Tochter des Hauptes unserer Familie und „einer kleinen Handreichung eines jüngeren Bruders, der auf dem Komtoir ist und George heißt.“ Obwohl es ihm leid that, zunächst auf einen Besuch bei seinem kranken Vater verzichten zu müssen, griff er die neue Arbeit doch mit aller Lust und mit so gutem Erfolge an, daß seine spätere Trennung von der Familie in jeder Weise schmerzlich empfunden wurde.

Doch sollte diese bald erfolgen, und damit für Hamanns Leben äußerlich ein ebenso entscheidender Wendepunkt eintreten, wie die letzten Monate in London eine Krisis nach innen gewesen waren. Wir müssen, um diese in ihren Einzelheiten nicht völlig durchsichtige Wendung einigermaßen verständlich zu machen, einen Blick auf die Berens'sche Familie werfen. Der Großvater der Gebrüder Berens, die wir als Hamanns Freunde kennen lernten, war um die Mitte des 17. Jahrhunderts von Rostock nach Riga gekommen, hatte dort ein Geschäft gegründet und war ein angesehener, auch um städtische Angelegenheiten verdienter Handelsherr geworden, eine Thätigkeit, die sein einziger Sohn Arend in gleich rühmlicher Weise fortsetzte. Dieser starb 1747 und hinterließ eine Wittwe mit 14 Kindern, von denen in Hamanns Leben, soweit die vorhandenen Nach-

richten gehen, folgende eingreifen: Arend, Karl, Eva, Maria, Katharina, Johann Cristoph, Georg. Als Hamann von England zurückkehrte, war sein nächster Freund Johann Christoph als Deputierter Riga's in Petersburg; Hamann wohnte daher im Hause von Karl Berens, der mit seiner Mutter und seinem Bruder Arend das väterliche Geschäft fortführte, und seine Schwester Katharina bei sich hatte. Diese nun, die „Aspasia Hamanns" ist es, welche zu seiner Trennung von der Familie ohne ihre Schuld Anlaß gab. Das nicht durch äußerliche Schönheit ausgezeichnete, aber geistig begabte Mädchen erweckte in dem 3 Jahre jüngeren Hamann eine lebhafte Neigung, mit der er einige Zeit gekämpft zu haben scheint, bis er sich entschloß, um ihre Hand anzuhalten. Er erbat sich die Zustimmung seines Vaters, die auch eintraf, und warb nun um Katharina, die seine Neigung erwidert haben muß, wenigstens ihm gestattete, um sie bei seinem Freunde in Petersburg zu werben. Berens gab eine abschlägige Antwort — ob aus Besorgniß für das äußere Fortkommen seiner Schwester, oder weil er seine Gesinnung gegen Hamann geändert hatte, läßt sich aus den vorhandenen dürftigen Nachrichten nicht ersehen. Gewiß ist nur, daß dies der äußere Anlaß zur Trennung von Riga war. Katharina blieb übrigens unverheirathet und scheint Hamann ein freundliches Andenken bewahrt zu haben.

War unter diesen Umständen eine Aenderung des Wohnortes wünschenswerth, ein Verlassen des Berens'schen Hauses geradezu nothwendig, so kam noch ein anderes Ereigniß hinzu, diesen Abbruch zu beschleunigen. Sein Vater war nemlich ernstlicher krank geworden uud berief den Sohn nach Königsberg zurück, wohin sich dieser auch bald nach Empfang des Briefes aufmachte; wir finden ihn Anfang März 1759 wieder in der Vaterstadt, um sich zunächst der

Pflege des theuern Vaters zu widmen. Berens nahm diese schnelle Abreise höchlich übel, und die Freundschaft schlug fast in Feindschaft um. Inwieweit Hamann bei diesem Zerwürfniß den ihm oft gemachten Vorwurf schnöder Undankbarkeit verdient hat, läßt sich nicht genau erkennen, doch scheint dieser Tadel, gegenüber dem, was die Freundschaft der Berens an ihm gethan, nicht ganz ungegründet.

Mit dieser Heimkehr nach Königsberg beginnt nun Hamanns eigentliches Leben; nunmehr gehörte er wieder der Wissenschaft und Litteratur an. An kein Amt gebunden, nur von der Sorge für den Vater in Anspruch genommen, hatte er Muße, zunächst sich den wissenschaftlichen und litterarischen Zuständen zuzuwenden; er begann von neuem zu studieren, namentlich auf den Gebieten der Theologie, der klassischen und deutschen Litteratur. War er doch namentlich in Bezug auf die letztere noch zurück, da er bisher sich mehr mit französischer und englischer Litteratur beschäftigt hatte. Nunmehr trat er mit selbständiger und prüfender Theilnahme an die aufstrebenden litterarischen Größen heran, an Wieland, von dem ihm schon die Jugendgedichte nicht behagten, an Lessing, dessen Größe er wohl, wenn auch antipathisch fühlte, an Klopstock, dessen Oden und prosaische Stücke ihm besser gefielen als der Messias und seine verwandelten Kirchenlieder. Gegen die Litteraturbriefe, die seine Mitarbeiterschaft eifrig suchten, verhielt er sich zurückhaltend und mißtrauisch, dagegen scheinen Schriften von Zimmermann und Kant nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben zu sein. Von persönlichen Beziehungen ist in Königsberg zunächst der Umgang mit Kant, dann wohl auch mit dem jüngeren Hippel (geb. den 31. Januar 1741) zu erwähnen, der damals am Ende seiner akademischen Studien stand; mit den beiden Lindner's blieb er in leb-

haftem Briefwechsel. Noch mag der freilich auf „Handwerks-Vertraulichkeit“ beschränkte Verkehr mit Trescho erwähnt werden, aus dessen Hause drei Jahre später Herder nach Königsberg kam, um dann auf eine lange Reihe von Jahren mit Hamann geistig verbunden zu bleiben.

Wir haben schon erwähnt, daß sich mit dieser Heimkehr nach Königsberg Hamanns litterarische Bedeutung zu begründen beginnt, wie er selbst alle seine Produkte vor den „Sokratischen Denkwürdigkeiten“ unter dem Namen juvenilia zusammenfaßt. Es sei darum gestattet, an dieser Stelle, gleichsam an der Pforte zu seinem litterarischen Leben, einige charakterisierende Bemerkungen einzuschalten. Es ist dies um so nothwendiger, als Hamann eine der eigenthümlichsten Erscheinungen in unserer Litteratur und gerade darin eigenthümlich ist, daß bei ihm Mensch und Autor zusammenfallen, daß er im Grunde kein Schriftsteller war, sondern nur in jedem einzelnen Falle zum Schriftsteller wurde. Es ist darin vielleicht auch seine Schwäche bezeichnet, wenn wir sagen, er war eben nur eine Persönlichkeit, eine solche aber im vollsten Maße. Ein Philosoph war er nicht, auch nicht, wie man ihn wohl genannt hat, ein „Glaubensphilosoph“, aber die Gabe „sich die Sachen im Allgemeinen zu denken“, die ihm schon Kant zuerkannt, wird man ihm nicht absprechen können trotz Hegels entgegenstehender Ansicht. Aber freilich Systemen war Hamann abgeneigt, und hätte er eins zu bilden vermocht, er hätte es nicht gewollt, denn ihm schienen die Systeme „Spinnengewebe“, ihm war das „System schon an und für sich ein Hinderniß der Wahrheit“. Diese Abneigung gegen die Detailausarbeitung seiner Gedanken (wofür ihm Kant geradezu die Fähigkeit abspricht) hängt eng zusammen mit seinem Betonen der Oekonomie des Stiles. In diesem Sinne schreibt er später an seinen Sohn: „Laß Dir doch, mein

liebes Kind, das evangelische Gesetz der Sparsamkeit in Reden und Schreiben empfohlen sein. Rechenschaft von jedem unnützen, müßigen Worte und — Oekonomie des Stils.“ Ja er geht so weit, zu behaupten, daß Gedanken durch die Deutlichkeit einen großen Theil ihrer Neuheit, Kühnheit und Wahrheit verlieren können. Für ihn war somit Buffons bekannter Ausspruch: le stile c'est l'homme die vollste Wahrheit, und in der That ist fast kein deutscher Schriftsteller aufzufinden, dessen Stil so vollständig der Ausdruck der Individualität wäre, wie das bei Hamann der Fall ist.

Neben dieser Richtung auf's Allgemeine steht aber eine ebenso entschiedene Neigung für das Individuelle, die mit der ganzen Art und Weise seines Schriftstellerthums eng zusammenhängt. Er nennt selbst den fruchtbaren Schoß der Leidenschaften die Quelle seiner Schriften, die Leidenschaft aber ist immer concret und individuell, und jedesmal ist es ein äußerer Anlaß, der ihn zur Autorschaft trieb. Mit dieser nahm er es sehr streng und gewissenhaft, er scheut sich nicht, dieselben Paragraphen vierzehnmal umzugießen, er kann nur mit dem non possum non schreiben, die Produktion ist ihm nur innere Krise und Krankheit. Um persönlichen Ruhm war's ihm nicht zu thun, denn er behielt seine Anonymität bis zu seiner letzten Schrift bei, und legte so wenig Werth auf seine „Mißgeburten“, daß es ihm oft schwer war, sie zusammenzubringen, wenn er darum gebeten wurde. Den Beifall der Menge suchte er nicht, ihm schienen „diejenigen nicht so einfältig zu handeln, die für Wenige, als die, so für Viele schreiben; weil es das einzige Mittel ist, die Vielen zu gewinnen, wenn man die Wenigen erst auf seiner Seite hat“.

Wir haben schon bemerkt, daß Hamanns Schriften besonderen Veranlassungen seines Lebens ihre Entstehung ver-

danken: „eine stumme Mimik — sagt er — war das ganze Spiel meiner Autorschaft.“ Es ist das ein Moment, das ihr Verständniß erschwert und ihre Dunkelheit wenigstens mit erklärt. Hamann sagt von sich selbst: „es ist für mich wirklich eine herkulische Arbeit gewesen, was ich von 59 bis 83 geschrieben, durchzugehen, weil sich alles auf die mißliche Lage meines Lebens bezieht, auf Augenblicke, falsche, schiefe, verwelkte Eindrücke, die ich mir nicht zu erneuen im Stande bin. Ich verstehe mich selbst nicht mehr, ganz anders als damals, manches besser, manches schlechter.“

Zu dem eigenthümlichsten Vermögen Hamanns gehört die schon von Goethe hervorgehobene Divinationsgabe, die „sibyllinischen Vorahnungen des Guten und Rechten, das einst kommen soll oder sollte“, die sich zum Theil aus unseren früheren Bemerkungen erklärt. Die aphoristische Kürze Hamanns thut das Ihrige hinzu, sowie sein Streben nach einer gewissen Dunkelheit: „erst muß man ins Ohr reden und hernach das Dach zur Kanzel machen.“ Darum ist ihm Weitschweifigkeit verhaßt, und die Aufgabe eines vorzüglichen Werkes, „alles Unnütze, so viel als möglich abzuschneiden, die Gedanken in den wenigsten Worten und die stärksten in den einfältigsten zu sagen“; — alle Menge, aller Ueberfluß ist ihm gelehrte Sünde. Dieses Streben, sich einzukleiden und zu verbergen, dehnt er bis auf Anlage und Plan des Kunstwerkes aus, der dem gemeinen Auge verborgen sein müsse: in diesem Stücke sei die heilige Schrift das größte Muster und der feinste Probierstein aller menschlichen Kritik. Darum ist es nun natürlich, daß ihm die Mathematik nicht so viel Verehrung zu verdienen schien, als ihr und namentlich von Seiten der Philosophie gezollt wurde; es scheint mir, sagt er, daß es den Mathematikern wie den Samaritern geht: ihr wisset nicht, was

ihr anbetet. Die schon damals vertretene Ansicht, daß mathematischer Unterricht vorzugsweise geeignet sei, Urtheil und Scharfsinn zu fördern, lehnte er ab, und nahm dieses Verdienst vielmehr für gründlichen Unterricht im Latein in Anspruch.

Wenn man ihm ferner sowohl Kinderglauben als Skepticismus zugeschrieben hat, so hat man damit ihm nicht Gegensätze zugesprochen, obwohl auch dies recht wohl der Fall sein könnte, sondern zwei Eigenschaften, die bei ihm sich keineswegs ausschließen, vielmehr ergänzen. Sein Skepticismus richtet sich aber nicht gegen das Glauben, sondern gegen das Wissen oder Wissen-Wollen, namentlich gegen philosophische Demonstrationen.

Werfen wir endlich noch einen Blick auf die Form seiner Schriften, so tritt uns vor Allem ein seltner Bilderreichthum entgegen, der ihm aus seiner reichen Phantasie zufloß und durch seine seltene Belesenheit nicht wenig unterstützt wurde. Besonders steht ihm die Ironie zu Gebote, die sich oft zur Satire steigert, und in den verschiedensten Gestalten auftritt. Auch Humor und Witz ist ihm in reichem Maße verliehen, Wortspiele sind ihm besonders geläufig, da sie das Streben nach Kürze, sowie die Neigung zur Dunkelheit unterstützen; darum legte er auch vorzüglichen Werth auf die Titel, denn für ihn ist der Titel „kein Schild zum bloßen Aushängen, sondern der nucleus in nuce, das Senfkorn des ganzen Gewächses“.

Die sokratischen Denkwürdigkeiten, mit denen Hamanns Autorschaft nach seinem eigenen Urtheil anhebt, sind 1759 entstanden, als J. C. Berens und Kant ihn „zur Autorschaft verführen“ wollten, vermuthlich in der Richtung der Anmerkungen zum Dangeuil. Obgleich bestimmende Andeutungen nicht vorliegen, wohl auch nur an einen Versuch

gedacht werden müssen, Hamann zu einer neuen religiösen Wandelung zu bestimmen. Die Sokratischen Denkwürdigkeiten sollten als Abwehrungsmittel dienen und die zweite Dedikation „an die Zween" ist an jene Beiden gerichtet. Aus einer Bemerkung Hamanns läßt sich schließen, daß Berens die Sache übel genommen hat. In dasselbe Jahr fällt noch der erste hellenistische Brief (in den Kreuzzügen eines Philologen), hervorgegangen aus seinen Beschäftigungen mit dem neuen Testament und griechischen Schriftstellern, namentlich mit Homer, sowie die „zwei Hirtenbriefe an einen Lehrer der Weltweisheit"; Kant hatte nemlich an Hamann den Antrag gestellt, in Gemeinschaft mit ihm eine Physik für Kinder zu schreiben. Im folgenden Jahre entstanden die beiden andern hellenistischen Briefe, von denen der dritte durch eine Schrift von Michaelis*) hervorgerufen ist, der zweite über den bei der Lektüre der griechischen Klassiker zu befolgenden Plan handelt.

In diesem Jahre kam auch die mehrmals angeregte Angelegenheit mit dem Berens'schen Hause zum Abschluß. Hamann hatte um Aufstellung der dem Hause an ihn zustehenden Forderungen gebeten; Arend Berends erwiderte, der willkürlich förmliche Abschied, den er von Riga genommen, möge die Quittung aller Verbindlichkeiten sein, die jemals zwischen ihnen gewesen seien. Hamann sah sich nach dieser großmüthigen Entscheidung, die er wohl zu leicht genommen hat, im Stande, seine in Riga zurückgebliebenen Effekten, namentlich seine Bücher, sich kommen zu lassen. Das führte zur Wiederaufnahme der Korrespondenz mit Lindner, zu dem er nicht mehr auf dem alten Fuße stand, wenn sie sich auch

*) Beurtheilung der Mittel, welche man anwendet, die ausgestorbene hebräische Sprache zu verstehen.

lich gegen Voltaire und die Tonangeber der französischen Litteratur gerichtet; „Schriftsteller und Kunstrichter, geschildert in Lebensgröße“, mehr in ihrer allgemeinen Tendenz als in den besonderen Beziehungen verständlich; „Leser und Kunstrichter“, gegen Hagedorns Betrachtungen über die Malerei; endlich „fünf Hirtenbriefe das Schuldrama betreffend“, veranlaßt durch die Beurtheilung der „Schulhandlungen“ seines Freundes Lindner, über die er schon vorher mit ihm in Korrespondenz gestanden hatte, in den Litteraturbriefen.

Hamann hat diese vier Jahre, die er im elterlichen Hause amtlos verbrachte, zu den glücklichsten seines Lebens gerechnet, wir dürfen sie als die fruchtbarsten desselben bezeichnen. Selbst wenn wir seine sprachlichen Studien, die sich bis auf das Arabische erstreckten, und den Umfang seiner Lektüre (und Hamann las jedes angefangene Buch wirklich zu Ende) dabei nicht voll in Anschlag bringen wollte, so steckt schon in den angeführten Schriften und Schriftchen eine solche Fülle von Reichthum, daß wir kaum begreifen, wie sie das Ergebniß weniger Jahre sein kann. Freilich darf man nicht nach dem äußern Umfang rechnen, sondern nach dem Inhalt; aus Hamannschen Sätzen lassen sich eben Kapitel, aus seinen Aufsätzchen läßt sich reichlicher Stoff für Bände schöpfen.

Kehren wir nunmehr zu seinem äußeren Leben zurück, das wir im Anfang des Jahres 1760 verlassen haben, als die Angelegenheit mit Berens ins Reine gekommen war. Den bedenklichen Gemüthszustand seines Bruders in Riga haben wir schon erwähnt. Dieser steigerte sich so, daß Vater und Bruder die Ueberzeugung gewannen, er könne in seinem Amt nicht belassen, sondern müsse nach Königsberg zurückberufen werden. Hamann reiste deshalb im Sommer nach Mietau, wo er seinen Bruder erwarten wollte, aber nach

langem vergeblichem Harren zog er es vor, bis Riga zu gehen, das er aber wieder verließ, ohne seinen Bruder mitzunehmen. Erst im Oktober, nachdem Hamann, der um diese Zeit an einer Augenkrankheit litt, wieder in Königsberg war, traf der Bruder im elterlichen Hause ein. Es konnte nicht fehlen, daß damit dem häuslichen Leben mehr Sorgen und Beschwerden, als Freuden und Erleichterungen erwuchsen: „mein geheimer Verdruß, — schreibt Hamann an den jüngeren Lindner — der mich bisher genagt, wird durch die Entfernung meines Bruders vielleicht erleichtert werden der eine Kondition hier angenommen hat, auf Empfehlung des Dr. Sch.... in des Kirchenraths von Wegner Hause. Ich bekümmere mich um seine ganze Lebensart fast gar nicht mehr, unterdessen ist es doch natürlich, daß mir das Schweigen so sauer werden muß, als das Reden. Wer nicht hören will, muß fühlen, sagt das Sprüchwort, und ein anderes: Wer Vater und Mutter nicht folgen will, wird dem Kalbsfell Gehorsam leisten müssen". Um diese Zeit machte er die Bekanntschaft des auch in Herders Leben vorkommenden Buchhändlers Kanter, eines thätigen und strebsamen Mannes, mit dem er in lebhaftem und troz aller Verschiedenheit der Charaktere innigen Verkehre blieb. Nach den angestrengten Arbeiten des Jahres 1761 machte er im Frühjahre 1762 einen Ausflug nach Elbing zu Verwandten, die in der Nähe der Stadt wohnten und ihn herzlich aufnahmen. Die Rückreise ward durch den Tod seines Vetters Ruppenau, Rathsbader in Elbing, verzögert, und leider der Zweck der Reise, eine geistige Erfrischung und Zerstreuung, so gut wie verfehlt. Wenn er, wie seine Absicht war, von Elbing aus einen Besuch bei Trescho in Mohrungen gemacht hätte, so würde er vermuthlich Herder noch dort kennen gelernt haben, der um diese Zeit nach Königs-

berg übersiedelte. Um dieselbe Zeit hörte auch die russische Okkupation Königsbergs auf, und die preußische Regierung kehrte dahin zurück. Diese Wendung der politischen Verhältnisse war insofern nicht ohne direkten Einfluß auf ihn selbst, als dadurch der Gedanke, sich eine festere Lebensstellung zu suchen, näher an ihn herantreten mußte. Es war das innerlich und äußerlich für ihn keine leichte Sache, denn wie ausgebreitet auch sein Wissen war, er hatte bei seinen Studien niemals auf einen Beruf Rücksicht genommen, und es fehlte ihm an einer ausgesprochenen Neigung nach irgend einer Seite hin, ja er scheute sich vor einer im eigentlichen Sinne geistigen Berufsthätigkeit. Noch andere Gründe drängten aber zu einem Entschlusse: sein alter Vater wollte einen der Lübecker Vettern als Geschäftsführer und Nachfolger annehmen und sich mit seinem Sohne in Bezug auf das Vermögen auseinandersetzen. Hamann berieth sich daher mit Lindner und Hennings und kam zu dem Entschluß, sich um irgend eine untergeordnete und nur mechanische Thätigkeit beanspruchende Stelle zu bewerben, etwa um einen Schreiberposten. Im Juli 1763 fieng er an, auf der Kanzlei des Kneiphöfer Rathhauses als Volontär zu arbeiten und wandte sich dann mit einem Gesuche an die Königliche Kriegs- und Domänenkammer zu Königsberg: „weil ich bloß — heißt es in dem Gesuche — für die lange Weile und zu meiner eigenen Demüthigung studiert, so muß ich allen Aemtern entsagen, zu welchem die Qualität eines Litterati sonst erfordert wird, und kann mich weder auf irgend einige Verdienste berufen, noch auf andere Bedingungen einlassen, als daß ich zur Noth leserlich schreiben und ein wenig rechnen kann.“ Er hoffte, „als ein Invalide des Apoll mit einer Zöllnerstelle seiner Zeit begnadigt zu werden.“ Um dieselbe Zeit machte ihm der

schon früher genannte Herr von Moser, mit dem er in Folge des treuherzigen Schreibens des letzteren, in Korrespondenz getreten war, den Vorschlag, eine Hofmeisterstelle bei dem Erbprinzen von Hessen anzunehmen, und eröffnete ihm sogar für den Fall der Ablehnung dieses Antrages anderweitige Aussichten. In der That zog Hamann vor, es zunächst bei der Domänenkammer zu versuchen, bei der er auch bis zu Anfang 1764 aushielt. Dann aber bat er um seine Entlassung, weil er daran verzweifelte, eine erträgliche Kopistenhand zu bekommen, und weil ihm das viele Sitzen nicht bekam — auch bestimmte ihn wohl mit der Umstand, daß sein Vater von einem Schlaganfall betroffen, seiner Pflege von neuem bedurfte. Endlich wird seine Betheiligung bei der neuen („Königsberger") Zeitung in Rechnung zu bringen sein, die seit dem 3. Februar 1764 bei Kanter erschien, und bei deren Redaktion Hamann mit thätig war, so wie er auch eine nicht geringe Anzahl selbstständiger und kritischer Artikel lieferte. Namentlich in der ersten Hälfte des Jahres 1764 entwickelte er eine sehr lebhafte Thätigkeit, indem er außer der Ankündigung vom 3. Februar noch neun Artikel, meistens kritischer Art, für das neue Blatt lieferte. Von Mitte 1764 bis 1768 finden wir eine Pause in seiner litterarischen Thätigkeit. Diese war zuerst durch die Sorge für Vater und Bruder veranlaßt, aber auch durch das Schwanken seiner eigenen von Arbeit und Gemüthsbewegung angegriffenen Gesundheit; er sehnte sich nach einer Ortsveränderung, gab daher seine Stelle an der Zeitung einstweilen an seinen Freund Lauson ab und reiste am 8. Juni nach Lübeck ab, wo er am 20. Juni eintraf, bei schlechter Witterung in seinem Befinden wenig gebessert. Von Lübeck reiste er über Braunschweig nach Frankfurt, um die von Moser eröffneten Aussichten weiter zu verfolgen, ward

aber schon in Braunschweig von diesem benachrichtigt, daß er ihn nicht antreffen werde. So blieb er denn nur kurze Zeit in Frankfurt, wo ihn die Abwesenheit Mosers so verstimmte, daß ihm der Ort so verekelt wurde, „als wenn lauter Holländer und Juden darin übrig wären". Wir werden durch diesen Aufenthalt Hamanns in Frankfurt auf die Aeußerung Goethes über ihn geführt, die sich in seiner bekannten Selbstbiographie befindet, und auf welche wir auch im Interesse Goethes verweisen, dessen ruhige und sichere Betrachtungsweise auch hier glänzend hervortritt*). „Von denen, sagt Goethe unter Anderem, die damals die Litteratur des Tages beherrschten, ward er freilich für einen abstrusen Schwärmer gehalten, eine aufstrebende Jugend aber ließ sich wohl von ihm anziehen. Sogar die Stillen im Lande, wie sie halb im Scherz, halb im Ernst genannt wurden, jene frommen Seelen, welche, ohne sich zu irgend einer Gesellschaft zu bekennen, eine unsichtbare Kirche bildeten, wendeten ihm ihre Aufmerksamkeit zu, und meiner Klettenberg, nicht weniger ihrem Freunde Moser, war der Magus aus Norden eine willkommene Erscheinung. Man setzte sich um so mehr mit ihm in Verhältniß, als man erfahren hatte, daß er von knappen häuslichen Umständen gepeinigt, sich dennoch diese schöne und hohe Sinnesweise zu erhalten verstand. Bei dem großen Einflusse des Präsidenten von Moser wäre es leicht gewesen, einem so genügsamen Manne ein leibliches und bequemes Dasein zu verschaffen. Die Sache war auch eingeleitet, ja man hatte sich so weit schon verständigt und genähert, daß Hamann die weite Reise von Königsberg nach Darmstadt unternahm. Als aber der Präsident zufällig abwesend war, kehrte jener

*) Wahrheit und Dichtung. Buch XII.

wunderliche Mann, aus welchem Anlaß weiß man nicht, sogleich wieder zurück; man blieb jedoch in einem freundlichen Briefverhältniß. Ich besitze noch zwei Schreiben des Königsbergers an seinen Gönner, die von der wundersamen Großheit und Innigkeit ihres Verfassers Zeugniß ablegen."

Von Frankfurt gieng Hamann noch nach Straßburg und Basel und kehrte dann über Braunschweig, Leipzig und Berlin zurück; in Königsberg traf er am 29. September ein. Diese Stadt ward bald darauf von einer großen Feuersbrunst heimgesucht, welche einen Theil der Altstadt vernichtete. Herder hat dieses Ereigniß bekanntlich besungen. Mit diesem lebte er jetzt in engem Verkehr bis zu seiner namentlich von ihm beförderten Berufung nach Riga, wohin Herder am 22. November abgieng. Die drückenden Sorgen, die auf Hamann lasteten (denn die Familie scheint bei dem Brande gelitten zu haben), bewogen ihn endlich, zu seinem früheren Berufe zurückzukehren und es nochmals mit dem Hofmeister zu versuchen. Noch vor seiner Abreise hatte er die große Freude, Lindner in Königsberg zu begrüßen, der dahin als professor eloquentiae et poëseos übersiedelte. Die Reise führte ihn zuvörderst nach Mietau, wo er mit Hartknoch verkehrte; von da gieng er mit seinem Mietauer Freund und Wirth, dem Hofrath und Advokat Tottien, nach Warschau, wo sie sich ein ganzes Vierteljahr aufhielten. Während seines weiteren, freilich sorglosen, aber keine Bürgschaft für die Zukunft gewährenden Aufenthaltes in Mietau, starb Hamanns Vater, treu gepflegt von einem jungen Mädchen, Anna Regina Schumacher, die er zu diesem Zwecke schon längere Zeit in seinem Hause hatte, des Sohnes späterer „Hausmutter". Erst im Februar 1767 kehrte er heim, noch ohne alle Aussicht, also mit schwerem Herzen: die ziemlich verwickelten Erb-

schaftsangelegenheiten, bei denen sich manche Betheiligte sehr eigennützig bewiesen, sowie die Sorge für seinen Bruder nöthigten ihn, von allen Plänen nach außen abzusehen. So war es für ihn ein großes Glück, daß durch Kants und des Geheimen Commerzienrathes Jakobi Vermittelung ihm der Acceß auf der Accisedirektion mit einem kleinen Gehalt bewilligt wurde. Unter solchen Verhältnissen war freilich an eine „Autorschaft" nicht wohl zu denken.

Erst im Jahre 1768 kehrte er zu schriftstellerischer Thätigkeit zurück und zwar zunächst als Mitarbeiter an der Kanterschen Zeitung, die bis zum Jahre 1776 in den ersten Jahren ziemlich zahlreiche Beiträge von ihm erhielt. Der Erste, der das Gewicht Hamannscher Gegnerschaft zu fühlen hatte, war der oft genannte Klotz, den wir schon bei Lessing und Herder kennen gelernt haben; seine Opposition gegen Lindner und Herder gab Hamann die Feder in die Hand, worüber Lessing seine herzliche Freude hatte. Nächstdem waren es besonders die ersten Schriften Herders, welche ihn zu kritisierenden Anzeigen veranlaßten, in denen er bei aller Freundschaft für Herder seine selbständige Auffassung und oft, wie bei der Preisschrift über den Ursprung der Sprache, scharf divergierende Ansichten offen vertrat. Das Verzeichniß seiner in die nächsten Jahre fallenden Schriften ist nicht so groß, daß wir um seiner Länge willen verzichten müssen, es hier mitzutheilen, aber es genügt, zunächst an die Eigenthümlichkeit seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu erinnern und auch hier zu erstaunen, wie verschiedenen Gebieten sich sein universeller Geist zuwendet, und wie er nie auf der Oberfläche bleibt, sondern stets in das innerste Wesen, in den innersten Geist der Erscheinungen einzudringen versteht, eine Fähigkeit, die ihm selbst Gervinus zuspricht.

Wir kehren zu seinem äußeren Lebensgange zurück, der

gerade in der Zeit nach seiner Heimkehr besonders beengt ist. Mit dem kleinen Einkommen seines Amtes hatte er sich eine eigene Häuslichkeit gegründet, und diese war durch eine Gefährtin belebt und erhellt, die wir schon zu nennen Gelegenheit hatten. Denn um diese Zeit hat Hamann vermuthlich die Verbindung geschlossen, die er seine „Gewissensehe" nannte, und um deren willen er die heftigsten Angriffe erfahren hat. Wir haben oben erwähnt, daß sein Vater in seinen letzten Jahren — wann, ist nicht genau zu ermitteln — ein Bauermädchen aus einem benachbarten Dorfe, die schon genannte Anna Regina Schumacher, zu sich genommen hatte. „Ihre blühende Jugend — sagt Hamann in einem Briefe — eichenstarke Gesundheit, mannhafte Unschuld, Einfalt und Treue brachte in mir eine solche hypochondrische Wuth hervor, welche weder Religion, Vernunft, Wohlstand, noch Arzenei, Fasten, neue Reisen und Zerstreuungen überwältigen konnten. Diese Hamadryade wurde die liebste und beste Stütze meines alten gelähmten, verlassenen Vaters und seine Pflegetochter, der ich ihn und sein ganzes Haus anvertrauen konnte. Sie wurde nach seinem bittern Tode meine Haushälterin, ist die Mutter meiner vier gesunden und Gott lob gesunden und frischen Kinder". Was ihm hierbei zum Vorwurf gemacht worden ist, ist, daß er es bei der „Gewissensehe" bewenden ließ und die Mutter seiner Kinder nicht zu seiner rechtmäßigen Gattin machte; daß gerade er den Segen und die Weihe der Kirche nicht suchte. Hören wir ihn selbst, wie er sich in einem Briefe an Herder ausspricht: „Ungeachtet in keinem andern Lande eine Gewissensehe oder wie man meinen Fuß zu leben nennen will, so gesetzmäßig als in Preußen ist, so scheint doch wirklich selbige gewissen Leuten anstößiger zu sein als H...... und Ehebruch, weil Mode-Sünden über Gesetz und Gewissen sind.

Ungeachtet meiner großen Zufriedenheit, in der ich lebe, und die das ganze Glück meines Lebens ausmacht, fühle ich diese Seite des bürgerlichen Uebelstandes lebhafter als irgend einer jener weisen Leute. Eben das Bauermädchen, dessen vollblütige, blühende und ebenso vierschrötige, eigensinnige dumme Ehrlichkeit und Standhaftigkeit so vielen Eindruck auf mich gemacht, daß Abwesenheit und Versuche der höchsten Verzweiflung und kältesten Ueberlegung ihn nicht haben auslöschen können; diese Magd, die Kinderstelle an meinem alten, unvermögenden, gelähmten Vater vertreten, und die er als eine leibliche Tochter geliebt, und ihr mit sterbender Hand ein gleiches Legat mit unsern nächsten Verwandten verschrieben — würde vielleicht als meine Ehefrau, ich weiß nicht was sein. Nicht aus Stolz, dazu bin ich zu dankbar, sondern weil ich die innere Ueberzeugung habe, daß diese Lage ihre eigne Glückseligkeit mindern und vielleicht dem Glück ihrer Kinder nachtheilig werden könnte." Wir wollen dies nicht als eine Rechtfertigung gelten lassen, weil eine volle Rechtfertigung hier schlechterdings unmöglich ist, aber auch der lieblosen Verdammung bleiben wir fern, die Hamann um dieses Verhältnisses willen oft erfahren hat. Wir wollen ihm wenigstens bezeugen, daß er seine Hausmutter allezeit hoch in Ehren gehalten, und daß sie den besten Theil seines Erdenglückes ausgemacht hat. Sie war ihm in Liebe und Treue zugethan und folgte ihm, dem sie im Leben sorgend zur Seite gestanden hatte, im Tode bald nach. Aus dieser Verbindung entsprossen vier Kinder: der Sohn, Hans Michel, geboren 1769, später ein hochgeachteter Schulmann in Königsberg; Elisabeth Regina, geboren 1772, verheirathet mit dem Arzt Rosenberg, gestorben zu Dresden 1837; Magdalena Katharina, geboren 1774, verheirathet mit dem jüngeren Bruder ihres Schwagers; Marianne Sophie, ge-

boren 1778, Gattin des Regierungspräsidenten Nicolovius in Stettin, gestorben 1855.

Große Unannehmlichkeiten erwuchsen ihm aus den Erbschaftsangelegenheiten. Sein Vetter Nuppenau, welcher die Badstube des Vaters zu billigem Preise übernommen hatte, und auch noch mit einem Legat bedacht worden war, zögerte nicht nur mit der Zahlung und Verzinsung eines den Brüdern Hamann noch schuldigen Kapitales, sondern wurde dabei sogar von angesehenen Leuten unterstützt. Ja man wußte es dahin zu bringen, daß der Rath ohne weitere Instruierung für den kranken Bruder einen fremden Kurator bestellte, wogegen Hamann beim Pupillencollegium protestierte. Selbst Veruntreuungen gab man ihm Schuld, und suchte durch falsche Behauptungen jeder Art es dahin zu bringen, daß ihm die Aufsicht über den Bruder entzogen wurde, den Nuppenau selbst gern in seinem Hause behalten und vermuthlich für sich ausbeuten wollte. Es gelang Hamann im Verein mit seinem Anwalt, dem Kammeradvokaten Hippel, die Intriguen der Gegner völlig zu nichte zu machen.

Im Jahre 1770, nach zweijährigem Aufenthalte in dem Hause des Tribunalraths Bondeli, bezog er ein eigenes Haus, am alten Graben Nr. 758, unweit seines Bureaus, das er für 2000 Thlr. angekauft und in wohnlichen Stand versetzt hatte. An Arbeit auf der Zolldirektion, wo er zur großen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten als sécrétaire-traducteur beschäftigt war, fehlte es so wenig, daß er kaum Zeit hatte seine „Erbsünde der Lesesucht" zu befriedigen und nur wenig schreiben konnte; 1770 nur zwei Artikel über Goldoni und eine Recension, welche ihm Gelegenheit zu einigen feinen Bemerkungen über die Politik Friedrichs des Großen gab. Im Jahre 1773 kamen F. v. Moser und Merk nach Königsberg, und benutzten die Gelegenheit, den Magus vom

Norden persönlich kennen zu lernen; den Eindruck, den sie machten, war ein sehr verschiedener. Während Hamann von dem „treuherzigen Laienbruder berichtet, daß er alle seine Erwartungen erfüllt habe, hielt er Merk für den größten Belletristen, Virtuosen, Scheerenschleifer, — ja für etwas Aergeres als einen Frankfurter Recensenten, dem er die Augen auskratzen möchte, wenn er sich noch einmal unterstände durch Königsberg zu reisen, für einen Lügner in omni sensu."

In seiner amtlichen Stellung gieng lange Zeit keine Aenderung vor. Ueber 5 Jahre hatte er seinen beschwerlichen Dienst versehen, und neben Anerkennungen auch Versprechungen auf Verbesserung erhalten, aber als sich 1772 eine Vakanz zeigte, bei der er konkurrieren zu können meinte, gieng er leer aus, ja sein Gehalt wurde von 30 Thaler des Monats auf 25 Thaler herabgesetzt. Das war um so härter, als die ganze Finanzwirthschaft, die auf französischem Fuße eingerichtet war, ihm im hohen Grade und mit Recht mißfiel. Ernstliche Sorgen blieben nicht aus und brachten ihn schon 1776, als er die Bibliothek seines verstorbenen Freundes Lindner versteigern lassen sollte, auf den Gedanken, auch seine Bücher zu verkaufen. Gar manche viele Klagen klingen aus seinen Briefen heraus über die mala domestica, nicht bloß über Nahrungs-, sondern auch über Erziehungssorgen, in welchem einzigen Stücke er an seiner ehelichen Hausmutter zu wenig Beihilfe hatte; und hätte er Geld gehabt, so hätte er den Jungen kurzweg nach Dessau an den „pontifex maximus" (Basedow) geschickt.

Die Absicht, seine Bibliothek zu veräußern, und die Gründe, die ihn dazu bestimmten, theilte er der General-Administration in zwei französischen Schreiben mit, die von einer seltenen Schärfe und Derbheit sind, und bat um Urlaub

für die Auktionstage. Die Administration antwortete nicht, was auch nicht nöthig war, denn Hamann wurde kurz zuvor ernstlich krank, und die Auktion wurde durch Herder verhindert, der ihm eine Summe Geldes schickte. Im folgenden Jahre trat endlich einige Besserung ein, indem die Stelle des Packhofverwalters ihm nach dem Ableben des bisherigen Inhabers, freilich mit verkürzter Einnahme, verliehen wurde: die Stelle trug 300 Thlr., freie Wohnung mit Garten und einiges an Emolumenten, die indeß später in Wegfall kamen. Aber es kostete Mühe, in den Besitz dessen zu gelangen, was ihm gebührte; nur nach Verhandlungen konnte er die Wohnung beziehen, und die Gartenthür mußte er geradezu erbrechen lassen, und dann fand er den Garten von den mißgünstigen Vorgängern arg verwüstet.

Im August 1778 starb nach langen Leiden der Bruder, wodurch seine bedrängte Lage, denn sein eigenes Haus hatte er mit ziemlichem Verlust verkauft, einigermaßen aufgeholfen wurde. Aber die Sorgen für die Familie wurden auch größer, und mit seiner Gesundheit, die niemals sonderlich fest gewesen war, gieng es nicht zum besten: im Jahre 1780 zeigten sich ernstliche gichtische Leiden, die zeitweise wiederkehrten.

Als nun durch königl. Resolution die Emolumente (die sogenannten Foy-Gelder, von Hamann auch wohl Pfui-Gelder genannt) entzogen wurden, und keinerlei Vorstellungen gegen diese nicht ganz gerechte Maßregel etwas fruchteten, nahmen die Verlegenheiten wieder sehr überhand, und er entschloß sich, einen Pensionar ins Haus zu nehmen, den Sohn des Hofarztes Dr. Lindner in Mietau.

Da nahte ihm eine unverhoffte Hilfe. Ein junger reicher westphälischer Gutsbesitzer, Franz Caspar Buchholz auf Welbergen bei Münster hatte sich durch Hamanns Schriften

so zu dem Verfasser hingezogen gefühlt, daß er ihn persönlich kennen zu lernen wünschte und diesen Wunsch ihm im September 1784 schriftlich mittheilte. Auf Hamanns freudig bewegte Erwiderung erfolgte am 15. December ein zweiter Brief und mit demselben ein Geschenk, dessen Größe sich nur ungefähr annehmen läßt, das aber jedenfalls sehr bedeutend gewesen sein muß: für jedes seiner vier Kinder war ein „ansehnliches Kapital" angewiesen, so daß Hamann schreiben konnte: „auf einmal bin ich vermögend, meine vier Kinder wie ein rechtschaffener Vater von den Zinsen zu ernähren und zu erziehen." Und als ob das Jahr 1784 für so manche bittere Gabe früherer Zeiten entschädigen sollte, kam ihm noch kurz vor Schluß desselben eine ebenso überraschende wie angenehme Aufforderung.

Bei einem Besuche in dem Kaiserlingk'schen Hause in Königsberg nemlich eröffnete ihm die Gräfin, daß die Fürstin von Gallizin eine vollständige Sammlung seiner Schriften zu besitzen wünsche. Es ist dies die bekannte Fürstin Amalie von Gallizin, geborene Gräfin von Schmettau, die Freundin von Hemsterhuys, Jacobi, Fürstenberg, von der uns Diderot, der mit ihrem Gemahle befreundet war, eine anziehende Schilderung hinterlassen hat. Durch Jacobi scheint die Fürstin auf Hamann aufmerksam gemacht und durch den oben erwähnten Buchholz zuerst mit einigen seiner Schriften bekannt geworden zu sein, was zu jenem Wunsche Anlaß gab. Die Erfüllung desselben war keine leichte Sache. Denn einmal fiel es Hamann schwer aufs Herz, daß er selbst nicht alle Dunkelheiten seiner Schriften aufzuhellen vermochte, da ihm nicht alle Umstände und Beziehungen mehr gegenwärtig waren, unter denen sie entstanden; dann aber hatte er auf seine Schriftchen niemals großen Werth gelegt, und es kostete keine geringe Mühe, den „Misthaufen"

zusammenzubringen: ja drei Stücke aus den frühern Jahren brachte er zunächst gar nicht auf und mußte also nach Münster eine unvollständige Sammlung abschicken. Er dachte damals ernstlich an eine Herausgabe seiner Schriften, und hoffte, daß die Reise, die er lange schon vor hatte, und auf der er seinen Wohlthäter kennen zu lernen hoffte, dazu förderlich sein werde. Anfangs hatte wohl Buchholtz beabsichtigt, nach Königsberg zu kommen, aber es scheint, daß dessen Gesundheit dies zunächst nicht gestattete, so daß sich Hamann dazu entschloß, zumal Jacobi ihm gar anziehende Schilderungen von der Persönlichkeit seines Erretters aus der Trübsal machte. So reichte er denn, unterstützt durch ein ärztliches Zeugniß, ein Gesuch um einen dreimonatlichen Urlaub ein, das von der Königsberger Direktion angelegentlich zur Genehmigung empfohlen wurde. Allein am 10. Juni erfolgte der Bescheid der Generaldirektion, daß dem Gesuche nicht willfahrt werden könne, weil sich in einer Stadt wie Königsberg eben so gute Aerzte befinden müßten, wie in Halle: hierhin, zu Dr. Lindner, hatte sich Hamann zuerst zu einer Kur begeben wollen. Das war eine schon durch die Motive empfindlich verletzende Antwort, die den ohnehin so erregbaren Hamann vermuthlich härter niedergeworfen haben würde, wären nicht Umstände eingetreten, die ihn ohnehin an der Reise gehindert haben würden. Dr. Lindner nemlich siedelte plötzlich nach Jena über und Buchholz berichtete von seiner Verheirathung und Reise nach Paris. So unterblieb denn der langersehnte Ausflug. In der That gieng es den übrigen Theil des Jahres 1785 mit seiner Gesundheit ganz leidlich bis zum Anfang des Decembers, wo ihn, nachdem er noch 2 Tage zuvor an Buchholtz in heiterster Laune geschrieben, ein Schlaganfall traf, an dessen Folgen er ziemlich lange trug. Es verstand

sich von selbst, daß er auf sein Urlaubsgesuch zurückkommen mußte, das diesmal bei der General-Administration selbst eingereicht wurde, belegt durch ein Gutachten des Hofraths Metzger, der sich sehr entschieden zu Gunsten eines längeren Dispenses aussprach. Hartknoch und Reichardt in Berlin nahmen sich der Sache lebhaft an. Am 19. Mai lief ein erster Erlaß der Administration ein, in dem nur von einer einmonatlichen Badereise die Rede war, und zunächst nähere Auskunft über den Badeort und den Gesundheitszustand des Patienten begehrt wurde. Erst am 19. Juni kam der Bescheid, daß ihm ein einmonatlicher Urlaub bewilligt worden sei, daß aber bei Ueberschreitung desselben ein Stellvertreter auf seine Kosten angenommen werden solle. Unter diesen Umständen zögerte Hamann mit seiner Reise und wollte lieber abwarten, ob die Vermittelung, zu der sich die Fürstin Gallitzin durch ihren Bruder erboten, bessere Ergebnisse bieten würde. Da starb am 17. August 1786 Friedrich II., und durch das ganze Land gieng eine erwartungsvolle Spannung, welche Aenderungen, namentlich in der innern Politik, nunmehr eintreten würden. Da gerade das Departement, zu dem Hamann gehörte, hiervon sogleich betroffen wurde, beschloß er zunächst noch abzuwarten und sich dann unmittelbar an den Minister zu wenden. Am 17. September hielt Friedrich Wilhelm II. seinen Einzug in Königsberg, wo ihm am 19. gehuldigt wurde, wobei alle größeren Festlichkeiten im voraus abgelehnt waren. Nach des Königs Abreise verfiel Hamann wieder einer längeren Krankheit, so daß er erst im November daran denken konnte, weitere Schritte in seiner Angelegenheit zu thun; diese beschäftigten ihn um so mehr, als es mehr und mehr den Anschein gewann, als sei durch die Veränderungen im Finanzwesen seine ganze jetzige Stellung unsicher geworden. Auf Hippels

Rath wandte er sich an Reichardt in Berlin, dessen Bemühungen er schon seine Anstellung mit zu danken gehabt hatte, und dieser gab ziemlich beruhigende Nachricht. Der vortragende Rath, Geheime Finanzrath von Köpke, ließ Hamann den Rath zukommen, sich direkt an den Minister von Werder zu wenden, was er nach langem Zögern endlich am 16. April 1787 that. Unter dem 26. April ergieng hierauf ein königlicher Specialbefehl, durch welchen die Stelle des Packhofverwalters mit der Licent-Buchhalterei vereinigt, Hamann aber „auf eine verhältnißmäßige Pension“ gesetzt wurde, „wodurch er bei seinen kränklichen Umständen zu der gewünschten Reise gelangen wird.“ So erhielt er also nach zwanzigjährigem, stets gut befundenen Dienste anstatt eines Urlaubs, womit man sonst freigebig genug war, seine Entlassung, und anstatt des ganzen Gehaltes, worauf er unter diesen Umständen Anspruch hatte, eine „verhältnißmäßige“ Pension — welcher dunkle Ausdruck ihm bald dahin interpretiert wurde, daß er auf den sechsten Theil seines Einkommens werde rechnen dürfen. Welchen Eindruck eine solche Resolution machen mußte, läßt sich leicht ermessen: „seit meines Alcibiades*) Briefe habe ich keinen solchen Tumult in meiner Seele erlebt.“ Tröstlich war die Theilnahme, die er nahe und fern fand: in Königsberg bemitleidete man ihn ebenso allgemein wie aufrichtig, in Berlin und Münster waren die Freunde eifrig bemüht, zu seinen Gunsten zu wirken. Er selbst schrieb an den Rath Köpke und den Minister (den sogenannten „kriechenden Brief“ im Gegensatz zu seinem letzten litterarischen Werke, dem „fliegenden“ Briefe an Niemand den Kundbaren) ausführlich und nicht ohne Ironie, obschon weniger freimüthig als

*) Buchholtz.

in seinem ersten Briefe, dessen nicht eben devote Haltung wohl den Bescheid herbeigeführt haben mochte. Noch im Mai wurde ihm übrigens mitgetheilt, daß seine Pension 150 Thaler betragen solle. Anfangs Juni legte er sein Amt nieder, verkaufte wenige Tage darauf das letzte der Häuser, die ihm durch die darauf stehenden Insätze zugefallen waren, nahm in seinem jüngern Freunde Hill, einem begabten aber unruhigen Philologen, einen Stellvertreter für sein Haus an, und rüstete sich nunmehr zu der lange beabsichtigten Reise. Vor seiner Abreise erhielt er auch noch durch den Finanzrath Köpke die Nachricht, daß seine Pension auf 200 Thaler erhöht worden sei; über seine Bitte, in der Freiwohnung belassen zu werden, war noch nicht entschieden worden.

Am 21. Juni 1787 trat er mit seinem Sohne die Reise an: der Drang endlich seinen Herzenswunsch erfüllt zu sehen, war so mächtig, daß er die dringenden Vorstellungen nicht beachtete, die ihm wegen seines Gesundheitszustandes gemacht wurden. Ja er reiste in einem Zuge bis nach Berlin, wo er am 28. Juni ankam und bei Reichardt abstieg, freilich auch gleich in Folge der Anstrengung und von Diätfehlern erkrankte. So konnte er seinen Angelegenheiten, die namentlich die Bewilligung der Freiwohnung betrafen, nicht selbst nachgehen, sondern mußte sie der bewährten Freundschaft Reichardts überlassen. Am 6. Juli reiste er nach Magdeburg, von da nach kurzem Aufenthalte über Helmstädt, Braunschweig, Hannover, Minden, Herford, Bielefeld nach Münster; hier trafen sie am 26. Juli ein, nachdem eine abermalige stärkere Anschwellung der Füße ihm einen Aufenthalt in Bielefeld abgenöthigt hatte. Die erste Begegnung mit Buchholtz, der sich mit Frau und Kind in Münster befand, war so aufregend, daß Beide sich erst am andern Tage davon erholten. Der Aufenthalt in dem Hause seines

„Alcibiades" begann mit einer tüchtigen Kur, deren gute Wirkungen aber bald sichtbar wurden: die treueste Pflege ward ihm zu Theil und selbst die „Fürstin Aspasia", sowie ihr „Perikles" (Fürstenberg) bezeigten ihm lebhafte und thätige Theilnahme, ja die vornehme Frau verschmähte es nicht, selbst die Ueberbringerin von Erfrischungen zu sein, die sie für ihn zubereitet hatte. „Die Fürstin ist — schreibt Hamann über sie — ein wahres Wunder ihres Geschlechts; der alte Perikles ihr Schatten, und Sie können sich leicht von einer Frau einen Begriff machen, die unausgesetzt jede Woche zwei Briefe von ihrem Sokrates*) in Haag bekommt und ebenso genau antwortet."

Gegen Ende Juli kam Jacobi, der sich bald nach Hamanns Ankunft angekündigt hatte, und blieb bis zum 4. August in Münster. Am 11. August folgte ihm Hamann nach Düsseldorf, theils weil er von der Landluft einen günstigen Einfluß auf seine Gesundheit hoffte, theils weil er in keiner Weise Buchholtz lästig fallen mochte, der die Entbindung seiner Frau erwartete. In Pempelfort, inmitten eines blühenden Wohlstandes, und bei der herzlichsten Pflege des gastfreundlichen Hauses behagte es ihm außerordentlich, und die neue am 21. August begonnene Kur schien guten Erfolg zu versprechen; auch fehlte es nicht an mannigfacher geistiger Anregung durch Gespräche, Bücher und Besuche — denn Pempelfort war damals ein weit und breit berühmter, gern gesuchter Musensitz. Bald kam auch die erwünschte Botschaft, daß Mariane Buchholtz eine Tochter geboren habe; leider lauteten die Nachrichten über das Befinden der Mutter weniger günstig, so daß Dr. Lindner zu einer ärztlichen Konsulation nach Aschaffenburg reiste.

*) Hemsterhuys.

Mitte Oktober kam die Fürstin Gallitzin, bald darauf auch Fürstenberg zum Besuche, und Ende Oktober bezog die ganze Familie ihr Wohnhaus in der Stadt. Hier litt es Hamann nicht lange; war es Sehnsucht nach Lindner und Buchholtz in Münster oder trat bei längerem Zusammensein der zwischen ihm und Jacobi innerlich bestehende Gegensatz stärker hervor, kurz er verließ plötzlich mit einem „polnischen Abschiede" Düsseldorf am 5. November und war am folgenden Tage wieder bei Buchholtz, dessen Frau sich wieder erholt hatte. Weil sein altes Uebel wieder verstärkt aufgetreten war, wurde eine neue Kur versucht, diesmal durch Magnetismus, der damals in Deutschland in Aufnahme kam; wie es scheint, ohne Erfolg.

Er machte einen kurzen Ausflug nach dem Gute der Fürstin Angelmödde, und bald darauf nach Wellbergen, wo er an einem Schleimfieber erkrankte, so daß Dr. Lindner und Hans Michel herbeigerufen wurden. Im Januar des folgenden Jahres kam noch ein Gallenfieber und ein Flechtenausschlag hinzu. Doch schien das Schlimmste noch nicht befürchtet werden zu müssen, und im März war er schon soweit Rekonvalescent, daß er eine neue litterarische Arbeit begann, bei der er aber über die ersten Entwürfe nicht hinauskam.

Am 19. März war er wieder in Münster, bedurfte aber neuer Pflege, weil ihn die Fahrt zu sehr angegriffen hatte. Bald darauf traf ihn ein schwerer Verlust, indem sein treuer Freund Lindner, der viel für ihn gethan und viel von ihm gelitten hatte, nach Berlin reisen mußte: dagegen erfreute ihn Jacobis Besuch. Den Eindruck, den Hamann damals machte, schildert einer der Münster'schen Freunde, Sprickmann, also: „Als ich ihn das erste Mal sah, hatte Jacobi, der auch mit seiner ganzen Familie hier bei Buchholtz war, ihn zur Fürstin gebracht; es war sein erster

Gang. Er war äußerst erschöpft, athmete schwer, sprach schnell aber tief, daß ich Mühe hatte ihn zu verstehen, aber sein Blick und die Wärme seiner Theilnehmung an Allem zeigte so viel inneres Leben. Meine Seele beugte sich zu ihm hin, und er nahm mich so liebevoll auf! — Nun kannte ich ihn und gieng zu ihm hin so viel ich konnte; ich suchte ihn ans Gehen zu bringen; anfangs erschöpften ihn 100 Schritte, daß er sich setzen mußte. Nach und nach giengs besser, daß er Freude hatte wie ein Kind, das gehen lernt. Bald konnte er die gute Viertelstunde bis zu meinem Hause machen, bald die halbe Stunde in meinen Garten vor der Stadt. Im Ganzen schien er mir mit jedem Tage zu gewinnen. Auch seine Munterkeit nahm zu; nur über seine Füße klagte er immer, die auch immer geschwollen blieben. Freilich kamen dann auch Tage, wo er wieder mehr kränkelte. Man entdeckte, daß er an blinden Hämorrhoiden litt, und die Mittel, die man ihm gab, schafften ihm bald fühlbare Linderung. Sein Magen war sehr schwach und sein Appetit sehr stark. Er klagte oft über seine Unmäßigkeit, dabei las er immer mit einer Gier, wie ich sie nicht kenne. So bin ich, sagte er, ich muß alles verschlingen. Er holte sich überall von der Fürstin, von Fürstenberg, von mir Bücher zusammen."

Im Mai begann Hamann ernstlich an seine Heimreise zu denken, für die er allerlei Besuchspläne, so bei Herder und Claudius, entwarf: zuerst wollte er nach Pempelfort und dort das Weitere festsetzen. Noch fieng er eine Kur mit Driburger Brunnen an, aber ungünstige Witterung zwang ihn, sie zu unterbrechen. Zu den alten Uebeln gesellte sich zunehmende Entkräftung, aber Hamann nahm seine Leiden weniger ernst als früher und blieb bei seinem Entschluß bald abzureisen; und mit Mühe beredeten ihn seine Freunde, sich wenigstens statt der Post eines Miethwagens

zu bedienen. Am 19. reiste die Familie Buchholz voraus, am 20. sollte Hamann nachfolgen. Obgleich er den 18. und 19. fast nur schlummernd zugebracht, wollte er doch am bestimmten Tage abreisen, aber glücklicherweise veranlaßte ein Mißverständniß mit dem Fuhrmann eine Zögerung, so daß es möglich war, noch einige Aerzte zu rufen, die nun, weil sie Fieber eingetreten fanden, die Abreise verhinderten: auch jetzt gab er nur für einen Tag nach. Bis in die ersten Stunden des 21. Juni blieb er bei vollem Bewußtsein; die letzten Worte richtete er an seinen Sohn, der eben im Begriff war den Arzt zu rufen; noch um 4 Uhr erkannte er Fürstenberg; um 7 Uhr verschied er in Gegenwart seines Sohnes, der Fürstin, Fürstenbergs und seiner beiden Aerzte Drüffel und Chavet. Die Leiche ward an demselben Tage in die Wohnung der Fürstin gebracht, und an dem Abend des Sterbetages in ihrem Garten beigesetzt: das Denkmal, das ihre Verehrung ihm setzte, erhielt durch Hemsterhuys folgende Inschrift (1. Cor. 1, 23. 27): Judaeis quidem scandalum, Graecis autem stultitiam, sed stulta mundi elegit Deus, ut sapientes confundat, et infirma mundi elegit Deus, ut confundat fortia. „Seit Hamann todt ist, — äußerte die edle Frau, — denk' ich noch mehr an jenes Leben, und es ist mir dann wie einem ist, wenn man sich zu einer Reise in ein fernes Land anschickt, wohin ein lieber Freund vorangereist ist, den man da wieder haben soll."

Unter Hamanns Freunden erregte die Trauerbotschaft schmerzliche Bestürzung, denn so nahe hatte wohl keiner die Katastrophe geglaubt. So bei Herder, der „seine Asche wie die eines Propheten" ehrt; bei Professor Kraus in Königsberg, der darüber schreibt, daß er seit seiner Mutter Tode keinen Sterbefall erlebt habe, der ihm tiefer das Herz verwundet. Lavater schreibt: „Ich hoffte immer noch den lieben Propheten zu sehen, dessen die Welt nicht werth war.

Ich mische meine Thränen in die Eurigen, edle glückliche Gallitzin! lieber Buchholz! theurer Jacobi! Ach daß ich ihn nicht mehr sehen mußte!" Jacobi beabsichtigte anfangs, ihm ein schriftliches Denkmal zu setzen, indem er „die Erhabenheit dieses christlichen Menschen" darzustellen versuchen wollte; „sein Verstand — schreibt derselbe — war durchdringend wie der Blitz und seine Seele hatte eine mehr als natürliche Größe." Goethe, der vermuthlich von Jacobi die Todeskunde erhalten, schrieb: „Hamanns Verlust ist hart; ich hatte nie geahnt, ihn zu sehen, seine geistige Gegenwart war mir immer nahe." Was Jacobi wollte, aber nicht ausführte, hat Reichardt in einem Aufsatze „Hamann und Kant" versucht: es sei uns vergönnt, nach dem Vorgange der unserer Darstellung zu Grunde liegenden Biographie von Gildemeister einige charakteristische Stellen mitzutheilen: „Das tiefste Gefühl, die glühende Imagination waren in ihm mit einer Denkkraft vereinigt, die den tiefsten Kantischen Spekulationen nicht nur leicht folgte, sondern sie gern noch vereinfachte und besser ordnete. Die höchste Kindlichkeit in seinem ganzen Wesen und Leben zeugte von der hohen innern Harmonie jener mannigfaltigen Seelenkräfte. — Er hieng sich an alles Gute und Schöne mit kindlicher Liebe und Hingebung und floh es bei der ersten unangenehmen Berührung, wie Kinder das Feuer fliehen, an dem sie sich verbrannt. — Sein tiefes, dunkles Auge, bald trübe umwölkt, bald hell aufblitzend, seine kräftige und doch fein bewegliche Nase, sein lieb- und gütevoller Mund voll Lust und Leiden, zeigten immer den schnell wechselnden Zustand seiner Seele an, der sich nicht weniger in den lebhaften Bewegungen und wieder in der completten Erstarrung seines ganzen markigen Körpers ausdrückte. — Vor dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit einer Unredlichkeit und Un-

wahrheit erschrak er bis zum Erstarren und Verstummen, und der kleinste Verdacht, der nur zu leicht bei ihm entstand, daß ein Anderer gegen ihn die Achtung und Schonung vergäße, die er gegen Jedermann mit einer unglaublichen Zartheit und Gewissenhaftigkeit beobachtete, brachte ihn außer sich. So that unser R., der als Knabe das Glück hatte, mit ihm Stube an Stube zu wohnen, und gewissermaßen unter seinem langen dunkelgrünen Schlafrocke aufgewachsen, einst als Jüngling die unbefangene Frage an ihn, ob er seine Schriften absichtlich so dunkel mache, daß nur wenige Leser sie verstehen sollten, und der edle zarte Mann erblaßte und erstarrte wie ein zartes Mädchen, der man über ihre Unschuld eine verfängliche Frage vorgelegt hatte. Lange währte es, ehe er hinlänglich zur Sprache kommen konnte, um auf jene naive Frage ebenso naiv zu erwidern, daß vielmehr von jeher seine einzige Sorge gewesen wäre, aus seinen Schriften alles Ueberflüssige auszustreichen, damit sie nicht wässrig, und dem Leser nicht weitschweifig und langweilig würden." —

Wir wenden uns noch einmal zu der schriftstellerischen Thätigkeit Hamanns zurück, und zwar zu seinen Arbeiten der zweiten Periode, die wir nach der vierjährigen Unterbrechung mit dem Jahre 1768 beginnen lassen. In die Jahre 1768 — 1776 fallen eine ziemlich beträchtliche Zahl von Anzeigen in der Königsberger Zeitung, von denen wir mehrere, namentlich aus den Jahren 1768 — 70 schon oben erwähnt haben. 1772 verfaßte er seine „philologischen Zweifel und Einfälle über eine akademische Preisschrift," Hamanns letzte Aeußerung in der Kontroverse über den Ursprung der Sprache, unmittelbar nach der in demselben Jahre geschriebenen „letzten Willensmeinung des Ritters von Rosenkreuz über den göttlichen und menschlichen Ur-

sprung der Sprache". Wahrscheinlich bewog ihn ein durch die zuletzt erwähnte Schrift entstandenes Mißverständniß zwischen ihm und Herder, noch einmal zur Feder zu greifen; doch löste sich dasselbe bald, und die Publikation unterblieb. In dieser Schrift geht Hamann zwar nicht von seiner wesentlich abweichenden Ansicht ab, aber nimmt zugleich Herder in Schutz, der, um den Preis zu erhalten, „sich nach der neuesten Bauart seines Zeitalters habe richten müssen." In diesem Schriftchen gedenkt er zugleich seiner kümmerlichen äußeren Lage, indem die Magier dieses Jahrhunderts nicht brennen, sondern vielmehr frieren und verhungern müssen: dieser Punkt war im Manuskript in einem eigenen kleinen Aufsatz weiter ausgeführt, der aber auch nicht gedruckt wurde: „Au Salomon de Prusse", in Form einer Epistel an Friedrich den Großen. Das Manuskript, welches beide Aufsätze enthielt, war an Nicolai geschickt, welcher vermuthlich wegen des französischen Theiles mit der Antwort zögerte. Darüber wurde Hamann ungeduldig und erließ „das Selbstgespräch eines Autors", gleichsam als Mahnbrief an den Verleger: dies Schriftchen wurde in Königsberg gedruckt und von dem Verfasser selbst in der Königsberger Zeitung angezeigt.

Bei Nicolai war 1772 eine „neue Apologie des Sokrates oder Untersuchung der Lehre von der Seligkeit der Heiden von Johann August Eberhard, Prediger in Charlottenburg" erschienen. Diese Schrift, deren Tendenz schon aus der Verlagsfirma ersichtlich ist, wurde Veranlassung zu der „Beilage zu den Denkwürdigkeiten des seligen Sokrates, von einem Geistlichen in Schwaben", die den Berliner Apologeten als sokratischen Don Quixote darstellt, und sich mit scharfer Ironie gegen die „modische Heldentugend" der Toleranz im Sinne der Aufklärer wendet. Demselben Jahre

(1773) verdankt auch eine apologetische Schrift Hamanns ihren Ursprung, die „neue Apologie des Buchstaben H., oder außerordentliche Betrachtungen über die Orthographie der Deutschen, von H. S. Schullehrer." Ein bejahrter Schulmann, Christian Tobias Damm, war in einer Schrift „Betrachtungen über die Religion" seltsamer Weise auch gegen den vielverfolgten Buchstaben h zu Felde gezogen, der weder als Inlaut noch als Auslaut geschrieben werden dürfe. Hamann stellt ihm einen Gegner entgegen in der Person des einäugigen Schullehrers Heinrich Schröder in Königsberg und sucht die Gründe Damms zu entkräften. Die zwar nicht um ihrer wissenschaftlichen Basis willen bedeutende, aber gedankenreiche und des Verfassers Grundanschauungen bezeichnend darstellende Schrift gehört zu den verständlichsten, die uns Hamann hinterlassen, sowie zu den trefflichsten: namentlich war Kant von ihr in hohem Grade befriedigt. Unter einigen französischen Schriften, die mit Hamanns amtlicher Stellung in Beziehung stehen und vermuthlich auf eine Verbesserung seiner Lage hinwirken sollten, haben wir aus dem Jahre 1773 noch des Schreibens „an die Hexe von Kadmombor" zu gedenken, einer unübertrefflichen Abfertigung Nicolais. Dieser hatte sich auf das „Selbstgespräch" rühren zu müssen gemeint und eine Erwiderung unter dem Namen M. Coelius Serotinus an den Chinesen Mien Man Hoam, den fingierten Verfasser jenes Mahnbriefs, erlassen, in welcher er den schwachen Versuch gemacht hatte, Hamanns Stil nachzuahmen. Schwerlich ist Jemand je in einer litterarischen Entgegnung so arg mitgespielt worden, als hier dem Verfasser des Sebaldus Nothanker, so daß Hamann auch erst Mühe hatte, sein Opus an einen Verleger zu bringen.

1774 finden wir Hamann wieder in den gelehrten An-

zeigen der Königsberger Zeitung mit vier Beiträgen, von denen der zweite sich mit „Schlözers Vorstellung einer Universal-Historie“ beschäftigt. Den ersten Theil dieser Schrift hatte nemlich Herder in die Frankfurter Zeitung recensiert, und war deshalb von Schlözer angegriffen worden, der zugleich seinen Zorn über die preußischen Theologen ergossen hatte. Auch übersetzte er eine englische Schrift des Harvey gegen die Angriffe Bolingbrokes auf die Bibel, und die Anmerkungen Hunters zum Tacitus und Livius: es war dies seine dritte und letzte Uebersetzung. Das wichtigste Erzeugniß dieses Jahres entstand durch Herders „älteste Urkunde“, mit der sich Kant eingehend beschäftigte: aus dessen Verkehr mit Hamann entstanden des Letzteren „Christiani Zacchaei Telonarchi Προλεγομενα über die neueste Auslegung der ältesten Urkunde des menschlichen Geschlechts. In zwei Antwortschreiben an Apollonium Philosophum.“ Der Oberzöllner Zachäus ist Hamann, der Philosoph Kant, die Schrift im Grund und Kerne zu Gunsten Herders.

Im Januar 1775 erschien (bei Hartknoch) der „Versuch einer Sibylle über die Ehe“, hervorgerufen durch die leichtfertige Auffassung derselben, wie sie nicht bloß im Leben, sondern auch in Büchern sich kundgab. Ihm war, obwohl er selbst eine Ehe im strengen Sinne nicht geschlossen hatte, „der Ehestand der köstliche Grund und Eckstein aller Gesellschaft“, und deshalb „offenbart sich der menschenfeindliche Geist unseres Jahrhunderts am allerstärksten in den Ehegesetzen.“ Das Schriftchen erregte großes Aufsehen, so daß selbst Merk schrieb: „Es ist ein dunkler Himmel mit tausend herrlichen Sternen besäet.“ Die Eigenschaft der Dunkelheit theilt sie mit den unmittelbar auf sie folgenden „hierophantischen Briefen des Vettius Epagathus Regiomonticola, die eine Apologie des Christenthums gegen den

Hierophanten", den Oberhofprediger Starck enthalten. Außerdem verfaßte er mehrere Anzeigen in der Königsberger Zeitung, von denen die über Claudius und Klopstocks Gelehrtenrepublik die interessantesten sein dürften.

Aus dem folgenden Jahre haben wir nur einen in der Königsberger Zeitung erschienenen Auszug aus Buffon's bekannter Schrift über den Stil, eine Anzeige des Bertuchschen Don Quixote und die Schrift zu erwähnen: „Zweifel und Einfälle über eine vermischte Nachricht in der Allgem. D. Bibliothek", abermals gegen Nicolai und die Berliner, und die dort herrschende religiöse Richtung. Nach einer zweijährigen Pause sehen wir ihn dann 1779 seinem Freunde Herder den zweiten Theil der Sibylle über die Ehe ankündigen, aber die Sibylle ist eine apokryphische geworden und ihre Mysterien sind apokalyptische. Die Schrift führt den Titel: *Κογξομπαξ*, Fragment einer apokryphischen Sibylle über apokalyptische Mysterien; der räthselhafte Titel ist dem Worte entlehnt, mit welchem die Eleusinische Versammlung entlassen zu werden pflegte, welches Wort Hamann aus dem Tibetanischen herleiten wollte. So sollten die Mysterien der Alten auf den Cultus des Dalai-Lama zurückgeführt werden. 1780 entstanden die „zwei Scherflein zur neuesten deutschen Litteratur", in denen er auf die Orthographie zurückkam, diesmal durch die Klopstock'schen Bestrebungen angeregt, eine neue Schreibweise nach streng phonetischen Grundsätzen einzuführen. Wir haben Hamann schon als Gegner solcher mehr von außen in die Sprache eindringenden Neuerungen kennen gelernt. So bewies er sich auch hier, doch mit gebührender Schonung Klopstocks, indem er von dieser „Orthographie" nichts wissen wollte. Wie tief übrigens bei dieser Kontroverse seine Auffassung war, zeigen die bei dieser Gelegenheit an Herder geschriebenen Worte, daß Orthographie

nach dem Ohr eben das Steckenpferd sei, was Theologie nach der Vernunft.

Das Jahr 1781 giebt uns nur die Recension der Kantischen Kritik zu verzeichnen, welche Hamann für die Königsberger Zeitung entwarf, aber aus Rücksichten für den Verfasser zurückhielt. Erst 1784 trat er wieder mit zwei Schriften auf, seinen letzten, die zugleich zu seinen gehaltvollsten gehören: die „Metakritik über den Purismum der reinen Vernunft“ und „Golgatha und Scheblimini! Von einem Prediger in der Wüste“, von denen die zweite, Hamanns tiefsinniger Schwanengesang, gegen die antichristlichen Tendenzen gerichtet war, die er Mendelssohn und den Berlinern Schuld gab: es war ihm darum zu thun, ihnen „die philosophische Maske abzureißen und zugleich ihren Fanatismus darzuthun, womit sie Andersdenkende verfolgten“. Seitdem hat Hamann nichts mehr veröffentlicht, auch keine Schrift mehr vollendet, sondern nur noch den Plan zu einem Briefe an „Niemand den Kundbaren“ (das Publikum) entworfen, aber nur zum Theile ausgeführt.

Es möchte schwer sein, unter den hervorragenden Erscheinungen in unserer Litteratur eine einzige aufzufinden, die sich in Bezug auf die Ungleichartigkeit der über sie gefällten Urtheile Hamann an die Seite stellen ließe. Hier stehen sich Gegensätze schroff gegenüber: es handelt sich nicht sowohl um das Maß des Lobes und Tadels, nicht um das Hervorheben der einen oder andern Seite in seinem Wesen und Wirken — sondern hier steht der Bewunderung und Verehrung Geringschätzung und Verdammung gegenüber. Auf der Seite seiner Gegner nehmen Niebuhr und Gervinus den ersten Platz ein. — „Wenige werden wissen, sagt Nie-

buhr*), wie Hamann doch offenbar von Kindesbeinen an in dem poetischen Pietismus, der zu Königsberg herrschte, auf und in ihn hineingewachsen, und wie bei der Krisis, die zu London in ihm vorgieng, diese Religion bis zum Fanatismus und zum fürchterlichen in ihm steigen konnte, ohne eine allergeringste Beimischung von Schein. — Er erscheint uns als ein dämonischer Mensch, der sich berufen glaubt, als Tyrann zu walten. Ihm war diese poetische Deutung der Bibel, ihre Auffassung als eines Handbuchs für alle Fälle des Lebens, von Kindesbeinen an Gewohnheit gewesen; in Momenten, wo Noth, Beklommenheit, Reue sein ganzes Dasein zusammengedrängt hatte, war er davon ganz und für das Leben ergriffen worden; auf seine Handlungen hatte diese vermeintliche Heiligung keinen Einfluß gehabt. —" Nicht minder scharf urtheilt Gervinus**), der ihm eine gründlich eingehende Auseinandersetzung widmet, in der sich freilich die wenigen anerkennenden Bemerkungen (die sich bei Niebuhr in Bezug auf die seltene Geistestiefe Hamanns finden) unter der Fülle und Wucht scharf ätzenden Tadels verlieren. Dagegen finden wir bei Gelzer***), Vilmar†), Hagenbach††), Herbst†††) eine ganz entgegengesetzte Beurtheilungsweise, der sich auch der verdienstvolle Biograph Hamanns, Gildemeister, anschließt. Alle freilich loben nicht unbedingt, sondern erkennen recht wohl die in ihm so oft hervortretende Disharmonie zwischen dem religiösen und dem ethischen Menschen, aber sie lassen

*) Lebensnachrichten 2, 479.
**) Gervinus 4, 424.
***) Gelzer 1, 212.
†) Vilmar, 553.
††) Hagenbach 2, 176.
†††) Herbst, Matthias Claudius, 2. Auflage, 330.

doch den Grundzug von Hamanns Wesen, den starken Glaubenstrieb seines Herzens, das unerschütterliche Festhalten an dem innerlich in Sturm und Drang Erworbenen, und sein ausharrendes Kämpfen für diesen Lebensgrund und Lebensquell gelten, gelten nicht als eine ungesunde Verirrung, sondern als ein hohes und seltnes Gut. Und auf dieses Moment kommt es bei Hamann an. Ueber alles Andere ist die Vereinigung leicht, über seine religiöse Stellung entscheidet die eigene Stellung des Beurtheilens. Somit ist auch nicht zu erwarten, daß sich jemals über ihn ein übereinstimmendes Urtheil feststelle.

Und das um so weniger, als er zu denjenigen Schriftstellern gehört, welche die große Mehrzahl, wenn überhaupt, nur durch litteraturgeschichtliche Handbücher kennen lernt. Auch das wird kaum eine Aenderung erfahren. Denn Hamanns Schriften sind eben nur Gelegenheitsschriften, deren Verständniß von der Kenntniß ihrer Veranlassung bedingt ist, und selbst wenn uns diese zu Gebote steht, müssen wir eine genaue Bekanntschaft mit den gesammten litterarischen Zuständen der damaligen Zeit zu Hülfe nehmen. Dazu kommen die absichtlichen und unabsichtlichen Erschwerungen, die in der Form der Hamann'schen Schriften liegen; seine von ihm selbst „Wurststil" und „Heuschreckenstil" genannte Schreibart ist in der That oft fast undurchdringlich, so daß selbst dem gebildetsten Leser hie und da fruchtlose Arbeit abgenöthigt wird. Gleichwohl ließe sich aus seinen Schriften und Briefen eine lange Reihe von Gedanken sammeln, die wir zu den Goldkörnern unserer Litteratur rechnen würden, wenn sie jetzt nicht unter Geröll und Schutt verborgen lägen.

Hamann ist nichts weniger als eine einseitige Natur, er ist vielmehr universell, nur daß er früh den Mittelpunkt

und das Heil fand, von dem er bei Allem ausgieng und auf das er Alles bezog, was in seinen Gesichtskreis fiel. Der Reichthum seines Wissens ist bewundernswürdig, indem er in der antiken Welt wie in der modernen Litteratur, in der Philosophie wie in der Theologie heimisch war: noch staunenswerther ist es, wie seine geistige Theilnahme alle Verhältnisse des öffentlichen und socialen Lebens umfaßte. Er war freilich in keinem einzelnen Gebiete des Wissens und Könnens eine Specialität, und seine außerordentliche Receptivität hat ihn wohl hie und da mit Ueberladung an nicht genug verarbeitetem Stoff bedroht, aber Eins verstand er im hohen Grade, immer auf den geistigen Kern der Dinge, auf das punctum saliens zu bringen; darum wurde das Verschiedenartigste in ihm wieder einig und einfach. So sehen wir ihn denn auch in direkter oder indirekter Beziehung zu fast allen litterarischen Persönlichkeiten seiner Zeit, und die große Mehrzahl zollt ihm Achtung, ja selbst Bewunderung: seine Biographie wird fast zur Litteraturgeschichte, in der wir nur den Namen Schillers vermissen, von dessen Jugendwerken Hamann nichts bekannt geworden zu sein scheint. Trotz dieser langen Reihe von Beziehungen aber hat seine Erscheinung etwas Isoliertes, er steht in seiner Richtung fast einsam da und, unverstanden in seiner tiefsinnigen Weise, fast wie ein Prophet der Zukunft. „Es ist gar schön, sagt Goethe von dem Italiener Vico, wenn ein Volk solch einen Aeltervater hat. Den Deutschen wird einst Hamann ein ähnlicher Codex sein."

„Er ist es zuerst gewesen", sagt Wilmar über Hamann, „welcher die Poesie als die Muttersprache der Völker, als ein Bedürfniß und zwar als das erste Bedürfniß des menschlichen Geistes bezeichnete, welcher der spielenden, gekünstelten, willkürlich gemachten Poesie der letzten Jahrhunderte gegenüber

auf die Unwillkürlichkeit und Nothwendigkeit der ältesten, echten und wahren Poesie hinwies. Er war es, welcher zuerst auch im alten Testament die Elemente der höchsten und vollendetsten Dichtung aufzeigte, und er konnte nicht oft genug wiederholen, daß die späten Völker und Geschlechter nur in der Rückkehr zu dem Evangelium die Einfachheit, die Frische und Naturkraft wieder zu erlangen vermöchten, welche zur Erzeugung großer Dichtungen erfordert werde. Er war es, der zuerst wieder auf das unerforschliche Geheimniß der Poesie aufmerksam machte, während bisher das Dichten nur ein Geschäft des lauten Marktes, ein öffentlich getriebenes Handwerk war; er war es, welcher zuerst das Bewußtsein hatte und erweckte, daß alles Große, was in der Welt gewirkt werde, nur von dem ganzen Menschen, nicht von dem Verstande, oder der Empfindung, oder der Vernunft, oder wie man die einzelnen in der Betrachtung gesonderten Vermögen nun nennen will, sondern von Leib und Seele und Geist zugleich, von allen Kräften des menschlichen Wesens in ihrer ungetrennten, ungeschiedenen Einheit, in ihrem vollen ungestörten und eben darum unbegreiflichen Zusammenwirken geschaffen worden sei und geschaffen werden könne. Und alles dies war bei ihm, wie gesagt, nicht etwa ein Resultat der Forschung, sondern seiner eigenen innersten Erfahrung, ein Bestandtheil seines Lebens, eine unmittelbare zweifellose Anschauung."

---

# Johann Heinrich Jung,
## genannt Stilling.*)

Die Familie Jung, welcher der unter dem Namen Heinrich Stilling bekannte Arzt, Kameralist und Schriftsteller angehörte, soll aus der Schweiz stammen und in der Reformationszeit nach Deutschland ausgewandert sein. In dem jetzt nassauischen Dörfchen Im-Grund siedelte sich um 1536 Ulrich Jung an, und hier wurde auch unser Schriftsteller geboren, im Hause seines trefflichen Großvaters Eberhard Jung, eines Kohlenbrenners, von dem uns in Jungs bekannter Selbstbiographie*) eine so vortreffliche Schilderung hinterlassen ist. Sein Vater, Wilhelm Jung, war Schulmeister in einem Nachbarorte und betrieb daneben, da er lahm war, das Schneiderhandwerk; seine Mutter war die vermögenslose Tochter eines wegen alchymistischer Liebhabereien entlassenen Pfarrers und hieß Dorothea Moritz. Am 12. September 1740 wurde ihnen ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Johann Heinrich empfieng. Noch hatte der Knabe das zweite Lebensjahr nicht vollendet, als ihm ein heftiges Fieber die Mutter raubte; die wackern Großeltern übernahmen die Pflege des Enkels, da der Vater von seiner mühsamen und doch kaum das Nöthigste gewährenden

---

*) Sämmtliche Werke, 1. Band. — Vergl. die protestantischen Monatsblätter, Jahrg. 1860. S. 47. 109.

Arbeit zu sehr in Anspruch genommen war. Der Verlust der über Alles geliebten Frau war auf Wilhelm von dem mächtigsten Einfluß, indem sein ohnehin schon frommer Sinn und stilles Wesen mehr und mehr in jene Richtung einlenkte, die damals sich in diesen Gegenden festzusetzen begann. Diese Wandlung wurde noch dadurch begünstigt, daß gerade in der nächsten Nähe des Dörfchens sich ein solcher Kreis gebildet hatte, der nicht sowohl im Interesse des dogmatischen als vielmehr des praktischen Christenthums zu wirken suchte und zu diesem Zwecke allerlei religiöse Schriften verbreitete. Ein solcher Hausirer, der von Haus aus Theolog, sich durch seine den Kirchenlehren widersprechende Ansichten Verfolgungen zugezogen hatte, brachte ihm Schriften von Fenelon und Thomas a Kempis, die eine tiefe Wirkung auf ihn hervorbrachten. Er beschloß, sich ganz und gar seinem Handwerk und der Erziehung seines Knaben zu widmen, der bisher unter der Pflege des einsichtigen und freundlichen Großvaters auf das beste gediehen war. Diesen Entschluß führte er treulich aus: er unterrichtete seinen Sohn im Katechismus und gab ihm, nachdem er lesen gelernt, allerlei geistliche und weltliche Volksbücher zu lesen, die auf des Knaben Phantasie und Gemüth um so mächtiger wirken mußten, als er von allem Umgang mit Nachbarkindern abgeschnitten und nur auf das großväterliche Haus beschränkt war. Es konnte nicht fehlen, daß Heinrich sich auf diese Weise seine eigene ideale und phantastische Welt bildete, und die wundersamen Geschichten von Oktavianus, von der Melusine, den Haimonskindern, die Geschichten der Patriarchen und Kirchenväter in den engen Raum hinübertrug und gewissermaßen fortsetzte, den ihm der Vater zu Spiel und Erholung angewiesen hatte. Denn Wilhelm war gegen seinen Sohn auch sehr streng,

ja zu streng, so daß Heinrich eingeschüchtert wurde und sich, aus Furcht vor Strafe, auf Lügen einließ, ein Fehler, der ihm nach seinem eigenen Geständniß noch lange zu schaffen machte. Wie wir dies auch von dem in mancher Beziehung ähnlichen Lavater hören, gewöhnte sich auch Heinrich an einen eigenthümlichen Gebrauch des Gebetes, indem er in seiner Angst oft dazu seine Zuflucht nahm und dann die glücklichen Erfolge seiner Täuschungen Gottes Beistand zu verdanken glaubte. Der alte Großvater sah das Alles recht wohl und warnte vor dem allzuvielen Befehlen, das erst die Uebertretungen hervorbringe, und es gelang seinem verständigen Rathe, die Erziehungsfehler des Sohnes zu mildern. Der Knabe entwickelte sich in einer staunenswerthen Weise, so daß nicht nur der Großvater meinte, dem Jungen würden die Federn größer wachsen, als je Einer in ihrer Freundschaft gewesen, sondern auch der Pfarrer Seelbach von Hilchenbach, wo Grund eingepfarrt war, auf ihn aufmerksam ward und den Eltern rieth, Heinrich Schulmeister werden zu lassen. Zu diesem Zwecke sollte er die Hilchenbacher Schule besuchen und Latein lernen. Das wurde auch ins Werk gesetzt, und zugleich entschloß sich der Vater, die freigewordene Schulmeisterstelle in Grund anzunehmen. In der Schule machte Heinrich vortreffliche Fortschritte, so daß er unter seinen Mitschülern stets obenan saß, und auch in den Katechisationen des Pfarrers, die er der Konfirmation wegen besuchte, zeichnete er sich aus, so daß der Pfarrer rieth, ihn studieren zu lassen. Dies aber erlaubten die Mittel des Vaters um so weniger, als kurz vorher der treffliche Großvater in Folge eines unglücklichen Falles von der Leiter gestorben und mit seinem Hingang gar Manches im Hause anders geworden war. Das Jung'sche Erbe war von einem Tochtermann über-

nommen worden, der von der frommen und schlichten Weise des Dahingeschiedenen weit entfernt war. Auch war Heinrich mit der Aussicht auf die Schulmeisterei ganz wohl zufrieden, da es ihm zunächst nur darauf ankam, nicht aufs Handwerk beschränkt zu sein, und Bücher lesen zu dürfen. Ostern 1755 wurde er konfirmiert und, obwohl kaum fünfzehn Jahr alt, zum Schulmeister auf der Lützel bestimmt, welches Dorf ungefähr eine Stunde von seinem Heimathsorte entfernt war. Anfangs blieb er bei seinem Vater wohnen, später quartierte er sich bei einem Forstbedienten Krüger in Lützel ein, einem wackern Mann, der eine leidliche Büchersammlung besaß. In dieser fand unser Heinrich eine Uebersetzung des Homer, der ihn mit der größten Begeisterung erfüllte und so beschäftigte, daß er ihn selbst in der Schule las. Das Schulhalten war, was Methode und Regel betrifft, überhaupt nicht seine starke Seite, obwohl er es sehr gut verstand, das geistige Interesse seiner Dorfjugend durch biblische und weltliche Erzählungen zu bilden. Da die Kinder darum an ihrem Lehrer hingen und auch ganz leidlich lernten, ließen sich die Lützeler die eigenthümliche Weise ihres Schulmeisters gern gefallen. Durch den Aufenthalt im Krügerschen Hause lernte er auch die Schriften von Jakob Böhme und eine Uebersetzung des Paracelsus kennen, die den mystischen Zug seines Herzens nur noch stärken mußten. Aber es dauerte nicht lange in Lützel: als sein Gönner, der Pfarrer, erfuhr, daß ers mit dem Förster hielt, wurde er ihm gram und ließ ihm die Stelle kündigen. Heinrich mußte nach Hause zurück und wieder zu der verhaßten Nadel greifen. Doch dauerte es nicht lange, da sich ein Hauslehrerposten in der Grafschaft Mark fand, freilich mit mehr als bescheidenen Bedingungen, indem das ganze Salair in 5 Reichsthalern bestand. Heinrich nahm die

Stelle an, konnte es aber bei vieler Arbeit und schlechter Behandlung nicht lange aushalten, sondern benutzte die sich ihm durch des Vaters Absicht, sich wieder zu verheirathen, darbietende Gelegenheit, nach Hause zu reisen und dem Vater sowie der Stiefmutter seine Lage vorzustellen, worauf ihm Beide riethen, nur noch bis Ostern auszuhalten und dann heimzukehren. So zog er denn Ostern nach Ereben bach, wo der Vater jetzt auf dem erheiratheten Grundstück wohnte. Nun sollte er bei der Feldarbeit helfen, was ihn noch viel weniger behagte als die Schneiderei, so daß er sich fast zum Handwerk sehnte. Abermals bot sich ein Ausweg, indem ihn das Dorf zum Schulmeister berief, aber schon fieng man an, über seine Schulmeisterei zu klagen, bei der allerdings nicht Alle viel lernen mochten, und auch mit dem Vater gabs Unfrieden über sein vieles Lesen und Studieren: da wurde er durch die Vermittelung eines entfernten Verwandten als Lehrer nach Dreisbach berufen. Hier gefiel es ihm anfänglich ganz wohl, und namentlich erweiterte er seine Bekanntschaft mit der Litteratur, indem er die damals beliebten Romane, unter andern die berühmte asiatische Banise, las. Aber seine Schulmethode verleitete ihn wieder zu einem Experiment, das ihn um die Stelle brachte; er machte nemlich Kartenblätter, deren Nummern die Fragen aus dem Heidelberger Katechismus bedeuteten, und die er nun von seinen Schulkindern, wie Lotterienummern ziehen ließ. Das begriffen seine Bauern nicht, und der Pastor, sein Vetter, mußte ihm rathen, es nicht bis zur Anzeige kommen zu lassen, sondern lieber freiwillig zu gehen. Mit schwerem Herzen zog er abermals heim, mit Unwillen empfieng ihn der Vater, und wies ihn wiederum an den Schneidertisch. 1760 erhielt er abermals eine Schulstelle, diesmal in Clefeld, wo er sich besser zusammennahm,



Jung gt. Stilling

nebenbei Mathematik, Klavierspiel trieb und seine Lektüre, aber in den Freistunden, fortsetzte. Allein auch diesen Dienst büßte er ein, diesmal durch einen Gewaltstreich des Schulinspectors Winkel, der von einer Partei im Dorfe gewonnen war, den früheren Schulmeister, der eine bessere Stelle angenommen, aber eine Braut im Dorfe hatte, wieder zurückzubringen. Der gerechtere Konsistorialpräsident vermochte ihn zwar nicht gegen die Intriguen zu schützen, aber er gab ihm ein höchst anerkennendes Zeugniß. Endlich that sich eine bessere Aussicht auf: man wollte ihn zum Verwalter eines Bergwerkes mit gutem Gehalte machen, aber sein einsichtiger Vetter Goebel rieth ihm ab, sich auf eine so schwierige und gefährliche Stellung einzulassen. Er befolgte diesen verständigen Rath und kehrte abermals heim, um dem Vater beizustehen in Haus und Handwerk. Da geschah es, daß des Vaters Bruder, bisher Landmesser, zu einer ansehnlichen Stelle befördert ward, und dem Bruder die Landmesserei übertrug, bei der ihm Heinrich die besten Dienste zu leisten vermochte. Aber des Vaters Strenge und bei den beschränkten Verhältnissen wohl auch nöthige Sparsamkeit brachte bald wieder neue Mißstimmung, die zu den ernstesten Scenen führte und endlich den einundzwanzigjährigen Sohn das Bündel ergreifen ließ, um es draußen in der Welt zu versuchen. Er arbeitete bei dem Handwerk, begann Unterricht zu ertheilen, aber nichts Sicheres bot sich dar, bis er endlich wieder eine Hauslehrerstelle in einer Kaufmannsfamilie fand, auch diese nur für kurze Zeit. Noch einmal verdang er sich (in Rade vorm Wald) bei einem Schneidermeister, bis er endlich als Hauslehrer bei einem andern reichen Kaufmann eintrat, und damit die erste Hauptstation auf seiner wunderbaren Lebensbahn erreichte. In dem Hause dieses wohlwollenden, wenn auch eigenthümlichen

Mannes (er hieß Flender und wohnte zwischen Rade und Lennep) blieb er eine lange Reihe von Jahren mit dem größern Vortheile für seine weitere Ausbildung. Er erlernte die französische Sprache, zu welchem Zwecke ihn sein Principal nach Barmen schickte, später auch die griechische Sprache und beschäftigte sich mit Philosophie nach Wolf und Leibnitz, sowie mit den Dichtungen von Milton, Young, Klopstock. Dazu erweiterten sich seine praktischen Einsichten, indem er seinem Herrn in Handels-, Fabrik- und Oekonomieangelegenheiten Beistand leistete, wozu ihm sein in diesen Fächern höchst tüchtiger Principal vortreffliche Anleitung gab. „Hört, Präceptor, sagte Flender einmal zu ihm, mir fällt es auf einmal ein, was ihr thun sollt: ihr müßt Medicin studieren!" Jung ergriff diesen Rath als einen Fingerzeig Gottes, der ihm nur das offenbare, wonach er unbewußt getrachtet, und begann sich auf die Ausführung dieses Planes durch Studien vorzubereiten. Diese schritten bald rüstig vorwärts, und da ihm ein geschickter Augenarzt einige bewährte Mittel gegen Augenkrankheiten überließ, fieng er jetzt schon an, mit Erfolg Augenkuren zu machen. Durch eine dieser Kuren wurde er mit der Familie des Kaufmanns Heyder zu Ronsdorf bekannt, für dessen älteste Tochter Christine er eine lebhafte und eben so lebhaft erwiderte Neigung faßte. Er verlobte sich mit Zustimmung der Eltern mit dem Mädchen, und kündigte nun seinem bisherigen Principal, bei dem er 7 Jahre gelebt hatte, um sich nach Straßburg zu begeben und dort Medicin zu studieren. Dreißig Jahre hatte er zurückgelegt, als er es endlich so weit gebracht hatte, ein höheres wissenschaftliches Ziel verfolgen zu können. Und auch jetzt stand er vor der Schwelle zu neuen Schwierigkeiten, denn er hatte in seiner letzten Stellung nichts erspart; aber er vertraute

auf Gottes Hülfe, die ihm auch reichlich zu Theil ward: Denn den ersten Bedürfnissen half eine Unterstützung des künftigen Schwiegervaters ab, und als die langsame theure Reise schon in Frankfurt, wo sie eilf Tage liegen bleiben mußten, seine Kasse bis auf einen Thaler erschöpft hatte, ward ihm unerwartet durch einen edelgesinnten Elberfelder Kaufmann, mit dem er zufällig zusammentraf, großmüthig geholfen.

Die Tischgesellschaft, an welcher Jung und sein Studiengefährte Troost, gleichfalls ein Student im Mannesalter, aber im Besitze reichlicher Mittel, sich anschlossen, war dieselbe, der auch Goethe angehörte. „Es speisten ungefähr zwanzig Personen an diesem Tisch, und sie sahen einen nach dem andern hereintreten. Besonders kam einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs muthig ins Zimmer. Sie wurden gewahr, daß man diesen ausgezeichneten Menschen „Herr Goethe" nannte." Goethe sowohl wie der später nach Straßburg kommende Herder wurden mit Jung eng befreundet, der sich übrigens mehr von Herder angezogen fühlte — von ihm bekannte er einen Stoß zu einer ewigen Bewegung erhalten zu haben. Ueber Jung selbst hören wir Goethe in seiner Selbstbiographie*): „Seine Gestalt, ungeachtet einer veralteten Kleidungsart, hatte bei einer gewissen Derbheit etwas Zartes. Eine Haarbeutelperrücke entstellte nicht sein bedeutendes und gefälliges Gesicht. Seine Stimme war sanft, ohne weich und schwach zu sein, ja sie wurde wohltönend und stark, sobald er in Eifer gerieth, welches sehr leicht geschah. Wenn man ihn näher kennen lernte, so fand man an ihm einen gesunden Menschenverstand, der auf dem Gemüth ruhte, und sich deswegen von Neigungen und Leidenschaften bestimmen ließ,

*) Goethe, Wahrheit und Dichtung, IX. Buch.

und aus eben diesem Gemüthe entsprang ein Enthusiasmus für das Gute, Wahre, Rechte in möglichster Reinheit. Denn der Lebensgang dieses Mannes war sehr einfach gewesen, und doch gedrängt von Begebenheiten und mannigfaltiger Thätigkeit. Das Element seiner Energie war ein unverwüstlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbar von daher fließende Hülfe, die sich in einer ununterbrochenen Fürsorge und in einer unfehlbaren Rettung aus aller Noth von jedem Uebel augenscheinlich bestätigte. Jung hat dergleichen Erfahrungen in seinem Leben so viele gemacht, sie hatten sich selbst in der neueren Zeit, in Straßburg, öfter wiederholt, so daß er mit der größten Freudigkeit ein zwar mäßiges, aber doch sorgloses Leben führte, und seinen Studien aufs ernstlichste oblag, wiewohl er auf kein sicheres Auskommen von einem Vierteljahre zum andern rechnen konnte. In seiner Jugend auf dem Wege Kohlenbrenner zu werden, ergriff er das Schneiderhandwerk, und nachdem er sich nebenher von höheren Dingen selbst belehrt, so trieb ihn sein lehrlustiger Sinn zu einer Schulmeisterstelle. Dieser Versuch mißlang, und er kehrte zum Handwerk zurück, von dem er jedoch zu wiederholten Malen, weil jederman für ihn leicht Zutrauen und Neigung faßte, abgerufen ward, um abermals eine Stelle als Hauslehrer zu übernehmen. Seine innerlichste und eigentlichste Bildung aber hatte er jener ausgebreiteten Menschenart zu danken, welche auf ihre eigene Hand ihr Heil suchten, und indem sie durch Lesung der Schrift und wohlgemeinter Bücher, durch wechselseitiges Ermahnen und Bekennen zu erbauen trachteten, dadurch einen Grad von Kultur erhielten, der Bewunderung erregen mußte. Denn indem das Interesse, das sie stets begleitete, und das sie in Gesellschaft unterhielt, auf dem einfachsten Grunde der Sittlichkeit, des Wohlwollens und Wohlthuns ruhte, auch die Abweichungen,

welche bei Menschen von so beschränkten Zuständen vorkommen können, von geringer Bedeutung sind, und daher ihr Gewissen meistens rein und ihr Geist gewöhnlich heiter blieb: so entstand keine künstliche, sondern eine wahrhaft natürliche Kultur, die noch darin vor anderm den Vorzug hatte, daß sie allen Altern und Ständen gemäß und ihrer Natur nach allgemein gesellig war; deshalb auch diese Personen in ihrem Kreise wirklich beredt und fähig waren, über alle Herzensangelegenheiten, die zartesten und tüchtigsten, sich gehörig und gefällig auszudrücken. In demselben Falle war nun der gute Jung. Unter wenigen, wenn auch nicht gerade Gleichgesinnten, doch solchen, die sich seiner Denkweise nicht abgeneigt erklärten, fand man ihn nicht allein redselig, sondern beredt; besonders erzählte er seine Lebensgeschichte auf das anmuthigste, und wußte dem Zuhörer alle Zustände deutlich und lebendig zu vergegenwärtigen. Ich trieb ihn, solche aufzuschreiben, und er versprachs. Weil er aber in seiner Art sich zu äußern einem Nachtwandler glich, den man nicht anrufen darf, wenn er nicht von seiner Höhe herabfallen, einem sanften Strom, dem man nichts entgegenstellen darf, wenn er nicht brausen soll, so mußte er sich in größerer Gesellschaft oft unbehaglich fühlen. Sein Glaube duldete keinen Zweifel, und seine Ueberzeugung keinen Spott. Und wenn er in freundlicher Mittheilung unerschöpflich war, so stockte gleich alles bei ihm, wenn er Widerspruch erlitt. Ich half ihm in solchen Fällen gewöhnlich über, wofür er mich mit aufrichtiger Neigung belohnte. Da mir seine Sinnesweise nichts Fremdes war, und ich dieselbe vielmehr an meinen besten Freunden und Freundinnen schon genau hatte kennen lernen, sie mir auch in ihrer Natürlichkeit und Naivität überhaupt wohl zusagte, so konnte er sich mit mir durchaus am besten finden. Die Richtung seines Geistes

war mir angenehm, und seinen Wunderglauben, der ihm so wohl zu Statten kam, ließ ich unangetastet."

Der Umgang mit Goethe machte Jung mit Ossian, Fielding, Sterne und Shakespeare bekannt, sowie mit den neueren Erscheinungen der vaterländischen Litteratur. 1771 rief ihn ein Brief des Schwiegervaters, nachdem er vorher schon von einer eigenthümlichen ahnungsvollen Unruhe befallen worden war, plötzlich an das Krankenlager seiner schwer erkrankten Braut. Christine genas und wurde ihm noch vor seiner Rückkehr nach Straßburg angetraut; das junge Paar sollte sich, wenn Heinrich seine Studien absolviert haben würde, in Elberfeld niederlassen. Das geschah denn auch im Frühjahr 1772. Ihr Wohnhaus in Elberfeld, mit einem kleinen Gärtchen versehen, stand in angenehmer Lage an der Wupper; der Hausrath der ersten Einrichtung war einfach, ja ärmlich, der gesammte Kassenvorrath betrug 5 Thaler. Aber das alte Gottvertrauen war auch diesmal in ihm, und es täuschte ihn nicht, wenn es auch nicht schnell vorwärts mit Praxis und Einnahme gieng. Das meiste Glück machte er mit seinen Staaroperationen, die ihm einen großen Ruf machten, so daß er sogar nach Frankfurt a. M. berufen wurde; leider schlug ihm gerade bei einem dortigen reichen Manne eine Operation fehl. Aber seine äußeren Verhältnisse hoben sich doch nur wenig, und nicht ohne seine Schuld, wenn auch die Kränklichkeit der Frau in mancher Beziehung hindern und erschweren mochte. Theils waren es weniger die wohlhabenden Kreise, in denen sich seine Praxis bewegte, theils verstand Jung auch nicht mit Gelde umzugehen, und die oft gemachte Erfahrung, daß in der größten Noth auch die Hülfe nahe gewesen war, mochte ihm eine gewisse Sorglosigkeit eingeflößt haben. Im Jahre 1776 war es Goethe, der ihn von schwerer Sorge befreite. Goethe

hatte ihn in Elberfeld besucht, in Frankfurt freundlich aufgenommen und von Jung das Manuskript seiner Jugendgeschichte erhalten. Bekannt mit des Freundes äußeren Verhältnissen hatte er die Biographie, nachdem sie von ihm durchgesehen und überarbeitet war, herausgegeben und sandte ihm nun das Honorar von 23 Louisd'or, da Jung gerade nicht im Stande war, seine Hausmiethe zu zahlen. Diese Biographie, und vorzugsweise der erste von Goethe herausgegebene Theil, ist das Beste, was Jung geschrieben hat, und verdient noch heute, von Jedermann gekannt zu sein. In Elberfeld schrieb er auch einige kleinere Schriften, so z. B. gegen die im Sebaldus Nothanker vertretene rationalistische Richtung, sowie mehrere volkswirthschaftliche Abhandlungen. Diese letzte Beschäftigung trug ihm im Jahre 1778 einen Ruf nach Kaiserslautern ein, wo er die Lehrstelle der landwirthschaftlichen Technologie und Thierarzneikunde an der neugestifteten Kameralakademie bekleiden sollte. Mit seiner Praxis in Elberfeld war es so bestellt, daß er davon nicht leben, geschweige seine Schulden bezahlen konnte, er siedelte also nach Kaiserslautern über, wo es ihm ganz gut gieng. Aber neue Schwierigkeiten blieben nicht aus, als er die Verwaltung eines Gutes übernahm, auf welchem eine „Musterwirthschaft“ eingerichtet werden sollte, eine Thätigkeit, der er nicht gewachsen war, und die seine schon verwirrten Verhältnisse noch mehr verwirrte. Dazu kam im Jahre 1781 der Verlust seiner Christine, an deren Sterbelager er mit zwei unerzogenen Kindern stand. 1782 verheirathete er sich zum zweiten Male mit einem armen, aber gebildeten und verständigen Mädchen, Selma von St. Florentin, die sich um die Ordnung seiner Verhältnisse die größten Verdienste erwarb, und der er auch — nun hinreichend gewitzigt — die gesammte Finanzverwaltung des Hauses überließ: aus dieser

Ehe giengen 6 Kinder hervor, von denen aber nur 3 die Mutter überlebten. Diese starb 1790, nachdem Jung 1787 erst nach Heidelberg, und bald darauf als Professor an die Universität zu Marburg berufen worden war; seine dritte Frau war Elise Coing, eines Professors Tochter. In Marburg las er über Volkswirthschaft, setzte seine schriftstellerische Thätigkeit als Romandichter und religiöser Volksschriftsteller fort und gab sich auch noch viel mit Augenoperationen ab. Auf einer Reise nach der Schweiz ward er mit dem Kurfürsten von Baden bekannt, der ihm eine Versorgung zusprach und ihn auch wirklich 1803 mit dem Titel eines Geheimen Hofrathes nach Heidelberg berief, ohne von ihm eine eigentliche Amtsthätigkeit zu begehren; er sollte nur seinen religiösen Bestrebungen, seinem „praktischen Christenthume" leben. 1806 zog er nach Karlsruhe, hatte hier 1814 in dem russischen Kaiser Alexander einen Gesinnungsgenossen zu begrüßen, der ihm seine Achtung und sein Wohlwollen auch thätlich bewies, und starb, kurze Zeit nach dem Tode seiner Frau, am 2. April 1817: ein epheuumranktes Kreuz, nahe an der Kirchhofskapelle des Friedhofes, bezeichnet die Stelle, wo Jung-Stilling von seiner wunderbaren, aber durch die feste Zuversicht auf seinen Gott und Herrn erhellten Lebensbahn ausruht.

---

# Johann Wolfgang Goethe.

## Vorbemerkung.

Um das lange und inhaltreiche Leben Goethes dem Rahmen dieser Schilderungen anzupassen, bedarf es einer von der bisher befolgten etwas abweichenden Behandlungsweise. Die Kenntniß seiner Werke muß bei dem Leser dieser Lebensskizze vorausgesetzt werden, und somit auch die Kenntniß der der Sammlung von Goethes Werken einverleibten eigenen Aufzeichnungen: „Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit.“ Nur die allgemeinen Angaben derselben, zumal in Bezug auf die Charakter- und Geistesentwickelung des Dichters, mögen zur Erinnerung vorgeführt und die Verstöße berichtigt werden, welche gegen Namen- und Zeitbestimmungen oder in Hinsicht der Charakteristik vorkommen (Merck, Zimmermann). Als die wichtigste Quelle sind die Briefwechsel benutzt, deren Umfang bereits so sehr angewachsen ist, daß nur ein zu bestimmten Zwecken unternommenes Studium ihren Inhalt zu bewältigen vermag. Daß die Biographien von Lewes und von J. W. Schäfer (in neuester Auflage) vorgelegen haben, bedarf keiner besonderen Erwähnung; an das letztgenannte Werk anschliessend, sind manche seit seinem Erscheinen veröffentlichte Beiträge der immer höher anschwellenden Goethe-Literatur benutzt oder angezogen.

Ebenso wenig als eine vollständige Lebensbeschreibung, kann hier eine ästhetische Würdigung der Goetheschen Schriften gegeben werden. Einzelne Urtheile der ausgezeichnetsten Kritiker, die Angabe der Zeiträume, welche die Vollendung eines Werkes von dessen erster Conception trennt (Faust, Wilhelm Meister), sowie die Nachweisung der poetisch verarbeiteten Erlebnisse sind das Einzige, was Umfang wie Plan dieser Sammlung mitzutheilen gestatten.

Endlich erlaubt das lange Leben Goethes nicht, die Schilderung seiner Persönlichkeit abzuschließen, ohne dem Einflusse des Alters die eingreifendste Beachtung zu schenken, und so werden auch seine Charaktereigenthümlichkeiten sich nicht von dem chronologischen Faden ablösen lassen.

---

## Erster Abschnitt.

### Frankfurt, Leipzig, Straßburg, Wetzlar.

Im Jahre 1689 wurde Friedrich Georg Goethe, welcher 1657 als Sohn eines Hufschmieds zu Artern in der Grafschaft Mannsfeld geboren worden, Bürger und Schneidermeister zu Frankfurt a. M. Er verheirathete sich 1705 mit der Witwe Cornelia Schellhorn, geb. Walther, 1668—1754, der Besitzerin des Gasthauses zum Weidenhofe auf der Zeil, und starb als Gasthalter allda 1730. Der zweite Sohn aus dieser Ehe war Johann Caspar Goethe, geb. 1710, welcher 1748 sich mit Katharina Elisabeth Textor verheirathete und 1782 als Kaiserlicher Rath in Frankfurt starb. Die Familie Textor oder eigentlich Weber stammt aus Weikersheim, einem Städtchen an der Jagst bei Mergentheim; Georg Weber's Enkel, Johann Wolfgang Textor, geb. zu Neuenstein, kam 1690 als Consulent und erster Syndicus

nach Frankfurt am Main, und starb daselbst 1702. Sein gleichnamiger Enkel, 1693—1771, war kaiserlicher Rath und Stadtschultheiß; die älteste Tochter aus seiner Ehe mit Anna Margaretha Lindheimer, der Tochter des Procurators am Kammergericht zu Wetzlar, Dr. Cornelius L., war jene Katharina Elisabeth 1731—1808, die Mutter Johann Wolfgang Goethe's, der um die Mittagsstunde des 28. August 1749 geboren wurde. Im Gegensatz zu den Verhältnissen der großen Mehrzahl deutscher Schriftsteller, zumal jener Zeit, welche, aus kleinen Orten gebürtig, erst später auf einen der allgemeinen Weltbildung förderlichen Schauplatz gelangten und durch die Schule der Noth und durch abhängige Stellungen sich durchringen mußten, war Goethe's Kindheit von Wohlstand und Ansehen umgeben und Bildungsmittel in fast zu reicher Menge ihm geboten.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war Frankfurt ein Gemisch von Elementen des Alten und des Neuen, welche einer jugendlich lebhaften Einbildungskraft schon Beschäftigung genug boten. Zweimal jährlich aber erweiterte während der Messen das großstädtische Leben sich zum Weltgetriebe, und von 1759 an brachte die französische Besatzung noch das Element des militärischen Treibens einer fremden Nation hinzu.

Denken wir uns einen begabten, frühreifen Knaben, wie Goethe war, neben einem lehrhaften Vater, welchen keine Geschäfte abhielten, den Kindern, ja selbst der Frau seine Zeit zum Zwecke ihrer Ausbildung zu widmen, der den Willen und die Mittel hatte, jedes flüchtige Gelüst des lebhaften Knaben nach neuer Erkenntniß in einen regelmäßigen Privatunterricht zu verwandeln; nehmen wir dazu die mannigfachen Einflüsse, welche ältere Männer in Scherz und Ernst auf den Knaben übten, dessen aufgewecktes Wesen ihr Wohlgefallen erregte, so können wir nicht über die encyklopädische Richtung dieses Geistes erstau-

nen, welche Goethe selbst als ein Hinderniß seiner Dichterkraft anerkannt hat.

Bereits im vierten Lebensjahre begannen regelmäßige Lehrstunden und gleichzeitig (Weihnachten 1753) gewährte, als Geschenk der Großmutter Cornelia, ein Puppenspiel die erste Theaterlust. Den Eindruck dieses Geschenks schildert Goethe durch den Mund Wilhelm Meisters im Eingang zu den Lehrjahren; einzelne Bruchstücke davon werden noch auf der Stadtbibliothek zu Frankfurt aufbewahrt. Im Frühjahr 1754 starb die Großmutter, in deren Eigenthum bisher die Familie gewohnt hatte. Nunmehr begann der Umbau des alten Hauses zu dem Gebäude, wie es noch heute im Wesentlichen unverändert steht (großer Hirschgraben 23) und seit 1844 durch eine Gedenktafel bezeichnet ist. Die durch den Bau bedingte Störung der gewohnten Hausordnung gab Veranlassung zu neuer Zerstreuung, welcher durch den Besuch einer öffentlichen Schule nur kurze Zeit abgeholfen wurde. Der damalige Zustand der Schulen erklärt den Widerwillen, mit welchem Goethe in seinem Leben von jener Zeit spricht *).

*) Die Schulmeister bildeten eine Zunft. Das Recht, eine Schule (deren Anzahl 1739 auf höchstens 24 festgesetzt war) zu leiten, wurde durch Erbschaft oder Kauf oder besondere Erlaubniß des Rathes erworben, immer aber war eine nothwendige Bedingung zur Ausübung dieses Rechtes ein Examen. Wenn ein Schulmeister starb, so ging das Schulrecht auf seine Wittwe über und sie konnte mit einem geprüften Gehülfen die Schule fortführen; durfte das Schulrecht wegen moralischer Untüchtigkeit des Besitzers nicht geübt werden, so konnte er es verkaufen. 1755 bestanden 21 Schulen mit 1547 Schülern, welche so ungleich vertheilt waren, daß eine 145, zwei weniger als 25 Schüler zählten. Das Schulgeld betrug 2—6 fl. jährlich. Eine Schulstube von 400 Geviertschuhen in einer engen Gasse beherbergte 200 Kinder beiderlei Geschlechts 6 Stunden täglich; der Stock war in häufigem Gebrauch. —

Nach Vollendung des Neubaues begann der geordnete Lehrgang des häuslichen Unterrichts von Neuem; der junge Goethe war dem Vater behülflich bei Aufstellung der Büchersammlung und Anordnung der Gemälde. Da der Vater auch den Malern von Frankfurt Aufträge zur Vermehrung seiner Kunstsammlungen gab, und durch den Sohn dabei manches ausrichten ließ, so knüpfte sich ein anregender Verkehr mit denselben an; der junge Wolfgang machte Vorschläge zur Komposition von Gemälden und gewann ein lebhaftes Interesse für die Kunst. Daneben ging Tanzunterricht, seit 1757 Uebung in lateinischen Aufsätzen, seit 1758 auch die Erlernung der französischen, italienischen und griechischen Sprache. Die Schönschriften und Exercitien in deutscher, lateinischer, griechischer und französischer Sprache, welche Goethe in seinem 7—9. Jahre geschrieben, sind 1846 im Sauerländerschen Verlage in Frankfurt von Dr. H. Weismann unter dem Titel: „Aus Goethes Knabenzeit 1757—59. Mittheilungen aus einem Originalmanuscript der Frankfurter Stadtbibliothek. Mit 6 Seiten Facsimile" herausgegeben worden. In diesem Hefte sehen wir dieselbe feste Handschrift wie im Alter, nur pedantischer, schülerhafter und unfreier. Es ist auch wichtig für die Erziehungsmethode des Vaters und den außerordentlichen Trieb des Knaben zur Selbstthätigkeit. Der Vater dictirte ihm entweder, was ihn selbst im Leben angeregt hatte: eine Stadtbegebenheit, eine Anecdote vom alten Fritz 2c., oder er überließ ihm selbst den Stoff zu wählen, und da finden wir denn dicht neben einander kindische Aeußerungen, poetische Ergüsse, dialogisirte Selbstbekenntnisse und moralische Reflexionen, die schon genugsam andeuten, welche Richtung der Erwachsene nehmen werde. Die älteste der Arbeiten ist ein Colloquium, Pater et filius, betitelt, mit der Zeitangabe: Januar 1757. Daneben ging die ungeordnete Leserei in des Vaters reicher Bibliothek,

wo Ovid, Virgil, Homer, Fenelons Telemach, Robinson Crusoe, die Insel Felsenburg, Ansons Reise um die Welt, endlich die Gottfried'sche Chronik mit Merian'schen Kupfern (Frankfurt 1674 flg.), Tasso's befreites Jerusalem und die jüngsten deutschen Dichter: Canitz, Drollinger, v. Haller, v. Hagedorn, Gellert des Knaben Phantasie reiche Nahrung boten.

Aber kaum hatte der Knabe das siebente Lebensjahr zurückgelegt, so störte die Politik zum erstenmale die engbegrenzten Kreise des häuslichen und städtischen Lebens. Der Ausbruch des siebenjährigen Krieges brachte den Unfrieden in die Häuslichkeit, indem Goethes Vater, der dem bairischen Kaiser Karl VII. den Rathstitel verdankt, auf der Seite des preußischen Königs stand, mit ihm, durch den Zauber der großen Persönlichkeit gefesselt, sein Sohn; während der Großvater Stadtschultheiß, der über Franz I. 1745 den Krönungshimmel getragen und von Maria Theresia die goldne Gnadenkette mit ihrem Bildniß erhalten hatte, die Partei der Habsburger verfocht. Mit dem Ueberfall der Stadt durch den französischen Marschall Soubise (2. Januar 1759) wurde der Conflict auf practischen Boden gespielt, zumal da er den Königsleutnant Grafen Thorane zur Einquartierung erhielt, und nach dem für die preußischen Waffen unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Bergen (13 Apr. 1759) hatte Caspar Goethe Gelegenheit in ehrenhafter Weise für seine Ueberzeugung dem Feinde gegenüber mit einer Entschiedenheit in die Schranken zu treten, welche einer rauheren Persönlichkeit gegenüber als die des Grafen war, zum politischen Märtyrthum führen konnte. Abermals wurde der geregelte Gang der häuslichen Lectionen unterbrochen und an ihre Stelle trat die Kunst, sowohl die bildende, als die dramatische.

Nicht nur die Frankfurter Künstler beschäftigte der Graf Thorane zur Ausschmückung eines Landhauses zu Grasse in

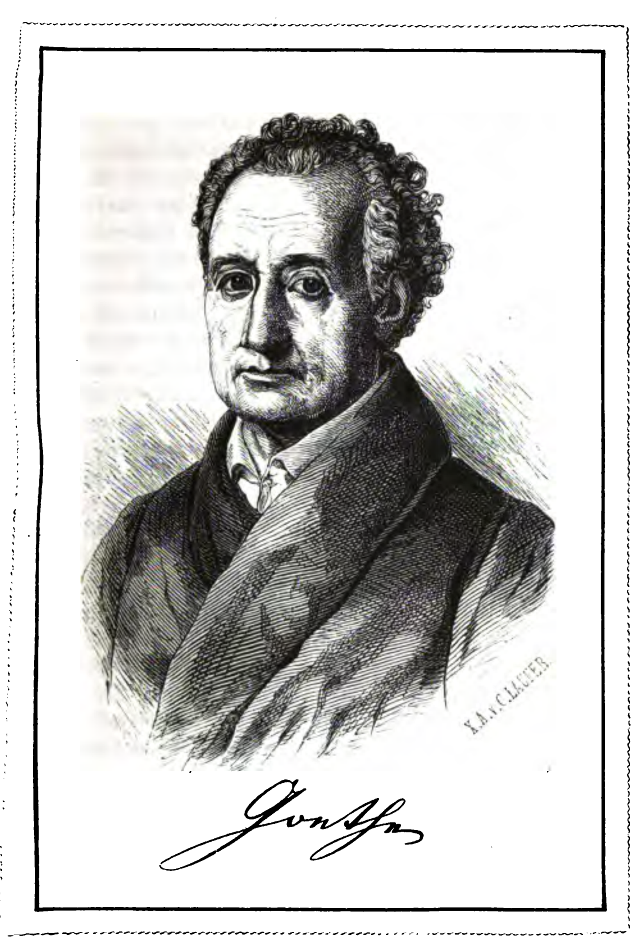
der Provence, sondern auch die der Nachbarschaft, wie Seekaz aus Darmstadt, und durch die Maler aus seiner Mansarde verdrängt, hatte der Knabe Vorwand genug, sich mannigfach mit diesem Kunsttreiben zu befassen.

Es war ferner mit der Besitznahme der Stadt durch die Franzosen auch ein französisches Theater eingezogen und Wolfgang erhielt vom Großvater ein Freibillet zum Geschenk, von dem er fleißigen Gebrauch machte. Seine Besuche erstreckten sich nicht nur auf den Raum vor dem Vorhange, sondern von einem gleichalterigen zum Theater gehörigen Knaben Derones und seiner Schwester geführt, auch in die den Schauspielern angewiesenen Räume, und was er hier hörte und sah, mag die Frühreife noch gesteigert haben, welche wir in seinen ersten Productionen wahrnehmen.

Endlich räumte Graf Thorane die Wohnung und der Rath Moriz zog in die leergewordenen Räume. Die alte Ordnung kehrte zurück und an die Stelle des Umgangs mit Derones und seiner Schwester trat der Einfluß würdiger alter Herren, welche an dem aufgeweckten, vielbelesenen Knaben ihr Gefallen fanden. Es waren dieß zumal die Kunstfreunde und Sammler: Schöff Johann Friedrich von Uffenbach, 1687—1769, Freiherr Heinrich von Häckel, gest. 1760, und der mit einer Schwester von Wolfgangs Großmutter, Lindheimer, verheirathete Dr. Joh. Mich. von Loen, geb. 1694 zu Frankfurt, gestorben 1776 zu Lingen als k. preuß. Geheimrath und Regierungspräs. a. D. Ferner der juristische Schriftsteller Dr. Joh. Phil. Orth, 1698—1783, die Brüder von Ochsenstein: Joh. Sebastian, Kreisgesandter, 1700—1756, Heinrich Wilh., Senator, 1702 bis 1751 und Heinrich Christoph, Geh. Rath in Offenbach, 1715—1773, deren Zweiter dem Knaben freilich nur durch die Gespräche seiner Umgebung erinnerlich sein konnte. Nicht minder sind die drei Brüder Senckenberg zu nennen: Johann

Christian, 1707—72, der Arzt und Stifter des Bürgerhospitals und medicinischen Instituts; der Reichsfreiherr und Reichshofrath Heinrich Christian, geb. 1704 zu Frankfurt, gest. 1768 in Wien, und der Senator Johann Erasmus, 1717—1795. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diesen Einflüssen ein großer Theil der Viellernerei zu verdanken war, welche in immer gesteigertem Maaße folgte: Zeichnen, Musik, Englisch, Fechten und Reiten traten zu den früheren Fächern hinzu und das Judendeutsch führte auf Hebräischen Unterricht, welchen der Rector Albrecht (gestorben 1770) ohne merklichen Erfolg ertheilte. Höchstens eine gesteigerte Aufmerksamkeit auf die poetischen Seiten biblischer Stoffe war die Frucht jenes Unterrichts, welcher 1762 den Entwurf eines Epos Joseph, eine Sammlung geistlicher Oden und die später (1766) in einer Zeitschrift abgedruckten „Poetischen Gedanken über die Höllenfahrt Christi" hervorbrachte. Ohne Wirkung kann auf diese Richtung des jugendlichen Geistes weder die durch den Hessen-Darmstädtischen Legationsrath Friedrich Karl von Moser (1728—1798) vermittelte Bekanntschaft mit Fräulein Susanna Katharina von Klettenberg, noch die Lectüre von Klopstocks Messias, noch endlich der Einfluß des 1761 von Rinteln nach Frankfurt berufenen Seniors Joh. Jac. Plitt, (aus Wetter in Hessen, 1727—1773) geblieben sein.

In entgegengesetzter Richtung zu diesen frommen Einflüssen wendete der tüchtige Jurist und Kunstkenner Hofrath Hüsgen, 1744—1807, der mit sich und der Welt zerfallene Friedr. Ludw. von Reineck, 1707—1775 und der berühmte Publicist Johann Daniel (von) Ohlenschlager, 1711—1778, den Blick des Knaben auf den Lauf der Welt hin, und der letzte verschaffte ihm in seinem Hause Gelegenheit, die Freude an dramatischer Kunst durch die Theilnahme an der Aufführung deutscher und französischer Schauspiele zu nähren. Bisher



hatte Wolfgang sich an kein gleichalteriges Wesen mit gleicher Innigkeit angeschlossen, als an seine um 15 Monate jüngere Schwester Cornelia, die einzige, welche von mehreren Geschwistern das Kindesalter überlebte; sie war die Gefährtin seiner Spiele und seiner Studien; seit 1. Nov. 1773 mit Joh. Georg Schlosser (1739—1799) verheirathet, starb sie zu Ermendingen 8. Juni 1777. Ums Jahr 1764 wurde der heranwachsende Knabe mit einer zweideutigen Gesellschaft von jungen Leuten niederer Herkunft bekannt, welche ohne bestimmtes Geschäft von mannigfach geartetem Erwerb lebten. In dem Hause, wo jene ihre Zusammenkunft hatten, lernte er Gretchen kennen, ein armes Mädchen, das hier bei Verwandten eine Unterkunft gefunden. Ein jugendliches Liebesverhältniß entspann sich, während welches jedoch Gretchen weder die Jugend noch den Stand ihres Liebhabers vergessen zu haben scheint. Die äußern Umstände dieses Verhältnisses hat Goethe in seinem Leben auffallend im Unklaren gelassen, vielleicht, weil er jenes Mädchen poetisch verklärt hat zum Clärchen in Egmont und zum Gretchen im Faust.

Die Blüthezeit jener Neigung fällt in die Zeit der Krönung Josephs II., 1764, wo die Aufeinanderfolge von Festen jede häusliche Ueberwachung unmöglich machte. Die Beschreibung jener Krönung ist eines der stylistischen Meisterwerke Goethe's, indem sie die langweiligsten bedeutungslosesten Ceremonien mit dramatischem Leben zu beseelen weiß. Am Morgen nach dem Krönungstage (3. Apr.) folgte die Katastrophe; in Folge von Unredlichkeiten jener Gesellschaft wurde eine Untersuchung eingeleitet, Gretchen kehrte in ihre Heimat zurück; Goethe hat sie nie wieder gesehen.

Er erhielt einen Hofmeister, der indeß der verfehlten Erziehung keine solide Grundlage mehr zu geben vermochte. Nachdem in der einsamen freien Natur der Schmerz um Gretchen über-

wunden war, wandte Goethe sich wieder der Geselligkeit zu, welche durch Landpartien und kleine Reisen belebt wurde. Bei dieser Gelegenheit lernte Goethe im Hause des Legationsraths Moriz, eines Bruders des Kanzleidirectors, Charitas Meixner kennen, ein feingebildetes und selbst poetisch begabtes Mädchen, die dem jungen Dichter eine zärtliche Neigung einflößte, welche die Trennung geraume Zeit überdauerte*). Mit juristischen und philologischen Studien wurde die Zeit zugebracht, welche vor dem Abgang zur Hochschule noch verstrich. Goethe war erst 16 Jahr alt, als er dem Wunsche seines Vaters gemäß nach Leipzig reiste, um der Rechtswissenschaft sich zu widmen (Herbst 1765). Er selbst wäre am liebsten nach Göttingen gegangen, wohin bei seiner Neigung zu philologischen Studien vorzüglich Heyne und Michaelis ihn zogen. Da er den Willen seines Vaters in Hinsicht des Ortes seiner Studien nicht beugen konnte, so ging er seinen eignen Weg in Bezug auf ihren Gegenstand**). Am 19. Oktober war er als Student der bairischen Nation von dem Rector Ludwig immatriculirt, aber die Vorlesungen über Philosophie, Rechtsgeschichte und Institutionen, die er zunächst hören wollte, vermochten ihn auf die Länge ebensowenig zu fesseln, wie Gellert's literarhistorisches Collegium und die praktischen Uebungen in freien deutschen Arbeiten, die derselbe leitete. Während die köstlichsten Kräpfel, welche zur Zeit der metaphysischen Lehrstunde gerade heiß aus der Pfanne kamen, hinreichten, bei ihm das Studium der Philosophie zu verdrängen, konnten die Vorträge Gellert's „über

---

*) Ueber Charitas Meixner aus Worms, 1750—1774, vergleiche man No. 13 des deutschen Museums von 1858.

**) Ueber die Jugendgeschichte Goethe's bis zu seiner Reise nach Leipzig vergl. man: „Frankfurter Anmerkungen zu Goethe's Leben," von Dr. W. Stricker, in Minerva, Band 262. 263. oder Neue Folge. Band. 1. 2.

den Geschmack" ihn ebensowenig befriedigen, der dabei nicht einmal die Namen der damals bedeutendsten Dichter der deutschen Literatur aussprach, eines Lessing, Klopstock, Kleist, Wieland ꝛc. Bald scheint er die Rechtswissenschaft ganz vernachlässigt und Vorlesungen überhaupt immer seltner besucht zu haben. Die Universität konnte demnach seiner wissenschaftlichen Ausbildung nur wenig Gewinn bringen; größern brachte die feine städtische Sitte der Leipziger Gesellschaft, wie er sie besonders im Umgang mit einigen Frauen (zumal der Hofräthin Böhme) kennen lernte, seiner äußeren Erscheinung, seinem Geschmack und seinem Urtheil in poetischen Dingen, auf welches außerdem der Prof. Morus berichtigend einwirkt. Hatte er zeither seinen poetischen Geschmack vornehmlich nur an den Dichtern gebildet; die sein Vater hoch hielt und die alle der, wie er sie später selbst bezeichnet hat, „wässerigen, weitschweifigen, nullen Epoche" angehörten, so wurden ihm diese nun verleidet, und er fing an einzusehen, daß, wenn er dem Triebe zum Dichten, der sich immer stärker in ihm regte, eine Genüge thun wollte, er andere Stoffe suchen und sich eine andere Behandlungsart zu eigen machen müsse, als woran er sich so lange gehalten hatte. Hier aber war er nun bei der großen Beschränktheit seines Zustandes, bei der Gleichgültigkeit der Gesellen, dem Zurückhalten der Lehrer, der Abgesondertheit gebildeter Einwohner, bei ganz unbedeutenden Naturgegenständen genöthigt, alles in sich selbst zu suchen. So begann schon damals diejenige Richtung, von der er sein ganzes Leben hindurch nicht abweichen konnte, nämlich „dasjenige was ihn erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich selbst abzuschließen, um sowohl seine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als sich im Innern deßhalb zu beruhigen". In diesem Sinne schrieb er die „neuen Lieder" in Musik gesetzt von

Bernhard Theodor Breitkopf, welche 1769 mit der Jahreszahl 1770 in 4⁰ in der Breitkopfschen Offizin gedruckt, und 1844 unter dem Titel Goethes ältestes Liederbuch von G. L. Tieck neu herausgegeben wurden. Auch die beiden Lustspiele, die er in Leipzig dichtete und der Aufbewahrung werth hielt, sind schon aus bestimmten innern Erlebnissen und äußeren Anschauungen hervorgegangen: „die Laune des Verliebten" aus der Stimmung, in die er gerieth, als er durch seine Quälereien die Neigung eines liebenswürdigen Mädchens, Anna Katharina Schönkopf, verscherzte; „die Mitschuldigen" aus den Einsichten, die er bereits zu Frankfurt und dann auch zu Leipzig in die inneren Zustände der Gesellschaft und des Familienlebens gewonnen hatte. Von den lebenden deutschen Dichtern zog ihn keiner mehr an, als Wieland, vornehmlich durch Musarion; von den älteren Dichtern des Auslandes ergriff ihn besonders Shakespeare mächtig, welchen er zunächst aus Dodd's Beauties of Shakespeare, dann aus Wielands Uebersetzung kennen lernte. Beide Dichter, nebst dem Maler Oeser, waren die einzigen, die er in einem Schreiben aus dem Jahre 1770 für seine echten Lehrer erkennen konnte; andre hatten ihm gezeigt, daß er fehle, diese zeigten ihm wie er es besser machen solle *).

Wenn gleich Goethe's Universitätszeit mit einer Blüthezeit des Leipziger Theaters zusammenfiel und er das am 6. Oct. 1766 neu eröffnete Haus mit gleichem jugendlichen Eifer wie seine Studiengenossen besuchte, so waren es doch mehr die Leistungen der vorzüglichen Mitglieder der Koch'schen Truppe, als der

*) Bei der Schilderung deutscher Literaturzustände im 7. Buch des Lebens ist Goethe der Irrthum widerfahren, daß er den Satyriker Liscow als einen gar bald verschollenen verstorbenen Jüngling bezeichnet, da doch Liscow erst 1760 im sechzigsten Lebensjahre als Gutsbesitzer zu Eulenburg starb.

Gehalt der von ihnen aufgeführten Stücke, was ihn fesselte. Im Gegensatz zu Shakespeare schienen ihm die Stoffe theils zu wenig bedeutend, theils, wo die Dichter, wie E. Schlegel in seinem „Hermann" nach patriotischer Wirkung rangen, zu weit abliegend von dem Bewußtsein der Gegenwart. Einen bedeutenden Stoff in späterer Zeit behandeln, das war der Gedanke, der ihn endlich auf die Wahl des Götz von Berlichingen hinleitete, wobei der Eindruck nicht zu vergessen ist, den Lessings „Minna von Barnhelm" in ihrer durchschlagenden Wirkung auf der damaligen Leipziger Bühne auf Goethe machte.

Von Goethes Umgang in Leipzig sind zu nennen zunächst die literarisch und musikalisch gebildete Familie Breitkopf, in deren Hause, der „Feuerkugel", am Neumarkt er wohnte, seine Landsleute Horn und Schlosser (sein späterer Schwager) der Hofmeister des Grafen Lindenau, Ernst Wolfgang Behrisch*), und endlich die Familie Oeser. Mit Adam Friedrich Oeser, geb. 1717 in Preßburg, seit 1739 in Dresden, Professor an der Akademie und Hofmaler, seit 1763 Direktor der neuerrichteten Leipziger Kunstakademie, gest. 1799, vermittelte Goethe's Trieb, sich im Zeichnen zu vervollkommnen, die nähere Bekanntschaft; sie wurde für ihn vorzüglich dadurch folgenreich, daß Oeser ihm den Sinn für das Wesentliche in der bildenden Kunst überhaupt öffnete und seiner Neigung dazu eine höhere Richtung gab, daß er ihn in die Kunstgeschichte einführte, ihm damit das Verständniß von Winkelmanns

---

*) Ueber Behrisch vergleiche man den fleißigen Aufsatz von Karl Elze, in No. 2. des deutschen Museums von 1857, welcher Goethe's Darstellung vielfach berichtigt, indeß von Schäfer in seiner 2. Auflage nicht beachtet worden ist. Behrisch war 1738 geboren, also zur Zeit, da Goethe ihn kennen lernte, nicht „hoch in den Dreißigen," sondern etwa 28 Jahre alt. Er starb 1809 als herzoglich anhalt'scher Hofrath in Dessau.

Werken erschloß; und ihn vorbereitete, den unschätzbaren Werth, den Lessing's Laokoon für jeden Dichter und Künstler bei allem Erfinden und Ausführen hat, zu fassen und sich zu Nutze zu machen. Um sich die Kunst auch durch die lebendige Anschauung näher zu bringen, reiste Goethe nach Dresden; er sah hier nur die Bildergalerie. Voll von den Eindrücken, die besonders die Bilder der niederländischen Schulen in ihm zurückließen, kam er wieder nach Leipzig und suchte sich nun auch neben dem Zeichnen mit der Kupfer- und Holzschneidekunst praktisch vertraut zu machen, wobei er sich der Anleitung des Kupferstechers Stock bediente.

Im Oeser'schen Hause fand er außer dem Vater auch an der Tochter Friederika, geb. 1748, gest. unverheirathet 1829, einen erfreulichen Umgang. Er schätzte ihr feingebildetes Urtheil und legte ihr viele seiner dichterischen Versuche vor; in ihren Händen ließ er die älteste handschriftliche Sammlung seiner Lieder mit Melodien zurück und schrieb noch später an sie im freundschaftlichen Tone. Mitten in dieß mannigfache angeregte und durch Zerstreuungen und Vergnügungen belebte Treiben fiel als memento mori im Anfang des Sommers ein heftiger Blutsturz, der Goethe in der Nacht überraschte. Lange dauerte die Schwäche, noch länger die Furcht vor weitrer Entwickelung des Uebels und in Folge davon eine zuerst niedergedrückte dann ernste Stimmung. Er sehnte sich nach der Heimat und verließ am 28. August 1768, seinem 19. Geburtstage, die Stadt, welche ihm in Kunst und Literatur so manche Anregung gegeben und wo er zuerst zur poetischen Schöpfung dauernder Werke die Schwingen entfaltet; er vertauschte sie mit der Vaterstadt, wo seine ernste Stimmung noch lange nachtönen und ihn in andre als die bisherigen Kreise versetzen sollte.

Der erste Winter in Frankfurt war vielfach durch die Nachwirkungen der in Leipzig überstandenen Krankheit getrübt.

Beschäftigung mit den Künsten, Briefwechsel mit den Leipziger Freunden, ein inniges Zusammenleben mit der Schwester Cornelia füllten die Zeit. Auch dem Einfluß der liebevollen Freundin seiner Jugend, der Vertrauten seiner Mutter, der Fräulein Susanna Katharina von Klettenberg, 1723—1774, war Goethe in seiner damaligen Verfassung zugänglicher. Nicht nur weckte sie seine religiöse Stimmung und wußte, wie Goethe selbst bekennt, ihn zur Geduld in Leiden zu gewöhnen, sondern bei ihr und ihrem Kreise fand er auch Anregung zu alchemistischen Studien, deren Frucht im ersten Theil des Faust nicht zu verkennen ist. Auch der Arzt *), welcher in diesem Kreise sich bewegte, und durch Vermittelung der Fräulein von Klettenberg auch Goethe's Behandlung mit Glück übernahm, ist ohne Mühe als Urbild zu dem Arzt im Faust:

*) Hr. Archivar Dr. J. M. Lappenberg in Hamburg wandte sich, als er mit der Herausgabe seines Werkes: Reliquien der Fräulein Sus. Kath. v. Klettenberg (Hamburg 1849) beschäftigt war, an Dr. med. Wilh. Stricker in Frankfurt a. M., den Vf. einer Geschichte der Heilkunde in Frankfurt (1847), um den Namen des hier gemeinten Arztes zu ermitteln. Dr Stricker konnte nichts Positives auffinden und theilte als das Wahrscheinlichste mit, daß Dr. G. W. Müller der Gemeinte sei. Später erhielt Lappenberg den Auszug des Lavater'schen Tagebuchs, seinen Verkehr mit Frln. v. K. betreffend, von Zürich zugesandt und fand darin den Namen des Arztes: Dr. Metz (geb. 1724 zu Tübingen), promov. 1751 zu Halle, Arzt in Frankfurt 1765, gest. 1782). Diese Berichtigung ist in den Blättern für literarische Unterhaltung 1850 No. 272 und im Frankfurter Museum von 1856 No. 8. mitgetheilt, und wenn Schäfer, Goethe's Leben, II. Aufl. I. 92. G. W. Müller und in der Anmerkung dazu S. 404 Metz nennt, mit dem Zusatze: „Andre nennen Metz" ꝛc., so ist dieß dahin zu erläutern, daß hier weder Zweifel noch Meinungsverschiedenheit obwaltet, sondern daß die, welche die falsche Angabe veranlaßt, sie auch selbst berichtigt haben.

Ein dunkler Ehrenmann,
Der über die Natur und ihre heil'gen Kreise
In Redlichkeit, jedoch auf seine Weise
Mit grillenhafter Mühe sann, 2c.

zu erkennen.

Im Frühjahr 1770 war Goethes Gesundheit wieder so weit gekräftigt, um die Aufnahme seiner juristischen Studien möglich zu machen; die dafür erwählte Hochschule war Straßburg. Am 2. April traf er daselbst ein. Er stand damals in der Blüthe seiner Schönheit. Die Stirn hochgewölbt und mächtig; unter ihr hervor schienen große glänzende braune Augen von wunderbarer Schönheit. Die ein wenig gebogene Nase war groß uud feingeschnitten; der volle Mund mit der kurzen aufgeworfenen Oberlippe höchst ausdrucksvoll, das Kinn vorspringend; diesen Kopf trug ein kräftiger Nacken und der stattlichen, etwas über Mittelgröße hinausragenden Figur gab die breite Büste und die gerade Haltung ein imposantes Ansehen.

Er bezog eine Wohnung am Fischmarkt No. 80; seinen Mittagstisch nahm er bei zwei Jgfrn. Lauth, Krämergasse 13. Seine Tischgenossen waren meist junge Mediziner, und in ihrer Gesellschaft fühlte er sich mehr zu ihrer als zu seiner Fachwissenschaft hingezogen; er besuchte daher die Anatomie, die klinische Anstalt und Vorlesungen über Entbindungskunst und Chemie. Im Herbst traf Herder in Straßburg ein. Die Bekanntschaft mit ihm und die sich daran knüpfende nähere Verbindung war für Goethe's Charakter- und Geistesbildung das bedeutendste Ereigniß, das die wichtigsten Folgen für ihn haben sollte. Alles, was in ihm von Selbstgefälligkeit, Bespiegelungssucht, Eitelkeit, Stolz und Hochmuth ruhen oder wirken mochte, ward in dem Umgange mit Herder einer sehr harten Prüfung ausgesetzt; seine kleinlichen Lieb-

habereien, von Herder verspottet, wurden Goethe verleidet, dafür aber wurde er nun auch auf einmal mit allem neuen Streben in der literarischen Welt und mit allen den Richtungen bekannt, welche dasselbe zu nehmen schien. Es war ein ähnlicher, nur tiefer gehender Läuterungsprozeß, wie in Leipzig. Die hebräische Dichtkunst und die Volkspoesie im Elsaß führte Herder als Beispiele an für die Wahrheit, daß die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei und nicht ein Privaterbtheil einiger fein gebildeten Männer. Ossian, Homer und Shakespeare wurden Gegenstand seines eifrigen Studiums, zu Götz und Faust regten sich die Keime in ihm. Vorläufig gediehen von dichterischen Erzeugnissen zum Abschluß einige Uebersetzungen aus Ossian, welche später dem Werther einverleibt wurden; eine Reihe schöner Gedichte, die dem Liebesverhältniß zwischen dem Dichter und der zweiten Tochter des Pfarrers von Seesenheim, Friederika Brion, ihre Entstehung verdankten, und das Märchen: „die neue Melusine", welches er erst später niederschrieb und dem Drucke übergab.

Das ganze Leben der alten deutschen Reichsstadt mit ihrem herrlichen Münster wies ihn auf das Studium vaterländischer Gegenstände hin. In Leipzig, wie oben erwähnt, hatte Goethe schon 1768 bei der Aufführung von J. E. Schlegel's „Hermann" erfahren, daß solche patriotische Stücke, welche in Zeit und Gesinnung zu weit von uns ablägen, einen Eindruck nicht machen könnten. Er suchte nach bedeutenden Gegenständen in der späteren Zeit und fand in dem Leben des Ritters Götz von Berlichingen einen Gegenstand, welcher an der Scheide zwischen Mittelalter und Neuzeit gelegen, alle Bedingungen des lebhaftesten Interesses vereinigte. Auf Faust hatte ihn zunächst das Puppenspiel hingewiesen.

Neben diesen Studien, neben zahlreichen Ausflügen zumal nach Sesenheim, neben Leibesübungen und musikalischen Bestrebungen hatte Goethe auch noch die Zeit erübrigt, in der Rechtswissenschaft sich soweit zu befestigen, daß er sich am 6. August 1770 den Doctorgrad in ordnungsmäßiger Weise erwerben konnte. (Die dabei vertheidigten Rechtssätze theilt Lewes, a. a. O., im vierten Anhang zum ersten Bande mit.) Im Herbste traf er wieder in Frankfurt ein und wurde am 31. August als Advocat beeidigt. Von Frankfurt aus löste er durch einen Brief sein Verhältniß zu Friederika. Nun wirkten die verschiedenartigsten Einflüsse auf den Jüngling ein. Durch gewaltsame Zerstreuung wollte er die Reue und den Schmerz darüber verwinden, „daß er sich zum erstenmale schuldig fühlen mußte, daß er das schönste Herz im Tiefsten verwundet hatte". Zu Hause war seines Bleibens nur wenig, da das Verhältniß zu dem Vater und zur Rechtswissenschaft, die er nun praktisch üben sollte, sich nicht gebessert hatte und manche ältere Freunde ihm nun nicht mehr genügten. Unter den Bekanntschaften, welche er auf seinem Herumschweifen in der Umgebung von Frankfurt anknüpfte, war die wichtigste die des Kriegsraths Joh. Heinrich Merck in Darmstadt (1741—1791).

Auch in der Vaterstadt selbst knüpfte er eine wichtige Bekanntschaft an mit einem älteren, eben aus der Ferne heimkehrenden Landsmann, Johann Georg Schlosser *), (1739—1799), Goethes späterem Schwager. Was nun Goethe's poetische Production betrifft, so hatte der Straßburger Aufenthalt vertiefend auf seinen Geist gewirkt. Der unverwüstliche deutsche

*) Goethe nennt den Herzog von Württemberg, in dessen Diensten Schlosser gestanden, einmal Ludwig, das andremal Eugen Es war derselbe aber der Herzog Friedrich I. Eugen, 1732 — 1797 Vater des Königs Friedrich I. von Württemberg.

Kern der alten Reichsstadt unter französischer Oberherrschaft hatte den französischen Anflug verdrängt, welchen das moderne cosmopolitische Leipzig seiner Studienzeit ihm angethan. So sehen wir, unter dem gleichzeitigen Einfluß der in Klopstock und den Barden, in Hamann und Herder dem Vaterländischen und der Natur sich zuneigenden Literatur, bei dem jungen Dichter den Fortschritt vom Alexandriner zur Prosa, von der Ironie zum Pathos, von dem Conversationsstück zum Drama, eine Entwickelung, welche sonst umgekehrt zu sein pflegt. Unter diesen Einflüssen beschäftigte Goethe sich den Winter 1771—72 mit Dramatisirung des Götz, welche er, wie er Ende November 1771 an Salzmann nach Straßburg schreibt, mit Leidenschaft betrieb und schrieb den Bogen: „Von deutscher Baukunst D. M. Erwini a Steinbach", welcher nach dem ersten Abdruck in Herder's fliegende Blätter von deutscher Art und Kunst 1773 aufgenommen wurde. Daneben gaben zwei kleine Sachen prosaischen Inhalts (abgedruckt Werke 56, S. 207—245) von dem mit Eifer wieder aufgenommenen Bibelstudium und von dem fortdauernden Einfluß des Klettenbergischen Kreises Kunde. In Frankfurt war 1736 die erste literarische Zeitschrift begründet worden, welche in halbjährigen Lieferungen unter dem Titel: „Frankfurtischer Gelehrten Zeitung" erschien und bis 1770 in Quartformat fortgesetzt wurde. 1772 kaufte der fürstlich waldeck'sche Hofrath Deinet das Verlagsrecht an sich und setzte sie in Octav, unter Leitung von J. G. Schlosser, unter Mitwirkung von Merck, Höpfner in Gießen, Herder ꝛc. fort. Es ward jetzt die Aufgabe dieser Zeitschrift, im Sinne Lessings und Herders das Schwache und Kleinliche, den Ungeschmack und die gelehrte Pedanterie der Zeitliteratur zu bekämpfen. Auch Goethe erhielt durch seine Freunde Gelegenheit, in diesem Blatte sich zuerst auf dem Felde der ästhetischen und wissenschaftlichen Kri-

tik zu versuchen *), doch fällt seine Hauptthätigkeit in seinen Aufenthalt in Wetzlar, wohin er sich im Frühjahr 1773 begab, angeblich, um sich beim Reichskammergericht mit dem deutschen Civil- und Staatsrecht vertrauter zu machen, in der That aber, um seinen Zustand zu verändern. Auch scheinen die Rechtsstudien sehr der Beschäftigung mit Ossian und Homer nachgestanden zu haben, welche Dichter seiner damaligen Stimmung am meisten zusagten.

In dem geselligen Treiben der jungen Männer, die den einzelnen Gesandtschaften an diesem Orte beigegeben waren, „sprang ihm ein drittes academisches Leben entgegen". Er ging anfänglich lebhaft darauf ein, ward aber der Spielereien und Possen, in denen sich seine neuen Bekannten gefielen, bald müde und hielt sich dafür lieber zu Friedrich Wilhelm Gotter (aus Gotha, 1746—1797), der sich mit aufrichtiger Freundschaft an ihn schloß. Unter allen Bekanntschaften, welche er in Wetzlar machte, war keine wichtiger für sein damaliges inneres Leben und für seine dichterische Thätigkeit in der nächsten Folgezeit, als die mit Charlotte, der Tochter des Deutsch- Ordens- Amtmanns Buff und seit 1768 Verlobten des Legationssecretärs der kurfürstl. Hannoverschen Gesandtschaft bei der Kammergerichtsvisitation, Johann Christian Kestner, welcher genau 8 Jahr älter war als Goethe.

Lotte Buff war das Vorbild der Lotte im Werther, dessen erster Theil überhaupt ganz aus dem Leben des Dichters zu Wetzlar und aus seinem Verhältniß zu jenem liebenswürdigen Mädchen geschöpft ist, doch wird erst da, wo von dem Erscheinen des Werkes die Rede ist, Gelegenheit sich bieten, das Verhältniß der Dichtung zur Wirklichkeit auseinanderzusetzen.

---

*) Goethe's Recensionen aus den Jahren 1772 und 1773 sind wieder abgedruckt in den Werken XXXIII. 3—121.

Schlosser, der inzwischen sich mit Cornelia Goethe verlobt, und Merck trieben Goethe an, Wetzlar zu verlassen, und so ging er im Spätsommer 1772 über Coblenz und Ehrenbreitstein, wo er im Hause von La Roche, damals kurtrierischen Geh. Staatsrath und Kanzler, (gest. 1789 in Offenbach,) mit Merck wieder zusammentraf und einige Zeit verweilte, nach Frankfurt zurück. Hier widmete er sich dem Wunsche des Vaters gemäß, der Rechtsanwaltschaft und wußte den üblichen Canzleistyl sich wohl anzueignen, wie folgende in den „Frankfurter Frag- und Anzeigungsnachrichten" vom 10. Juni 1774 abgedruckte Aufforderung des Dr. und Adv. ord. J. W. Goethe beweist: „Es werden hierdurch alle diejenige, in und außer Frankfurt, so noch an die B.- und B.'ischen Herren Erben, wegen einiger von der alten, solche Firma führenden Handlung, empfangene Waaren in Rückstand verblieben, auf das höflichste erinnert, die Zahlung von dato 14 Tagen an deren nun mehro Endesunterzeichneten Bevollmächtigten, so gewiß zu leisten, als sonst dieselbe gegen die Säumigen ernsthaftere Maaßregeln zu ergreifen, wiewohl ungern, sich gemüßiget sehen dürfte". Da indeß diese Anzeige in jenen Blättern vereinzelt bleibt, so ist nicht anzunehmen, daß, obgleich eines Schöffen Enkel, die juristische Praxis mehr als Wolfgangs Nebenstunden ausgefüllt hat. Zeit und Kraft waren hauptsächlich dem Götz gewidmet und in der zweiten Hauptgestalt des Drama's, im Weißlingen, legte Goethe die Vorwürfe nieder, welche er selbst sich wegen seines schwankenden Benehmens gegen Friederika gemacht hatte. Lange mit dem Niederschreiben dieser Dichtung zögernd, entschloß er sich endlich auf das Drängen seiner Schwester dazu und führte sie rasch zu Ende, schrieb dann aber das Ganze nochmals um, wodurch ein ganz erneutes Stück entstand. Eine dritte Redaction, die er im Sinne hatte, kam damals noch nicht zu Stande, da Merck zum

Druck der zweiten trieb, der auch auf seine und des Dichters Kosten angefangen, und wie es scheint, schon im Frühjahr 1773 vollendet wurde. Der Erfolg, den Goethe mit dem Götz in ganz Deutschland errang, war der glänzendste, der sich denken läßt. Besonders ward das Werk mit Begeisterung von denjenigen begrüßt, die in eigenem dichterischen Drange an den altüblichen Gegenständen und Formen der Poesie sich nicht mehr genügen ließen und höhere Ziele in's Auge gefaßt hatten. Zu ihnen gehörten in der Ferne die Göttinger, in Frankfurt selbst mehrere junge Männer, die entweder schon von früher mit Goethe in Verbindung gestanden hatten, wie der ihm von Straßburg her befreundete H. Leopold Wagner (gest. 1779), oder ihm jetzt erst näher traten, was namentlich mit Klinger (1752—1831) der Fall war; auch Lenz, (geb. 1750 in Livland, gest. 1792 in Moskau) wiewohl noch in Straßburg verweilend, stand mit den Frankfurtern durch Goethe fortwährend im regsten schriftlichen Verkehr. In dem dichterischen Treiben dieses Kreises, der sich um Goethe schloß, offenbarte sich auf's Entschiedenste jene durch den Götz zuerst angekündigte revolutionäre Richtung in unsrer poetischen Literatur, die man nach dem Titel eines Stückes von Klinger als die des Sturmes und Dranges zu benennen pflegt. Eine weitere Manifestation jener Richtung waren zwei kleine Dramen, deren eines: „Götter, Helden und Wieland" durch Wielands Anmerkungen zur Uebersetzung des Shakespeare, durch sein Singspiel Alceste und die Briefe über dasselbe im deutschen Mercur hervorgerufen wurde; das andre, „das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, ein Schönbartspiel", war in der Form der Fastnachtsspiele des Hans Sachs und ursprünglich auch ganz im Versmaaß dieses Dichters geschrieben, der von Goethe und seinen Freunden zu jener Zeit mit besonderer Vorliebe gelesen wurde. Nicht lange nachher verfaßte er noch zwei dramatisirte Satyren in Knittel-

verfen: das Fastnachtsspiel „vom Pater Brey, dem falschen Propheten“, als dessen Vorbild der aus dem Elsaß gebürtige Hessen-Darmstädtische Rath Leuchsenring betrachtet wird, und den „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. K. Fr. Bahrdt“ (1741—1792.) Alles dieß ward 1774 gedruckt, ebenso das kleine Drama: Künstlers Erdenwallen und das zweite Hauptwerk Goethe's: „die Leiden des jungen Werthers“, welches er in vier Wochen niedergeschrieben, um sich von der Zeitkrankheit, der Empfindsamkeit und der alle Thatkraft unterwühlenden Gefühlsschwärmerei auf immer zu befreien. — Ueber das gegenseitige Verhältniß der Dichtung und Wahrheit im Werther sehen wir vollkommen klar seit 1855, wo der darauf bezügliche Briefwechsel, meist zwischen Goethe und Kestner, von des letzteren Sohn, dem 1853 verstorbenen k. hannoverschen Legationsrath, Ministerresidenten in Rom, A. Kestner, vorbereitet, veröffentlicht worden ist *). Es heißt in der Einleitung: „Goethe's Verehrung einer wirklichen Lotte in Wetzlar war vielen bekannt, denn schon als ein glänzender Jüngling war er vielfach von den Zeitgenossen besprochen und hochgeschätzt. Kurze Zeit, nachdem er die Stadt auf immer verlassen hatte, erschoß sich daselbst ein interessanter junger Mann, Wilhelm Jerusalem, Sohn des berühmten Theologen, des Abts Jerusalem in Braunschweig (1709—1789). Zwei Jahre darauf erschien der Roman: „die Leiden des jungen Werther“. Der erdichtete Selbstmord des erdichteten Werther, und die noch in frischem Andenken stehende Schreckensthat Jerusalems, die ebenfalls einer unglücklichen Liebe zugeschrieben und mit Goethe's Aufenthalt in derselben Stadt fast gleichzeitig war, wirkten zusammen, um

*) Goethe und Werther. Zweite Aufl. Stuttgart u. Augsburg, Cotta 1855.

die vom Dichter durch den Roman so heftig bewegten Gemüther aufzuregen, und trieben zur Erforschung der Thatsachen, in denen man den Gegenstand so lebendiger Schilderung zu entdecken begierig war. Ein Gewirre von Erzählungen und Auslegungen überschwemmte Deutschland, in denen bald der todte Jerusalem, bald der lebende Goethe mit dem Werther vermengt und verflochten wurde, da doch Goethe die Lotte schon in ihrem Brautstande auf immer verlassen hat, und niemals als junge Frau, sondern erst, als er 70 und sie 66 Jahre alt war (geb. 1753, gest. 1828), in Weimar, wo sie ihre Schwester besuchte, wieder gesehen hat, als sie die ehrwürdige Mutter von zwölf Kindern war."

In dem Briefwechsel selbst, der das schönste Denkmal einer seltenen Freundschaft ist, finden wir ein Briefconcept Kestners, an Goethe im Herbst 1774 nach Empfang des Werther aufgesetzt, worin es heißt:

„Ihr habt zwar in jede Person etwas Fremdes gewebt oder mehrere in eine geschmolzen. Das ließ ich schon gelten. Aber wenn Ihr bei dem Verweben und Zusammenschmelzen Euer Herz ein wenig mitrathen lassen; so würden die würklichen Personen, von denen Ihr Züge entlehnet, nicht dabei so prostituirt sein. Ihr wolltet nach der Natur zeichnen, um Wahrheit in das Gemälde zu bringen; und doch habt Ihr soviel Widersprechendes zusammengesetzt, daß Ihr gerade Euren Zweck verfehlt habt. —— Der würklichen Lotte würde es in vielen Stücken leid sein, wenn sie Eurer da gemalten Lotte gleich wäre. Ich weiß es wohl, daß es eine Composition sein soll; allein die H. (Frau des pfälzischen Legationssecretärs), welche Ihr zum Theil mit hineingewebt habt, war auch zu dem nicht fähig, was Ihr Eurer Heldin beimesset. Es bedürfte aber des Aufwandes der Dichtung zu Eurem Zwecke und zur Natur und Wahrheit gar nicht, denn ohne das — eine Frau, eine mehr als gewöhn-

liche Frau immer entehrende Betragen Eurer Heldin erschoß sich Jerusalem. — Die wirkliche Lotte, deren Freund Ihr doch sein wollt, ist in Eurem Gemälde, das zu viel von ihr enthält, um nicht stark auf sie zu deuten, ist, sag' ich — doch nein, ich will es nicht sagen, es schmerzt mich schon zu sehr, da ich's denke. Und Lottens Mann, Ihr nanntet ihn Euren Freund, und Gott weiß, daß er es war, ist mir ihr —. Und das elende Geschöpf von einem Albert! Mag es immer ein eigenes nicht copirtes Gemälde sein sollen, so hat es doch von einem Original wieder solche Züge (zwar nur von der Außenseite und Gott sei's gedankt, nur von der Außenseite), daß man leicht auf den wirklichen fallen kann. Und wenn ihr ihn so haben wolltet, mußtet ihr ihn zu so einem Klotze machen? damit Ihr etwa auf ihn stolz hintreten und sagen könntet, seht was ich für ein Kerl bin."

In einem Briefe an von Hennings vom 7. Nov. 1774 sagt Kestner noch eingehender:

„Im ersten Theile des Werthers ist Werther Goethe selbst. In Lotte und Albert hat er von uns, meiner Frau und mir, Züge entlehnt. Viele von den Scenen sind ganz wahr, aber doch zum Theil verändert, andre sind, in unserer Geschichte wenigstens, fremd. Um des zweiten Theiles willen und um den Tod des Werthers vorzubereiten, hat er im ersten Theil Verschiedenes hinzugedichtet, das uns gar nicht zukommt. Lotte hat z. B. weder mit Goethe, noch mit sonst einem andern in dem ziemlich genauen Verhältnisse gestanden, wie da beschrieben ist. Dieß haben wir ihm allerdings sehr übel zu nehmen, indem verschiedene Nebenumstände zu wahr und zu bekannt sind, als daß man nicht auf uns hätte fallen sollen. Er bereut es jetzt, aber was hilft uns das. Es ist wahr, er hielt viel von meiner Frau; aber darin hätte er sie getreuer schildern sollen, daß sie viel zu klug und viel zu delikat war, als ihn einmal so

weit kommen zu lassen, wie im ersten Theile enthalten. Sie betrug sich so gegen ihn, daß ich sie weit lieber hätte haben müssen als sonst, wenn dieses möglich gewesen wäre. — — Sonst ist in Werthern viel von Goethes Charakter und Denkungsart. Lottens Porträt ist im Ganzen das von meiner Frau. Albert hätte ein wenig wärmer sein mögen.

So viel vom ersten Theile. Der zweite geht uns gar nichts an. Da ist Werther der junge Jerusalem, Albert der Pfälzische Legations-Secretair, und Lotte des letzteren Frau, was nämlich die Geschichte anbetrifft, denn die Charaktere sind diesen drei Leuten größtentheils nur angedichtet. — —

Jerusalem liebte diese Frau freilich sehr, fand aber doch im beleidigten Ehrgeiz mehr als in der unglücklichen Liebe den Grund zu seinem letzten Entschlusse *)."

Am 21. Nov. 1774, nachdem in der Herbstmesse (Oktober) Werther erschienen war, schreibt schon unter dem Eindrucke des Aufsehens, welches Werther überall erregte **), Goethe an Kestner: Könntet ihr den tausendsten Theil fühlen, was Werther tausend Herzen ist, ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die ihr dazu hergebt! — — Gieb Lotten eine Hand ganz warm

---

*) Kestner berührt hier den Dualismus in dem Motiv der Katastrophe, welchen Herder 1782 und Napoleon I. 1806 in seinen Unterredungen mit Goethe (vergl. Lewes Goethes Leben. übers. v. Frese 1857. II. 32. 308.) hervorgehoben haben, daß nämlich Werthers Melancholie, welche ihn zum Selbstmord treibt, nicht rein aus seiner unglücklichen Liebe hervorgeht, sondern nebenher aus gekränktem Ehrgeiz. Herder erklärte diese Vermischung der Motive für einen künstlerischen Fehler, Napoleon für einen Verstoß gegen die Natur und Goethe stimmte ihnen zu.

**) Lewes hat im 5. Anhange zum ersten Bande von Goethe's Leben die gesammte Literatur aufgeführt, welche im nachahmenden wie im polemischen Sinne der Werther hervorrief; vergl. auch J. W. Appell, Werther und seine Zeit. Leipzig 1855.

von mir, und sag ihr: ihren Namen von tausend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sei doch ein Aequivalent gegen Besorgnisse. Wenn ihr brav seid und nicht an mir nagt, so schick ich euch Briefe, Laute, Seufzer nach Werthern".

Neben Werther war im Sommer 1774 in Folge geselliger Anregung und veranlaßt durch die Denkschrift Beaumarchais', welche in glänzender Schilderung dessen Rechtshandel mit dem spanischen Archivaufseher Joseph Clavijo darstellte, binnen 8 Tagen das Trauerspiel Clavigo niedergeschrieben worden. Diese Eile ist dadurch erklärlich, daß Goethe einen großen Theil des Drama fast wörtlich aus der lebendig gehaltenen Schrift Beaumarchais' übersetzt hat, wenn gleich der Ausgang im Trauerspiel ein ganz andrer ist, als in der Geschichte und Clavijo noch lange genug lebte (gest. 1806), um zu erfahren, wie oft er jenseits der Pyrenäen schon auf der Bühne erstochen worden war.

Goethe glaubte mit dieser Eile, mit dieser Arbeit aus einem Guß im Sinne seines strengen Mentors Merck gehandelt zu haben, welcher bei den größeren Entwürfen immer zum Entschluß und Abschluß gedrängt und beim Götz ihm zugerufen hatte: bei Zeit auf die Zäun', so trocknen die Windeln"; das Säumen und Zaudern mache nur unsichere Menschen. Statt dessen aber bezeichnete Merk den Clavigo als eine Nebenarbeit, einen Quark, den er nicht mehr schreiben müsse, das könnten die andern auch. Dieß Urtheil bezieht sich wohl mehr auf die Handlung, als auf die Charakteristik. Goethe hat die beiden Seiten seiner Natur im Clavigo und Carlos dargelegt, und besonders die Worte des letzteren: „Heirathen, heirathen, just zur Zeit, da das Leben erst recht in Schwung kommen soll! sich häuslich niederlassen, sich einschränken, da man noch die Hälfte seiner Wanderung nicht zurückgelegt hat", sind tief aus der eigenen Brust geschöpft.

Im Juni kam Lavater, mit dem Goethe in Sachen der Physiognomik schon lange schriftlichen Verkehr unterhalten, nach Frankfurt, hier wurde die persönliche Bekanntschaft geschlossen. Am 29. Juli kamen sie zusammen in Ems an; Goethe kehrte nach Frankfurt zurück, aber wenige Tage darauf traf Basedow ein, der ausgesprochenste Gegensatz von Lavaters Wesen; er warb um Unterstützung für seine reformatorischen pädagogischen Bestrebungen, welche damals Deutschland nicht minder in Bewegung setzten, als Lavaters physiognomische Lehren.

Am 12. Juli brach Basedow nach Ems auf und am 15. folgte ihm Goethe dahin, und verweilte einige Tage unter Lustbarkeiten und zahlreichen Ausflügen. Der Besuch in Coblenz gab Gelegenheit zu dem bekannten Gedicht Goethe's „Diner in Coblenz", welches in ergötzlichster Weise den Gegensatz zwischen Lavater und Basedow schildert. Wenn übrigens Goethe in „Dichtung und Wahrheit" berichtet, man habe ihn mit Fragen nach der Wahrhaftigkeit der Leiden Werthers und dem Wohnort Lottens bestürmt, so irrt er, indem Werther erst ein Vierteljahr später erschien.— Von Ems aus reisten alle drei nach Köln; hier trennten sie sich: Goethe ging zunächst nach Düsseldorf zu den Brüdern Jacobi, die er jetzt erst persönlich kennen lernte und besuchte dann Jung-Stilling in Elberfeld, wo bald auch Lavater wieder eintraf. So fand sich eine seltsame Tischgesellschaft zusammen, indem zu den Brüdern Jacobi, Goethe, Lavater, Jung, auch noch Heinse eintraf. Auf der Heimreise war Fritz Jacobi von Düsseldorf bis Köln Goethe's Begleiter; beide hatten sich schon auf's innigste befreundet; Goethe theilte ihm den „König von Thule" und den „ungetreuen Knaben" mit.

Im Herbst bewirtheten Goethe's Eltern Klopstock, als

derselbe auf seiner Reise nach Karlsruhe Frankfurt berührte. (Vergl. über diesen Besuch: Dr. F. Paldamus, deutsche Dichter und Prosaisten, II. Abth. I. Band. S. 114 ff.)

So erscheint uns das Jahr 1774 als eins der bedeutendsten im langen Leben Goethe's. Nicht nur die wichtigsten literarischen Bekanntschaften wurden angeknüpft, sondern neben der Herausgabe des Werther beschäftigten ihn auch die bedeutendsten Stoffe: Faust, Mahomet, Prometheus, der ewige Jude. Die ältesten Scenen des Faust sind in dieser Zeit gedichtet. Von einem dramatischen Werk „Mahomet" ward der Plan entworfen *), aber bis auf eine Hymne; Mahomets Gesang **), die in das Stück eingelegt werden sollte, niemals ausgearbeitet. Vom Prometheus wurde nur der Monolog, vom ewigen Juden nur einzelne Bruchstücke gedichtet. Auch „Hanswursts Hochzeit" blieb Fragment, dagegen wurde „Satyros oder der vergötterte Waldteufel" vollendet, welche die cynischen Anhänger des Rousseau'schen Naturideals verspottet.

Am 11. December trafen die weimarischen Prinzen Karl August und Constantin in Frankfurt ein, denen Goethe durch Karl Ludwig von Knebel zugeführt wurde; er folgte ihnen nach Mainz und blieb dort vom 13.—15. Dec. bei ihnen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in diesen Tagen die Würfel über sein späteres Schicksal geworfen wurden, denn des jungen Dichters Liebenswürdigkeit übte denselben Zauber auf Knebel, wie auf Jacobi.

Noch fällt in die letzten Tage dieses ereignißvollen Jahres das Verhältniß zu Lili (Elisabeth Schönemann). Frau Schönemann geborene d'Orville welche, nach dem Tode ihres

*) vergl. Schäfer Goethe's Leben I. 190
**) zuerst im Götting. Musenalm. v. 1774.

Mannes das Bankiergeschäft fortsetzte, machte ein glänzendes Haus und mochte gern ihre Abendgesellschaften durch die Anwesenheit des Dichters von Götz und Werther zieren. Mit der damals siebzehnjährigen Tochter des Hauses entspann sich ein Liebesverhältniß, das zur Verlobung führte, obgleich die Leidenschaft von Anfang an dabei nicht mitsprach und die socialen Hindernisse sich als bedeutend herausstellten. Nicht nur Lili's Brüder und Goethe's Schwester waren der Verbindung abgeneigt, sondern auch die mehr prächtige als geistreiche Unterhaltung im Schönemann'schen Hause entsprach nicht den Begriffen von Geselligkeit, wie Goethe bis dahin sie geliebt hatte. Nennt er sich doch (in einem Briefe an die Gräfin Auguste von Stolberg vom 13. Febr. 1775) selbst einen „Fastnachts-Goethe", wenn er im galonnirten Rock mitten unter allerlei Leuten, im Prachtglanze der Wand- und Kronleuchter von ein paar schönen Augen am Spieltisch festgehalten wird, „während der wahre Goethe der im grauen Biberfrack ist, welcher in der Februarluft schon den Frühling ahnet, dem nun bald seine liebe Welt wieder geöffnet wird, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramas, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausrathes mit Kreide auf grauem Papier nach seiner Maaße auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt, was von dem gehalten werde, was er macht."

Das letzte Wort scheint uns entscheidend für den Gegensatz, denn eben in dem Schönemann'schen Kreise („Lili's Park") scheint man sehr nach dem Urtheil des Publicums sich gerichtet zu haben, während Goethe um diese Zeit nach allen Zeugnissen seine innere Ausbildung verfolgte, ohne seinem genial-burschikosen Wesen nach außen hin den mindesten

Zwang anzuthun. So blieb trotz aller gegenseitigen Neigung eine solche Zurückhaltung bestehen, daß es der Vermittelung einer Freundin des Schönemann'schen Hauses, Fräulein Delph aus Heidelberg, bedurfte, damit das Paar um Ostern sich verlobte. Die Verlobung wurde mit einem Feste in Offenbach begangen, wo Lili sich bei Verwandten (d'Orville) aufhielt. Goethe verlegte dieß Fest in „Dichtung und Wahrheit" auf Lilis Geburtstag (23. Juni), wo er schon auf der Reise war. Lili wohnte in dem Hause auf dem „Linsenberge", wo zuerst der Grammatiker Karl Ferdinand Becker, dann dessen Schwiegersohn, Helmsdörfer, eine Erziehungsanstalt leitete; Goethe wohnte bei Johann André (1741—1799), dem Tonsetzer des Claudius'schen Rheinweinliedes *). Wenn alle widrigen äußern Einflüsse und eigenes Erkalten in der Neigung Goethe in solchen inneren Zwiespalt stürzten, daß er die Ankunft der Brüder Stolberg benutzte, um zunächst eine räumliche Entfernung von seiner Braut zu erreichen so kann davon die geringste Schuld Lili zugeschrieben werden, denn sie hat in ihrem späteren Leben gezeigt, daß die „Staatsdame", welche der alte Goethe nicht zur Schwiegertochter haben wollte, den Kern in sich trug, auch in den schwersten Schicksalen aufrecht zu stehen, zu tragen, zu entsagen und nie die Freiheit des Entschlusses zu verlieren. Geboren den 23. Juni 1758 wurde sie 1778 mit Friedrich Bernhard von Türkheim aus Straßburg getraut, mit dem sie in den Schrecknissen der Revolution in Straßburg, auf der Flucht, in freiwilliger Verbannung (in Erlangen) treu ausgehalten hat, gleich trefflich als Gattin wie als Mutter. Ihr Mann, welcher

*) Man sehe weitere locale und persönliche Einzelheiten in dem Aufsatz von J. W. Appell: Goethe in Offenbach, im Frankfurter Museum 1856, No. 32.

als badischer Finanzminister außer Dienst starb, hat auf dem Todtenbette den Besitz einer solchen Frau als eine besondere Gnade Gottes gepriesen.

Ihr Neffe Karl Jügel hat in dem zum besten der Schillerstiftung veröffentlichten Buche: das Puppenhaus, Frankfurt 1857, ihr ein würdiges Denkmal gesetzt.

Der Neigung Goethe's zu Lili Schönemann verdanken wir einige seiner schönsten Lieder. „An Belinden" wurde am 21. März 1775 an Jakobi zur Aufnahme in die Iris geschickt. Auch „Herz, mein Herz, was soll das geben" ist etwa gleichzeitig entstanden. Im Märzhefte der „Iris" erschien auch das Singspiel: Erwin und Elmire, welches der obengenannte Johann André componirte und in dessen älterer Fassung zahlreiche Beziehungen auf Lili und ihre Familie nicht zu verkennen sind. Auch Stella, ein Schauspiel für Liebende, ward noch im Frühjahr, wahrscheinlich ebenso rasch, wie früher Clavigo niedergeschrieben; es fiel nicht nur unter Mercks geringschätziges Urtheil, sondern, als es 1776 veröffentlicht wurde, erregte sein Ausgang, der die Bigamie in Schutz zu nehmen schien, ernsten Anstoß.

Das Singspiel Claudine von Villa-Bella, wahrscheinlich zu Lili's Geburtstag bestimmt, wurde im Mai 1775 vollendet, doch erst 1776 gedruckt. Aber noch vor dem Geburtstage trafen die Grafen Stolberg, mit welchen Goethe, schon länger brieflichen Verkehr unterhalten hatte, mit Graf Haugwitz in Frankfurt ein, und Goethe entschloß sich auf Zureden seines Vaters, sie nach der Schweiz zu begleiten und durch eine plötzliche Abreise ohne Abschied von Lili das bisherige Schwanken zu einer Entscheidung zu bringen. In Karlsruhe traf er den Herzog Karl August, welcher ihm wiederholt versicherte, daß es ihm angenehm sein werde, ihn bald in Weimar zu sehen. In Straßburg trennte er sich

von seinen Gefährten und besuchte seine Schwester Cornelia Schlosser in Emmendingen, welche abermals alles aufbot, ihn zur Trennung von Lili, als einem oberflächlichen, gefallsüchtigen Mädchen zu veranlassen. Es entstand durch diese Einwirkungen und durch seine Neigung für Lili in ihm ein so heftiger Kampf, daß er sich späterhin von der ganzen Weiterreise nach Zürich, wo er mit seinen gräflichen Freunden wieder zusammentreffen wollte, nur des Rheinfalls bei Schaffhausen erinnerte; alles andre war wirkungslos an ihm vorübergegangen. In Zürich fand er Lavater wieder, an dessen großem Werke über die Physiognomik (Physiognomische Fragmente. 4 Bände 4⁰. 1775—78) er sehr lebhaften und thätigen Antheil nahm. Er besuchte den fast achtzigjährigen Bodmer und machte mit Lavater und den Brüdern Stolberg einige Ausflüge um den See. Mitte Juni schloß er sich an einen Landsmann Passavant an, um mit ihm die kleinen Kantone zu durchwandern. Ueberall folgte ihm Lili's Andenken und zahlreiche hier gedichtete Lieder drückten seine Sehnsucht nach ihr aus. Der Weg ging nach Maria-Einsiedeln, Schwyz (16. Juni), auf den Rigi, nach Altdorf (19. Juni), auf den Gotthard bis zum Hospiz (22. Juni). Passavant schlug vor, den Weg nach Süden zu verfolgen, doch ihn zog an Lili's Geburtstag die Sehnsucht nach Norden. Ueber Zug und das Sihlthal gelangten sie nach Zürich, wo die Stolberge zu längerem Aufenthalt sich eingerichtet. Mit ihnen wurden abermals Ausflüge gemacht; im Juli trennten sie sich, da die Grafen nach Italien weiter reisten. Goethe reiste zunächst nach Straßburg, wo er die Bekanntschaft von Joh. Georg Zimmermann (1728—1795) Mitte Juli 1775 machte und durch ihn gelegentlich physiognomischer Studien die Silhouette der Frau von Stein sah, an welche Zimmermann, der sie in Pyrmont kennen

gelernt hatte, eine begeisterte Schilderung ihrer Vorzüge anknüpfte. Am 25. Juli war Goethe wieder in Frankfurt. Die Gegner seiner Verbindung mit Lili hatten während seiner Abwesenheit nicht geruht, doch hatten ihre Bemühungen die Neigung Lili's eher gesteigert, als geschwächt. Sie erklärte sich bereit, mit ihm, wenn es sein müßte, nach Amerika zu gehen; auch auf Goethe wirkte ihre Nähe belebend und erwärmend ein; der ungezwungene Verkehr in Offenbach stellte sich in alter Weise her. Das Bundeslied: „In allen guten Stunden ꝛc.", welches Goethe zum Hochzeitsfeste des Pfarrers Joh. Ludw. Ewald, 1747—1822, dichtete, ist ein Denkmal jener schönen Zeit. Als aber die Messe die Famlie wieder nach Frankfurt und in das Schönemann'sche Haus wieder jene Meßgäste führte, welche sich huldigend um die Tochter des Hauses drängten, — da wachte in Goethe's Brust wieder der Zweifel auf; das Unbehagen in den glänzenden Kreisen leerer Menschen nahm die Gestalt der Eifersucht an. In den Briefen an die Gräfin Auguste Stolberg hat er seinen Seelenzustand mit der ganzen Gewalt der Leidenschaft geschildert. Was zum völligen Bruche noch fehlte, trug die Abneigung Corneliens gegen Lili, trugen gegenseitige Aufhetzungen bei. Indeß hat Goethe sich wohl selbst am meisten anzuklagen, daß Lili, die auch auf ihn viel Segen hätte können fallen lassen, ohne daß er ihr den Lorbeerkranz des Dichters zum Opfer zu bringen hätte, ihm verloren ging. Sein Lebensweg wäre freilich ein andrer geworden und hätte vielleicht Weimar nicht berührt. Schon am 8. Okt. schrieb er an Auguste von Stolberg seinen Entschluß, mit dem Herzog Karl August nach Weimar zu gehen.

Goethes Dichterkraft hatte in den glücklichen Wochen, welche auf die Schweizerreise folgten, eine neue Schwingung erhalten. Er beschäftigte sich mit Faust und legte Hand an

Egmont, vielleicht unter Einfluß der Nachrichten aus Nordamerika und den Nachwirkungen der Schweizer-Reise. Es gab aber nur einzelne Scenen, keinen durchdachten Plan, denn folgerichtiges Arbeiten hinderten ebensowohl die Seelenkämpfe, wie äußere Zerstreuungen.

Gegen Ende Sept. wohnte Zimmermann mit seiner Tochter *) im Goethe'schen Hause, am 12. Oktober kam der Herzog von Weimar mit seiner am 3. Okt. ihm angetrauten Gemahlin in Frankfurt an, und am 7. November Morgens 5 Uhr rollte der Wagen, welcher Goethe und Knebel trug, in die weimarische Residenz.

---

*) K. Gödecke hat in den Blättern für liter. Unterhaltung 1857. No. 50. die Darstellung G.'s von Zimmermanns Familienverhältnissen einer strengen Kritik unterzogen. Es heißt da: „Was Goethe später dazu bewog, in Wahrheit und Dichtung so aller Wahrheit zuwider und aller Dichtung unwürdig über Zimmermann und seine Tochter zu phantasiren, ist geradezu unerklärlich. Bloßer Irrthum kann nicht der Grund sein, einen Vater, der seine Tochter und seinen Sohn zärtlich liebte, zu einem grausamen Tyrannen zu machen, vor dem die Tochter bei der Frau Rath hätte Schutz suchen müssen. — — Goethe hat, wie unendlich oft in Wahrheit und Dichtung früheres und späteres in umgekehrter Folge erzählt, diesmal nur nicht die Wirkung für die Ursache angesehen, sondern aus verwirrten Vorstellungen ein Gemälde geschaffen, das nirgendhin passen will. — Aus vielfachen späteren Quellen hätte ihm das Irrige seiner Darstellung bekannt sein können, denn Z. hat im dritten Theil seines Werkes über die „Einsamkeit" (1786) eine Lebensgeschichte seiner Tochter erzählt."

## Zweiter Abschnitt.

### Weimar, bis zur Verbindung mit Schiller.

Nach dem Weimar der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts kam die schöne Literatur noch weit unvermittelter, als die Kunst nach dem München des dritten Jahrzehntes des Neunzehnten. Sie war, nach Uhlands Ausdruck, „ein Baum, der nicht im groben Volksboden sich genährt, nein, einer der nach oben sogar die Wurzeln kehrt". Diezmann (Goethe und die lustige Zeit in Weimar. Mit einem Plane vom damaligen Weimar. Leipzig, Keil 1857.) hat uns den kleinbürgerlichen Schauplatz geschildert und durch einen Plan erläutert auf welchem bald die größten Geister der Nation auftreten sollten *). Bei der Kleinheit des Landes und der Gleichheit der Confession setzte Weimar den „Fremden" nicht den offenen Widerstand entgegen, welchen die altbairische und ultramontane Partei seit mehr als 50 Jahren wiederholt den nach München gerufenen norddeutschen protestantischen Celebritäten gegenüber entwickelt hat. Es war mehr der stille Haß der beschränkten Mittelmäßigkeit, welche ihren

*) Weimar war damals, nach Herder's Ausdruck, „wüst, ein Mittelding von Dorf und Hofstadt", von armseligem Ansehen, nahrungslos, meist von kleinstädtischen Bürgern bewohnt. Die Häuser waren meist alt und häßlich, mit der Giebelseite der Straße zugekehrt, selten zwei Stock hoch. Beleuchtung war nicht vorhanden; Bürger, die in der Nacht ausgingen, hatten eine Laterne bei sich, Vornehmere ließen sich eine solche vortragen oder von Fackelträgern leuchten. Das städtische Vieh wurde von dem Viehhirten der Residenz zu bestimmten Stunden mit Horntönen zusammengerufen, um es auf die Weide zu treiben. In der Umgebung konnte man fast nur zu Pferde reisen.

bisherigen Ruhm verdunkelt, und die heimischen Stellenjäger, welche sich zumal durch Goethe in Staatsämtern beeinträchtigt sahen, die in hämischen Erfindungen und Uebertreibungen sich gefielen, und solche aus dem Dunkel der vertrauten Briefwechsel allmählich ihren Weg in die Literaturgeschichte finden ließen.

Diese Opposition, welche um die junge Herzogin, Luise von Hessen-Darmstadt, mehr sich schaarte, als sie von ihr geleitet wurde, fand ihren Mittelpunkt in deren Oberſthofmeister Grafen Görz.

Die Führerin der genialen Partei war die Herzogin Anna Amalia, eine geborene Prinzessin von Braunschweig, Nichte Friedrichs des Großen, geb. 1736, vermählt 1756, verwittwet 1758, Vormünderin bis 1775, gest. 1807. Der erste Name, welcher Weimar verherrlichte, war Wieland, welcher 1772 als Prinzenerzieher berufen wurde (vergl. dieses Werkes II. Abth. 1. Band. S. 332.); es folgte als Erzieher des Prinzen Constantin 1774 Carl Ludwig von Knebel; als geheimer Cabinetsecretär 1775 Bertuch, denen sich in poetischer und musikalischer Begabung Sigmund von Seckendorff und Hildebrand von Einsiedel anschlossen. Dieß war der Kreis, in welchen Goethe, ein Gast des Herzogs, im November 1775 eintrat. Bewunderung und Liebe kamen ihm entgegen; alles huldigte dem neuen Stern, der alle Herzen im Sturm gewann, wie früher in Straßburg; selbst der vor Kurzem erst durch die Satyre „Götter, Helden und Wieland" verletzte Wieland ward durch dessen ersten Anblick gewonnen. Besonders zum Herzog Carl August (1757—1828) gestaltete sich ein einziges, bis dahin nicht erlebtes Verhältniß. Goethe wurde sein vertrautester Freund und Lebensgenosse, sein Führer und endlich dem Wesen nach sein erster Minister. Goethes Thätigkeit in der ersten Zeit seines Wei-

marer Aufenthaltes war eine überaus zersplitterte. Hoffeste, die Aufnahme altgewohnter Leibesübungen, wie Schlittschuhlaufen und angestrengtes Reiten, wozu der Herzog lebhafte Neigung hegte, Ausflüge in die Gegend von Weimar, welche auch in ihrem Winterkleide für Goethe's lebhaften Natursinn Anziehendes genug hatte, wechselten mit Arbeiten für die Lavater'sche Physiognomik und Dichtungen für die Matinées.

Wir haben früher gesehen, welche zahlreiche literarische Verbindungen Goethe durch seinen frühzeitigen Ruhm eingegangen war. Alle diese Persönlichkeiten traten jetzt zu dem weimarischen Geniekreise in ein Verhältniß. In den letzten Tagen des November kamen die Brüder Stolberg auf ihrer Rückreise aus der Schweiz nach Weimar, und noch im Winter wurden die leipziger Bekannten, Oeser und Corona Schröter, jener als besuchender künstlerischer Rathgeber, diese dauernd als Hofsängerin nach Weimar gezogen. Schon damals schrieb Wieland an Merck: „Wenn Goethe's Idee stattfindet, so wird Weimar noch der Berg Ararat, wo die guten Menschen Fuß fassen können, während allgemeine Sündfluth die übrige Welt bedeckt".

Nachdem sich aber schon im Jannar 1776 herausgestellt, daß Goethe von Weimar nicht wieder wegkommen werde, da der Herzog ohne ihn nicht leben konnte, nachdem Goethe sich entschlossen, „auch das Regieren einmal zu versuchen" und zu sehen, wie in den Herzogthümern Weimar und Eisenach ihm die Weltrolle zu Gesicht stehen werde, obgleich er das Jämmerliche dieser zeitlichen Herrlichkeit nicht verkannte, wurden diese Beziehungen noch mannigfacher. Der Vater verzichtete auf alle Lieblingspläne, die er mit seinem Sohne vorgehabt und willigte ein, daß Wolfgang, nachdem er im Winter schon als Gast an den Sitzungen des Geheimrathes Theil

genommen, am 11. Juni mit 1200 Thl. als geheimer Legationsrath in herzogliche Dienste trat. Die den Beweggrund der Anstellung enthaltenden Worte: „wegen seiner uns bekannten Eigenschaften, seines wahren Attachements zu uns und unseres daher fließenden Zutrauens und Gewißheit" wurden eigenhändig vom Herzog an die Stelle herkömmlicher Canzleiphrasen in das Decret hineincorrigirt.

Am 10. Mai bezog Goethe das eigene Besitzthum, welches der Herzog durch einen nur halbfreiwilligen Tausch für seinen Freund von dem früheren Besitzer Bertuch erworben, ein Gärtchen vor dem Thore an der Ilm mit einem einfachen Hause, anmuthig gelegene, aber höchst beschränkte Räumlichkeiten, welche der Dichter neun Jahre hindurch Sommer und Winter bewohnte.

Im Februar 1776 veranstaltete Goethe unter der Form, den Dichter Bürger zu einer Fortsetzung seiner Uebersetzung Homers zu befähigen, eine Unterzeichnung zu dessen Unterstützung, welche 65 Louisdors ertrug. Für den bedrängten Jung brachte er durch den Druck von dem Anfang der Lebensgeschichte desselben („Stillings Jugend") eine Unterstützung von 30 Louisdors zusammen. Auch Lenz folgte im März Goethes Sonne nach Weimar, der schlimmste jener Genies, welche bei den Weimarer Hofleuten und Philistern übel angeschrieben waren und von denen man noch lange nachher zu klatschen wußte, wie sie von dem Legationsrath Bertuch als Schatzmeister des Herzogs gekleidet und gefüttert worden seien. „Lenz machte alle Tage regelmäßig seinen dummen Streich" (Wieland) und beging zuletzt eine „Eselei" (Goethe), welche im Herbst seine plötzliche Entfernung bewirkte. Auch Goethe's Landsmann, Lenzens Geistesverwandter, Klinger, erschien 24. Juni in Weimar; wenn auch weniger fremdartig als Lenz, behagte er dem weimarer Kreis

nicht und verließ die Stadt im Oktober wieder. Vater Gleim traf von Halberstadt zum Besuche ein; F. Leopold Graf Stolberg ward zum Kammerherrn ernannt; mit Herder waren Unterhandlungen im Gange. Die Unzufriedenheit der eingeborenen Weimaraner über diese Berufungen aus der Fremde, und über ihren Urheber, Goethe, äußerte sich, wie oben erwähnt, so laut, daß der Herzog für nöthig hielt, folgende sein Verfahren rechtfertigende Erklärung zu den Acten zu geben: „Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an anderem Orte gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch den Eintritt in's Amt viele verdiente Leute sich für zurückgesetzt erachten würden, so kenne ich erstens niemand in meiner Dienerschaft, der auf dasselbe hoffte, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesammten Unterthanen steht, nach Anciennität, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen vergeben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Collegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen; ich aber sorge und arbeite wie jeder andere, der seine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem Gewissen rechtfertigen zu können."

Die Einmischung Klopstocks in diese Verhältnisse ist bereits im ersten Band der zweiten Abtheilung dieses Werkes, S. 117. berichtet, auf welche Stelle wir daher verweisen.

Einen glücklichern Ausgang, als den Versuch, F. L. Stolberg nach Weimar zu ziehen, nahmen die Verhandlungen mit

Herder, dem das Amt eines weimar'schen Generalsuperintendenten und Oberhofpredigers angetragen war. Mit warmem Freundeseifer wußte Goethe die durch Herder's Charakter wie durch den Widerstand der eingeborenen Weimaraner und ihre Klatschereien („Herder besteige in bespornten Stiefeln die Kanzel") hervorgerufenen Schwierigkeiten zu beseitigen und ist auch ohne Dank von Herder bis über dessen Grab hinaus stets derselbe geblieben, für ihn und dessen Hinterbliebene zu wirken und zu sorgen.

Seine „Weltrolle" nahm Goethe ernster, als dieß Wort ursprünglich gemeint war. Er war wahrhaft Fürstenerzieher. Knebel hat es ausgesprochen, daß Karl August Goethe'n zwei Dritttheile seiner Existenz verdanke und der Kanzler v. Müller hat es hervorgehoben, wie viel Goethe beigetragen hat, den Sinn des Herzogs auf die technische Cultur des Landes zu richten, seine Neigung für Militär und Jagd zu mäßigen *). Zunächst verlebten beide Freunde die Wochen vom 18. Juli bis Mitte August 1776 in Ilmenau, mit Plänen beschäftigt, das alte Bergwerk wieder in Gang zu bringen und so dem entfernten verarmten Winkel des Landes neuen Aufschwung zu geben. Unter diesem Treiben wurde das Malen und Zeichnen wieder vorgenommen, auch gediehen kleine Gedichte, wie „Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung" und Lieder an Lili, („Angedenken du verklung'ner Freude"), an welche die Erinnerung durch ihre in diesen Tagen erfolgte Verlobung mit Hrn. von Türkheim lebhaft erweckt ward, und andre („dem Schicksal", 3. Aug. 1776 in Ilmenau niedergeschrieben) in

*) Die näheren Belege findet man in den gelegentlich der Septemberfeier von 1857 erschienenen und in den Bl. f. lit. Unterh. vom 22. Okt. 1857 verzeichneten Schriften.

welchem Goethe die neue Wendung seines Geschickes besang. Zu größeren Leistungen wurde Goethe durch das Liebhabertheater angeregt, welches, da seit dem Theaterbrande von 1774 für eine stehende Truppe kein Raum war, zuerst in den herzoglichen Zimmern des Schlosses, dann im Redoutensaal (seit 1779), im Sommer im Ettersburger Schloß, oder auch im Freien zu Tieffurt, Belvedere, Ettersburg stattfand. Als Schauspieler traten zuweilen der Herzog selbst und Prinz Constantin, dann Goethe, Knebel, Einsiedel auf; weibliche Rollen spielte Corona Schröter und Amalie Kotzebue, die Schwester des Dichters, spätere Frau Gildemeister. Als Componisten waren Corona Schröter und Seckendorff thätig. Im Herbst 1776 wurden die „Mitschuldigen" von Goethe aufgeführt, worin der Dichter selbst den Alcest, Corona die Sophie spielte. Im Oktober schrieb Goethe „die Geschwister", welches am 21. Nov. aufgeführt wurde; Goethe trat als Wilhelm, Amalia Kotzebue als Marianne auf. Das Stück „Lila oder die gute Frau" ward auf der Reise nach Leipzig und Dessau begonnen, welche Goethe und den Herzog den größten Theil des Decembers von Weimar fern hielt.

Wegen der geringen Charakterähnlichkeit harmonirten wenigstens von Anfang die herzoglichen Gatten wenig mit einander und zur Erheiterung der trübsinnigen Gemüthsstimmung der Herzogin war dieß Stück bestimmt, welches am 30. Januar, ihrem Geburtstag, aufgeführt wurde, und in seiner ursprünglichen Form nicht gedruckt ist. Die jetzige Fassung wurde 1778 gedruckt.

Noch fällt in dieß Jahr die Abfassung des Monodrama: „Proserpina".

Die vertrauten Briefe, welche Goethe am Schlusse des Jahres 1776 und am Anfang des folgenden an Merck und Lavater schrieb, drücken sein volles Glück und zugleich das Be-

wußtsein aus, daß dieser weimarische Aufenthalt mit seinen Geschäften und Zerstreuungen eine Stufe zu weitrer poetischer Entwickelung sei.

An diesem Gefühl des „reinen Glückes" hat offenbar, obgleich er an Merck nichts davon schreibt, das Verhältniß zu Frau von Stein einen hohen Antheil gehabt. Wir haben oben die Vermittelung der Bekanntschaft durch Zimmermann erwähnt; das Verhältniß selbst liegt in seinen verschiedenen Phasen offen vor, seit die Briefe Goethes an Frau von Stein, herausgegeben von A. Schöll, 1848—51, 3 Bände (Neue Ausg. 1857) gedruckt sind. Charlotte von Schardt, geb. 1742, seit 1764 vermählt mit dem herzoglichen Stallmeister Freiherrn von Stein-Kochberg, war 33 Jahre alt und Mutter von 7 Kindern, als Goethe sie zum erstenmale sah. Ihr Mann war von geringer geistiger Begabung und viel von Hause abwesend; er starb im Dec. 1793.

Sie selbst war schon als Hofdame der Herzogin Amalie eine der anmuthigsten Erscheinungen im Kreise dieser Fürstin gewesen. Mit feiner gesellschaftlicher Bildung vereinte sie klaren Verstand und wußte so an allen geistigen Anregungen des Hofcirkels Theil zu nehmen und zugleich mäßigend auf mancherlei Excentricitäten einzuwirken. Bei der Gährung, in welcher sich Goethe's Genius damals befand, war ein solcher Einfluß auf seine Werke von der wohlthätigsten Wirkung. Wir besitzen aus dem Jahre 1787 ein interessantes Zeugniß über Frau von Stein in dem Briefe Schillers an Körner, worin er sie eine „wahrhaft eigene interessante Erscheinung" nennt; ihr Gesicht habe einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen. Diese Frau, fügt Schiller hinzu, besitzt über tausend Briefe von Goethe und aus Italien hat er ihr noch jede Woche geschrieben. — In der That

wurde sie bald Goethe's „zweites Selbst", an das er alles richtet, die Vertraute seiner geheimsten Gedanken, seiner Sorgen und Leiden wie seiner Freuden; mit ihr beräth er seine Pläne, ihre Gegenwart macht das nichtige Getriebe, welches ihn oft quält, erträglich, ein freundlich Gesicht von ihr macht ihm die Anstrengung leicht &c.

Am 16. Juni 1777 erhielt Goethe die Botschaft von dem am 8. erfolgten Tode seiner Schwester, der ihn tief erschütterte, weil sie von der ganzen Familie seinem Herzen am nächsten gestanden hatte. In demseben Jahre wurde Wilhelm Meister begonnen und das erste Buch niedergeschrieben. Am 21. Sept. kam Merck zum Besuche nach Eisenach, wo er eine Woche mit Goethe und dem Herzog verlebte. Die neuen Bekannten sagten sich sehr zu; Merck lobte in vertrauten Briefen den Herzog und dieser bediente sich des Rathes des vielverständigen Kriegs-Rathes bei Einkäufen von Kunstwerken. Auch der zweite Besuch des alten Freundes, 5. Mai bis 26. Juli 1779, den wir vorgreifend hier erwähnen, wurde in den gleichzeitigen Tagebüchern Goethe's freundlichst gedacht: „Gute Wirkung von Mercks Gegenwart. Sie hat mir nichts verschoben, nur wenige dürre Schalen abgestreift und im alten Guten mich befestigt. Da er der einzige Mensch, der ganz erkennt, was ich thue und wie ich's thue und es doch wieder anders sieht wie ich, von anderm Standort, so gibt das schöne Gewißheit." Unbegreiflich, wie Goethe später durch den Beisatz: „Mephistofeles-Merck" die Wirksamkeit dieses Freundes auf ihn in ein so falsches Licht setzen konnte! In die Zeit vom 29. November bis 15. December 1778 fällt die „Harzreise im Winter". Das bekannte Gedicht dieses Titels verdankt seine Entstehung einem Ausflug, den Goethe zu so ungewöhnlicher Jahreszeit machte, theils um den wochenlangen Jagdstreifereien zu entgehen,

theils um die bergmännischen Anschauungen sich zu erwerben, welche er bei seinen Bemühungen um den Ilmenauer Bergbau oft vermißt, zunächst, um hülfreich einem Opfer der Empfindsamkeit beizustehen, der an den Verfasser des Werther dringend um Hülfe sich gewandt. Es war dieß Victor Leberecht Plessing, Sohn des Superintenden von Wernigerode (gest. 1806 als Prof. in Duisburg). Am 29. Nov. ritt Goethe nach Sondershausen, am 30. nach Ilfeld, am 1. Dec. nach Elbingerode. Am folgenden Tage besuchte er die Baumannshöhle und gelangte nach Wernigerode. Bei Plessing führte er sich als Maler aus Gotha ein, und dessen Benehmen machte ihm auch keine Lust, diese Maske fallen zu lassen. Am nächsten Morgen ritt er fort und widmete die folgenden 8 Tage dem Besuche der Bergwerke des Harzes: des Rammelsberges bei Goslar, der Caroline und Dorothea in Clausthal. Am 10. Dec. bestieg er mit einem Förster den schneebedeckten Brocken. Dann ging es über Andreasberg, Duderstadt, Mühlhausen durch Nebel und Koth nach Eisenach, wo er am 15. bei der Jagdgesellschaft wieder eintraf.

Bald bot sich Gelegenheit zu mehr materieller prosaischer Hülfleistung als bei Plessing. Erst durch die Veröffentlichung Schöll's: „Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 — 1786" (Weimar 1846) ist ein Verhältniß bekannt geworden, welches das oft gehörte Gerede von dem Mangel an Gemüth aufs glänzendste niederzuschlagen geeignet ist. Ein nicht ohne eigne Schuld verarmter Mann wandte sich von Gera aus an Goethe mit einer Bitte um Unterstützung. Er schien nach der Vorstellung, die sich Goethe aus den Briefen von ihm machte, derselben werth zu sein. Mit einem wohlwollenden Antwortschreiben, das mit den Worten beginnt: „Dem, der sich mit den Wellen herumarbei-

ret, ist wohl der schlimmste Herzensstoß, wenn der Willige nicht Kräfte genug hat, Alle zu retten, die der Sturm an seine Küste treibt", schickt er ihm eine „kleine Beihülfe". Er fuhr seitdem mit Zusendungen von Geld und Kleidungsstücken fort und suchte dem hypochondrischen Manne, der dem Selbstmorde nahe zu sein schien, Muth einzusprechen und Rath zu ertheilen. „Sie sind mir nicht zur Last", schreibt er am 23. Nov. 1778, „vielmehr lehrt mich's wirthschaften, ich vertändle viel von meinem Einkommen, das ich für die Nothleidenden sparen könnte. Und glauben Sie denn, daß ihre Thränen und ihr Segen nichts sind? Der, der hat, darf nicht segnen, er muß geben. Aber wenn die Großen und Reichen dieser Welt Güter und Rangzeichen austheilen, so hat das Schicksal dem Elenden zum Gleichgewicht den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht.... Hassen Sie die armen Menschenfreunde mit Clauseln und Cautelen nicht; man muß recht fleißig beten, um bei so viel widrigen Erfahrungen den jugendlichen guten Willen, Muth und Leichtsinn (die Ingredienzien des Wohlthuns) zu erhalten. Und es ist mehr eine Wohlthat von Gott, wenn er uns, da man selten was thun kann, einmal einen wirklich Elenden erleichtern heißt." Mit dem nächsten Jahre setzte er seinem Schützling 100, 1781 200 Thlr. jährlich aus. Noch höher als die Freigebigkeit und die Zartheit seiner Wohlthaten ist ihm die Geduld anzurechnen, welche Goethe auch dem Eigensinn und der falschen Empfindlichkeit seines Schützlings entgegensetzte. Weitere Mittheilungen aus dem Briefwechsel hat Lewes a. a. O. gegeben. Die Reihe der uns erhaltenen Briefe schließt 1783; Goethe erwähnt des Mannes in den Tages- und Jahresheften erst 1792.

Neujahr 1778 brachte wieder das bunteste Treiben: Schweinshatzen, Schlittenfahrten, Redouten, Theater ꝛc. Zum

diesjährigen Geburtstag der Herzogin ward das früher entworfene Lustspiel: „die Empfindsamen" als „geflickte Braut" aufgeführt; die jetzige Form als „Triumph der Empfindsamkeit" ist abgeschwächt und aller persönlichen Anspielungen entkleidet.

Im Sommer 1778 machte Goethe mit dem Herzog eine Reise über Dessau, wo er Behrisch wieder sah, nach Potsdam und Berlin.

Die Worte, mit welchen Goethe von dem Besuche in Potsdam spricht, lassen es unklar, ob die Reisenden Friedrich den Großen sahen oder nicht. Lewes (I. 483.) behauptet es und schmückt die Scene nach seiner Weise aus. Ebenso die „Abendzeitung" vom 14. Sept. 1857. Auch der sonst so genaue Gödecke (Grundriß II. 769) behauptet dasselbe. Die Stellen, wo Goethe von seinem Besuch spricht, sind: an Merck 5. Aug. 1778 (Briefe an J. H. Merck, von Goethe, Herder, Wieland &c. herausg. von Dr. K. Wagner. Darmst. 1835. S. 139): „Und dem alten Fritz bin ich recht nah worden, da ich hab' sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papagaien und zerrissene Vorhänge", und an Frau von Stein: Berlin vom 17. und 19. Mai und Potsdam vom 21. Mai. Ein einziger Blick auf die politische Geschichte des Jahres 1778 ergibt, daß wegen des bairischen Erbfolgekriegs Friedrich der Große am 4. April Potsdam, am 5. April Berlin verlassen hatte, seit dem 12. bei dem Heere in Schlesien war und erst am 27. Mai 1779 zurückkehrte, wo die Reisenden Potsdam bereits verlassen hatten. (Vergl. Bl. f. lit. Unterh. 1858. No. 46.)

Am 1. Juni trafen die Reisenden in Weimar wieder ein. Die Anschauung des Wörlitzer Parks bei Dessau hatte im Herzog den Wunsch rege gemacht, etwas Aehnliches bei Weimar zu schaffen. Nach Goethes Plan und Zeichnung wurde die Umgestaltung und Erweiterung des „Sterns" vorgenom-

men zu Parkanlagen, wie sie im Wesentlichen noch heute eine Zierde der Residenz bilden. Hier wurden manche Feste gegeben und auch auf dem Ettersburger Theater am 24. Okt., dem Geburtstag der Herzogin Amalie, das „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" aufgeführt, wobei Goethe die Rollen des Marktschreiers, des Haman und Mardochai übernahm.

Daneben gingen noch architectonische Studien für den Neubau des Schlosses und so ist es kein Wunder, daß Wilhelm Meister liegen blieb und nur wenige Scenen von Egmont (die zwischen Alba und seinem Sohne, sowie Alba's Monolog) geschrieben wurden. Das Tagebuch des Jahres 1778 schließt mit den Worten: „Viel Arbeit in mir selbst, zu viel Sinnens, daß Abends mein ganzes Wesen zwischen den Augenknochen sich zusammenzudrängen scheint. Hoffnung auf Leichtigkeit durch Gewohnheit. Bevorstehende neue Ekelverhältnisse durch die Kriegscommission. Durch Ruhe und Gewandtheit geht doch alles durch." Die Kriegsrüstungen wegen des bairischen Erbfolgekriegs *) hatten nämlich auch in Weimar das Bedürfniß gezeigt, diesen vernachlässigten Zweig der Staats-Verwaltung zu heben, und man wußte Niemand besserem, als dem großen Dichter die Kriegs- und Wegebau-Commission zu übertragen. Zwar wußte der Ordnungssinn, welcher bei Goethe in seltener Verbindung mit schöpferischer Dichterkraft lebte, ihn auch in dem neuen Gebiete heimisch zu machen, und sein hülfreicher, thatkräftiger Sinn fand auf den Dienstreisen im Weimarer Land lohnende Gelegenheit sich zu bethätigen, aber die Tagebuchblätter jener Zeit zeigen doch deutlich, wie er selbst fühlte, und um an

*) Brief an Merck, 18. März 1778! „Jetzt macht uns aber der eindringende Krieg ein ander Wesen, da unser Kahn auch zwischen den Orlogschiffen gequetscht werden wird."

die äußerste Grenze der Vielseitigkeit gelangt zu sein und gewissermaßen vor sich selbst und seiner poetischen Sendung die Uebernahme der neuen Last zu rechtfertigen suchte *). Es konnte nicht fehlen, daß immer neue Glieder an die Kette der Geschäfte sich anhängten. Bei der Bauart der Dörfer, die Goethe „einem zierlich und künstlich zusammengefügten Holzstoß" vergleicht, war eine Verbesserung der Feuerordnung und Löschanstalten dringendes Bedürfniß. Goethe veranlaßte den Herzog dazu und legte 1779 in Apolda, 1780 bei Ettersburg rüstig uud unerschrocken selbst Hand an und leitete die Bekämpfung ausgebrochener Brände. Dazwischen und zwischen Recrutenaushebungen und den Bitten hungernder Weber schritt Iphigenia vorwärts. Am 28. März 1779 war das Stück (in Prosa) vollendet; am 6. April fand die erste Aufführung statt. C. Schröter spielte die Iphigenia, Knebel den Thoas, Prinz Constantin den Pylades, Goethe den Orestes. Am 12. April wurde die Vorstellung wiederholt; bei der dritten am 12. Juli zu Ettersburg spielte der Herzog den Pylades. Dem Charakter der Iphigenie liegen Züge der Herzogin Luise zu Grunde; auf die Milde und Klarheit der Charakterzeichnung ist der Einfluß der Frau von Stein nicht ohne Wirkung geblieben. Im Jahre 1781 wurde die zweite Prosa-Bearbeitung der Iphigenie entworfen; die poetische kam bekanntlich erst in Italien zu Stande. Je mehr Goethe sich selbst zu reiner Kunstform läuterte, desto strenger wurde seine Anforderung, ohne Rücksicht auf das persönliche Band, welches ihn mit dem Verfasser verbinden mochte. So veranlaßte

*) vergl. das 20. der venetianischen Epigramme: Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen, Oehl gemahlt, in Thon hab' ich auch manches gedruckt, unbeständig jedoch und nichts gelernt noch geleistet. Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah: Deutsch zu schreiben. — —

Jacobi's Woldemar Goethe zu einem Auto-da-fe, welches das gute Vernehmen ernstlich störte, so wurde Wieland nicht verschont und später unter Lavater's Existenz „ein großer Strich gemacht". — „Der Grimm und die Herbigkeit, welche das Halbgute verfolgen," sollten später in den Xenien sich ganz entfesseln. — Das Verhältniß zum Herzog brachte neue Sorgen. Eine leidenschaftliche Neigung des Herzogs zur Gräfin Werthern auf Neunheiligen, einer Schwester des nachmaligen preußischen Ministers Freiherrn von Stein, ließ Goethe eine Entfernung desselben wünschen. Eine Reise nach der Schweiz erschien als das passendste Auskunftsmittel. Den Reisevorbereitungen verdanken wir eine Selbstschau Goethes, welche in ihrem Ernst und ihrer Einfachheit wahrhaft erhaben ist: „Zu Hause aufgeräumt, meine Papiere durchgesehen und alle alten Schalen verbrannt. Andre Zeiten, andre Sorgen! Stiller Rückblick auf's Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wißbegierde der Jugend; wie sie überall umherschweift, um etwas Befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheimnissen, dunkeln, imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe; wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen, und bald wieder habe fahren lassen; wie eine Art von demüthiger Selbstgefälligkeit durch alles geht, was ich damals schrieb; wie kurzsinnig in menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe; wie des Thuns, auch des zweckmäßigen, Denkens und Dichtens gar wenig, wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenschaft gar viel Tage verthan; wie wenig mir davon zu Nutze kamen, und da die Hälfte des Lebens nun vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nur dastehe, wie einer, der sich aus dem Wasser rettete und den die Sonne wohlthätig anfängt abzutrocknen. Die Zeit, daß ich im Treiben der Welt bin, seit

Oktober 1775, getrau ich noch nicht zu übersehen. Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst soviel im Wege stehen, lasse uns von Morgen zu Abend das Gehörige thun, und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge, daß man nicht sei wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zu viel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die sich auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden."

Am Nachmittage seines Geburtstages sagte ihm der Herzog seinen Titel als Geheimrath — „wie er's denn", scherzte Wieland, „vorhin schon allezeit war". Das Ernennungsdecret ist am 5. Sept. ausgestellt; eine Gehaltserhöhung von 200 Thlr. erhielt er erst im nächsten Jahre. Goethe hat sein vertrautes Verhältniß zum Herzog nie benutzt, um dessen Freigebigkeit für sich auszubeuten, vielmehr bedeutende Ausgaben, die seine Stellung erforderte, aus seinem Vermögen bestritten, während der Herzog den Seckendorff, Einsiedel und Kalb Spielschulden bis zu 600 Thlrn. bezahlte. Gleichwohl muß Wieland berichten: „Der Haß der hiesigen Menschen gegen unsern Mann, der im Grunde doch keiner Seele leid gethan hat, ist, seitdem er Geh. Rath heißt, auf eine Höhe gestiegen, die an die stille Wuth grenzt"; und selbst Schiller, als er Goethe noch nicht näher getreten war, ließ sich, da er während Goethe's italienischer Reise zum erstenmal in Weimar sich aufhielt, durch die eigne Bedrängniß und jene Einflüsterungen zu dem Ausspruch verleiten: „daß Goethe Andre wie Lastthiere für sich schwitzen lasse und in Italien seine Besoldung für Nichtsthun verzehre", — ein neuer Beweis, daß man aus brieflichen Aeußerungen nicht auf den Charakter, sondern höchstens auf die augenblickliche Stimmung des Schreibers schließen darf! Am

12. Sept. reisten der Herzog, Goethe, der Oberforstmeister von Wedel mit wenig Gefolge und Dienerschaft incognito und ohne bekannten Reiseplan von Weimar ab. In Cassel wurde Georg Forster aufgesucht, in Frankfurt konnten sich Goethe's Aeltern in der Freude, den Sohn auf der höchsten Ehrenstufe angelangt zu sehen, welche damals ein Bürgerlicher in Deutschland erreichen konnte.

Am 25. Sept. sah er Friederike in Sesenheim, am 26. Lili *) als Gattin und Mutter und freute sich ihres Glücks, in Emmendingen besuchte er das Grab der Schwester. — Dann ging es über Basel, Biel, Murten nach Bern und in's Berner Oberland (9. Okt.). Ueber Bern und Neuenburg gelangten sie am 22. Okt. nach Lausanne, von Nyon aus wurde der Jura besucht und die höchste Spitze: Dôle, erstiegen, in Genf machten die Reisenden die Bekanntschaft Saussure's, der trotz der vorgerückten Jahreszeit eine Reise in die Savoyer Eisgebirge entwarf, an welcher Wedel indeß keinen Antheil nahm. In S. Moritz im Wallis trafen der Herzog und Goethe wieder mit Wedel und dem Gepäck zusammen, doch nur, um sich sogleich wieder von ihm zu trennen, und den bei der vorgerückten Jahreszeit (12. November) höchst beschwerlichen und gefährlichen Weg über den Gotthard am Rhonegletscher vorbei zu Fuße zurückzulegen. Abermals war er auf der Höhe des Gotthard am Scheidewege und abermals wandte er dem Lande seiner Sehnsucht, Italien, den Rücken zu, „doch nur in der festen Hoffnung, nicht zu ster-

*) In den Briefen an Frau von Stein nennt er sie einen „schönen Grasaffen". Dieser Ausdruck, welcher auch im Faust vorkommt, gilt von Straßburg bis Basel und bedeutet dort ein altkluges Mädchen, was allerdings mehr zu dem Sinne paßt, in dem es Mephisto von Gretchen braucht, als wie es hier angewandt ist.

ben, ohne es gesehen zu haben". Ueber Luzern reiste die nunmehr vereinigte Reisegesellschaft nach Zürich, wo sie bis zum 3. Decbr. verweilte. Noch war Goethe's Zusammensein mit Lavater ungetrübt und die Freundschaft wurde noch nicht durch die gelegentlich Lavaters poetischer Bearbeitung der Offenbarung Johannis hervortretende Meinungsverschiedenheit in religiösen Dingen beeinträchtigt. Am 8. Dec. nahmen sie am Rheinfall bei Schaffhausen von Schweizerboden Abschied und schon am 20. sandte Goethe eine Frucht der Schweizerreise, das Singspiel Jery und Bätely, an seinen Jugendfreund Christoph Kayser nach Zürich zur Composition. Wenn gleich der Localton trefflich wiedergegeben ist, so entbehren doch die Personen, „edle Naturen in Bauernkleidern", alles charakteristischen Lebens und rechtfertigen das Geständniß des Dichters, daß er damit bloß musikalischen und theatralischen Effect erzielt. Die Rückreise aus der Schweiz ging über Stuttgart, wo bei einem Feste der Karlsakademie Goethe und Schiller sich zum erstenmale sahen, Karlsruhe, Mannheim, Darmstadt nach Frankfurt. Der Aufenthalt an den zahlreichen Höfen sagte dem Herzog besser zu, als dem Dichter, der unter den ihm innerlich fremden Menschen die gute Wirkung der Schweizerreise einzubüßen fürchtete. Am 13. Januar 1780 trafen die Reisenden nach einer Abwesenheit von vier Monaten in Weimar wieder ein. Beim nächsten Johannisfeste ließen der Herzog und Goethe sich in den Freimaurerorden aufnehmen. Im Sommer 1780 schrieb Goethe an Lavater: „Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich theurer uud darin wünsch' ich's den größten Menschen gleich zu thun und in nichts Größerem. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis

mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles andre und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen; ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der babylonische Thurm bleibt stumpf und unvollendet. Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott die Kräfte bis hinauf reichen." Die Kräfte hatten freilich viel zu bewältigen. Neben den Geschäften und Reisen mit dem Herzog, beschäftigten ihn Besuche alter Freunde, wie Merck's, Gotter's, Behrisch's in Weimar, neben den poetischen Arbeiten auch Sammlungen für eine Geschichte des Herzogs Bernhard von Weimar, welche schließlich nicht zu Stande kam, und Naturstudien. Nicht nur fällt in diese Zeit der Gedanke, „das Weltall" zu schreiben, sondern auch mineralogische und anatomische, zumal osteologische Studien, elche dann wieder das Zeichnen hervorsuchen ließen. Daran knüpfte sich in Gemeinschaft mit dem Herzog das Sammeln von Kupferstichen, welches Goethe's kunstgeschichtlichen Kenntnisse erweiterte.

Für seinen Jugendfreund, den schon erwähnten Musiker Kayser, erwirkte er vom Herzog ein Reisestipendium nach Wien, für H. W. Tischbein die Fortsetzung seiner Studien in Rom.

Für das Theater zu Ettersburg schrieb Goethe nach aristophanischen Anregungen: „die Vögel", welche am 18. Aug. 1780 aufgeführt wurden, wobei der Dichter den „Treufreund" spielte. Die poetische Laune verließ ihn auch dann nicht, wenn er sich im Winter 1780/81 durch die Hofvergnügungen, welche durch zahlreiche fürstliche Besuche belebt wurden, genöthigt sah, wie er an Lavater schreibt; „im Dienste der Eitelkeit die Feste der Thorheit zu schmücken und mit Maskenzügen und glänzenden Erfindungen oft eigne und fremde

Noth zu übertäuben." So zu Weihnachten 1780 für die Herzogin Mutter das „Neueste von Plundersweilern", zum Dreikönigstage (6. Januar 1781) das Gedicht Epiphanias xc. So gingen denn die Arbeiten an dem ersten, prosaischen Entwurf des „Tasso", von dem am 13. Okt. 1780 die ersten Scenen niedergeschrieben wurden, und an „Wilhelm Meister" nur langsam vorwärts, und da so lange keine Veröffentlichung erfolgt war, so konnte Küttner in seinen „Charakteren deutscher Dichter und Prosaisten" 1781 Goethe unter die verschollenen Berühmtheiten rechnen.

Der Prinzessin Leonore im Tasso sind Züge der Frau von Stein geliehen; Graf und Gräfin im „Meister" spiegeln Graf und Gräfin Werthern zu Neunheiligen wieder. Von der immer ernster sich gestaltenden Stimmung des Dichters in seiner Betrachtung der menschlichen Verhältnisse legen viele Aeußerungen dieser Zeit Zeugniß ab. In seiner Heimat waren dem Dichter die Gegensätze eines verschwenderischen Hofes und eines darbenden Volkes unbekannt gewesen; wir haben oben an manchen Beispielen gezeigt, wie vernachlässigt in vielen Beziehungen Stadt und Land war und wie die Anregung zu zahlreichen Verbesserungen von Goethe ausging. Der Gegensatz der Zustände, wie er sie im Lande und an den Höfen zu Weimar, Gotha, Meiningen fand, veranlaßte ihn zu folgender Aeußerung an Frau von Stein: „So steige ich durch alle Stände aufwärts, sehe den Bauersmann der Erde das Nothdürftige abfordern, das doch auch ein behäglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich schwitzte. Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern. Und so geht's weiter, und wir haben's soweit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird,

als unten in Einem beigebracht werden kann." Aus demselben bürgerlichen Sinne entsprangen denn folgende Aeußerungen über den Herzog, die er der Frau v. Stein schrieb: „Die Knoten im Strange seines Wesens sind der ruhigen gleichen Aufwickelung des Fadens sehr hinderlich. Mich wundert nun gar nicht mehr, daß Fürsten meist so toll, dumm und albern sind; nicht leicht hat einer soviel gute und verständige Menschen um sich und zu Freunden wie er, und doch will's nicht nach Proportion vom Flecke, und ehe man sich's versieht, guckt das Kind und der Fischschwanz wieder hervor. Das größte Uebel hab' ich auch bemerkt. So passionirt er für's Gute und Rechte ist, so wird's ihm doch weniger darinnen wohl, als im Unschicklichen; es ist ganz wunderbar, wie verständig er sein kann, wie viel er einsieht, wie viel er kennt, und doch, wenn er sich etwas zu Gute thun will, so muß er etwas Albernes vornehmen und wenn's das Wachslichtzerknaubeln wäre. Leider sieht man daraus, daß es in der tiefsten Natur steckt und daß der Frosch fürs Wasser gemacht ist, wenn er gleich eine Zeitlang sich auch auf der Erde befinden kann." —

Und später schreibt er über eine Jagd, die der Herzog bei Eisenach gab: „Der Herzog ist vergnügt und gut, nur find' ich den Spaß zu theuer; er füttert 80 Menschen in der Wildniß, plagt und ennuyirt die Seinigen und unterhält ein paar schmarutzende Edelleute aus der Nachbarschaft, die es ihm nicht danken. Und das Alles mit dem besten Willen sich und andre zu vergnügen. Gott weiß, ob er lernen wird, daß ein Feuerwerk am hellen Mittag keinen Effect macht. Ich mag nicht immer der Popanz sein und die andern fragt er weder um Rath, noch spricht er mit ihnen was er thun will." In dem im Jahre 1783 verfaßten herrlichen Gedichte: „Ilmenau am 3. September

1783" *), — um hier gleich alle Zeugnisse für Goethe's Verhältniß zum Herzog in dieser Zeit zusammenzufassen — sagt der Dichter:

Noch ist bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrthum eine Leidenschaft.

und schließt mit der Mahnung:

So wandle du, der Lohn ist nicht gering,
Nicht schwankend hier, wie jener Sämann ging,
Daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
Hier auf den Weg, dort zwischen Dornen fiel;
Nein, streue klug wie reich, mit männlich-steter Hand,
Den Segen aus auf ein geackert Land;
Dann laß es ruhn; die Ernte wird erscheinen
Und Dich beglücken und die Deinen.

Wir glauben im Vorhergehenden genug Material zur Schilderung des Weimar'schen Treibens gegeben zu haben, um uns jetzt auf einige wichtigere Thatsachen beschränken zu können. Am 1. Juni 1782 zog er in die nach weimarischem Maaßstabe „geräumige und prächtige" Stadtwohnung am Frauenplan ein; wenige Tage darauf erhielt er auf des Herzogs Veranlassung von Kaiser Joseph das Adelsdiplom, „ohne in seinen Gedanken damit weiter etwas zu haben, als was er längst besessen". Am 11. Juni wurde er nach Entlassung des Kammerpräsidenten von Kalb factisch an dessen Stelle berufen, ohne den Titel zu führen, und konnte nicht ablehnen, obgleich er im „Sänger" mit: „die goldne Kette gib mir nicht" poetische Einsprache gegen die neue Amtsbürde erhob. Für die Tieffurter Naturbühne schrieb er das Sing-

---

*) „Die markige Gestalt aus altem Heldenstamme" ist Knebel, der „Andre mit den feingestalten Gliedern" Seckendorff.

spiel, „die Fischerin"*), welches am 22. Juli aufgeführt, am 18. Sept. wiederholt wurde. Noch fällt in dieß Jahr die Versöhnung mit Fritz Jacobi gelegentlich der Uebersendung der Iphigenie, die neue Bearbeitung Werthers, wobei das Verhältniß zwischen Albert und Lotte, dessen frühere Schilderung das Kestner'sche Ehepaar verletzt hatte, gemildert, und die Geschichte des Bauernburschen, der aus Eifersucht einen andern Knecht erschlägt, eingeschaltet wurde; endlich die Ordnung der Correspondenz der letzten 10. Jahre, zum Zeichen, daß ein innerer Abschluß erfolgt war. Gegen Weihnachten machte Goethe mit dem Herzog eine Reise nach Leipzig, wo er unter Oeser's Beihülfe Kunststudien trieb. Mit Anfang des Jahres 1783 hatte Goethe aufgehört „Großmeister der Affen" zu sein. Nicht einmal bei der Taufe des Erbprinzen am 5. Febr. und den darauf folgenden Feierlichkeiten ließ Goethe's Muse neben Herder's Predigt und Wieland's Cantate sich vernehmen. Auf den Herzog übte die Vaterschaft einen klärenden wohlthätigen Einfluß und das Verhältniß der Gatten zu einander gestaltete sich besser. Größere Arbeiten traten in den Vordergrund. Die Tragödie Elpenor, 1781 entworfen, wurde im März 1783 bis zum Schluß des zweiten Actes geführt. Am 12. Nov. 1783 wurde das vierte Buch von Wilhelm Meister zu Ende geführt. Schwerer als früher drückte jetzt die Last der Geschäfte auf ihn, zumal da die Leitung der Finanzen ihn manchmal in persönlich peinliche Stellungen zum Herzog selbst brachte, der sich nur schwer in seinen Ausgaben einem festgesetzten Status fügen konnte. Erfreulicher war der Zweig seiner Thä-

**) Der Fischerin ist bekanntlich der Erlkönig einverleibt. Goethe hat den Stoff desselben Herder's „Stimmen der Völker" (1777—78) entlehnt. (Buch IV, No. 11 und 14.) Herder hat aber irrthümlich Ellekinge, Elfenkönig, mit Erlkönig übersetzt.

tigkeit, welcher mit den Naturstudien zusammenhing. Am 24. Febr. 1784 wurde der neue Johannisschacht in Ilmenau eröffnet. Mehrere Sommer nacheinander wurden mineralogische Reisen unternommen: Im Sept. 1783 mit dem zehnjährigen Fritz von Stein nach dem Harz, Göttingen und Cassel, wo er mit Sömmerring und G. Forster wieder zusammentraf, 1784 abermals in den Harz mit dem Maler Kraus, welcher charakteristische Zeichnungen von den Felsarten entwarf, 1785 mit Knebel in den Saalgrund, ins Fichtelgebirge, nach Karlsbad und ins Erzgebirge. Neben der Mineralogie begann auch die Botanik Goethe's Interesse anzuziehen; theils studierte er die Linné'sche Systematik und sammelte Pflanzen, theils begann er in physiologischem Sinne seine Forschungen über Metamorphose der Pflanzen. In ähnlichem Sinne eine Schematisirung manchfacher Erscheinungen bezweckend war sein unter Loder's Anleitung betriebenes osteologisches Studium auf einen allgemeinen Knochentypus gerichtet.

In's Jahr 1784 fällt seine Entdeckung des Zwischenkieferknochens und seine Abhandlung darüber.

Indeß war am Weimarer Hof das jugendliche Feuer etwas aufgebrannt; der Herzog selbst war ernster geworden; an die Stelle des Liebhabertheaters trat 1784 die stehende Truppe eines Wiener Unternehmers, Bellomo, welcher Winters in Weimar, Sommers in Lauchstädt spielte. Für diese und zur Composition für seinen Freund Kayser schrieb Goethe ein Singspiel: Scherz, List und Rache, in italienischem Styl, welches aber keinen Beifall fand, „indem ein solcher frecher Betrug, wie hier vorgestellt ist, für einen rechtlichen Deutschen keinen Reiz hat“, und weil die Personen mehr den stehenden italienischen Masken nachgebildet als zu wirklichen Charakteren entwickelt waren. Im Novbr. 1785 wurde das

sechste Buch des Wilhelm Meister vollendet. Vielleicht hat die Bekanntschaft mit der Fürstin Amalia Galycin geb. Gräfin Schmettau, welche in Hemsterhuys' und Fürstenberg's Begleitung im Sommer 1785 zweimal Weimar berührte, den Anstoß zu den „Bekenntnissen einer schönen Seele gegeben", welche jetzt den Inhalt dieses Buches ausmachen. Bekanntlich sind die Lebensschicksale der Fräulein von Klettenberg zu Grunde gelegt, und indem wir wegen der einzelnen Beziehungen auf Dr. J. M. Lappenberg's „Reliquien der Fräulein Suſ. Kath. von Klettenberg", Hamburg 1849, verweisen, stehen hier nur folgende Nachweisungen: „Narciß" ist Dr. Joh. Daniel (von) Olenschlager; „Philo" ist Friedrich Karl von Moser; „der Oberhofprediger" ist der Senior Dr. Joh. Phil. Fresenius; der „adelige Apostel" ist Friedrich von Bülow-Plüskow u. s. w. Es scheint beinahe, daß Goethe nach seiner Weise mit diesen „Bekenntnissen" mit dem ganzen pietistischen Ideenkreise seiner Jugend abschließen wollte, denn seine damalige Richtung lag weit davon ab. Auf Veranlassung des Streites zwischen Jacobi und Mendelssohn über Lessing's Spinozismus hatte Goethe, soweit seine zersplitterte Zeit und der ihm abgehende Sinn für philosophische Erörterungen gestattete, die Schriften Spinoza's studirt, „Ich kann nicht sagen", bekennt er in Bezug auf Spinoza am 9. Juni 1785, „daß ich jemals die Schriften dieses trefflichen Mannes in einer Folge gelesen habe, daß mir jemals das ganze Gebäude seiner Gedanken völlig überschaulich vor der Seele gestanden hätte. Meine Vorstellungs- und Lebensart erlauben's nicht. Aber wenn ich hineinsehe, glaub' ich ihn zu verstehen, das heißt: er ist mir nie mit sich selbst im Widerspruch und ich kann für meine Sinnes- und Handlungsweise sehr heilsame Einflüsse daher nehmen." Er erkannte schon damals, wie er später (1827)

in den Gesprächen mit Eckermann äußerte, daß das Freundschaftsverhältniß zu Jacobi nicht auf gleichartiger Sinnesweise beruhte. Mit Friedrich Leopold von Stolberg, welcher 1784 auf der Durchreise kurze Zeit in Weimar verweilte, verkehrte Goethe in altfreundschaftlicher Weise; dagegen löste vielleicht gerade das Zusammensein unter einem Dache (18. Juli 1786 in Weimar) das Verhältniß zu Lavater, welches ursprünglich weit inniger als das zu Stolberg gewesen war, aber schon seit 1781 durch das immer schroffer sich entwickelnde, pfäffische Wesen Lavater's, seinen Hochmuth und seine Unduldsamkeit getrübt war. 1781 bekannte Goethe sich als „decidirten Nichtchristen", 1782 machte Lavater's ihm übersandter Pontius Pilatus einen „widrigen" Eindruck auf ihn und in den Briefen dieses Jahres kommt die Stelle vor: „ich fühl' erst jetzt, wie weit wir auseinandergekommen sind; ich kann dir nichts schreiben." Goethe. Endlich nach jenem Zusammensein in Weimar schreibt Goethe an Frau von Stein in Karlsbad: „Kein herzlich vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. — — Ich habe unter seine Existenz einen großen Strich gemacht." 1796 schreibt Goethe an Schiller über Lavater: „Es kostet dem Propheten nichts, sich bis zur niederträchtigsten Schmeichelei erst zu assimiliren, um seine herrschsüchtigen Klauen nachher desto sicherer einschlagen zu können" (Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, Ausgabe von 1856. I. 225). Nochmals legte er an ein größeres Werk die Hand, aber von dem epischen Gedicht: „die Geheimnisse" wurden 1784—85 nur fünfzig Stanzen fertig. Es blieb Fragment und alle früheren großen Entwürfe, wie Iphigenie, Tasso und Faust, blieben liegen. Goethe's Schöpferkraft war gelähmt, seinem Innern fehlte es an Harmonie; Zeit und Stimmung wurden zersplittert und zerrissen,

die Sehnsucht nach Italien hatte sich bis zur Krankheit gesteigert. Dort hoffte er in dem Genuß der Natur, in dem Studium der Kunstwerke, in freier Muße den Abschluß seiner Bildung und den Antrieb zu neuen Schöpfungen zu finden. Der Herzog billigte den Reiseplan und ließ ihm jede Förderung angedeihen. So wurde denn im Sommer 1786 statt neuer Werke dem deutschen Publicum die erste Ausgabe gesammelter „Schriften", unter Wieland's und Herder's Beihülfe, dargeboten, welche bis 1790 in 8 Bänden bei Göschen in Leipzig erschien. Am 24. Juli reiste Goethe nach Karlsbad ab, und von dort entwich er am 3. Sept morgens 3 Uhr nach Italien zu. Außer dem Herzog war nur Frau von Stein in's Geheimniß gezogen; selbst Herder, der gleichfalls in Karlsbad anwesend war, erfuhr nichts. Dafür war Herder nebst der Frau von Stein und Knebel bevorzugt durch die Reiseberichte, welche in ihrer Frische und Ausführlichkeit, obgleich in der letzten Redaction manchfach beschnitten, ein so anschauliches Bild des italienischen Aufenthaltes geben, daß wir hierüber lediglich auf die „Werke" verweisen. Nur wenige Bemerkungen seien uns gestattet. Wir haben früher der Eigenthümlichkeit des Goethe'schen Genius gedacht: „nur Selbsterlebtes poetisch zu gestalten". Solche Anregung fehlte in Italien; desto geeigneter war der Aufenthalt in dem klassischen Lande, die mancherlei Entwürfe, welche, einer den andern verdrängend, durch solche Anregungen früher hervorgerufen worden, durchzugehen und die lebensfähigen weiter zu entwickeln. Zu einer zweiten Bemerkung veranlaßt uns ein gleich anzuführendes Urtheil Niebuhr's, nämlich, daß die ohnedieß unpolitische Natur Goethe's zumal damals bei vollkommen darniederliegendem nationalen Leben und dem Schlafe der in hergebrachten Formen willkührlich patriarchalisch fortregierten Staaten keine Veranlassung

zu Betrachtungen über die Lage des Volkes finden konnte. B. G. Niebuhr, der große römische Geschichtschreiber, eine der Goethe'schen diametral entgegengesetzt angelegte Natur, schreibt, freilich unter dem Eindruck der damals über den Weimarer Aufenthalt Goethe's gültigen Ansichten, am 16. Febr. 1817 (Lebensnachrichten rc. II. Band.):

„Es scheint mir, als ob es Goethe'n selbst wie Manchem geht, die sich mit Liebhabereien wissen, wofür ihnen gerade der Sinn versagt ist. Ich möchte glauben, daß Goethe für bildlich darstellende Künste gerade gar keinen Sinn hat, d. h. kein Licht, was aus ihm selber leuchtend, ihm unabhängig vom Geschmack der Zeit, noch weniger gegen diesen, das wahrhaft Schöne zeige, oder wenn er diese Gabe als Jüngling zu Straßburg hatte, so ist sie ihm in der unseligen Zeit verloren gegangen, deren Erzählung er übersprungen ist, während des Weimarer Hoflebens bis zur italienischen Reise, und wiederhergestellt hat sie sich nicht, davon zeugt „Winkelmann und sein Jahrhundert", „Hackert's Leben", die „Propyläen", die Kunstaufgaben und Kunstartikel in der Literaturzeitung, ohne von „Rhein und Main" zu reden. — Ein andres ist die ganze Stimmung, worin er nach Italien kommt und in Italien wandelt. Diese ist höchst merkwürdig. Wenn man so eine ganze Nation und ein ganzes Land bloß als eine Ergötzung für sich betrachtet, in der ganzen Welt und Natur nichts sieht, als was zu einer unendlichen Decoration des erbärmlichen Lebens gehört; alles geistig und menschlich Große; alles, was zum Herzen spricht, wenn es da ist, vornehm beschaut; wenn es zum Entgegengesetzten verdrängt und überwältigt worden, sich an der komischen Seite des letzten ergötzt. Mir ist das eigentlich gräßlich. Ich weiß wohl, daß ich in das andre Extrem gehe, daß mein politisch historischer Sinn sich schon

mit dem befriedigt fühlt, wofür Goethe keinen Sinn hat, daß ich in Moor und Heide bei freien Bauern, die eine Geschichte haben, vergnügt lebe und keine Kunst vermisse. Aber die Wahrheit liegt nicht immer in der Mitte, obgleich allemal zwischen zwei Extremen. Der jugendliche Goethe gehörte auch mehr in das Rom des fünften Jahrhunderts der Stadt als in das der Cäsaren; mehr in das Deutschland Luthers und Dürers, als in das des achtzehnten Jahrhunderts; mehr in Dante's oder Boccaccio's Florenz, als in das Ferdinand's III., oder vielmehr er gehörte ganz dorthin, als er Faust und Götz und seine Lieder sang. Welcher Dämon verführte ihn auch, dem achtzehnten Jahrhundert gerecht sein zu mögen? Aus dieser italienischen Reise ging der Großkophtha hervor und was sonst alles in ihm die große und heilige Natur verhüllt zeigt. Goethe hat Behagen an Venedig, aber er sieht in der Prozession des Doge und Senats nicht das Abbild der alten Größe, der zahllosen großen und klugen Männer, sondern nur einen Theaterzug. Uebrigens ist es seltsam, wie er das herrlichste meist nicht gesehen hat, oder wenn er es sieht, es ihm im zweiten Range steht."

Mit dem Anfang und Ende des eben angeführten Urtheils von Niebuhr stimmt die vollkommen richtige Bemerkung Adolf Stahr's über Goethe's Schilderung von Palermo überein. (Ein Jahr in Italien. Oldenburg 1848. II. 143): „Die G'sche Schilderung von P. und seinen Umgebungen ist sehr mangelhaft und gibt durchaus kein genügendes Bild dieser einzigen Stadt. Zunächst fällt es unangenehm auf, wenn man sieht, wie er gerade die einzelnen monumentalen Vertractheiten, z. B. den abenteuerlichen Brunnen mit seiner Menagerie von Amphibienköpfen auf Piazza Bologni ausführlich beschreibt, während er von den herrlichen Bauten der Martorana, der Capella Palatina und dem wenig-

stens in seinen antiken äußeren Theile vortrefflichen Dome mit dem prachtvollen Platze, sowie von dem Reichthum der Mosaikgemälde fast nichts zu melden hat. Schon sein Gesammturtheil über die Bauart Palermo's, welche er der von Neapel gleich nennt, ist durchaus unrichtig. Wo muß er nur die klugen Augen gehabt haben? Von der in ihrer Art einzigen arabischen Burg der Zisa sagt er auch nur Ungenügendes, ja Falsches.

Er erzählt, daß er nach Monreale gefahren sei und erwähnt die albernen Roccocobrunnen auf der dahin führenden Straße, und von dem Wunderwerk der majestätischen Kathedrale mit ihren kolossalen antiken Prachtsäulen, ihren riesigen Mosaiken, ihren kühnen Bögen, ihren kunstvollen Erzthüren, endlich von der märchenhaften Schönheit des wundervollen Klosterhofes, in dessen Säulenhallen eine ganze Welt altchristlicher Kunst lebt, sagt er nicht einmal, daß er sie gesehen. — Er fährt nach der Bagaria, wo vom Gipfel des Aussichtspunktes in der Villa Valguarnera sich ein Panorama von unendlicher Schönheit aufthut und — er verwendet den ganzen Tag zur Verzweiflung seines treuen Kniep dazu, die wahnschaffenen Ausgeburten eines verrückten Hirns zu betrachten, zu schematisiren, zu klassifiziren, um von dem Unsinn einen Begriff zu geben."

Die literarischen Früchte des Aufenthaltes Goethe's in Italien sind ein Beweis, daß nicht die Zerstreuungen in Weimar allein der Grund seiner geringen Production bedeutender Dichterwerke waren, sondern daß der Grund davon tiefer in seiner Natur lag. Zwar brachte er die metrische Bearbeitung der Iphigenie und den Egmont (am 5. Sept. 1787 *) vollendet, aus Italien zurück, aber dazwi-

*) Gelegentlich Iffland's erstem Gastspiel in Weimar 1796 nach Schillers Bearbeitung zuerst aufgeführt.

schen fielen die nie ausgeführten Entwürfe der Nausikaa und der Iphigenie in Delphis und die Studien über Pflanzenmetamorphose und Urpflanze von Padua bis Palermo, der durch die Kunstschätze des Landes angeregten receptiven wie activen Kunstbestrebungen nicht zu gedenken. Es begannen die Studien über Farbenlehre und neben den hier vollendeten Singspielen „Erwin und Elmire" (Ende 1787) und „Claudine von Villabella" (Febr. 1788) wurde an Faust, Wilhelm Meister und Tasso gearbeitet. Das Facit aus seiner italienischen Reise zog Goethe mit den Worten: „daß er von einer ungeheuern Leidenschaft und Krankheit geheilt, wieder zum Lebensgenuß, zum Genuß der Geschichte, der Dichtkunst, der Alterthümer genesen sei und Vorrath auf Jahre auszubilden und zu completiren habe;" mit der Ueberzeugung, „daß er eigentlich zur Dichtkunst geboren sei und hinfort dieß Talent auszubilden habe" (22. Febr. 1788).

Daraus folgte denn der Brief an den Herzog, worin der Dichter das Ergebniß des italienischen Aufenthaltes für seine innere Entwickelung aussprach und den Wunsch ausdrückte, in seine amtlichen Verhältnisse nicht mehr einzutreten: „Mein Verhältniß zu den Geschäften ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden; lassen Sie nun ein neu Verhältniß zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen hervorgehen. Ich darf wohl sagen, ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden. Aber als was? Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und nutzen. —— Lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maaß meiner Existenz ausfüllen, so wird meine Kraft, wie eine neu geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe, nach Ihrem Willen, leicht da oder dorthin zu leiten sein. Schon sehe ich, was mir die Reise genützt, wie sie mich aufgeklärt und meine Exi-

stenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen haben, sorgen Sie ferner für mich; Sie thun mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen und das Resultat ist, daß ich nur mit Ihnen und mit den Ihrigen leben mag. Ja, ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich Ihnen bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was Niemand als ich thun kann, und das Uebrige Andern auftragen. Ihre Gesinnungen, die Sie mir in Ihren Briefen zu erkennen geben, sind so schön, für mich bis zur Beschämung ehrenvoll, daß ich nur sagen kann: „Herr, hier bin ich; mache aus deinem Knechte, was du willst." — Noch vor Goethe's am 18. Juni 1788 erfolgter Rückkehr nach Weimar war er durch Rescript vom 11. April der Geschäfte des Kammerpräsidiums und der Kriegscommission enthoben worden, doch so, daß mit der Pflicht nicht zugleich das Recht der Theilnahme aufhörte; er behielt vorläufig nur die Bergbaucommission, allmählich aber wurden seiner Oberaufsicht die Landesanstalten für Wissenschaft und Kunst zu Weimar, Jena und Eisenach zugewiesen, welche zum Theil erst auf Goethe's Anregung in's Leben gerufen oder gefördert wurden. Somit erhielt er einen seinen Bestrebungen angemessenen Wirkungskreis, der ihm freiere Muße gewährte.

Das Verhältniß zu Charlotte von Stein war durch eine Leidenschaft, welche Goethe in Castel Gandolfo im Okt. 1787 zu einer Mailänderin gefaßt, wesentlich getrübt und ging durch Goethes „Halbehe" mit Christiane Vulpius*), welche Ende 1788 geschlossen wurde, in völlige Entfremdung

*) Vergl. über sie die „freundschaftlichen Briefe Goethe's und seiner Frau an Nicolaus Meyer", 1800—31. Lpzg. 1856 und J. W. Appell im frkftr. Mus. 1855. No. 8.

über. Um Weihnachten 1789 wurde August Goethe geboren, der Pathe des Herzogs, der einzig Ueberlebende von mehreren Geschwistern. Schon im Mai desselben Jahres hatte ein Brief der Frau von Stein an Goethe, worin sie sein häusliches Verhältniß mit der Fortdauer ihrer Freundschaft als unvereinbar bezeichnete und die Antwort Goethe's, worin das Bestreben, die ganze Schuld des Bruches auf die Freundin zu schieben, ihn zu unwahren Ausflüchten und ungerechten Bitterkeiten verleitete, das Verhältniß in der bisherigen Weise abgeschlossen. Zu spät war Goethe's Reue, welche acht Tage nach seinem ersten ihn einen versöhnenden Brief schreiben ließ, in welchem er aussprach, „daß er kein größeres Glück gekannt, als das Vertrauen gegen sie, welches von jeher unbegrenzt war"; die Hoffnung, „es solle sich alles zwischen ihnen rein und gut herstellen", verwirklichte sich nicht. Zwar wurden die Beziehungen Goethe's zu Fritz von Stein nicht abgebrochen, aber das Verhältniß zwischen dessen Mutter und Goethe blieb kühl; man erneuerte weder Anklagen noch Ansprüche. Frau von Stein starb 85 Jahre alt am 6. Januar 1827. Ihre Briefe an Goethe hat sie selbst verbrannt. —

Die Entbindung von lästigen Geschäften, die gesellige Verödung Weimars, indem im August 1788 Herder, die Herzogin Amalie, Einsiedel rc. eine Reise nach Italien angetreten, eine gewisse Entfremdung von dem heimatlichen Leben durch den italienischen Aufenthalt und endlich die Zurückgezogenheit in Folge der erwähnten Halbehe ließen Goethe mehr Muße als sonst zu poetischen Schöpfungen. Tasso wurde im Juli 1789 vollendet. Die römischen Elegien, wahrscheinlich theilweise in Italien entworfen, theilweise das neue Liebesglück des Dichters feiernd, wurden von 1788—92 gedichtet und redigirt, aber erst 1795 in den Horen veröffentlicht. 1789 schrieb er gleichzeitig einen Aufsatz „über Kunst,

Manier und Styl", den „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären" (gedruckt 1790) und das „römische Carneval" (zuerst erschienen einzeln Weimar und Gotha 1789 4⁰. mit 20 illuminirten Kupfertafeln). Schon 1788 und 89 waren im Deutschen Museum einzelne abgerundete Schilderungen aus Italien und Sicilien veröffentlicht worden, unter denen „Lebensgenuß des Volkes in und um Neapel" nebst dem römischen Karneval den Weg in alle Chrestomathien gefunden hat.

Der Frühling 1790 rief Goethe noch einmal über die Alpen. Er traf mit der von Süden heimkehrenden Herzogin Amalie in Venedig zusammen und verweilte mehrere Wochen in der Lagunenstadt. Dort entstand die Mehrzahl der „venetianischen Epigramme", einzelne sind älter, andre erst bei der 1795 im Musenalmanache erfolgten Veröffentlichung hinzugefügt. Dort auch erhielt er die Anregung zu seiner morphologischen Entdeckung, daß nicht nur die Schädel, sondern auch die Gesichtsknochen umgewandelte Wirbel seien. Diese Idee beschäftigte ihn auch in Schlesien, wohin er dem Herzog gefolgt war, der dort den Uebungen des preußischen Heeres beiwohnte. Von Breslau aus wurde Adersbach, die Grafschaft Glatz, Tarnowitz und Wielitzka auf verschiedenen Ausflügen besucht, auf der Rückreise die Kunstschätze Dresdens betrachtet. Mitte Oktober 1790 war Goethe wieder in Weimar. Die Muße, welche auf diese Rückkehr folgte, wurde nicht der Dichtkunst, sondern zunächst naturwissenschaftlichen Strebungen gewidmet; zumal die Untersuchungen über die Farbenlehre traten in den Vordergrund und veranlaßten den Dichter zu Vorträgen in der am 5. Juli 1791 gegründeten gelehrten Gesellschaft. 1791 und 92 erschienen zwei Hefte „Beiträge zur Optik". Später aber trat mit der am 1. Mai 1791 übernommenen Leitung des „Hoftheaters"; welches an die Stelle

der Vorstellungen der Bellomo'schen Truppe gesetzt wurde, das Theater in den Vordergrund.*)

Seine Verdienste sind weniger in den eigenen Schöpfungen für diese Bühne als in der Auswahl des Repertoire zu suchen; im Ganzen scheint für seine innere Ausbildung wie für die Production der Gewinn nicht in richtigem Verhältniß zu der darauf gewandten Zeit zu stehen. Das erste Stück, welches Goethe der neuen Bühne widmete, war der „Großcophta", entstanden aus dem mächtigen Eindruck, den die „Halsbandgeschichte" 1785 auf ihn geübt, und aus dem Interesse, welches ein Besuch bei der darbenden Familie Cagliostro's in Palermo für diesen Betrüger ihm eingeflößt. Die Aufnahme war lau, Georg Forster's scharfem Urtheil entsprechend, der es in einem Brief an Jacobi v. 6. Apr. 1792, „ein Ding ohne Salz nannte, ohne einen Gedanken, den man behalten kann, ohne eine schön entwickelte Empfindung, ohne einen Charakter, für den man sich interessirt", und in einem Brief an Heyne (7. Apr. 1792) dem Stück „jeden Funken Geist, Einbildungskraft, ästhetisches Gefühl" absprach. Es war eben die neue Zeit angebrochen, welche unserm Dichter noch so viel Mißverständniß und Verwirrung schaffen sollte. Der Künstler in ihm empörte sich gegen das gestaltlose Ringen, welches „ruhige Bildung zurückdrängte". Er sagte später über sein Verhältniß zur französischen Revolution und die dadurch in Deutschland hervorgerufene Aufregung: „Einem thätigen productiven Geiste, einem wahrhaft vaterländisch gesinnten und einheimische Literatur befördernden Manne wird man es zu Gute halten, wenn ihn der Umsturz alles Vor-

---

*) Diese Seite von Goethe's Thätigkeit ist umfassend behandelt in den „Weimarischen Didascalien" v. O. Schade, im zweiten Band der neuen Folge der Minerva. 1858.

handenen schreckt, ohne daß die mindeste Ahnung zu ihm spräche, was denn besseres daraus erfolgen solle". Bald sollte er noch näher als durch die Bewegung der Literatur mit den französischen Zuständen in Beziehung treten. Sein Herzog folgte als Führer eines preußischen Regiments dem Herzog von Braunschweig in den französischen Feldzug, welcher in der „Campagne in Frankreich" (veröffentlicht 1822) von dem Dichter so ausführlich beschrieben ist, daß wir lediglich darauf verweisen und nur einige Daten in's Gedächtniß rufen wollen. Im August 1792 war Goethe bei seiner Mutter (sein Vater war 1782 gestorben) in Frankfurt, und bei Sömmerring, Forster 2c. in Mainz, seinen Geburtstag feierte er im Lager vor Longwy, am 20 Sept. wohnte er der Kanonade von Valmy bei; am 1. Okt. begann der Rückzug, am 14. Okt. traf Goethe in Lützenburg ein; die Rückreise ging über Trier, Coblenz, nach Düsseldorf, wo er den Jacobi'schen Kreis, und nach Münster, wo er den Kreis der Fürstin Golizyn als ein innerlich vielfach veränderter wiedersah, wenn auch das äußere gute Vernehmen nicht gestört war. Erst im December kehrte er über Paderborn, Cassel und Eisenach nach seiner Häuslichkeit zurück. Neben der Farbenlehre, bei deren Studium Goethe sich des sachverständigen Beirathes seines Haus- und Tischgenossen, des Malers Heinrich Meyer, bediente, nahm die Theaterleitung seine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch, und es gelang ihm, mit Vermeidung leeren Prunkes, die weimarische Bühne auf eine hohe Stufe künstlerischer Ausbildung zu heben. Als Frucht der Zeitbewegungen und der Anschauung des revolutionirten Frankreichs 1792 entstand in einer Woche des Jahres 1793 der „Bürgergeneral." Gleichzeitig wurde das Drama „die Aufgeregten" und der Anfang der „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" niederge-

geschrieben, was alles die damalige Zeitbewegung und Goethe's Verhalten dazu abspiegelt. Auch Reinecke Fuchs wurde in Angriff genommen, die erste größere Dichtung, in der Goethe sich des ihm durch Vossens Homerübersetzung und Luise vertraut gewordenen Hexameters bediente. Am 2. Mai 1793 war das Thierepos, „die unheilige Weltbibel" vollendet, am 10. reiste er zu seinem zweiten Feldzug ab. Es galt die Wiedereroberung von Mainz. Nachdem Goethe in der Vaterstadt einige Wochen verweilt und wissenschaftlich viel mit Sömmerring verkehrt hatte, langte er am 27. Mai im Lager von Marienborn bei der Heeresabtheilung des Herzogs von Weimar an. Auch diese zweite kriegerische Episode des Goethe'schen Lebenslaufes ist von ihm so ausführlich geschildert, daß wir auf diesen Theil der Werke verweisen können. Nach der Uebergabe von Mainz trennte Goethe sich von dem Herzog, der noch in demselben Jahre aus preußischen Diensten austrat; er traf mit seinem Schwager Schlosser in Heidelberg zusammen und kehrte im August nach Hause zurück. Während ihm so seine Häuslichkeit immer theurer wurde, mußte Jacobi sein schönes Leben in Pempelfort mit einer Zuflucht jenseits der Elbe vertauschen, mußte Schlosser von Emmendingen zuerst in's preußische Ansbach, dann ebenfalls jenseits der Elbe flüchten, mußte Goethe's Mutter wegen der Kriegsstürme Haus, Bibliothek und Gemäldesammlung verkaufen. Den Dichter beschäftigte die Feilung der Verse von Reinecke Fuchs, die Förderung von Wilhelm Meister, dessen erster Band 1794 gedrückt wurde, die Leitung des Theaters, der Bergbau von Ilmenau, welchem indeß ein Stollenbruch 1795 das Ende bereitete, der Verkehr mit den Lehrern von Jena, mit welchen seine amtliche Stellung ihn in vielfache Berührung brachte: mit dem Botaniker Batsch, dem Anatomen Loder, dem Chemiker Göttling, mit Fichte

und Alexander von Humboldt, dessen persönliche Bekanntschaft er im Januar 1795 machte. Auf dessen Anregung schrieb Goethe seine Ansichten „über vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie" (1795) nieder. Daneben gingen, unbeachtet von den Fachgelehrten, die Studien über Farbenlehre weiter. Es war nicht abzusehen, wo in dieser vielfach zersplitterten Thätigkeit die Muße sich finden sollte, in der ein größeres Dichterwerk zu reifen Zeit und Stimmung gefunden hätte. Der Weltlauf war nicht dazu angethan, daß er zu ruhigem Schaffen angeregt hätte, die Anregung mußte von anderswoher kommen.

---

## Dritter Abschnitt.

### Goethe und Schiller.

Wir haben früher erwähnt, daß in Stuttgart 1779 der Karlsschüler Schiller und der Geheimrath Goethe sich zuerst gesehen. 1787 als Schiller nach Weimar kam, war Goethe in Italien; wie Schiller damals über Goethe dachte, haben wir ebenfalls schon durch eine Aeußerung des ersteren belegt. Am 7. Sept. 1788 traf Goethe zum Besuche der Lengefeld'schen Famile in Volkstädt bei Rudolstadt ein, und der Dichter der Räuber und des Don Carlos, der Recensent von Goethe's Egmont (1788 in der Allg. Lit.-Ztg. erschienen, vergl. Hoffmeister's Leben Schiller's II. 292) stand dem Dichter gegenüber, welcher nach seiner italienischen Reise sich nicht damit befreunden konnte, „daß die ethischen und theatralischen Paradoxien, von welchen er sich zu reinigen bestrebt, von dem kraftvollen, aber unreifen Talent Schiller's in vollem Strome über das Vaterland ausgegossen wurden",

Andrerseits schrieb Schiller an Körner, „Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat bei Goethe seine Epoche durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang an anders angelegt als das meine, und so zweifle ich, ob wir einander je sehr nahe rücken werden.“ Zum Glück für die deutsche Literatur wie für die beiden großen Geister selbst kam es anders und es ist interessant zu verfolgen, wie trotz der verschiedenen Anlage beider Naturen und des abweichenden Standes ihres künstlerischen Durchbildung die Anziehung immer mächtiger fortwirkte. Zunächst bemühte sich Goethe in seiner amtlichen Stellung für Schiller's Berufung als Professor der Geschichte nach Jena, worauf Schiller im Frühjahr 1789 seine Häuslichkeit begründen konnte. Im Herbst erhielt Schiller einen Besuch Goethe's, der in Dresden die Bekanntschaft von Schiller's Freund Körner gemacht hatte. Noch jetzt diente ein Gespräch über Philosophie nur dazu, den Gegensatz beider Naturen abermals aufzudecken. Schiller schreibt: „die Goethe'sche Philosophie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole“, aber, fügt er Goethe's Universalität anerkennend hinzu, „sein Geist wirkt und forscht nach allen Directionen und strebt sich ein Ganzes zu erbauen und das macht ihn mir zum großen Manne.“ Erst am 13. Juni 1794 begann durch die Aufforderung Schiller's an Goethe, bei den neugegründeten „Horen“ sich zu betheiligen, und Goethe's zusagende Antwort der Briefwechsel zwischen beiden Dichtern, welcher, wie er seit 1856 vollständig vorliegt, in der That nach Goethe's Ausspruch, „eine große Gabe ist, die den Deutschen, ja den Menschen geboten worden“. Auf diese „große Gabe“, welche jedem Freunde der deutschen Literatur zugänglich sein wird, müssen wir denn auch in der Hauptsache verweisen. Besonders die ersten

Briefe sind ungemein lehrreich zur Feststellung des gegenseitigen Verhältnisses, wo Schiller die Summe von Goethe's und dann von seiner eigenen Existenz zieht, wo er ausspricht, daß Goethe auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird, das Nothwendige der Natur aufsuche. „Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von Allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen, eine wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält." — Und am 31. August betont Schiller, daß er und Goethe nicht wohl früher als eben jetzt mit Nutzen zusammenkommen konnten.

Am 14. Sept kam Schiller mit Wilhelm von Humboldt auf Goethe's Einladung nach Weimar und wohnte 14 Tage bei ihm; solche Conferenzen wurden noch öfter in Weimar und Jena gehalten und dienten das Band zwischen beiden Männern fester zu knüpfen. Die Verpflichtung, für eine Zeitschrift Stoff zu liefern, gab Goethe, was ihm lange gefehlt hatte, den Antrieb zum stylistischen Abschluß seiner Productionen. Im März 1795 wurde das sechste Buch von Wilhelm Meister, im Sommer 1796 die Lehrjahre vollendet. Auch die römischen Elegien erschienen in den Horen; eine Auswahl von Epigrammen der letzten Jahre, mit den venetianischen zu einem Cyklus verbunden, brachte der „Musenalmanach". Es folgten die Episteln, die Fort-

setzung der Elegien, und das lyrisch idyllische Gemälde: Alexis und Dora, der Homerische Hymnus auf Apollo, in Hexameter übersetzt, die Fortsetzung der Erzählungen deutscher Ausgewanderten" mit dem „Märchen". Daneben blieben die Kunststudien nicht liegen. 1794 wurde Dresden mit der Gallerie abermals besucht und als 1795 Meyer nach Italien reiste, hoffte Goethe ihm bald zu folgen; wenn gleich die Kriegsunruhen seit 1796 diesen Plan verhinderten, so blieben die Vorstudien nicht ohne Nutzen. Sie hatten ihn auf Benvenuto Cellini's eigene Lebensbeschreibung geführt, welche Goethe seit Febr. 1796 für die Horen übersetzte und welche 1803 vollständig erschien. Das Zusammenwirken beider Männer an einer und derselben Zeitschrift steigerte sich bis zum Zusammenwirken an demselben Werke, dessen Glieder kaum zu trennen sind, zu der gemeinschaftlichen Schöpfung der Xenien, in denen nach Maaßgabe der Xenien des Martial nach Goethe's Anregung beide Freunde alles seit lange angesammelten literarischen und persönlichen Grolles poetisch sich entluden. Sie erschienen im Musenalmanach, Oktober 1796. Zur Deutung der Xenien und zur Schilderung ihrer Wirkung, welche kaum hinter dem Eindruck Werthers oder der Räuber zurückblieb, ist uns der Raum nicht gegönnt; in den Werken von Ed. Boas (Schiller und Goethe im Xenienkampf. 2 Theile. 1851) und Maltzahn (Schiller's und Goethe's Xenienmanuscript, bekannt gemacht von Ed. Boas und herausgegeben von W. v. Maltzahn. 1856) ist dieser Gegenstand abgeschlossen. Hier sei nur in Bezug auf die Wirkung als besonders charakteristisch der Stoßseufzer des alten Gleim hervorgehoben: „Auf unserm Helikon, wie war's einmal so schön!" gegen dessen Toleranz des Mittelmäßigen die mit Eisen und Feuer zugleich auftretenden Aerzte der Mittelmäßigkeit in der Literatur den schlagendsten Gegensatz bil-

deten, und die stolze Haltung Goethe's erwähnt, welcher aus den Schmähschriften der in den Xenien Angegriffenen sich entnahm, „was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, was sie glauben, daß einen ärgert, wie schaal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Außenwerk richten, wie wenig sie nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur irgend Ernst um sich und um die Sachen ist." Und weiter: „Es ist eine nicht genug gekannte und geübte Politik, daß jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, Alles, was sie gegen ihn auf dem Herzen haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder. Was half's manchem bescheidenen, verdienstvollen und klugen Manne, den ich überlebt habe, daß er durch unglaubliche Nachgiebigkeit, Unthätigkeit, Schmeichelei, Rücken und Zurechtlegen einen leidlichen Ruf zeitlebens erhielt? Gleich nach dem Tode sitzt der Advocat des Teufels an dem Leichname, und der Engel, der ihm Widerpart halten soll, macht gewöhnlich eine klägliche Geberde." Indeß fühlten die Freunde das Bedürfniß, auf die Negation der Xenien mustergültige Schöpfungen folgen zu lassen. Während Schiller sich dem Wallenstein zuwendete, nahm Goethe das 1796 entworfene Epos: Hermann und Dorothea vor, welchem eine in die Gegenwart versetzte Episode aus der Emigration der Salzburger Protestanten (1732) zu Grunde liegt und führte im Sommer und Herbst zu Jena und Ilmenau das Gedicht so rasch zu Ende, daß er nach Schillers Aussage neun Tage hindurch jeden Tag 150 Hexameter schrieb. Im Sommer 1797 wurde es vollendet. — E. L. Rochholz hat den Versuch gemacht, Beziehungen aus Goethe's Leben in Hermann und Doro-

thea nachzuweisen (Arbeitsentwürfe, Mannheim 1853. II. 241). Noch fällt in das Jahr 1796 Goethe's Bekanntschaft mit Zelter, der seine Compositionen zu Goethe's Liedern überschickte. Aus dem von 1796 bis zu Goethe's Tod, obgleich lebhafter erst seit 1814 gepflogenen Briefwechsel entwickelte sich eine herzliche Freundschaft. Von Riemer herausgegeben, ist dieser Briefwechsel 1833 und 34 in 6 Bänden zu Berlin erschienen. Im Jahr 1796 kam auch (Jean Paul) Friedrich Richter nach Weimar. Er fand Goethe kalt für alle Sachen und Menschen, einsylbig, einen Gott im Palaste, und Schiller felsig, voll Ecken, voll scharfer schneidender Kräfte, aber ohne Liebe, und ihnen erschien er wie aus dem Monde gefallen, voll herzlich guten Willens die Dinge zu sehen, nur nicht mit dem Organe, mit dem man sieht. Das Jahr 1797 führt den Titel Balladenjahr, indem beide Dichter im Wetteifer ihre Kraft dieser Dichtungsweise zuwandten. Die Braut von Korinth*), der Zauberlehrling, der Schatzgräber, der Gott und die Bajadere sind in dem genannten Jahre entstanden. Auch Faust wurde wieder in Angriff genommen und die Zueignung, Prolog im Himmel und Oberon's und Titania's goldne Hochzeit gedichtet. Nach Italien, wohin Hirt's und Meyer's Mittheilungen ihn lockten, ließen die Kriegsunruhen die Reise nicht zu; dagegen wurde eine dritte Schweizerreise unternommen, um den mittlerweile nach Zürich zurückgekehrten Meyer zu besuchen. Ende Juli 1797 reiste Goethe mit Christiane und August in 4 Tagen nach Frankfurt, um beide der Mutter vorzustellen. Am 25. verließ er allein die Vaterstadt und begab sich über Heidelberg,

*) Ueber die Umdichtung eines antiken Stoffes nach Phlegon von Tralles zu dem Gegenstand dieser Ballade vergl. Götzinger, deutsche Dichter erläutert, Leipzig und Zürich 1831. I. 312.

Stuttgart, wo er mit Dannecker und Thouret viel verkehrte, über Tübingen, wo er bei Cotta wohnte, nach Schaffhausen. Am 18. Sept. stand er, wie 18 Jahre früher mit Lavater, am Rheinfall, den er dießmal mit den Augen des Naturforschers sah.

Am 20. traf er mit Heinrich Meyer in Zürich zusammen und begab sich mit ihm nach dessen Wohnort Stäfa. Lavater sah er nicht *). Am 3. Okt. stand er wieder auf dem Gipfel des Gotthard, der abermals die Grenze seines Vordringens nach Süden wurde. Ueber Nürnberg kehrte Goethe im Novbr. nach Weimar zurück.

Obgleich in die Zeit nach dieser Rückkehr die berühmte Aeußerung Goethe's gegen Schiller fällt, „daß er ihm eine zweite Jugend verschafft und ihn wieder zum Dichter gemacht habe, welches zu sein er so gut wie aufgehört habe", so schwankte doch Goethe, während Schiller seine ganze Kraft auf Wallenstein verwandte, zwischen verschiedenen Beschäftigungen einher. Faust, Märchen und Novellen, der Plan der Achilleis, Noten zum Cellini theilten sich nebst naturhistorischen und philosophischen Studien in seine Aufmerksamkeit.

Mit dem Ende des Jahres 1797 waren die Horen geschlossen worden; an ihre Stelle traten mit 1798 die „Propyläen", welche, obgleich sie viele Aufsätze Goethe's zumal über Kunst brachten, nicht über 300 Exemplare gingen und

*) Wenn Schäfer Goethe's Leben I. 150 bei dieser Gelegenheit sagt: „Lavater, den Goethe auch das Jahr zuvor (also 1796) bei seiner Durchreise durch Jena gemieden", so beruht das auf einem Irrthum. Allerdings schreibt Schiller an Goethe aus Jena am 14. Okt. 1796: „Lavater ist hier", und Goethe antwortet am folgenden Tage: „Ich werde mich seiner zu enthalten suchen", aber Schäfer hat übersehen, daß am 16. Okt. Schiller verbessert: „Mit Lavater habe ich Sie vorgestern unnütz fürchten gemacht, es war sein Bruder, der hier war."

mit dem Jahr 1800 wieder aufhörten. Das Frühjahr 1798 brachte neue Zerstreuung durch den Weimarer Schloß- und Theaterbau, und Iffland's Gastspiel, der ohne Honorar zu nehmen in 6 Rollen auftrat. Im Sommer wurden „Baki's Weissagungen" fertig und der Tell, ein Epos, dessen Gedanken die Frucht der Schweizerreise war, in Angriff genommen, dieser Stoff jedoch später an Schiller abgetreten. Doch klagte Goethe, nur in der Stille von Jena unter dem Einfluße des Umganges von Schiller mit Lust und Erfolg arbeiten zu können*), während in Weimar „die elenden häuslichen Verhältnisse, die zu ändern er zu schwach war", wie Schiller an Körner schrieb, und die mancherlei amtlichen Anforderungen keine erfolgreiche Thätigkeit aufkommen ließen. Ein Lichtpunkt in dieser Zeit war die Eröffnung des neuen Theaters am 12. Okt. mit der Aufführung von Wallensteins Lager, am 30. Januar folgten die Piccolomini, am 20. April Wallensteins Tod.

Am 2. April 1799 war die Achilleis vollendet, soweit sie überhaupt vorliegt. Ende des Jahres siedelte Schiller nach Weimar über.

Am 24. Okt. 1800 wurde Goethe's Paläophron und Neoterpe vom Liebhabertheater aufgeführt. Beide Freunde zusammen beschäftigten sich mit Bearbeitung fremder Stücke, um das Repertorium des Theaters zu erweitern. Auf Goethe's Theil fielen Voltaire's Mahomet (aufgeführt 30. Januar 1800) und Tancred, (30. Jan. 1801), auf Schillers Antheil Racine's Phädra. Sodann wurde im Nov. 1801 Lessing's Nathan aufgeführt, und 1802 Iphigenie in metrischer Form. Nachdem Goethe im Januar 1801 eine kurze, aber heftige Erkältungskrankheit überstanden, besuchte er im Sommer

*) Briefwechsel zw. Sch. u. G. Ausg. v. 1856. I. 415.

mit seinem Sohne Pyrmont und arbeitete dann auf der Göttinger Bibliothek den historischen Theil der Farbenlehre. Ueber Cassel und Gotha reiste er Ende August nach Weimar zurück.

Im Herbste 1801 stiftete Goethe die Mittwochsgesellschaft, einen geselligen Kreis, an dem auch die gebildetsten Frauen Weimars: Gräfin Henriette von Egloffstein, die Frau von Wolzogen, Schiller's Gattin, Amalie von Imhof 2c. Theil nahmen. Mehrere gesellige Lieder Schiller's und Goethe's sind hier entstanden, so zum 22. Febr. 1802, dem Abschied des Erbprinzen, der nach Paris reiste, Schiller's: „So bringet denn die letzte volle Schaale", und Goethe's: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie, himmlisches Behagen". Im März 1802 löste die Gesellschaft sich schon wieder auf.

Zu größeren poetischen Schöpfungen gelangte Goethe vor Zerstreuungen und Bedenklichkeiten nicht. Vom 17. Januar bis 12. Juni 1802 war er meist in Jena mit Ordnen der vom Staate angekauften Büttner'schen Bibliothek beschäftigt und daneben verkehrte er vielfach mit den philosophischen, literarischen und naturgeschichtlichen Celebritäten der Hochschule und Stadt, mit Niethammer, Schelling, Hegel, Tieck, den Schlegel, mit dem Physiker Ritter, dem Anatomen Loder, dem Augenarzt Himly; mit leidenschaftlichem Kunsteifer wurde der Bau des Weimarer Schlosses (bezogen am 3. Sept. 1803) und des Lauchstädter Theaters betrieben (eröffnet am 26. Juni 1802 mit „Tasso", dem das raschgedichtete Vorspiel: „Was wir bringen" voranging). Daneben bemühten sich die W. K. F. (Weimarischen Kunstfreunde) d. h. Goethe und Meyer, durch Preisaufgaben die antike Richtung der Kunst zu fördern. Im Gegensatz zu der romantischen Zeitströmung suchten sie die Richtung Winkel-

mann's festzuhalten und setzten ihm in den gemeinschaftlich mit Wolf herausgegebenen Werke: „Winkelmann und sein Jahrhundert" (1805) ein Denkmal, dessen erste von Goethe's Hand herrührende Abtheilung dem vollendetsten beizuzählen ist, was er in deutscher Prosa geschrieben. Aber nicht in der Kunst allein, auch in der Literatur gerieth der Mann, welcher zweimal dem Zeitgeschmack seine Bahnen angewiesen, in immer grelleren Zwiespalt mit der öffentlichen Meinung. Die natürliche Tochter, angeregt 1799 durch die Lesung der Denkwürdigkeiten der Prinzessin von Bourbon-Conti, weitläufig schematisirt und auf eine Trilogie angelegt, wurde im ersten Theile 1801—1803 vollendet und am 2. April 1803 aufgeführt. Trotz Schiller's, Fichte's und Herder's beifälligem Urtheil fand das unvollendete Stück eine so kalte Aufnahme, daß dem Dichter die Fortsetzung verleidet wurde. Mit Herder war das Verhältniß seit den Xenien gespannt, nur vorübergehend war die Annäherung in Folge der Confirmation von Goethe's Sohn am 13. Juni 1802; am 18. Dec. 1803 starb Herder.

Vom 14. Dec. 1803 bis zum März 1804 weilte Frau von Stael in Weimar, um ihre Studien zum Werke de l'Allemagne zu machen, „ein mächtiges Rüstzeug, das in die chinesische Mauer veralteter Vorurtheile, die uns von Frankreich trennte, eine breite Lücke durchbrach" (Goethe). Mit ihr und ihrem Begleiter Benjamin Constant wurden häufige Gespräche über den Unterschied der deutschen und französischem Literatur gepflogen. Goethe beschäftigte sich damals viel mit der letzteren und übersetzte 1804 die noch ungedruckte Schrift von Diderot: „Rameau's Neffe". Von 1802—1805 weilte Johann Heinrich Voß in Jena, sein Sohn Heinrich erhielt durch Goethe eine Stelle am weimar'schen Gymnasium; 1802—1812 war an Meyers Stelle

Dr. Riemer, ein gründlicher Philologe, Goethe's Gehülfe. Von Lauchstädt aus wurde mit F. A. Wolf in Halle lebhafter Verkehr unterhalten, 1804 kam Johannes Müller auf einige Wochen nach Weimar. Während so der Kreis anregender Bekanntschaften sich erweiterte, folgte seit 1803 in Jena ein Verlust auf den andern. Batsch starb, Hufeland, Paulus, Schelling, Loder, Voß erwählten andre Wohnorte. Goethe mußte bei den beschränkten Mitteln des Landes, welche die Concurrenz mit andern Hochschulen nicht erlaubten, die Freunde und Zierden der Universität fortziehen sehen, doch gelang es ihm wenigstens, statt der mit Schütz nach Halle übersiedelnden allgemeinen Literaturzeitung unter Eichstädt's Leitung eine jenaische zu gründen.

Während Goethe's eigene dramatische Arbeiten ruhten, begleitete er mit seinem Rathe Schiller's Bearbeitung des Wilhelm Tell, und beschäftigte sich nebenher mit der Bühnenredaction des Julius Cäsar von Shakespeare, sowie seines Götz von Berlichingen. Der letztere wurde am 22. Sept. 1804 in seiner neuen Form zum erstenmale aufgeführt und fand ebensowenig Beifall, wie die von Schiller bearbeitete Stella. Selbst bei den Festlichkeiten, welche im November 1804 den Einzug des Erbprinzen mit seiner jungen Gemahlin Maria Paulowna begleiteten, war Goethe's an die Feier solcher Gelegenheiten seit lange gewöhnte Muse stumm und er ließ Schiller aushelfen, welcher in das Festspiel: die „Huldigung der Künste" die ganze Fülle der erhabensten Gedanken zu verflechten wußte. Im Winter erkrankten beide Dichter; zum letzten Male sahen sie sich am 30. April. Am Abend des 9. Mai starb Schiller. So war ein Verhältniß gelöst, welches in der ganzen Geschichte der Weltliteratur seines Gleichen nicht gefunden hat. „Sie haben",

sagt Wilhelm von Humboldt, „ein bis dahin nie gesehenes Vorbild aufgestellt und auch dadurch den deutschen Namen verherrlicht." Gervinus (Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. Zweite Aufl. 1844. V. 437 ff.) hat in meisterhafter Darlegung die verschiedenen Seiten dieses Verhältnisses entwickelt. Indem wir auf diese Darstellung verweisen, heben wir nur folgende Sätze heraus: „Indem sie sich nach und nach in einander einlebten, fanden sie, daß ihre verschiedenen Naturen sich doch in wesentlichen Dingen ähnlich waren; daß ihre getrennten Bahnen in denselben Zielen zusammenliefen, daß ihre Werkzeuge verschieden, ihre Endzwecke gleich waren. Da sie dieses Endziels bald sich bewußt wurden, da sie die Unbefangenheit hatten, alle persönliche Rücksicht dem Interesse an ihrer Sache zu opfern, so gründete sich ihr neues Verhältniß, wie Schiller sagte, auf wechselseitige Perfectibilität, oder wie Goethe treffender andeutete, auf Ergänzung. Sie suchten die Gegensätze in sich nicht zu lösen und zu schmelzen, sondern sie erkannten sich als die zwei getrennten Hälften der totalen menschlichen Natur, die nur in der Idee existirt und die sie beide zu gegenseitiger Ueberraschung ganz auf demselben Punkte suchten. Sie schlossen, nach den Worten des Einen: den großen Bund zwischen Object und Subject, zwischen Natur und Freiheit; es begegnete sich, nach den Worten des Andern, der speculative Geist mit dem intuitiven, indem jener lernte, sich der Erfahrung zu nähern und dieser dem Gesetze; es konnte jeder dem Andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Es kam unter ihnen dahin, daß dieser Tausch der Naturen bis zur Täuschung für andre führte; sie trugen ihr gegenseitiges Eigenthum über: es wollte der Eine seine kritische Dichtung verlernen, und meinte unter

des Andern Einflüssen die Fehler abzulegen, an die ihn die speculative Thätigkeit gewöhnt hatte; der Andere meinte zuletzt, ganz gegen seine sonstigen Ueberzeugungen, man arbeite weit anders aus Grundsätzen als aus Instinkt; sie gelangten im Verständniß über die Grundsätze der Kunst soweit, daß sie Aufsätze zusammen entwarfen, und in der Ausführung gingen sie so sehr in ihre Manier gegenseitig ein, daß man anonym erschienene Abhandlungen in den Horen verwechselte. Der rastlose Trieb des Schaffens in Schiller und die unendliche Materie in Goethe vereinten sich zu gegenseitiger Unterstützung. „Schiller's ideale Tendenz", sagt Goethe, „konnte sich meiner realen sehr wohl nähern, und weil beide vereinzelt doch nicht zum Ziele gelangten, so traten beide zuletzt in lebendigem Sinne zusammen." Was aber nun auch aus diesem Zusammenwirken, welches auf beiden Seiten durchaus auch für das hämisch'ste Auge, durch kein Wölkchen der Mißgunst und Eifersucht getrübt ist, einzelnes Gute entsprang, das ist gering gegen das, was ein solches Verhältniß an sich Lehrreiches und Erbauliches an sich trägt. Es lehrt uns, jene Totalnatur des Menschen nach dem Muster dieser Männer als das Ziel unseres Strebens im Auge zu behalten, nicht ausschließlich die Richtung, in die uns unsre individuelle Natur gerade geworfen hat; es lehrt uns die Einseitigkeit preisgeben, mit der wir uns häufig in eitlem Gezänke zwischen beide Dichterparteien. Der große Antagonismus von Realem und Idealem, von Sinn und Geist, auf den uns die Betrachtung beider immer wieder zurückführen wird, ist in jeder Literatur durch ein solches Paar vertreten, nach dessen feindlichen Gegensätzen sich die Massen vertheilen. Zwischen Aristoteles und Plato, zwischen Zeno und Epicur, zwischen Rousseau und Voltaire, Ariost und Tasso, Lope und Calderon,

Wolfram und Gottfried hat sich der Streit nie geschlichtet und wird sich nie schlichten; noch zwischen Herder und Lessing, zwischen Wieland und Klopstock, liegt diese Kluft, über die diese Männer selbst nicht hinweg konnten. Daß Goethe und Schiller diesen eigensinnigen Abschluß überwanden und in der Anschauung ihrer himmelweit verschiedenen Naturen einen Genuß fanden, dieß war das erfreuliche Zeichen, daß jene ächte Cultur und Menschheit, die sie anstrebten, jene Versöhnung von Natur und Geist, unter uns möglich geworden ist. Sie selber wirkten dahin, mit schönem Beispiele ihre großen Theorien in der Wirklichkeit darzustellen, und uns Deutschen muß dieß ein Lob und eine Tugend heißen, der wir nachtrachten sollen, und die um so lauter für die Aechtheit unserer Bildung sprechen wird, in je weitere Kreise wir diese Mehrseitigkeit und Versöhnlichkeit des Geschmacks und der Einsicht verbreiten können, je aufrichtiger wir uns der jeseitigen Vorzüge beider Dichter, in ihrem eignen Sinne ergänzend, zu erfreuen vermögen."

---

## Vierter Abschnitt.

### Von Schiller's Tod bis Goethe's Tod.

### 1805 — 1832.

Goethe's erster leidenschaftlich ergriffener Gedanke war, über das Grab hinaus das geistige Zusammenwirken fortzusetzen und den mit Schiller durchdachten und durchsprochenen Demetrius in seinem Geiste zu vollenden; so schien es ihm, als ob er den geschiedenen Freund in's Dasein zurückrufe und seinen Verlust ersetze. Allein in diesem Zustand

wo ihn überdieß körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten und er in traurigster Einsamkeit seinem Schmerze überlassen war, konnte ein Werk nicht gedeihen, das nur durch die höchste Anspannung productiver Kraft möglich gemacht und auch dann noch ein bedenkliches Unternehmen geblieben wäre. „Meine Tagebücher", berichtet Goethe, „melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand, und was sonst noch an Nachrichten sich findet, zeugt nur, daß ich den laufenden Geschäften ohne weiteren Antheil zur Seite ging und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten." Gleich nach Schiller's Hinscheiden eine Todtenfeier auf der Bühne zu veranstalten, wie von mehreren Seiten gewünscht ward, schien ihm verletzend; erst am 10. August veranstaltete er auf dem Theater zu Lauchstädt die Aufführung von Schiller's Glocke und beschloß sie mit dem herrlichen Epilog, jener Elegie im hohen Styl, aus der auch hier einige Stellen anzuführen wir uns nicht versagen können.

— — Da hör' ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
Ist's möglich? soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch gefesselt hält?
Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?
Ach, wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach, was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt und sollten wir nicht weinen?

— — Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns, im sichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

— — Es glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

— — Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt:
Zum Höchsten hat er sich empor geschwungen,
Mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert Ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben!

Es mag hier der Ort sein, im Zusammenhang den Einfluß Schillers auf die dritte productive Epoche Goethe's nach Gervinus (V. 464 ff.) darzulegen. „Was Schiller's Einfluß, was seine Aufmunterungen förderte, war, daß er nicht allein die volle Ehrfurcht vor den Genius Goethe's hatte, sondern auch den Glauben an seine ungebrochene Kraft. Er schien ihn immer auf der Höhe des Lebens zu sehen und auf dem Gipfel aller neueren Kunst; er meinte, er dürfte jetzt nur die Früchte eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selbst ernten; alle seine Schritte seien jetzt bedeutend und die Klarheit über sich selbst bewahre ihn vor allem eiteln Bestreben und Umhertappen. Es schien Schiller, als ob Goethe jetzt ausgebildet zu seiner zweiten Jugend rückkehre und die Blüthe mit der Frucht verbinden wolle; und diese zweite Jugend, sagt er, ist unsterblich, wie die der Götter."

„So ließ Schiller nicht ab, zu nöthigen und zu spornen, obgleich er sich bei dem Zaudern und Zögern, womit

Goethe am Meister, am Faust, an der Achilleïs arbeitete, bei dessen Bekenntniß, „die Poesie, wie wir sie seit einiger Zeit treiben, ist doch eine gar zu ernste Beschäftigung und ich freue mich, indessen zur Abwechselung mit den Büchern Mosis zu spielen", überzeugen mußte, daß die Triebkraft in ihm schon halb erstorben sei. Schiller mißbilligt an Goethe mehr und mehr das Verschwenden großer Kräfte an kleinen Stoffen, das Spiel des Zeitvertreibes mit großen Gegenständen, das Zerspalten seiner Thätigkeit. Nachdem Schiller Goethe's Ceremonienmeisteramt in Weimar beobachtet hatte, das Goethe oft wochenlang nöthigte, auf Ballarrangements zu denken, um wie er selbst sagt, „mit der größten Pfuscherei in dem gedankenleersten Raum die zerstreuten Menschen zu einer Art Nachdenken zu nöthigen";*) indem er sich vorstellte, was er alles bei Puppen- und Farcenspielen, an Prologen und Epilogen für Zeit verlor und Sammlung einbüßte, um am Ende doch nichts bei Allem herauskommen zu sehen, als eine unstete Genußsucht, eine Charakterlosigkeit des Geschmackes und einen Wechsel zwischen Poesie und Prosa, — schrieb er die goldnen Worte nieder: „Wenn es einmal Einer unter Tausenden dahin gebracht hat, ein schönes vollendetes Ganze aus sich zu machen, so kann Der meines Erachtens nichts Besseres thun, als dafür jede mögliche Art des Ausdruckes suchen, — denn wieweit er noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben."

Goethe sah selbst ein, wie sehr seine zersplitterte Thätigkeit seiner poetischen Production schadete und schreibt (Briefw. II. 106), daß er mit Bauen schon viel Zeit verloren: „Die mechanische Beschäftigung der Menschen, das handwerksmäßige Entstehen eines neuen Gegenstandes unterhält uns an-

*) Briefw. zw. Sch. u. G. 1856. II. 23.

genehm, indem unsere Thätigkeit dabei Null wird. Es ist beinahe, wie das Tabak-Rauchen. Eigentlich sollte man mit uns Poeten verfahren wie die Herzoge von Sachsen mit Luther, uns auf der Straße wegnehmen und auf ein Bergschloß sperren. Ich wünschte, man machte die Operation gleich mit mir und bis Michaelis sollte mein Tell fertig sein.“ Nach dieser Darlegung des Verhältnisses Schillers zu Goethe wenden wir uns zu den Zerstreuungen, welche im Sommer dem ältern Dichter über den Verlust des jüngeren Freundes weghalfen. Am 30. Mai langte F. A. Wolf mit seiner jüngsten Tochter in Weimar an und wohnte 14 Tage im Goethe'schen Hause. Jacobi kam auf der Durchreise nach München durch Weimar und abermals überwand der Eindruck seiner Persönlichkeit und die Erinnerung an die Jugendfreundschaft den Zwiespalt, der längst zwischen der Weltanschauung beider Männer sich ausgebildet. Dr. Gall, dessen Schädellehre so mannigfach mit Goethe's Studien zusammentraf, und Dr. Reil waren neue Bekanntschaften in Halle, Dr. Beireis in Helmstedt wurde auf einer Harzreise, die Goethe mit seinem Sohne August und F. A. Wolf zu Ende des August unternahm, heimgesucht.

Mit dem Jahre 1806 begann Goethe die neue Ausgabe seiner Werke (13 Bände, bei Cotta, 1807. 1808) zusammenzustellen und zu diesem Zwecke den ersten Theil des Faust wieder vorzunehmen. Nach der Rückkehr aus Karlsbad, Sept. 1806, wurde er bald in den Zusammensturz der preußischen Monarchie und ihrer Verbündeten verwickelt. Napoleon war gegen den Herzog als Führer einer preußischen Heeresabtheilung besonders erbittert und gab am Tage nach der Schlacht bei Jena Weimar der Plünderung und dem Mordbrande Preis. Die Herzogin Luise, welche von der fürstlichen Familie allein zurückgeblieben war, im Schlosse, Christiane Vulpius in Goe-

the's Hause benahmen sich muthig und geistesgegenwärtig. Jene wußte auch dem übermüthigen Sieger Achtung abzugewinnen, diese rettete Goethe's Leben und Eigenthum. Ein Sohn Lili's meldete als französischer Husarenoffizier dem Dichter, daß der Marschall Augereau als Einquartierung für sein Haus bestimmt sei. Die Zahl der für dessen Umgebung aufgestellten Betten belief sich bis auf 28; die Kosten dieser bewegten Tage wurden auf 2000 Thlr. berechnet, doch verlor der Dichter nichts Unersetzliches, seine Sammlungen und Handschriften blieben unversehrt, während Frau von Stein, Kraus und Heinrich Meyer alles verloren und Herder's handschriftlicher Nachlaß größtentheils vernichtet wurde.

„Da eine trübe Zeit heranrückt", sagte Goethe zu seinen Freunden, „so müssen auch wir enger aneinander rücken." Dieß erfüllte er auch in Bezug auf sein häusliches Verhältniß. Zwei Tage nach Napoleons Abreise, am 19. Okt., ließ er sich mit Christiane trauen, um für jeden Fall die Zukunft seines Sohnes sicher zu stellen. Unter dem wohlwollenden Commandanten Dentzel besserten sich bald die Verhältnisse; der Herzog kehrte im November zurück, nachdem er den preußischen Kriegsdienst verlassen. Zu Ende des Jahres wurde das bisher als Militärhospital benutzte Theater wieder eröffnet; und am 30. Januar 1807 Tasso aufgeführt. Auch die geselligen Kreise belebten sich wieder durch Johanna Schopenhauer's Mittwochsgesellschaften. Am 10. April starb nach kurzer Krankheit die Herzogin Amalie.

Die folgenden Jahre verflossen ohne größere Dichtwerke in einer besonders auf Naturwissenschaften (Farbenlehre und Osteologie) gerichteten Thätigkeit, im Ordnen und Sichten früherer Schriften. Jeden Sommer brauchte der Dichter die Cur in Karlsbad und das Zusammensein mit der dortigen vornehmen Badegesellschaft leitete seinen Blick vorzugsweise auf

das Gebiet sittlicher und socialer Conflicte, welches er in mehreren, später den Wanderjahren einverleibten kleinen Erzählungen angebaut hat. Wir benutzen diese Lücke, um hier etwas Allgemeines über Goethe's Verhältniß zu der romantischen Schule zu sagen. Nicht nur in der Production, sondern auch an diesem Punkte machte für Goethe Schiller's Verlust sich geltend. Schiller war durch Jugend und Naturanlage weniger zur Toleranz geneigt und so lange Schiller eng verbunden mit Goethe stand, waren beide, gleich im Anfange bei den Neuerungen der Schlegel, eines Sinnes, die Vordringlichkeit der jungen Talente zu beklagen und an einem soliden Weiterstreben der Literatur zu verzagen, da bei all' den großen Anforderungen kein einziges Product zu Tage kam, das reine Freude gewährte. (Briefwechsel II. 221.) Die Kunststücke der „neupoetischen Katholiken" mahnten ihn an Kinderspiele, die aufgehende altdeutsche Kunst und Literatur interessirte ihn nur als Vorarbeit, die Nibelungen und Minnesänger stießen ihn ab und die ganze Uebersinnlichkeit der neuen Poesie war ihm noch fremd. Die ganze Schule schien ihm aus Dilettanten zu bestehen (Briefwechsel II. 209. Gervinus V. 700). Zumal auf dem Gebiete der bildenden Kunst zeigte Goethe's entschiedene Hinneigung zur Antike den schroffsten Gegensatz zu der gothischen Vorliebe, dem „Legenden- und Heiligenfieber" der Romantiker. Aber in demselben Jahre, dem Todesjahre Schiller's, wo er noch in „Winkelmann und sein Jahrhundert" die antike Richtung in der Kunst bekannt hatte, zeigte er in den Anmerkungen zu Rameau's Neffe in der Literatur eine große Toleranz. Er billigte Calderon, dessen craß-katholische „Andacht zum Kreuz" er hoch stellt und aus dessen „Standhaften Prinzen" er die Poesie wiederherzustellen meinte, wenn sie ganz von der Welt verloren ginge. — Es begann im Meister, in den Ausgewanderten,

in der natürlichen Tochter, in den Märchen jenes Spielen mit tiefer geheimnißvoller Weisheit und in der neuen Ausgabe des Faust (1807), stellte sich Goethe an die Spitze der romantischen Tendenzen. Gewiß ist außer der Zeitströmung, der sich auch Schiller in seiner Maria Stuart nicht entziehen konnte, auch der Weihrauch nicht ohne Einfluß geblieben, den die junge Schule ihm als dem einzigen Dichter spendete.

Wir nehmen hier den Faden der Lebensbeschreibung wieder auf. Während der vom Mai bis September dauernden Brunnenkur in Karlsbad faßte er den Plan zu Meister's Wanderjahren, dictirte die später denselben einverleibten Erzählungen: „St. Joseph der Zweite; die neue Melusine; die pilgernde Thörin; die gefährliche Wette; der Mann von fünfzig Jahren" und sammelte die Materialien zu dem Leben des am 28. April 1807 in Florenz verstorbenen Malers Philipp Hackert. Durch die Anwesenheit des Herzogs trat er in Beziehungen zu der Fürstin Solms (späteren Königin v. Hannover), der Fürstin Bagration, dem Fürsten von Ligne, dem französischen Gesandten K. F. Reinhard, (geb. 1761 in Schorndorf, auf dem Stift in Tübingen zum Theologen vorgebildet, 1787 Erzieher in Bordeaux, 1791 Secr. im Minist. des Auswärt. in Paris, 1799 Minister, 1808 Graf, 1815—29 Gesandter in Frankfurt, 1832 Pair, gest. 1837) mit dem Goethe einen Briefwechsel anknüpfte, welcher 1850 zu Stuttgart, gedruckt erschienen ist; mit dem sächsischen Oberhofprediger Frz. Volkmar Reinhard (1753—1812), mit Bergrath Werner, Friedrich Gentz, Kapellmeister F. H. Himmel (1765—1814) u. s. w.

Vom 11. Nov. bis 18. Dec. verweilte er in Jena, beschäftigt mit der Sorge für die wissenschaftlichen Anstalten der Hochschule, und dort knüpfte sich jene Neigung (am 1. Advent) zu Minna Herzlieb, der Pflegetochter des Buchhändlers

Fromann, späteren Frau des Professor Walch, welche für das Vorbild der Ottilie in den Wahlverwandtschaften gehalten wird. Aus dieser Leidenschaft entsprangen in diesem und dem nächsten Jahre die „Sonnette", und daß er diese ihm bisher fremde Form wählte, dazu mag die Anwesenheit der Sonnettisten A. W. Schlegel, Gries und Z. Werner in Jena beigetragen haben, denn dieser letztgenannte Vertreter der romantischen Schule, und insbesondere ihrer Auswüchse, gehörte von Dec. 1807 bis März 1808 dem Goethe'schen Kreise an und am 30. Januar kam sein Trauerspiel „Wanda" in Weimar zur Aufführung.

Der sechste Aufenthalt des Dichters in Karlsbad (15. Mai bis 15. Sept 1808) brachte nebst dem Umgang mit der Herzogin von Kurland, Frau von der Recke und Tiedge mancherlei wissenschaftliche und poetische Beschäftigungen, von denen hier nur der Entwurf der Wahlverwandtschaften zu nennen ist. Am 13. Sept starb seine Mutter. Am 29. begab Goethe, vom Herzog veranlaßt, sich zum Erfurter Congreß. Die dorthin berufenen kaiserlich französischen Hofschauspieler mit Talma mußten Goethe, der nie ein mustergültiges französisches Schauspielwesen gesehen, bei seiner Vorliebe für's Theater auf's höchste interessiren. Am 2. Okt. fand jene merkwürdige Audienz des Dichters bei dem Kaiser Napoleon statt, wobei dieser durch ästhetische Betrachtungen, nach seiner Art mit Politik untermischt, dem Dichter sich zu nähern suchte. Die drei Worte, womit Napoleon gegen Berthier den Eindruck aussprach, den Goethe's Persönlichkeit auf ihn gemacht: Voilà un homme, erinnern in prägnanter Kürze an Hamlets Lob seines Vaters: Er war ein Mann. In den nächsten Tagen wiederholte sich die Zusammenkunft in Weimar und Erfurt und am 14. erhielt Goethe den Orden der Ehrenlegion.

Vom 29. April bis 3. Okt. des nächsten Jahres 1809 ver-

weilte Goethe in Jena, theils mit Universitätsangelegenheiten, theils mit Ausarbeitung der Farbenlehre und der Wahlverwandtschaften beschäftigt. In das Ende des Jahres fällt der Entwurf seiner Lebensgeschichte: „Dichtung und Wahrheit". Das Jahr 1810 begann mit allerlei Hoffestlichkeiten im Januar und Februar, welche Goethes Muse sich dienstbar machten.

Nachdem er von Anfang März bis Mitte Mai in Jena die Farbenlehre vollendet und von dort aus Schiller's Todtenfeier am 9. Mai angeordnet hatte, wobei Scenen aus der Jungfrau von Orleans, dem Tell und der Braut von Messina und die Glocke mit dem Epilog zur Aufführung kamen, reiste er am 16. Mai ab, und verbrachte den Sommer in Karlsbad und Teplitz im Umgang mit F. A. Wolf, Körner, Zelter, dem König von Holland und dem Fürsten von Ligne. Am 3. Okt. traf Goethe in Weimar wieder ein.

Im nächsten Jahre 1811 endlich brachte der auf den achten Aufenthalt in Karlsbad folgende Fleiß in Jena, dem Orte, wo Goethe allein seinem eignen Geständniß zufolge in dieser Zeit die nöthige Sammlung für ernstere Arbeiten fand, den ersten Band von „Dichtung und Wahrheit" zum Abschluß. Niebuhr schrieb darüber am 1. Nov. 1811: „G.'s Leben ist denn erschienen. Mir gibt es immer eine wehmüthige Empfindung, wenn ein großer Mann sein Leben schreibt. Es ist dann doch für ihn schon Abend geworden, und daß er erzählt, wie er lebte, zeigt, daß er nicht mehr ganz aus der Wurzel lebt." — Das Jahr 1812 füllen abermalige Badekuren in Karlsbad und Teplitz, wo Goethe Beethoven's Bekanntschaft machte, Sorge für Jena, wo in Schillers Garten die Sternwarte errichtet wird, und neben kleineren Arbeiten die Herausgabe des zweiten Bandes von „Dichtung und Wahrheit". Wir stehen nun an der Schwelle des Jahres, welches dem Zustande Deutschlands ein Ende machen

sollte, dessen Anfang: Jena, dessen Höhe: Erfurt, beide in Goethe's nächster Nähe lagen. Die Stellung, welche der Dichter zu der Bewegung von 1813 annahm, als eine mißtrauische, ablehnende, mit einem Wort kalte, ist zu oft besprochen worden, als daß wir hier in die Frage weitläufig einzutreten brauchten. Wir haben weder zu verdammen, noch zu entschuldigen, wir haben nur psychologisch diese Thatsache zu erklären, an welcher selbst die vielfach citirte Unterredung Goethe's mit H. Luden (Rückblicke in mein Leben 1847) nichts ändert, die, genau betrachtet, doch auch jeder Wärme des vaterländischen Gefühls entbehrt. Wir machen nur auf folgende Punkte aufmerksam: Zunächst sagt Goethe von sich selbst: „Recht zum Privatmenschen bin ich geschaffen, und ich begreife nicht, wie mich das Schicksal in eine Staatsverwaltung und in eine fürstliche Familie hat einflicken mögen." Die geringe politische Naturanlage des Mannes, welcher sich selbst zum Schriftsteller geboren und als seine reinste Freude es bezeichnete, wenn er etwas nach seinen Gedanken gut geschrieben habe, konnte wahrlich weder in Frankfurt noch in Weimar besonders ausgebildet werden. Wie war schon der Jugendeindruck, die Vaterstadt von dem zum kaiserlichen Bundesgenossen umgewandelten Erbfeind tückisch überfallen und widerrechtlich besetzt zu sehen, der Entwickelung jenes Nationalstolzes hinderlich, welcher wesentlich auf der Zugehörigkeit zu einem starken Staate, der kein Unrecht zu dulden braucht, beruht! Wir dürfen ferner nicht übersehen, daß unsre heutige Ansicht von dem Rheinbunde eine ganz verschiedene ist, als die der Zeitgenossen. Unsere Generation mit ihrem allgemein deutschen Nationalgefühl sieht nur die Schmach der Unterjochung, der Fremdherrschaft; jene, unter der jämmerlichen Reichsverfassung großgeworden, und jeden Gefühls für's Allgemeine baar, legten das größte

Gewicht auf die unleugbaren Verbesserungen, welche die Bildung größrer Staatsgebiete und der mit der Fremdherrschaft in Baiern und den vorher geistlichen Staaten einziehende Rationalismus den Einzelstaaten brachte. Julian Schmidt hat in seiner „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tode", 4. Aufl., an dem Beispiele Hegel's und Schelling's, Zschokke's und Hebel's, Joh. v. Müller's und Reichardt's ꝛc. diese Verhältnisse dargelegt, worauf wir zur Ersparung des Raumes verweisen. Endlich bedenke man, daß Goethe damals im 64. Jahre stand und daß der Anfang dieser Erhebung Norddeutschlands eine russische Herrschaft an die Stelle der französischen zu setzen schien, worauf er selbst in der erwähnten Unterredung mit Luden hingewiesen: „Franzosen und Italiener sehe ich nicht mehr, dafür aber sehe ich Kosaken und Baschkiren." Seltsam fügte es der Zufall, daß Goethe auf der Durchreise nach den böhmischen Bädern in dem damals von den Verbündeten besetzten Dresden mit dem Freiherrn von Stein und E. M. Arndt zusammentraf, jener mit der That, dieser mit dem Worte ein Haupterwecker des nationalen Aufschwungs, der unserem Dichter nur Beklommenheit statt Hoffnung erregte. So ließ er weder den eigenen Sohn in die Reihen der Freiwilligen treten, noch billigte er Theodor Körner's Entschluß; während die großen Kämpfe in Sachsen ausgefochten wurden, war er wenige Stunden von der Grenze in Teplitz, wo er vom April bis August verweilte, mit poetischen Versuchen: Opern, Balladen, Scherzgedichten, mit chinesischer Literatur und mit mineralogischen Studien beschäftigt, und vollendete am 18. Oct. 1813 für die Schauspielerin Wolf den „Epilog zum Trauerspiel Essex im Charakter der Königin". Da war es denn natürlich, daß, wo seine Muse dem Erfolg dieser Bewegung, in des „Epimenides Erwachen" (1814) und der Inschrift zu Blücher's Denkmal in

Rostock (1819) zu huldigen hatte, Leben und Wärme vermißt wurde. Goethe's eigentlicher Wirkungskreis und sein Verdienst ums Vaterland lagen in dem, was er für den Inhalt der deutschen Litteratur und die Form der deutschen Sprache geleistet; auf diesem Gebiete hat er durch seine Schöpfungen der deutschen Sprache und Litteratur mehr Freunde im Auslande gewonnen, den Landsleuten mehr Stolz auf das Wesen der Heimat eingeflößt, als irgend ein andrer deutscher Schriftsteller.

Am 25. Juli 1814 trat der Dichter seine Reise nach den von dem Drucke der Fremdherrschaft und von dem Kriegsgetümmel befreiten heimatlichen Rheingegenden an. Zunächst verweilte er mit Zelter in Wiesbaden, besuchte von da das Rochusfest bei Bingen (16. August) und die Familie Brentano in Winkel. In Heidelberg gab Boisserée's Sammlung, in Darmstadt der Umgang mit Ober-Baurath Moller Gelegenheit zu Kunststudien. Endlich in der seit 17 Jahren nicht besuchten Vaterstadt harrte seiner der ehrenvollste Empfang. Tasso wurde aufgeführt und ein Prolog begrüßte den Dichter unter freudigster Theilnahme des überfüllten Hauses. Auch das erste Fest der Wiederkehr des 18. Oktobers konnte er in der befreiten Vaterstadt noch mitfeiern. Am 27. Okt. traf er in Weimar wieder ein; Geschäfte für Jena, die neue Ausgabe seiner Werke, Redaction der italienischen Tagebücher und Förderung des westöstlichen Divan's füllten den Rest des Jahres aus. Nachdem diese schriftstellerischen Arbeiten in den ersten Monaten des folgenden Jahres 1815 zu einem gewissen Abschluß gediehen waren, reiste er im Mai abermals nach den Rheingegenden ab, um die dort gefundenen Schätze der Kunst nnd Natur gründlicher, als dieß im vorigen Jahre möglich gewesen war, kennen zu lernen. In der Vaterstadt, wo er am 27. Mai anlangte, hielt er sich zurückgezogener als

früher, verkehrte vom Juni bis Sept. in Wiesbaden und auf Rheinreisen mit Erzherzog Karl, Minister von Stein, E. M. Arndt, und reiste dann mit Sulpiz Boisserée (1783—1854), rheinaufwärts bis Straßburg, zur Beschauung der Kunstwerke der auf dieser Straße gelegenen Städte. Ueber Würzburg kehrte er nach Weimar zurück, wo er am 11. Okt. wieder eintraf. Dieselben Beschäftigungen wie im verflossenen Jahre füllten die letzten Monate von 1815 und daneben ging die Vorbereitung der Zeitschrift „Kunst und Alterthum", welche von 1816—28 erschien, „ein Magazin der Unbedeutendheit, das zwar von einem fortdauernden Interesse an dem literarischen Treiben der Nation zeugt, dem aber doch schon ein ganz Mechanisches anklebt" (Gervinus). Mit dem Jahre 1815 war die kriegerische Epoche Europa's zu Ende gegangen; die äußeren Einwirkungen auf den alternden Dichter minderten sich, sein Lebenskreis schloß sich immer enger ab und so haben wir aus den nächsten Jahren einerseits nur die Lebensereignisse, andrerseits die bedeutenderen literarischen Veröffentlichungen namhaft zu machen, ohne wie bisher jedes Lebensjahr besonders zu betrachten.

Bei der Stiftung des Falkenordens am 30. Januar 1816 erhielt Goethe das Großkreuz; bei der Huldigung für den Großherzog am 7. April wurde sein Gehalt auf 3000 Thlr. erhöht. Am 6. Juni starb seine Frau.

Sein Sohn, seit 1816 Kammerrath, vermählte sich im April 1817 mit Ottilie von Pogwisch; in demselben Monate schied Goethe aus der Theater-Intendanz. Im Febr. 1818 wurde sein Enkel Walter geboren, am 18. Sept. 1820 der zweite Enkel Wolfgang, eine Enkelin Alma 1827. Der gewöhnliche Sommeraufenthalt wurde 1816 mit Meyer und F. A. Wolf in Tennstedt, 1818, 19 und 20 in Karlsbad gehalten. Die Ausartung der Romantik, besonders Z. Werner's

„Mutter der Maccabäer" und von Houwald's „Bild" verleideten ihm immer mehr die neuere deutsche Literatur und er schuf sich das Ideal der Weltliteratur. Französische, englische, italienische und spanische Werke traten in den Vordergrund der Goethe'schen Kritik und literarische Verbindungen knüpften sich mit Cousin, Ampère, Walter Scott, Lord Byron, Carlyle, Manzoni ꝛc.

Neben den oft erwähnten Natur- und Kunststudien und der Fürsorge für Jena, welche gewöhnlich die letzten Monate des Jahres füllte, schritt die Redaction der Werke voran. — 1820 wurden „W. Meister's Wanderjahre" zusammengestellt; sie erschienen 1821. Ihre Aufnahme war kalt und auch die Nachwelt urtheilt nicht anders darüber als die Zeitgenossen. Lewes sagt (II. 348): Von Seiten der Composition ist das Werk schwach und leichtfertig bis zur Unverschämtheit. Die verschiedenen kleinen Erzählungen sind so gewaltsam herbeigezogen, als hätten wir eine Jugendarbeit vor uns. Von Composition in dem gewöhnlichen künstlerischen Sinne kann freilich bei den Wanderjahren nicht die Rede sein, sondern nur von einer recht mechanischen Zusammensetzung, wenn wir bei Eckermann lesen, wie dieß Buch gemacht wurde. Ein Irrthum über den Umfang des Manuscripts veranlaßte Goethe, durch Eckermann aus alten Manuscriptbündeln allerlei dem Werke ganz fremde Kleinigkeiten: Aussprüche, Fragmente und Entwürfe unter dem Titel: „Aus Makariens Archiv" und „Im Sinne der Wanderer" einzuflicken, welche an sich schon und besonders an dieser Stelle der Mehrzahl der Leser ganz verwunderlich vorkommen mußten.

So autokratisch, wie der Kritik und den Lesern gegenüber verfuhr er auch 1817 mit der medizinischen Fakultät in Jena, deren Conferenzsaal er durch Einschlagen einer Scheidewand eigenmächtig und gewaltsam zur Bibliothek zog; so

war er auch unfügsam gegen die Forderung, 1823 dem weimarischen Landtag Rechnung von den durch die großherzogliche Immediatkommission für Kunst und Wissenschaft verwendeten Summen Rechenschaft abzulegen und sah in der constitutionellen Form ein persönliches Mißtrauen. Nur mit Mühe gelang es durch Vermittelung der Großherzogin, Luden's und des Landtagsmarschalls die Angelegenheit auszugleichen und einer heftigen Scene vorzubeugen.

Indeß war seit 1819 seine Lebensbeschreibung mit abnehmendem Interesse fortgesetzt worden. Rücksichten auf den weimarischen Hof ließen ihn an dem Zeitpunkte seiner Uebersiedelung in die Residenz die ausführliche Erzählung abbrechen. Mit Ausnahme einzelner Episoden, z. B. Campagne in Frankreich, ist der Lebenslauf in den Annalen oder Tages- und Jahresheften nur dürr und summarisch niedergelegt. Nur die italienische Reise, aus gleichzeitigen Actenstücken (den Briefen an Herder und Frau von Stein) zusammengesetzt, zeigt die Jugendfrische, welche einen sonderbaren Contrast zu den kleinen Einschaltungen des gealterten Redactors bildet.

Am 17. Febr. des Jahres 1823 war Goethe lebensgefährlich erkrankt, doch trat am 24. eine günstige Wendung der Krankheit ein und am 22. März konnte bereits die Festvorstellung des Tasso zur Feier seiner vollständigen Genesung stattfinden. Die Stimmung, welche auf den überstandenen Anfall folgte, war der Beantwortung eines Briefes günstig, worin Auguste Stolberg, jetzt vermählte Gräfin Bernstorff (1754—1835) nach 40jähriger Unterbrechung ihres Verkehrs mit dem Dichter, ihm Buße zu predigen unternommen. Bereits am 22. Okt. 1822 hatte sie ihn gebeten und angefleht, „abzulassen von Allem, was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches und Nichtgutes hat, Blick und Herz zum Ewigen zu wenden". — „Ihnen", fuhr sie fort, „ward viel gegeben, viel

anvertraut; wie hat es mich oft geschmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch Sie so leicht Andern Schaden zufügen. O machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist; bitten Sie um höheren Beistand und er wird Ihnen, sowahr Gott ist, werden."

Darauf erwiederte Goethe am 17. April 1823: „Von der frühesten, im Herzen wohlgekannten, mit Augen nie gesehenen theueren Freundin endlich einmal wieder Schriftzüge des treulichsten Andenkens zu erhalten, war mir höchst erfreulich rührend; und doch zaudere ich unentschlossen, was zu erwiedern sein möchte. Lassen Sie mich im Allgemeinen bleiben, da von besonderen Zuständen uns wechselseitig nichts bekannt ist.

Lange leben heißt gar vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieß vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit. Redlich habe ich es mein Lebenlang mit mir und Andern gemeint und bei allem irdischen Treiben immer auf's Ewige hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immerfort, so lange es Tag für uns ist; für Andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an ihr hervorthun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten. Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unseres Vaters Reiche sind viele Provinzen, und da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt sein; vielleicht gelingt alsdann, was uns bis jetzo abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue. —

Vorstehendes war bald nach der Ankunft Ihres lieben

Briefes geschrieben, allein ich wagte nicht, es wegzuschicken, denn mit einer ähnlichen Aeußerung hatte ich schon früher Ihren edeln, wackern Bruder wider Wissen und Willen verletzt. Nun aber, da ich von einer tödtlichen Krankheit in's Leben wieder zurückkehre, soll das Blatt dennoch zu Ihnen, unmittelbar zu melden: daß der Allwaltende mir noch gönnt, das schöne Licht seiner Sonne zu schauen; möge der Tag Ihnen gleichfalls freundlich erscheinen und Sie meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht aufhöre, mich jener Zeiten zu erinnern, wo das noch vereint wirkte, was nachher sich trennte. Möge sich in den Armen des allliebenden Vaters Alles wieder zusammenfinden. Wahrhaft anhänglich G.

Im Juni des Jahres 1823 trat Joh. Peter Eckermann (geb. 1792 zu Winsen an der Luhe, gest. 3. Dec. 1854 in Weimar) in das Goethe'sche Haus und wurde zunächst als Gehülfe bei literarischen Arbeiten benutzt. Diesem Verhältniß verdanken wir einen der werthvollsten Beiträge zur Charakteristik des Dichters in seiner letzten Lebens-Epoche, die „Gespräche mit Goethe", (3 Theile 1836. 48). Seit 1821 hatte Goethe statt Karlsbad als Ort der gewöhnlichen Brunnenkur Marienbad erwählt. Bei seinem dritten Aufenthalt daselbst (vom 26. Juni bis Sept. 1823) steigerte die schon im vorigen Sommer geknüpfte Bekanntschaft mit Fräulein Ulrike von Lewezow*) sich zu einer gegenseitigen Leidenschaft; er selbst bezeichnete seinen Zustand als einen „höchst leidenschaftlichen" und unter dem Motto:

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide."

---

*) Schäfer (Goethe's Leben 1858. II. 384) sagt: U. v. L. blieb unverheirathet und lebt gegenwärtig mit ihrer Mutter, einer Gräfin v. Cleversberg (falsch statt Klebelsberg) in Wien. Vergl. Gothaisches Taschenbuch der gräflichen Häuser für 1859, S. 433.

legte er auf der Reise, welche er mit der Geliebten nach Karlsbad machte, seine Gefühle in der „Elegie“ nieder. Noch im Spätherbst erneuerte die polnische Clavierspielerin Szimanowska, die Genossin des Marienbader Aufenthalts, durch ihren Aufenthalt in Weimar die Erinnerung und den Trennungsschmerz. Seltsam paßte zu der wiedererweckten entsagenden Jugendstimmung die Aufforderung des Verlegers Weygand, zu der Jubelausgabe des vor fünfzig Jahren erschienenen „Werther“ eine poetische Einleitung zu schreiben.

Dieß geschah im Jahre 1824 („Trilogie der Leidenschaft“), welches noch in andrer Beziehung ein retrospectivisches wurde. Einerseits begann er das Ordnen des Briefwechsels mit Schiller, „einer großen Gabe“, wie er am 30. Oct. an Zelter schrieb, „die den Deutschen, ja den Menschen geboten wird“, andrerseits arbeitete er die Gesammtausgabe seiner Werke vor. Nicht nur Krankheit und Alter mahnten ihn, sein Haus zu bestellen; das Jahr 1824 entriß ihm auch den jungen Kunstgenossen Lord Byron, der noch im Hafen von Livorno (August 1823) seiner gedacht (gest. 19. Apr. 1824 zu Missolonghi) und den alten Freund F. A. Wolf (gest. 8. August in Marseille).

Am 22. März des folgenden Jahres 1825 legte der Theaterbrand „den Schauplatz seiner fast 30 jährigen liebevollen Mühe in Schutt und Trümmer“; dagegen brachten die letzten fünf Monate des Jahres (vom 3. Sept. an) eine Reihe der freudigsten, wenn gleich an innern und äußeren Aufregungen und Anstrengungen überreichen Jubeltage. Am 3. Sept. wurde die fünfzigste Wiederkehr des Jahrestages von Karl August's Regierungsantritt, am 3. Okt. das goldne Vermählungsfest des großherzoglichen Paares, am 7. Nov. nicht minder festlich die Feier von Goethe's fünfzigjährigem Dienstjubiläum begangen. Im folgenden Jahre 1826 entwickelte der Greis eine bewunderungswürdige geistige Thätigkeit. Neben den Vorbe-

reitungen der im März d. J. angekündigten Ausgabe seiner Werke in 40 Bänden, neben der „Helena" im zweiten Theil des Faust und den „Wanderjahren" und mancherlei auf die Literatur und die Ereignisse des Tages bezüglichen Kleinigkeiten fanden noch Aristoteles, Dante und Shakespeare ihren Raum. Zelter's und Alex. von Humboldt's Besuche, die begeisternde Anwesenheit von Henriette Sonntag und die Abreise des Herzogs Bernhard von Weimar nach Nordamerika, endlich die ernste Beschäftigung mit dem Andenken Schiller's, dessen Büste von Dannecker am 17. Sept. auf der Bibliothek in Weimar aufgestellt wurde, — alles fand seine Zeit und Stunde.

Am 6. Januar 1827 starb im 85. Jahre Frau von Stein, an welche er am 29. Aug. 1826 seine letzte Zuschrift gerichtet hatte. Am Ende des Monats wurde das Zwischenspiel zum Faust, Helena beendet und erschien im 4. Bande der Werke, von welchen unter Riemer's, Göttling's und Eckermann's Beihülfe 10 Bände im Jahre 1827 ausgegeben wurden. A. W. Schlegel, der Paläontolog Graf Caspar Sternberg, der König Ludwig von Baiern, Zelter und Hegel waren die wichtigsten Besuche dieses Jahres, an dessen Schluß (17. Nov.) die im vorigen Jahre unter Goethe's Mitwirkung mit vieler Mühe gesammelten Gebeine Schillers in einen neuen Sarkophag niedergelegt wurden. Am 16. Dec. wurden dieselben in der fürstlichen Gruft feierlich beigesetzt. Hatte sonach der Schluß des Jahres 1827 die Erinnerung an den dahin geschiedenen Mitstrebenden dem überlebenden Greise wieder recht lebhaft wach gerufen und den Wunsch in ihm erweckt, das „Große Geschenk" den Deutschen durch Veröffentlichung seines Briefwechsels mit Schiller schon bei seinen Lebzeiten zu bieten, so brachte ihm die Mitte des folgenden Jahres 1828 einen noch herberen Verlust. Auf der Rückreise von Berlin starb am 14. Juni zu Graditz bei Torgau plötzlich Karl August. „Ich

hatte gedacht", sagte Goethe zu Eckermann am Abend des Tages, an dem er die Nachricht erhalten, „ich wollte vor ihm hingehen, aber Gott fügt, wie er es für gut findet und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut und so lange es gehen will." Am 7. Juli zog er sich nach dem im Saalthale gelegenen Schlößchen Dornburg zurück und verweilte dort 10 Wochen in mannigfach zerstreuender, aber eigentlich nicht fördernder literarischer Thätigkeit, denn das Bild seines geschiedenen fürstlichen Freundes, „mit dem er sich an dieser Stätte seit 50 Jahren mehrmals des Lebens gefreut, dessen Thätigkeit hier mehr, als an irgend einem andern Orte auffallend und anmuthig vor die Sinne trat", verdrängte alle andern Vorstellungen, und der Aufenthalt in Dornburg war ihm der „Faden, den ein Scheidender den Hinterbliebenen in die Hand gibt, um daran weiter fortzuschreiten". (Brief an Zelter v. 10. Jul.) Nach der Heimkehr wurden die „Wanderjahre", der zweite Aufenthalt in Rom und der Schiller'sche Briefwechsel wieder vorgenommen; von den Werken erschien 1828 Band 11—20, von dem Briefwechsel Band 1—2.

Am 20. Febr. 1829 wurden endlich W. Meister's Wanderjahre vollendet; 10 Bände (21 — 30) der Werke und der Schluß des Briefwechsels (4—5) wurden ausgegeben; Faust und die Naturwissenschaften traten wieder in den Vordergrund, daneben ein zerstreuender Fremdenverkehr, zeitraubend und ohne Ergebniß. „Unaufhörliches Hin- und Herzerren von lieben guten Fremden, die nichts bringen und nichts holen"*). Im vorigen Jahre hatte Ampère, Mitarbeiter des Pariser

*) Zu diesen scheint Goethe auch den bekannten K. H. (Ritter von) Lang gerechnet zu haben, der 1826 von seinem Besuche bei dem Dichter nicht sehr erbaut schied (vergl. Lang's Memoiren II. 343).

Globe, eines Hauptblattes der Weltliteratur nebst Frazer's foreign review in London, in Weimar vorgesprochen; jetzt kam der Bildhauer David (d'Angers), um Goethe's Züge in französischer effectvoller Verzerrung in einer Büste zu fixiren. Am 14. Febr. 1830 folgte die Großherzogin Luise dem dahingeschiedenen Gatten; wieder eine Mahnung an das Ende. Um Faust, „einen Stein, der nur langsam von der Stelle zu wälzen war, eine Hauptlast" zu fördern, schaffte Goethe im März des Jahres, welches dem politischen Leben Europa's einen neuen Antrieb geben sollte, alles Zeitungslesen ab.

Die Anwesenheit einer Fräulein von Türkheim, Verwandten von Lili, lockte ihn zur Darstellung seines „schmerzlich süßesten" Lebensjahres.

Ende Juli war endlich das Pariser Erdbeben zum Ausbruch gekommen, aber der Streit zwischen den beiden großen Naturforschern Cuvier und Géoffroy St. Hilaire in der Sitzung der Pariser Akademie vom 19. Juli interessirte Goethe weit mehr, als die 8 Tage später ausgebrochene Julirevolution, und während Europa von den Nachzuckungen jenes welthistorischen Ereignisses erbebte, schrieb er seine Abhandlung über St. Hilaires Principes de philosophie zoologique.

Am 22. April war sein Sohn August, bis Genua von Eckermann begleitet, nach Neapel gereist, die Berichte lauteten günstig und am Geburtstag des Vaters wohnte er in Pompeji der Ausgrabung eines, seitdem Casa di Goethe genannten Hauses bei, aber am 28. Oct. starb er plötzlich in Rom, wo er auf dem Friedhof bei der Pyramide des Cestius begraben liegt. Auf seinem Denkmal ist sein Bildniß in halberhobener Arbeit dargestellt und darunter die Inschrift: Goethe filius patri antevertens annorum XL. Goethe selbst war in der Nacht vom 24./25. Novbr. von einem heftigen Blutsturze befallen worden und begann, „da er dem Land-

ordentlich dunkel, durchdringend und glänzend. Goethe machte mir den Eindruck, als müsse er in seinem Alter noch schöner sein, als er in den Tagen seiner Jugend gewesen. Seine Stimme klang sehr voll und angenehm." Die Altersschwächen seiner letzten Jahre beschränkten sich auf die gewöhnlichsten: Schwerhörigkeit und Mangel an Gedächtniß für neuere Vorgänge, das Auge blieb unberührt. — „Ein vollkommener Mensch", sagt Eckermann, als er an dem Todtenlager gestanden, „lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, welches ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen." Neben Schiller, Karl August und Luise ward Goethe's Leiche am 26. März feierlichst beigesetzt. Ein Chor sang die Zelter'sche Composition des Goethe'schen Logengedichtes: „Laßt fahren hin das Allzuflüchtige" und Dr. Röhr hielt die Grabrede. Erst am folgenden Tage ward das seit Goethe's Tode geschlossene Theater wieder mit seinem Tasso eröffnet. Der Hof und ein Theil des Publicums erschien in Trauerkleidern und die Stelle: „Wer weinte nicht, wenn das Unsterbliche selbst vor der Zerstörung nicht sicher ist", erregte leidenschaftliche Rührung. In ganz Deutschland aber empfand man, daß mit Goethe's Scheiden die glanzvollste Periode unserer Litteratur ihren letzten Abschluß erhalten habe. Zunächst die Vaterstadt fühlte sich berufen, das schon bei des Dichters Lebzeiten (1819) in Anregung gebrachte Denkmal*) für ihren größten Sohn nach anderm Plane auszuführen. Nachdem schon mehrere Jahre die auf Kosten dreier Bürger von Marchesi in Mailand angefertigte Marmorstatue in der Vorhalle der Stadtbibliothek aufgestellt worden, konnte am 22. Oct.

*) Abgebildet und beschrieben im „Rheinischen Taschenbuch" für 1822 bei J. D. Sauerländer.

1844 auf dem fortan „Goetheplatz" (früher Stadtallee) genannten Platze das eherne Standbild, welches Schwanthaler geformt und Stiglmair gegossen hatte, feierlich enthüllt werden.

Denkmäler für Goethe, Schiller und Wieland in Weimar zu errichten, war der Gedanke des damaligen Erbgroßherzogs, jetzigen Großherzogs Karl Alexander, nachdem Herder's Denkmal, von Schaller in München geformt, von Miller daselbst gegossen, am 25. August 1850 vor der Stadtkirche in Weimar aufgestellt worden. Die Ausführung des Goethe-Schiller-Denkmals, welches uns hier zunächst berührt, wurde im Juli 1852 an Rietschel in Dresden übertragen. Am 28. August 1852 bildete sich in Weimar ein Ausschuß, um für die drei Dichter-Denkmale Beiträge zu sammeln. Ein am 15. März 1853 erlassener Aufruf, obgleich zeitweise in seinen Wirkungen durch die Kriegsereignisse behindert, brachte von 16 deutschen Fürstenhäusern über 10000 Thlr., von 80 deutschen Städten 5400 Thlr., von dem Kaiser von Frankreich 700 Thlr. ꝛc. ein, Alles in Allem baar 21200 Thlr., dazu das Erz von König Ludwig von Baiern und die Fußgestelle vom Großherzog von Baden, im Gesammtwerth von mehr als 10000 Thlrn.

Ende 1854 hatte Rietschel sein Modell vollendet, am 25. August 1857 war der Guß des Goethe-Schiller-Denkmals in München vollendet; es langte am 29. August in Weimar an, und wurde auf dem Platze vor dem Hoftheater aufgestellt. Die Enthüllung fand bei der Feier des hundertjährigen Geburtstages Karl August's am 4. Sept. unter angemessenen Festlichkeiten statt *). Rietschel hat den Alters-

*) Vergl. über dieselben: Oskar Schade, Geschichte der Septemberfeste in Weimar 1857, in Minerva. Neue Folge, I. Band S. 55 ff. Jena 1858.

unterschied beider Dichter festgehalten, Goethe etwa im 50., Schiller im 40. Lebensjahre dargestellt. Goethe, fest auf der sichern Erde stehend, blickt ruhig und majestätisch vor sich in die Welt hinein, in der Rechten den Lorberkranz, den er dem Freunde reicht, auf dessen Schulter seine Linke ruht, wie wenn er mit ihr den Freund halten und beschwichtigen wollte, der, das Haupt empor gerichtet und vorwärts schreitend, in der Linken eine Rolle haltend, mit der Rechten den dargebotenen Kranz verschmäht und doch unwillkührlich in ihn hinzugreifen scheint. Am 3. Sept. war der Grundstein zu dem Denkmale Karl August's gelegt und so hat, nur der Zukunft vorgreifend, Franz Dingelstedt uns das Bild gezeichnet, wo der Herrscher sich umgeben zeigt von den Genien, welche er um sich versammelt, wenn er in dem bei der theatralischen Feier des 4. Sept. gesprochenen Epilog ausruft;

So werden, sie mit Jubel aufgenommen,
In unsrer Stadt geschmückter Mitte steh'n.
Der Wand'rer wird sie zu betrachten kommen
Und wird erquickt, befriedigt weiter geh'n,
Indeß wir, nicht beschämt und nicht beklommen,
Rein freudig, sie alltäglich uns beseh'n,
Denn ihre Größe, statt uns zu erdrücken,
Wird uns erzieh'n, erheben und beglücken!

---

# Georg Forster.

Johann Georg Adam Forster wurde am 26. November 1754 in dem Dorfe Nassenhuben *) in dem Gebiete von Danzig geboren, welches damals unter polnischem Schutze stand **). Sein Vater, Johann Reinhold Forster, 1729—1798, der Nachkomme ausgewanderter Schotten, war in seiner Jugend durch den Starrsinn seiner Eltern von dem ihm zusagenden Studium der Natur- und Heilkunde abgehalten worden und hatte, ebenso entschieden der ihm aufgenöthigten Rechtswissenschaft abgeneigt, das Studium der Theologie erwählt. In diesem Berufe fand der leidenschaftliche, auf große und ferne Dinge gerichtete Sinn Reinhold Forster's ebensowenig Befriedigung, als in den engen Verhältnissen des Dorfes Nassenhuben, dessen Pfarre er in dem vierundzwanzigsten Lebensjahre erhielt (1753). Aber er sollte nicht nur so früh in dieser Abgeschiedenheit sich vergraben, sondern, da er gleichzeitig sich verheirathete, hatte er allmählich auch die Sorge für die Erziehung und Versorgung von sieben Kindern zu tragen. Mit um

*) In der „Illustrirten Zeitung" vom 26. November 1859 findet sich eine Abbildung seines ärmlichen Geburtshauses.

**) Die eigenthümlich verschlungenen Verhältnisse zwischen der protestantischen, deutschen Freistadt und dem katholischen slawischen Königreich hat in interessanter Weise dargelegt Johanna Schopenhauer in ihrem Nachlaß, Braunschweig 1839. 2 Bände.

so größerer Anstrengung wandte sich der rastlose Sinn des Vaters auf die Ausbildung der glänzenden Geistesgaben seines ältesten Sohnes Georg. Fast spielend lernte dieser lesen und erhielt schon in zartester Jugend Unterricht in der lateinischen und französischen Sprache. Ebenso frühzeitig begannen seine Reisen, deren erste den elfjährigen Knaben bis an die Grenzen Asiens führte. In 1765 machte der russische Resident in Danzig, von Rehbinder, dem Vater den Vorschlag, die neu angelegten Ansiedelungen an der Wolga zu bereisen. Reinhold übernahm den Auftrag, begab sich mit seinem Sohne Georg nach Petersburg und dann nach den Colonien in der Saratoff'schen Statthalterschaft und bis zum Salzsee Elton; er untersuchte ihre Verhältnisse in jeder Rücksicht und legte seine Erfahrungen über die Mängel der Colonien und seine Ansichten über deren Heilung offen und ohne allen Rückhalt in einer Denkschrift an die Kaiserin Katharina II. nieder. Mit dieser Schrift, die soviel Gutes hätte stiften können, versperrte er sich den Weg zu jedem Erfolg am Petersburger Hof. Theils die Ränke des Statthalters von Saratoff, dessen gewaltsames und habsüchtiges Benehmen darin aufgedeckt war, theils der Zustand des Hofes, wo Günstlinge und Projektenmacher, um Einfluß und Ansehen kämpfend, ein betäubendes Gewirr von Festlichkeiten, Kriegsplanen und Vorschlägen zu inneren Verbesserungen aller Art hervorbrachten, verhinderten, daß Reinhold Forster's Vorstellungen Erfolg hatten, oder daß seine Dienste wenigstens belohnt wurden. Statt ihn gehen zu lassen, wohin seine darbende Familie ihn rief, übertrug man ihm die Anfertigung eines Gesetzbuchs für jene Ansiedelungen, welches aber ebensowenig beachtet wurde. Während dieser ganzen Zeit der Vergessenheit und des Mangels mußte Reinhold Forster sich und seine Familie durch literarische Arbeiten ernähren, meist Uebersetzungen, wobei sein zwölfjähriger

Sohn ihn unterstützte. Endlich wurde ihm die Heimreise erlaubt, und zwar ohne die geringste Belohnung oder Entschädigung, da der heftige Mann sich nicht hatte herbeilassen wollen, bei dem Grafen Gregor Orloff um sein' Recht als um eine Gnade zu betteln. — Die Pfarre Nassenhuben war durch R. F.'s lange Abwesenheit verscherzt, Deutschland bot seinem herumschweifenden Geiste keinen Stützpunkt; er schiffte sich deshalb, ohne seine Familie zu besuchen, 1766 mit seinem Sohne Georg nach England ein, und es gelang ihm, an der Gelehrtenschule zu Warrington in Lancashire eine Lehrstelle zu erhalten, wo er in Naturgeschichte und Sprachen Unterricht gab. Er ließ seine Frau mit seinen sechs übrigen Kindern, von denen das jüngste kaum sechs Jahre alt war, zu sich kommen und ernährte sie wieder durch Uebersetzungen von naturhistorischen und Reisewerken, sowie durch Privatunterricht. Georg unterstützte ihn nicht nur bei seinen literarischen Arbeiten, sondern gab selbst weit älteren Schülern, als er selbst war, Unterricht in der französischen Sprache.

Ein in der Folge vereitelter Entwurf zu einer Reise nach Ostindien mit dem englischen Capitän Dalrymple ließ den Vater Forster 1770 seine wenn auch kärglich, doch sicher nährende und ruhige Stellung zu Warrington aufgeben. Nach dem Scheitern jenes Entwurfes blieb ihm nichts anderes übrig, als in London seinen Unterhalt durch literarische Beschäftigung zu suchen. Georg war in London von 1776 an, einer Laune des Vaters nachgebend, eine Zeitlang Ladendiener in einer Tuchhandlung, bis der geschwächte Zustand seiner Gesundheit die inzwischen angelangte Mutter besorgt machte, welche seinen Austritt veranlaßte. Sorgen und geistige Anstrengung zu selbständigem Erwerb in einem Alter, wo die körperliche Entwickelung noch nicht vollendet ist, die vollständige Umkehr des natürlichen Verhältnisses, daß der Vater, nicht der unmündige

Sohn, die Familie ernähren muß, ließen Georg's Gesundheit nicht so weit erstarken, daß er den Beschwerden einer mehrjährigen Seereise Trotz bieten konnte. Er hatte Zeitlebens mit Siechthum zu kämpfen. Nachdem der Jüngling bis zu seinem sechzehnten Jahre bereits an den Mündungen der Weichsel und Newa, an der Wolga, am Mersy und an der Themse gewohnt und in der verschiedensten Weise zum Unterhalt seiner Geschwister beigetragen hatte, verflossen noch einige Jahre im steten Kampf gegen Bedrängniß in dem theuern London, ohne alle Sicherheit des Erwerbs, bis endlich in 1772 Reinhold Forster aufgefordert wurde, den Schiffshauptmann Cook auf seiner Entdeckungsreise nach dem Südpol zu begleiten. Er hielt sich die Erlaubniß aus, seinen Sohn Georg als Gehülfen mitzunehmen und sicherte seiner Familie durch Anweisung auf einen Theil seines sehr mäßigen Reisegeldes einen spärlichen Unterhalt zu.

Reinhold Forster gerieth nach seiner Rückkehr 1775 in neue Zerwürfnisse, diesmal mit dem Admiralitätscollegium, das ihm jede Belohnung entzog. Seine Lage wurde dadurch so verzweifelt, daß er nur durch die Unterstützung des Herzogs Ferdinand von Braunschweig aus dem Schuldgefängniß befreit werden konnte. Im October 1777 machte Georg Forster eine Reise nach Paris, wo er Franklin und Büffon kennen lernte. Der Zweck dieser Reise scheint gewesen zu sein, eine französische Ausgabe der Reisebeschreibung zu veranstalten, welche Georg 1777 zu London in zwei Quartbänden in englischer Sprache herausgegeben hatte, und deren Ertrag nebst den Geschenken deutscher Fürsten, welchen der Vater Forster Seltenheiten aus der Südsee überschickt hatte, die Hauptkosten des Unterhalts der Familie im nächsten Jahre tragen mußte. Um dieser traurigen Lage ein Ende zu machen, trat Georg im October 1778 von London aus eine Reise nach Deutschland an, um Hülfe für

seinen Vater zu suchen, welcher abermals dem Schuldgefängniße verfallen war. Vorher machte Georg noch die Bekanntschaft Samuel Thomas Sömmerring's, der später sein innigster Freund wurde. Georgs Hinopferung für seinen Vater ging so weit, daß er später in Cassel in Gefahr stand, seine eigene Versorgung zu verscherzen, weil er von der Bemühung, die ihm angebotene Stelle seinem Vater zu verschaffen, gar nicht abließ. Georg Forster also war 24 Jahre alt, als sich ihm einige Aussicht eröffnete, in Berlin eine Anstellung zu finden. Er reiste über Holland und Hessen nach Berlin zu, als er bei seinem Aufenthalt in Cassel ganz unverhofft an dem dasigen Carolinum als Professor der Naturgeschichte angestellt wurde. Seine Reise nach Berlin unterblieb aber nicht und er benutzte sie, seinem Vater eine Professur in Halle zu verschaffen. Unterwegs lernte Georg in Düsseldorf durch einen Zufall die Familie Jacobi kennen, deren ideales, mit allen geistigen und leiblichen Gütern geschmücktes Leben in Pempelfort, von dem Goethe uns ein so reizendes Bild entworfen hat, auf Georg, der nie den Segen der Heimat und behaglicher Häuslichkeit empfunden hatte, einen tiefen Eindruck machte. „Von allen auf den Händen getragen, auf alle ersinnliche Weise fetirt, mit allen neuen Büchern in dem Belles-lettres-Fach und den schönsten neuen Gedichten von Goethe unterhalten, mit köstlichem Champagner, Xeres und Capwein getränkt, — mußte ein Blick nach Paddington seine Seele aus dem Taumel der Freude und Fröhlichkeit zurückrufen" (G. Forster an seinen Vater, Düsseldorf, 24. November 1778, Briefwechsel I. 166). „Wenn ich den guten Jacobi zwischen seinen beiden Schwestern sitzend, von beiden geliebt und so ganz glücklich sehe, so gehen mir die Augen über und ich möchte sogleich vergehen. Gott! ich saß ehedem auch so. Zwar nicht zwischen glücklichen Schwestern, aber doch bei ihnen, half ihren Kummer tragen, half Trost

und Hoffnung einsprechen, die in meinem eigenen Busen nicht wohnten. Und jetzt, wo sind sie, was wird aus ihnen, wem haben sie ihr Herz auszuschütten, wie sie es ihrem Bruder zu thun pflegten?"

In Cassel wurde Georg von den Ministern Waitz von Eschen und General von Schlieffen wohlwollend empfangen und dem Landgrafen Friedrich empfohlen, den eine rasch entworfene französische Rede, welche Georg in der antiquarischen Gesellschaft hielt, für den jungen Weltumsegler gewann. Georg wurde mit 450 Thlrn. Gehalt nebst Aussicht auf baldige Zulage und freie Muße zu eigenen Arbeiten angestellt. Die Verhältnisse in Cassel waren damals angenehm. Die Stadt, welche im siebenjährigen Kriege zwei Belagerungen ausgehalten hatte, war vergrößert und verschönert, die Festungswerke in Anlagen umgewandelt; neben einer neugestifteten Maler- und Bildhauerakademie wurde die Musik lebhaft betrieben. Das Carolinum bildete, obgleich es aus Mangel an Schülern in keine rechte lehrende Wirksamkeit trat, von 1773 bis zu Friedrichs Tode einen wissenschaftlichen Mittelpunkt für Philosophie, Welt- und Naturkunde, Geschichte, Civil- und Staatsrecht, Kameral- und medizinische Wissenschaften, welche durch Dohm, Joh. Müller, Runde, Tiedemann, Mauvillon &c. vertreten waren. Der Landgraf theilte sein Interesse zwischen Naturwissenschaften und Alterthumskunde. Das Leben war einfach und billig.

So begann in Cassel eine neue Periode von Georg Forster's Leben. Während er bisher den Bahnen seines Vaters gefolgt war, fing er hier an, seine eigenen Wege zu gehen. Anfangs hatte zwar der Landgraf mehr Freude an seinen in Italien neu erkauften Antiken, die er gerade im Museum hatte aufstellen lassen, als an der Naturgeschichte, doch schon am 17. März 1780 schrieb Forster an Jacobi: „Seitdem ich Ihnen

schrieb, fesselt mich ein neues Band an Cassel; der Landgraf hat mir nämlich mit 100 Thlrn. Zulage die Aufsicht über sein Naturaliencabinet anvertraut. Dieses Cabinet ist freilich eins der winzigsten, das sich denken läßt, indessen kommt der Eigenthümer täglich herein und will dort unterhalten sein und so soll ich ihm die Langeweile vertreiben helfen." Anfangs hatte Forster ziemlich einsam in Cassel dagestanden, doch änderte sich dieß, als ihm gelungen war, seinem Freund Sömmerring im Juni 1779 die Lehrstelle der Anatomie zu verschaffen, in der erfreulichsten Weise. Die beiden Herzensfreunde widmeten sich mit vollem Eifer dem gemeinsamen Studium der Naturwissenschaften, wozu ihre amtlichen Verhältnisse in Cassel ihnen Muße genug ließen. Mit Lichtenberg in Göttingen gab Forster seit 1780 das Göttingische Magazin der Wissenschaften und Literatur heraus, welches auch jetzt noch, wo die mehrsten Aufsätze an andern Orten und zu andern Zeiten gedruckt sind, einen bleibenden Werth besitzt und zur Popularisirung der Wissenschaft beigetragen hat. Indessen wurden Sömmerring und Forster in Cassel von Geheimbündeleien in Anspruch genommen, welche auf Forster's späteres Leben von solcher Wirkung wurden, daß der Gegenstand hier erwähnt werden muß, wenn gleich der Natur der Sache nach vieles in diesen Verhältnissen immer dunkel bleiben wird. In den siebziger Jahren war der Bund der sogenannten Rosenkreuzer, dessen Ursprung in das siebzehnte Jahrhundert zu fallen scheint, zu einer neuen Thätigkeit gekommen und viele Freimaurer scheinen lebhaften Antheil daran genommen zu haben. In mehreren Hauptstädten, namentlich in Berlin und Cassel, trieb der Bund sein Wesen in der Stille mit großem Eifer und beherrschte in vielen Beziehungen den König von Preußen Friedrich Wilhelm II. und den Landgrafen Friedrich v. Hessen. Nur folgende Thatsachen gehen aus den noch vorhandenen Papieren beider Freunde hervor:

1) Man beschäftigte sich mit alchemistischen Arbeiten
denen Forster und Sömmerring lebhaften Theil nahmen;
hielten sogar in dieser Zeit es noch für möglich, daß ma
soweit bringen werde, Gold zu machen. 2) Beide hielten
Verkehr mit den Todten für möglich und hofften auf d
Wege eine Kenntniß von dem Leben nach dem Tode und a
überirdischen Dingen zu erlangen. 3) Beide geriethen in
Zustand von Exaltation und religiöser Schwärmerei, i
entschieden in dem Bunde pietistische Elemente waren un
Cultus stattfand, über dessen Natur nähere Nachweisu
fehlen, in dem es aber auf gewaltsame Gebetserregung
einen näheren Verkehr mit Gott abgesehen war. Diese V
rungen müssen längere Zeit gedauert haben, da der erst s
(1782) nach Cassel gekommene Johannes (von) Müller
falls hinein gezogen wurde, sie waren indeß im Jahre 1784
über, denn damals schreibt Forster: „Superiores incogniti
Societas Jesu (S. J.) sind von jeher eins und dasselbe g
sen", und legt seine religiöse Ueberzeugung in folge
Sätzen nieder: „Die Quelle der reinsten und edelsten H
lungen, deren wir fähig sind, hat gar nichts mit den Beg
zu thun, die wir uns von Gott, dem Leben nach dem Tod
dem Geisterreich machen." — „Meine Meinungen stim
mit keiner der christlichen Kirchen noch Secten überein, u
gibt Finger, an welche keiner der drei Lessing'schen Ringe
und welche doch gute brauchbare Finger sind." — „Di
misch-katholische Religion ist mir vor allen andern zu
wegen ihres despotischen Geistes; ich finde die Grundsätze
Lehren dieser Kirche der Vernunft und Menschlichkeit w
sprechend." — Theils die Furcht vor der Rache der früh
Brüder, theils die Zerrüttung seiner Geldverhältnisse in F
jener alchymistischen Versuche waren die nächste Ursache
Forster's Entfernung von Cassel, wo er zuletzt ein Einkom

00 Thlrn. hatte, von dem er freilich seine Familie unter-
. Man kann die aus jenem Verbindungswesen stammende
denlast als eine der Ursachen des späteren Schicksals
rs betrachten, indem sie ihn nöthigte, jede Stelle, die
eboten wurde, anzunehmen, selbst wenn er voraussah,
darin nicht ausdauern würde, um nur seiner augenblick-
Verlegenheit ein Ende zu machen. Seine Witwe äußert
lgendermaaßen darüber: „Seine fortgesetzte Bemühung,
edürfnisse seiner Familie zu decken, hinderte ihn haupt-
, nach seiner Anstellung in Cassel, Ordnung in seine
egenheiten zu bringen, denn der Gewinn seiner literari-
Arbeiten blieb ihr zum größten Theile gewidmet. Bald
er auf den traurigen Irrthum, seinen Wohlstand auf
öße seiner Einnahme, nicht auf die Beschränkung seiner
ben gründen zu wollen, — ein Irrthum, den er nie be-
en lernte, und der ein Hauptgrund seiner unaufhörlichen
theit und Unzufriedenheit mit seiner Lage blieb. Es ist
, daß diese Beschränkung einem stets in Nahrungssor-
ufgewachsenen Mann so schwer ward und so verhaßt
Jedesmal, wenn er bis an seinen Tod von Entsagung
, ist diese bloß relativ, und Entbehrung des Ueberflüssi-
wie des Nothwendigen, in einem vernünftigen Sinn.
Streben nach Ueberfluß mochte wahrscheinlich auch seine
sverbindungen herbeiführen und ihn in ein Labyrinth
eligiöser Schwärmerei verwickelt haben, die einige Jahre
Aufenthalts in Cassel hindurch seine Zeit in Anspruch
. Da er nicht die Charakterkraft hatte, ohne Mißmuth zu
ren, ergriff er den überirdischen Trost auf wunderthätige
welche der Rosenkreuzerorden ihm bot, mit sehnsüchtigem
. Je weniger Umgang Forster in Cassel selbst hatte, —
wie seine Witwe sagt, „ein paar sehr edle und ihm zuge-
Männer, waren ihm fremder geworden und andere Be-

kannte hatte er vernachlässigt" — desto lebhafter war sein B
wechsel mit seiner Familie, mit Lichtenberg in Göttingen
Fritz Jacobi, mit welchem er die politisch-religiösen-lit
schen Welthändel besprach, und mit dem berühmten ho
dischen Anatomen Camper über naturwissenschaftliche G
stände. Als durchreisende Fremde lernte er den Krieg
Merck aus Darmstadt und in Begleitung des Herzogs von
mar Goethe kennen. Am 2. November 1779 schrieb Forste
ihn: „Ich habe Goethe'n gesehen, aber nicht genug, u
zu kennen. Sein Freund Behrisch in Dessau hat mir
ausgelassene Laune nicht verhehlt, ich aber habe ihn nicht
gefunden. Hier war er ernsthaft, machte wenig Worte,
mich über die Südländer, über deren Einfalt er sich freute
hörte die meiste Zeit zu, da mich der Herzog befragte, in
Gegenwart wir uns fast immer nur gesehen haben." Au
Goethes zweitem Aufenthalt in Cassel kamen beide M
sich nicht näher, denn Forster schrieb an Jacobi am 13. N
1783: „Vor sechs Wochen war Goethe hier am Hofe u
suchte Sömmerring fleißig in der Anatomie. Ich habe ih
wenig gesehen, da wir verschiedene Wege hatten. Er schie
ernsthafter, zurückhaltender, verschlossener, kälter, ma
und blässer als sonst, und doch mit Freündschaft und eine
was, welches zu sagen schien, er wolle nicht verändert sch
Sein Dichten und Trachten war Wissenschaft und Kenn
Naturgeschichte schien er neuerlich sehr fleißig zu stud
denn er wußte vieles davon zu sagen."

Forster verehrte den Professor Heyne, mit dem e
Vorstand der Göttinger Bibliothek häufig in Berührung
„als einen der respectabelsten Menschen, einen Mann, der
bloß die Seele und der Verstand, sondern auch das Her
ganz Göttingen ist", erklärte aber noch im December 178
Jacobi seine Brautschaft mit dessen Tochter für „ein b

t ohne den mindesten Grund; ich habe noch nicht das
esehen, das ich heirathen möchte. Wenn Sie aber jemals
daß ich verheirathet bin, so freuen Sie sich, daß ich glück-
und lachen Sie, wenn Sie wollen, über die Art, wie
in. So wie ich jetzt denke, heirathe ich nie".

r sehen also Forster in Cassel seinen ursprünglichen
en und Freunden entfremdet, mit seinen Ordensbrü-
rfallen, verschuldet und ohne befriedigende amtliche Thä-
— kein Wunder, daß er den im December 1783 an ihn
nen Ruf zu der Professur der Naturgeschichte in „sei-
aterlande", in Wilna ernstlich erwog. „Wäre nicht
l und Abscheu gegen den Orden gewesen, schrieb er vier
päter an Sömmerring, so wäre ich nicht aus Cassel weg-
en." — Am 16. Febr. 1784 theilte er Heyne, am
z seinem Vater seinen Entschluß mit, nach Wilna zu
Heyne, so vorsichtig er war, fand die Aussichten gut
ligte Forster's Entschluß.

n hatte in Polen die Güter des aufgehobenen Jesuiter-
zur Nationalerziehung bestimmt. Eine Commission
em Vorsitz des Primas von Polen, Bischofs von Plotzk,
Michael Poniatowski, Bruders des Königs,
m Reichstag zur Verwaltung dieser Güter und zur Er-
g von Schulen und Universitäten bestimmt. Dem Vor-
ar Forster durch den Bergrath Scheffler, einen Bekann-
London her, empfohlen. Die unter russischem Ein-
duldeten Machthaber in Polen glaubten damals einiger
ür ihr Land entgegengehen zu können. Seine Nachbarn
n sich mit den 1772 abgerissenen Landestheilen für's
ufrieden; Rußland hatte dem noch bestehenden Polen
te Verfassung aufgezwungen und regierte die Regierung
tig, daß ihr Ruhe zu einigen Verbesserungsplänen zu
schien. Die Bedingungen des Rufes waren: 400 Du-

caten Gehalt, freie Wohnung, Rang eines Geheimraths,
lage von 200 poln. Gulden (80 auf die feine Mark) für
Briefwechsel und Bezahlung seiner Schulden in Cassel.

Was von ihm verlangt wurde, setzt er seinem Vater fo
dermaaßen auseinander: „Die Hauptabsicht der Erziehu
commission, indem sie die Stelle eines Professors der Nat
schichte errichtete, ist, die Anwendung der inländischen
ducte bekannter und allgemeiner zu machen. Ich werde
wie sich's versteht, bemühen, die Producte des Landes,
ökonomischen, landwirthschaftlichen und medizinischen N
ihre Anwendung für Künste und Handwerker, Färberei,
nufacturen und Handel, ihre Verbesserung, leichteste Cu
methode, Unterhaltung und dergleichen zu studieren. —
werde Sie bitten, mir gelegentlich Ihre Gedanken über di
legung eines kleinen botanischen Gartens mitzutheilen
nicht viel fremde, besonders Treibhauspflanzen, sondern i
dische Pflanzen enthalten soll; wie man ihn am nützli
einrichten kann." —

Kurz vor der Abreise von Cassel schloß er seinen
mit Therese Heyne. Noch im März 1784 schrieb er an Ja
Schwester: „Ich fühle, daß wir Mannspersonen selten
Wirthschaften Anlage haben, zumal Gelehrte; ich fühle
Lücken in meinem Herzen, die nun ausgefüllt sein mü
wundern Sie sich also nicht, wenn diese Veränderun
Wohnorts bald auch Veränderung meiner bisherigen eins
Lebensart nach sich ziehen sollte. Ich habe bis jetzt noch k
Gegenstand, allein bis jetzt habe ich noch nicht gesucht;
wenn es mit dem Suchen Ernst zu werden anfängt, dan
man gemeiniglich auch bald gefunden." Aber nachdem
Verhältnisse in Wilna geordnet waren, machte er einen
such in Göttingen und warb, ohne vorhergehende nähere
kanntschaft, um Therese Heyne. Indeß schied er auf He

ch ohne eine abgeschlossene Verabredung aus Deutsch-
und begann am 22 Mai von Leipzig aus seinen Brief-
l mit Therese. Nach ihrem eigenen späteren Geständniß
nicht Liebe sondern nur Achtung und Mitgefühl für die
zelne Lage, die ihn in Polen erwartete, was sie für ihn
nd; Stolz spornte sie an, mit dem berühmten Manne
stes Schicksal zu theilen. — Seine Reise nach Wilna
e er durch den Harz und Sachsen, wo er sich weiter in
ineralogie ausbildete, nach Prag, Wien und Warschau.
ien hatte er eine Audienz bei Kaiser Joseph II*), welcher
, den Polen müsse man anstatt der Naturgeschichte das
lehren; der Kaiser warnte ihn vor den Versprechungen
len, welchen kein Worthalten zu folgen pflege und sagte
oraus, sein Aufenthalt in Litthauen werde nicht von
Dauer sein. In Wien wurde er von dem hohen Adel,
on den hervorragenden Beamten und Gelehrten, welche
II. zur Ausführung seiner Reformen dort um sich ver-
lt hatte, auf's Zuvorkommendste empfangen und auf's
vollste ausgezeichnet. Alles, besonders die Frauen, dräng-
ch, den ersten deutschen Weltumsegler, den anziehenden,
denen jungen Mann kennen zu lernen, auch bot man ihm
n Fall, daß die Anstellung in Wilna ihm nicht zusagen
Lehrstellen an mehreren Kaiserlichen Hochschulen an.
iieser Aufenthalt in Wien war der Glanzpunkt im Leben
elgeprüften Mannes. Mitte September verließ er die
stadt, erreichte am 20. Sept. Krakau, und nach länge-
ufenthalt in Warschau und dem Reichstagssitze Grodno
. Novbr. 1784 sein Ziel, Wilna. Die Briefe, welche er
ier aus schrieb und welche theilweise in seinem von seiner
e herausgegebenen „Briefwechsel", theilweise in Söm-

vergl. Sömmerring's Leben S. 169 ff.

merrings Leben abgedruckt stehen, sind von dem höchsten a
meinen Interesse, denn sie schildern im Bilde der Hochs
und des geselligen Lebens der Stadt die ganze „polnische W
schaft" des untergehenden Staates. Mit der größten Leb
tigkeit war die Hebung der Universität betrieben worden,
man hatte die Unzulänglichkeit der Mittel nicht vorher
legt und sobald sich Hindernisse zeigten, erlahmte der Eife
Machthaber. Dazu kamen die politischen Verwickelungen
die Uneinigkeit der Studiencommission.

Der Vorsitzende derselben, der Primas, hatte Vorlieb
die Hochschule Krakau und wendete dieser nach Möglic
Summen von dem gemeinschaftlichen Studienfonds zu, so
man zwei schlechte Universitäten statt einer guten h
Auch fehlten nicht Einflüsse von Weibern und endlich Ve
treuungen; während der Reichstag über die starken Ausg
murrte, litten die Hochschulen Mangel. Für das Natura
cabinet, den botanischen Garten und naturgeschichtliche Bü
hatte Forster im Ganzen nur 300 Thlr. jährlich zu verwen
und der Professor der Chemie entbehrte sogar eines Labor
riums. So wurden die Erwartungen bald getäuscht, w
der gute Wille mancher einflußreichen Polen in Dresden
Warschau, für die Wissenschaft etwas Entschiedenes zu t
in Forster erregt hatte. Anfangs gewann ihn auch die A
zeichnung, welche der König und seine Familie ihm angede
ließ, und die Gastfreiheit des litthauischen Adels. Aber so
die Neugier durch die Mittheilungen des Erdumseglers ge
war, trat die verschiedene Lebensanschauung beider Theil
ihre Rechte ein und Forster fand keinen Beruf, den Umg
mit Menschen fortzusetzen, die ihm innerlich so fremd wa
Auch unter seinen Collegen fand er nur einen, der ihm n
trat, den Professor der Klinik, Langmaier, einen Oestrei
die übrigen waren fast lauter Italiener und Franzosen,

Exjesuiten, nur wenige Polen. Neben seiner geistigen
zelung, worüber Forster in den Briefen an seine
de klagt, drückten ihn seine häuslichen Verhältnisse. Er
einen Hausrath bei der Abreise von Cassel verkauft und
deutschen Dienstboten mitgebracht, was ihm in Polen
osten und mancherlei Verdruß machte.
chdem er im Spätsommer 1785 noch eine heftige Krank-
erstanden, traf Forster im August in Göttingen ein und
im September mit Therese getraut. Das junge Paar
auf der Heimreise am 14. Sept. in Weimar, dann in
vor, in Halle erwarb Forster die medizinische Doctor-
und überschritt am 9. October die polnische Grenze. Im
ber wurde Wilna erreicht, wo sogleich die Verhältnisse
ser gestalteten. Die Erziehungscommission hatte ihm
sgleichung seiner Verbindlichkeiten in Cassel 830 Duca-
st 200 Ducaten Reisegeld geschickt und nachher geschenkt,
n aber, falls er jetzt oder vor Ablauf der 8 Jahre seines
gs die Universität verlassen wollte, zu ersetzen oblagen.
ieß war er von noch weiter erborgten Reisegeldern 100
en schuldig und hatte zu seiner nothdürftigen Einrich-
in halbjähriges Gehalt vorausgenommen. Ohne 1500
n konnte er nicht daran denken, Wilna zu verlassen. Um
eulicher war es, die Wohnung hergestellt zu finden und
Zuschuß von 4000 fl. poln. für wissenschaftliche Zwecke
lten.
otz alles guten Willens der Erziehungscommission und
er in jedem Briefe sein häusliches Glück preist, blieb
nmer der schon vor seiner Verheirathung ausgesprochene
h, sobald als möglich seine Stelle in Wilna zu verlassen,
hen, und er rechtfertigte sonach Merck's Urtheil, wel-
n 4. Mai 1784 an Sömmerring geschrieben hatte: „Gott
den armen Forster, er muß an das Elend durch die Eis-

länder schon gewohnt sein. Aber von Freunden wegzug
zu Barbarei"! Die gezwungene Unthätigkeit, die Unge
barkeit der Gesellschaft für ihn, die Abgeschiedenheit, die
und Bauart, sowie das Klima seines Wohnortes waren
blieben ihm gleich unerträglich. Ueber einen der Hauptgr
welche ihn wegtrieben, bemerkte seine Witwe: „F
hätte viel Uebles vermieden, hätte er seine Frau zur Theil
merin seiner öconomischen Sorgen gemacht, so wie sie e
seinen literarischen Interessen wurde. Allein er ließ sie b
seinem Tode über diesen Gegenstand im Dunkel. Sie hat
Geld in Händen gehabt und auch nie gelernt, wie man
eintheilte; sie hatte nur bescheidene Wünsche gelernt, sie
stand die Einzelheiten, aber nicht die Führung eines Hau
tes. So ging es gut in ihrem kleinen Kreise, aber nie beka
mehr Geld in die Hände, als für den laufenden Tag u
lernte sie ihres Mannes öconomische Lage nie kennen. B
offenen Mittheilung derselben jetzt oder später (in M
würde sie wahrscheinlich darauf gedrungen haben, neben
Streben nach größerer Einnahme, das strengste Eben
zwischen seiner jetzigen und seiner Ausgabe herzust
Forster's weiches Herz verhinderte ihn daran, da er die Besch
kung überhaupt für höchst schmerzlich hielt, und seine stets
gesponnenen Entwürfe und Erwartungen verleiteten ihn,
anderen Ausweg aus dem Labyrinthe zu suchen. Ihn
hätten diese Beschränkungen hart getroffen; er hätte seine
sen, sein Bücherkaufen aufgeben müssen, und das zu fo
hatte seine Frau nicht mehr den Muth, wie ihre Mittel,
glücklich zu machen, nicht mehr ausreichten. Forster hatt
verbindlich gemacht, acht Jahre in Wilna zu bleiben, nac
ren Verfluß er Freiheit hatte, mit der Hälfte seiner Besol
sich zurückzuziehen; nach 16 Jahren hätte er seine ganze B
dung als Gehalt behalten, mit der Freiheit, zu wohnen, 



G. Forster

, doch mußte er sich während seiner Dienstzeit einen
hen Abzug zur Tilgung des bezahlten Vorschusses (für
Schulden in Cassel) gefallen lassen. Forster hatte sei-
hriftstellerischen Erwerb ausschließlich auf die Hülfs-
begründet, die er sich an Büchern, Karten und In-
nten mit großen Kosten aus Deutschland kommen
id meist aus eigenen Mitteln bestreiten mußte. Auch
dürfnisse seines Hausrathes bezog er meist zu hohen
aus Deutschland, und diese Mehrausgabe sollte
Beschränkung auf anderen Seiten, welche dennoch
nsequent durchgeführt wurde, ausgeglichen werden.
h hielt Forster das erste halbe Jahr aus Sparsam-
ine Pferde, welches in Wilna eine unerhörte Be-
ung war: standesmäßig, da keine anständige Frau
als bei Wallfahrten zu Fuße ging, und für die
dheit, da man zu Fuße nur selten den Koth der
zu passiren im Stande war." — So unerquicklich
Betrachtungen sind, so waren diese Verhältnisse doch
rster's Schicksal zu wichtig, als daß sie hier hätten
ngen werden können. Der letzte Grund dieser fi-
len Zerrüttungen muß in den traurigen Erfahrungen
ersten Jugend gesucht werden, wo er gesehen, wie
Vater nicht verschmähte, fremde Hülfe anzunehmen
ständig auf ungewöhnliche Glücksfälle rechnete. Wäre
in geordneten, wenn auch bescheidenen Verhältnis-
fgewachsen, so würde er auch haben warten können,
Frucht seiner Anstrengungen reif geworden war,
ort und fort nach Neuem zu streben. Der Glücks-
elcher durch eine ehrenwerthe deutsche Verbrüderung
Vaters Schulden tilgte und ihn selbst durch den
ach Wilna und den Vorschuß der Erziehungscom-
von seinen Verpflichtungen in Cassel befreite, führte

ihn auch aus Polen. Die russische Kaiserin Kathari
ließ ihn im Mai 1787 einladen, unter den glänze
Bedingungen, zumal mit der Aussicht, von seinem g
ten Sömmerring begleitet zu werden, als Naturforsche
mehrjährige Erdumseglung mitzumachen, und wenn
der Ausbruch des Türkenkrieges die Reise vereitelt
machte die Uebernahme der Verpflichtungen Forster's
die polnische Regierung von Seiten der russischen
rung im Betrag von 2500 Ducaten das „Entrinne
Sarmatien möglich", welches Forster in einem Brief an
merring „an und für sich ohne weitere Rücksicht als eine
winn" bezeichnete. Am 21. August verließ er Wilna un
mit 6 Postpferden nach Deutschland. Am 16. Sept
1787, dem Tag vor dem fünfzigjährigen Jubiläum der
tinger Hochschule, traf er bei seinem Schwiegervate
Während seines Aufenthalts in Göttingen erhielt F
von dem spanischen Bergwerksbeamten d'Elhujar, d
auf seiner Rückreise aus Polen in Dresden kennen g
hatte, aus Wien einen Brief mit der Aufforderung
Stelle auf den Philippinen anzunehmen, deren nat
Schätze damals die spanische Regierung entschlossen
besser kennen zu lernen und auszubeuten. Forster er
wirklich seine Bedingungen, die Sache hatte aber
keinen Erfolg, als daß wir die folgende Selbstschild
von seiner Hand erhielten. „Ich zähle 33 Jahr, mein
sundheit ist gut und mein Gesicht ohne zu meinem V
einzunehmen, hat wenigstens nichts Zurückstoßendes.
habe die zweite Reise Cook's mitgemacht und beschrieb

---

*) Johann Reinhold Forster's, der Rechte, Medici
Weltweisheit Doctor, Prof. der Naturgeschichte zu Halle,
um die Welt, während den Jahren 1772 bis 1775 in de
Sr. itzt regierenden Großbrittanischen Majestät auf Entded

habe alle Zweige der Naturkunde mit Einschluß der
k und Chemie studiert und zeichne ziemlich gut Pflan=
nd Thiere. Ich besitze einige Kenntnisse in Philoso=
Literatur und den Künsten, aber Geographie, Ge=
e und Politik haben stets den meisten Reiz für mich
t und ich habe ihnen meine Mußestunden gewidmet.
schreibe lateinisch und verstehe ein wenig griechisch,
e und schreibe mit Leichtigkeit deutsch, französisch
englisch, verstehe holländisch und italienisch und kenne
nfangsgründe der schwedischen, spanischen, portugie=
, russischen und polnischen Sprache. Ich liebe die
haltung, spreche aber wenig und habe mich in der
lt, da meine Lebhaftigkeit durch Ernst gemäßigt ist.
in treu und eifrig in den Geschäften, die ich unter=
e und ein besserer Geschäftsmann, als Gelehrte zu
pflegen. Meine Ehre und der Beifall meiner Vorge=
ist die einzige Richtschnur meiner Handlungen. Von
r bin ich mäßig, spiele nicht und bin zu glücklich in
r Ehe, um unerlaubte Verbindungen einzugehen". —
Frau entwirft folgendes Bild von ihm: Forster's
nlichkeit erhöhte das Interesse, welches seine Eigen=
als Weltumsegler einflößte. Er war nicht hübsch,
seine ursprünglich regelmäßigen Züge waren durch die
rblattern eingeschrumpft und mit Narben bedeckt,
der heftige Scorbut, den er auf seiner Seereise erlit=

schickten und durch den Capitän Cook geführten Schiffe „the
ution" unternommen. Beschrieben und herausgegeben von
Sohn und Reisegefährten George Forster. Berlin, Haude
Spener 1784. 3 Bände. In der zu London am 24. März
gegebenen Vorrede legt Georg Forster die Zerwürfnisse
Vaters mit der Admiralität dar. — Wie man aus der Ti=
r Reinhold Forster's sieht, der zugleich ordinirter Pfarrer
umfaßte dessen Vielseitigkeit alle vier Facultäten.

ten, hatte das Weiße seiner Augen gefärbt und seine Z-
gänzlich verdorben. Aber sobald er durch das Gesp
belebt war, erhielten seine Züge den mannigfachsten A
druck und kaum sah ich je ein Gesicht, das durch
Geist und die Empfindung einer größeren Verschöne
und eben auch des Gegentheils fähig gewesen wäre.
Ausdruck von Bescheidenheit und Sicherheit zugleich
ihm den Anstand der besten Gesellschaft, so daß er in
geistvollsten Cirkel gefiel und in dem vornehmsten an
nem Platze war. Unaufgeregt sprach er nicht, aber so
er von einem Gedanken erwärmt war, drückte er
nicht nur im Deutschen allein, sondern auch im Englis
und Französischen mit Leichtigkeit und klarem Zusamm
hange aus. Sein Betragen im engen Familienkreis
immer so fein und gesittet, wie in der Gesellschaft.
hörten die Seinen ein rauhes Wort von ihm, nie vern
lässigte er seine Kleidung, sein Zimmer, noch die A
merksamkeit eines Mannes von feinem Ton gegen weib
Bekannte. Bei diesem höchst gebildeten Betragen bez
er die gütevollste Theilnahme an fremden Schicksalen, w
leicht heimisch in engeren Kreisen und machte keine
geselliger Ansprüche. Dafür hatte er aber auch das G
einer Art unschöner Männer, daß ihm die Frauen
halbem Wege entgegenkamen, was ihm bei seinem
weichen Herzen stets den Genuß einer sehr gesteige
Freundschaft gewährte." — In den Jahren 1787 und 1
erschien im Verlag von Haude und Spener in Berlin und
Kaiser Joseph II. zugeeignet in zwei Quartbänden Forst
Bearbeitung der dritten Entdeckungsreise Cook's *).

*) Des Capitän Jacob Cook's dritte Entdeckungsreise, w
derselbe auf Befehl und Kosten der Großbrittanischen Regie
in das stille Meer und nach dem Nordpol hinauf unternom

usgeschickte Abhandlung: Cook der Entdecker (107 Sei-
sichert nebst den später zu betrachtenden „Ansichten
Niederrhein" dem Verfasser einen Platz unter den
ezeichnetsten Prosaikern der deutschen Literatur.

Auf einer Reise nach Hannover, die Forster von Göt-
n aus machte, lenkte der jüngere Brandes seinen
auf Mainz, wo er zwei Bekannte aus Cassel wie-
nd: Johannes Müller und Sömmerring. Jener, seit
in Mainz war, in's Cabinet des Kurfürsten berufen
dadurch die Bibliothekarstelle der Universität erledigt,
velcher Müller ihn vorschlug. Im April 1788 reiste
er nach Mainz und erlangte am 18. April seine An-
ng mit 1800 fl. Gehalt, doch sollte er erst im Herbst
eten. Es war abermals ein neuer Zustand, in wel-
Forster eintrat und von der Mainzer Universität ist
enig eine Spur mehr vorhanden, als von dem Colle-
Carolino in Cassel, welches Friedrichs Nachfolger,
graf Wilhelm aufhob, und von der Universität Wilna.
e für Forster's Individualität waren aber so wenig
nete, unfertige Verhältnisse doppelt gefährlich. Auch
ie Universitas semper catholica zu Mainz waren, mehr

---

nit den Schiffen Resolution und Discovery in den Jahren
bis 1780 ausgeführt hat. Aus den Tagebüchern des Ca-
Cook und der übrigen nach seinem Ableben auf ihn gefolg-
efehlshaber Clerke, Gore und King, ingleichen des Schiffs-
arztes Herrn Anderson herausgegeben. Aus dem Englischen
etzt von Georg Forster, Königl. Poln. Geheimenrath, der
eiwissenschaft und der Philosophie Doctor, Mitglied der Aka-
n der Wissenschaften von London, Paris, Berlin, Göttingen,
nhagen; der Kais. Akademie der Naturforscher, der Akademie
lrzneiwissenschaft zu Madrid zc. Mit Zusätzen für den deut-
Leser, ingleichen mit einer Einleitung des Uebersetzers ver-
und durch Kupfer und Charten erläutert.

dem Zeitgeist zu Lieb, Protestanten, wie Sömmerring
Forster, berufen worden, als daß man gerade einen fr
begrenzten Wirkungskreis für sie gehabt hätte. Zu
Forster's ersprießliche Thätigkeit an einer veralteten Bib
thek mußte sehr zweifelhaft erscheinen. — Die Reform
Mainzer Staates hatte 1763 mit Emmerich Joseph
Breidbach-Bürresheim begonnen, welcher zunächst der t
nischen Cultur des Landes sich widmete, nach der Au
bung des Jesuitenordens aber 1773 auch das Schulw
verbesserte und in Kaiser Josephs II. Sinne aufklärend
reformirend gegen die Geistlichkeit vorging. Er starb s
1774. Sein Nachfolger, Friedrich Karl von Ert
weniger ernst und sittlich, blieb im Ganzen doch u
dem Beistand des Ministers von Benzel den aufkläre
Grundsätzen seines Vorgängers getreu. Die Univer
zu erweitern wurden drei reiche Klöster aufgehoben,
Kanonicate zum Vermögen der Hochschule geschlagen
die 12 besten Pfarren für Doctoren der Theologie bestim
1784 wurde die Universität feierlich eröffnet; zu i
Professoren zählten die nachmaligen Clubisten Blau,
med. Wedekind, Hofmann, Dr. med. Metternich. G
von den Kreisen der Hochschule getrennt war nach o
die streng abgeschlossene adelige Hofwelt, nach unten
wohlstehende, aber geistig wenig regsame Bürgerstand, de
Gesellschaft Forster ebenso wenig Genuß bot, als f
Verhältnisse ihm erlaubten, an dessen oft kostspiel
Unterhaltungen Theil zu nehmen. So war denn, n
dem Forster Ende September 1788 seinen Hausstand h
her verlegt, sein hauptsächlicher Umgang auf Sömmerr
einige Gesandte (den preußischen, sächsischen, hanno
schen) und Fremde beschränkt. Nach Benzel's Tode
verleidete dem Kurfürsten die Universität; Forster's R

ge zur Verbesserung der Bibliothek blieben unbeachtet
so ließen, trotz seiner Kränklichkeit und kleinen Aus-
n (Ostern 1789 nach Pempelfort zu Jacobi) die Amts-
äfte ihm Zeit genug zu literarischen Arbeiten, die er
veise auf Bestellung machte. Eine höhere Bedeutung
: denselben spricht seine 1791 erschienene Uebersetzung
Sakontala an, welche er nach der englischen Ueber-
ig des Sir William Jones bearbeitete. Zu seinem
tendsten Werke, zu den Ansichte vom Niederrhein*)
eine Reise Veranlassung, welche Forster mit Alexan-
von Humboldt den Rhein hinab nach England
rnahm. Er verließ Ende März 1790 Mainz, fuhr
Cöln, Düsseldorf, wo Jacobi besucht wurde, über
en durch Belgien bis Antwerpen, schiffte sich in Amster-
nach England ein, verweilte einige Zeit in London und
chte dann das Innere des Landes. Ueber Paris kehrte er
11. Juli nach Mainz zurück.

Forster suchte bei dieser Reise mehrfache Zwecke zu er-
en. Zunächst wollte er bei der englischen Regierung
einen Versuch machen, einen Theil der seinem Vater
ihm gebührenden Entschädigung für die Reise mit
zu erhalten; sodann was sich ebenfalls auf jene
e bezog, suchte er einen Verleger oder eine Unter-
ung von Seiten der Regierung oder eines reichen Pri-
anneѕ zur Herausgabe eines umfassenden Werkes über
Südsee. Seit seiner Niederlassung in Deutschland war
Unternehmen sein Hauptaugenmerk gewesen. Er ließ
ondon eine große Menge Zeichnungen von vorzüglichen

*) Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern,
and, England und Frankreich im April, Mai und Juni
). 3 Theile 1791—94.

Künstlern anfertigen und hatte durch zahllose Aus
dazu vorgearbeitet, um eine vollständige Entdeckung
schichte und eine allseitige Schilderung jener Länder lie
zu können. Diese Arbeit, deren Plan mit jedem J
durch Vervielfältigung der Seereisen an Umfang zuneh
mußte, blieb das Ziel seines Strebens bis an sein E
da aber seine Aufzeichnungen nur ihm verständlich wa
so konnte das Werk auch nach seinem Tode nicht erschei
und die Zeichnungen gelangten für einen mäßigen P
in die herzogliche Sammlung nach Gotha. Beide Erw
tungen wurden nicht befriedigt. Er brachte nichts zu
als eine lebhafte Begeisterung für Frankreich, da
in dem günstigsten Augenblick seiner großen politischen
wegung, in den Tagen seines Bundesfestes 1790 durch
hatte, und einen eben so ausgesprochenen Widerwillen
gen die Ereignisse in Brabant, welchem er nicht nur
zweiten Bande der Ansichten, sondern auch in den erst
erschienenen „Erinnerungen an das Jahr 1790" Worte
liehen hat. Er verkannte keinen Augenblick, daß in Brü
unter dem Namen der Freiheit für Adelsvorrechte
Priesterherrschaft gekämpft werde und sprach das pro
tische Wort aus, daß ohne Mönche in Brabant
keine Revolution denken lasse. Ueberhaupt war auf
ganzen Reise sein Sinn fast noch mehr als den Na
merkwürdigkeiten und Kunstschätzen, der Lage des Vo
in den von ihm besuchten Gegenden zugewandt. Wir
weisen in dieser Hinsicht auf Ehrenbreitstein, Köln
Aachen, und stellen im Folgenden die Urtheile über
Hauptwerk zusammen. So sagt Forster's Biograph,
König. „Es ist das Höchste an Geist, das Reichste
Ideen, das Reifste an Welt- und Menschenkenntniß,
aus Forster's Feder geflossen ist." — Joseph Hillebra

ſt ein Kunſtwerk eigener Art, in welchem Gehalt und
zu freier Einheit zuſammengegangen ſind, Ver=
und Geſchmack ſich in gleichem Maaße befriedigt fin=
und das unſere nationale Proſa als eines ihrer
ſten Denkmale aufweiſt; ein Werk von rein deutſchem
akter, Gründlichkeit der Sachkenntniß mit dem Ernſte
Wahrheit und der Innigkeit des Gefühls vereinend,
belehrt, indem es erweckt und erweckt, indem es be=
. — Lichtenberg ſchrieb gleich nach dem Empfang
orſter: „Ich ſage Ihnen, daß ich Ihre Anſichten für
der erſten Werke unſrer Sprache halte. Ich habe ein=
in einem Feenmärchen eine ſehr angenehme Vorſtel=
geleſen; der Held nämlich reiſt und unter der Erde
ihm beſtändig ein Schatz nach, wohin er auch geht.
rf er etwas, ſo pocht er nur leiſe an die Erde, ſo
der Schatz ſtill und öffnet ſich ihm. Sie ſind mir
Ihrer Reiſe hundertmal ſo vorgekommen, wie jener
fliche in der Feenwelt. Auch da wo Ihr Stab den
en nicht anſchlug, ſah ich immer den Schatz Ihnen
n. Die Gabe jeder Bemerkung, Individualität durch
einziges Wort zu geben, wodurch man ſogleich erinnert
, daß Sie die Bemerkung nicht bloß ſprechen, ſondern
en, habe ich nicht leicht bei einem Schriftſteller in ſol=
Grade angetroffen.“

Durch ſolche weitausſehende und koſtſpielige literariſche
e, wie ſie Forſter in England verfolgte, läßt es ſich
erklären, daß bei einem Gehalt von 1800 fl. und
r Wohnung, wozu noch der Ertrag literariſcher Arbei=
kam, Forſter mit ſeiner kleinen Familie ſein Auskom=
in Mainz nicht finden konnte und beſtändig von Sor=
gequält war. Auf der andern Seite ſehen wir aber,
in der Noth literariſcher Lohnarbeit der wiſſenſchaft=

liche Sinn ihm nicht verloren gegangen war. Wäh
seiner Abwesenheit hatte die innere Entfremdung s
Frau sich gesteigert und der Hausfreund Huber war i
Neigung Theresens an die Stelle des Gemahls getr
Das Nähere dieser Verhältnisse können wir hier nic
entwickeln versuchen, sondern müssen auf H. König
G. Forster, II. 55—68 verweisen. Wir stehen jetzt an
Schwelle der Zeit, da die französische Revolution,
Grenzen Frankreichs überfluthend, in Forster's Sch
eingriff, und schicken einige Worte voraus über die
trachtungsweise, die das damalige Deutschland dieser
scheinung entgegenbrachte. Wir würden im Sinne uns
nicht jener Zeit sprechen, wenn wir einen nationa
Gegensatz voraussetzten. In jener Zeit überwog das St
desinteresse. Der Adel hatte in ganz Deutschland
einträglichen und einflußreichen Stellen sich angeeignet;
mal in den geistlichen Ländern, deren einem Forster a
hörte, war der Staat nur zum standesgemäßen Unte
der nachgeborenen, für die Kirche bestimmten Söhne
Adels vorhanden. Nationale Gesinnung war am w
sten bei einem Adel zu suchen, der zahlreiche Söhne
im französischen Kriegsdienst unterbrachte und das e
Volk verachtete*).

Vielmehr wurde die Verdrängung des französi
Adels aus einer ebenso vortheilhaften Stellung als A

---

*) Beispiele zu häufen fehlt uns hier der Raum; wir
weisen auf Dr. W. Stricker, Entwickelungsgeschichte der
schen Nationalität seit dem Reformationszeitalter, Frankfu
M., Auffarth. 1850. S. 17. 18, auf Schlosser, Gesch. des
Jahrhdts. 1844. V. 4 77. H. König's G. Forster, II. 254.
Denkwürdigkeiten des Generals Rudolf Eikemeyer, heraus
H. König, Frankft. a. M. 1845

gegen den ganzen Stand aufgefaßt, und so erklärt sich
beflissene Aufnahme der adeligen französischen Emigran-
in den Adelsrepubliken von Trier und Mainz, die fi-
nziellen Opfer, welche ihnen gebracht, die Frechheit, welche
en gestattet wurde. Man reizte zwecklos, der Caste zu
b, in Mainz die republikanischen Machthaber, aber man
ilte den allgemeinen durch die blutlosen Lorbern in Hol-
nd 1787 und Lüttich 1790 bestärkten Irrthum, als ob
ne adelige Offiziere nicht zu siegen wäre. Daher ging
Herausforderungen keine Rüstung zur Seite und als
stine, nach den Unfällen der Verbündeten in der Cham-
gne, von dem nahen Landau nach Mainz vordrang, fand
die wichtige Feste halbgerüstet, da die Emigranten und
e Festlichkeiten zu viel Geld gekostet hatten, und nur mit
igen hundert Reichstruppen besetzt. Wir können diese
eignisse hier nicht erzählen, nur sie andeuten, um den
gemeinen Enthusiasmus zu erklären, womit gleichwie
rster auch Klopstock, Gleim, Schubart, Bürger, Stol-
g, Kant, Pfeffel, Jacobi, Voß, Schiller, Campe, Bag-
en u. s. w. die Revolution begrüßten. Forster unter-
ied sich nur dadurch von vielen, zumal von Klopstock
d Klinger*), von Stolberg und Campe, welche um-
lugen, als die blutigen Gräuel der Revolution bekannt
rden, daß er, wie Gervinus so schön sagt, in direc-

*) Klinger fand die Begebenheiten der Revolution geeignet,
en Glauben an eine Vorsehung mit der Wurzel auszurotten;
n müsse ein Theolog sein und ein recht orthodoxer, um diese
gel zu verschlucken, an der ein Wallfisch verbluten könne.
daß etwas Teuflisches in der menschlichen Natur liegt", schrieb er,
nd sich der Oberherrschaft bemächtigt, sobald es nur kann, haben
r an der französischen Revolution gesehen, und es scheint, als sei
nur das Teuflische, welches den Sumpf bewegt, in dem sich
s Menschengeschlecht herumwälzt." u. s. w.

tem Gegensatz zu Klinger, „an dem Glauben festhielt,
trotz jenes Spiels der rasendsten Leidenschaften dieß Sch
spiel nicht von einem blinden Zufall, nicht von einem
haften Teufel der Welt zwecklos bereitet sei. Er sah
in der Nähe dem Chaos der menschlichen Willkürlichkei
dem Eigennutz, der Eitelkeit, den Umtrieben der Part
zu, aber er hielt an dem einen Puncte fest, der sich
ten ließ und künftige Gestaltung versprach. Er glaubte
kommende heilsame Früchte, als sein Auge am dichte
auf den Gräueln ruhte, die sie zu vergiften drohten,
selbst der vorläufige üble Ausgang jener großen Refor
tion der Welt konnte nicht seinen Begriff vom moralis
Zusammenhang der Dinge aufheben." Er durchscha
vom ersten Augenblick an die Verirrung der deutschen
genten und hat in seinem Briefwechsel höchst merkwür
Aeußerungen niedergelegt:

„Das arme Lüttich büßt nun für seinen Freiheitss
Die deutschen Fürsten wissen die Händel*), in welche
sich unter dem Vorwand der Erhaltung der Reichsver
sung mischten, als Finanzquelle zu nutzen. Mainz ford
400000, Trier 200000, Köln 1000000, Pfalz 1200000
Offenbar gewinnt jeder wenigstens den vierten Theil sei
Forderung als baaren Profit. (22. Januar 1791).
hätten noch ein Jahrhundert ohne Revolution ausgehal
der Krieg beschleunigt ihre Erscheinung um mehr als
Jahre; allein der deutsche Adel ist ganz blind vor W
und statt den Zeitpunkt wahrzunehmen, um durch vernü
tige Entsagung Alles zum Vortheil zu ebenen, hetzt er
Fürsten zum Kriege an gegen Frankreich, zur Ausüb

*) Ueber diese Händel vergl. H. König, G. Forster, II.
Schlosser, Geschichte des achtzehnten Jahrhdts. 1844. V. 23

er Gewalt gegen ihre Unterthanen und beschleunigt
die Gährung. Er thut hier was der Adel in Frank-
bei der ersten Zusammenberufung der Stände that:
wird es sich selbst zuschreiben müssen, wenn es ihm
besser geht, als dort (9. Juli 1791). Der Enthu-
ius hat immer etwas Theatralisches, das vom fran-
chen Nationalcharakter noch erhöht werden muß. Aber
st erbärmlich, wenn die Leute nur immer bei dem
äsentiren stehen bleiben und sich wirklich einbilden, man
nur Freiheitskomödie in Frankreich. Diese Komödie
so gut gespielt, daß der Bauer durch ganz Frank-
von der baaren Hälfte seiner Lasten befreit wird.
im fühlt er sich, darum ist er glücklicher als vorher,
inn sich satt essen, er kann sich kleiden, das konnte
icht unter den Harpyenregiment (12. Juli 1791). Der
unct, den wir jetzt erleben, ist äußerst wichtig und
essant. Alle Räder und Triebwerke der alten Formen
n. Der unwissende Adel mußte der besseren, edleren
elklasse weichen. Er hatte nicht mehr Energie genug,
in seinen Usurpationen zu erhalten. Wenn unsere
ten nicht lassen können, sich in die französische Sache
nischen, so kommt uns um 50 Jahre zu früh die Re-
tion über den Hals; blind sind sie aber, daß sie sich
den Aristokraten regieren lassen, anstatt selbst zu re-
n und den übermüthigen Adel in Schranken zu hal-
(25. Juli 1791). Alles wimmelt jetzt hier von Franzo-
(Emigrés) zwischen Mainz und Coblenz. Möchte doch
bald etwas Entscheidendes geschehen, damit wir dieses
schreckenheer los würden. In Coblenz haben sich die
ier, insbesondere die Maitresse des Monsieur (Lud-
XVIII.) so schamlos betragen, daß der Kurfürst von
r erklärt hat, er könne sie nicht länger bei Hofe zu-

lassen und sähe gern, daß sie gingen. Das sind die
schen, für die sich Europa interessiren soll! (April 1
In Frankreich, wo Oestreich und Preußen alles für
det ansehen, wird jetzt eine Revolution, aber freilich
blutige angehen. Für das Leben der königlichen Fa
gebe ich keinen Groschen. Die Wuth der Jacobiner
Allem fähig und sie trotzen auf ihre Macht. Wen
Krisis auf's Höchste gekommen ist, werden sie gewiß
vortreten (Mai 1792).

Ueber das Manifest des Herzogs von Braunsc
schrieb Forster: „Wahrhaftig, wenn man es darau
gelegt hätte, die Franzosen zur Gegenwehr anzuhetzen
hätte man es nicht klüger anfangen können; jetzt m
sie Schande halber den Kampf der Verzweiflung f
und das werden sie thun. So schnell, als man
denkt, wird man nicht nach Paris kommen und Fran
wird man auf keinen Fall ganz bezwingen. Spinn
aber der Krieg in die Länge, dann ist es um die
von Europa geschehen, und das sind die Menschen,
Maaßregeln man billigen soll? Wohl dem, der einen
kel gefunden hat, wo er ruhig dem wahnsinnigen Tr
zusehen kann."

Nur wenige Wochen vergingen und Forster wurd
seinem ruhigen Winkel aufgeschreckt und es galt ent
dende That. Sein Grundsatz war: „Frei sein, h
Mensch sein". So gab er den Gedanken auf, sich
sich selbst zurückzuziehen und für sich allein zu fo
Er wandte sich dahin, wo jene sympathetischen Em
dungen kein Verbrechen waren und hatte den Muth,
seine Ueberzeugung zu bekennen. Den Bruch mit dem
terlande erleichtete ihm das Versprechen der französi
Schaaren, daß sie nichts erobern, nur allen Völker

eit bringen wollten, und die Gelegenheit, welche nach
Einzug Cüstine's*) in Mainz durch seine Sprachkennt-
ihm geboten war, für Erhaltung der Hochschule zu
n und manche Ungerechtigkeit und Bedrückung von
n Mitbürgern abzuwenden.
Muthig sprach er sich gegen den Oberbefehlshaber
mit schonungsloser Schärfe aus, wo dessen Betra-
mit der Redlichkeit und Ehrenhaftigkeit nicht vereinbar
. Cüstine verlangte nämlich von den Mainzern eine
irung darüber; ob sie einen Freistaat wie Frankreich
n oder unter ihre alte Regierung zurückkehren wollten.
gestellte Frage wurde zur Abstimmung gebracht, in-
man zwei Bücher auflegte: ein rothes und ein mit
en umwundenes schwarzes. Natürlich fand sich kein
sch, der dem Zwange zu trotzen gewagt hätte, welcher
) diese symbolische Anordnung geübt wurde und unter
gegebenen Verhältnissen wohl ganz unnöthig war.
Die Aufregungen des Clublebens in Mainz, der Gang
Ereignisse in Frankreich verfehlten nicht ihre Wirkung
den reizbaren Mann, der durch die vermißte Billigung
s Thuns von Seiten der Freunde immer mehr gestei-
wurde. Er urtheilte über die Mitwirkung der Frank-
er bei der Befreiung ihrer Vaterstadt von Cüstine's
schaft am 2. Dec.**) — ein Ereigniß, das fast unter
n Augen vorgegangen war, — ebenso leidenschaftlich
verblendet, wie die, durch Cüstine's lügenhafte Be-

*) H. König, G. Forster II. 134—152. Schlosser, Geschichte
18. Jahrhdts. 1844. V. 478.

**) Vergl. die Geschichtserzählung in: Vor fünfzig Jahren,
Episode aus dem Revolutionskrieg, von Wilhelm von
kfurt. Dresden, Arnold 1842 und in H. König's G. Forster
85 — 192.

richte irre geleiteten Jacobiner in Paris, und zerfiel 
über mit Schlosser. Heyne mißbilligte seinen am 20.
geschehenen Eintritt in den Verwaltungsausschuß, S
berg rieth in einem Brief an Jacobi, Forster zu den
ten zu werfen und endlich Sömmerring machte in ei
Briefe vom 29. Dec., der mehr an den Vicepräsidenten
Verwaltungsausschusses, als an den alten Freund geri-
schien, Forster für seine in Mainz zurückgelassenen Ha
ligkeiten verantwortlich. Am 6. Januar 1793 antwo
Forster in einem höchst merkwürdigen Briefe, aus wel
wir nur folgende Stelle hervorheben:

„Es hat mich schon genug geschmerzt, daß unser
sich bei der Erscheinung der Franzosen trennen mu
indem wir verschiedenen Grundsätzen folgten oder And
aus einerlei Prämissen schlossen. Ich habe mich für
Sache entschieden, der ich meine Privatruhe, meine S
dien, mein häusliches Glück, vielleicht meine Gesund
mein ganzes Vermögen, vielleicht mein Leben aufop
muß. Eins allein ist unantastbar, weil nur ich allei
antasten könnte, das ist mein Bewußtsein!" Nachdem
Schmerz, daß diese alte edle Freundschaft der Herzen
der Geister gelöst war, überwunden worden, mochte es
noch Forster's Hohn erregen, daß ein Preis von 100
caten auf seinen Kopf gesetzt wurde, und einen flücht
Unwillen, daß man seinen, gerade seinen Uebertritt
Sache der Freiheit nicht begriff, weil er doch sein A
kommen in Mainz gehabt habe, wie unter andern
Herzog von Braunschweig äußerte. Die ihm innerlich 
fremdete Frau hatte ihn am 7. Dec. verlassen; zu i
Sicherheit sandte er sie mit den Kindern zunächst 
Straßburg, dann nach Neuenburg, wohin ein Freund von 
resens Eltern, Georg von Rougemont, sie eingeladen ha



Klinger

Forster ging bei seiner Theilnahme an dem revolutio-
n Verwaltungsrathe von der Ansicht aus, daß es eines
eren Mannes Pflicht sei, für des Landes möglichste
nung zu sorgen, wer auch dessen Besitzer sein möge.
hat er thätig und uneigennützig gethan. Furchtlos
französischen Commissarien, unbestechlich dem Mainzer
e gegenüber, that er das Rechte. Indessen wurde
Lage in Mainz bald unhaltbar. Der Umschwung
Dinge hatte doch den fremden protestantischen Gelehr-
nicht plötzlich zu einem bei dem Volke beliebten Manne
en können. So sehr er die Achtung und das Ver-
n der Besseren besaß, so wenig begriff der große Haufe,
dieser Fremde bei der Verwaltung von Mainz und
Bestimmung seiner Schicksale zu schaffen habe. Der
hiedene Bildungsstand Forster's und seine frühere Ab-
rung von der Mainzer Gesellschaft trat ihm hemmend
en Weg. Zudem war jetzt gerade die Republik in
ter Gefahr; die Freiheitsidee, die Fortbildung staatlicher
ten trat in den Hintergrund; man brauchte in Mainz
en Verhältnissen vertraute Geschäftsleute, praktische
schen. So trat er zurück gegen Leute, die er an
and und Bildung, vielleicht auch an Reinheit des
ns übertraf und nahm gern die Wahl des Volkes
als Abgeordneter nach Paris zu gehen, um die Ver-
ing der rheinischen mit der französischen Republik zu
ken. Sorglos und seiner eigenen Angelegenheiten
achtend, ohne Jemanden nur die Sorge für sein Eigen-
, für die kostbaren und mühsamen Sammlungen über die
ee anzuvertrauen, machte er sich am 15. März 1793 wie zu
Spazierfahrt auf den Weg, führte in Paris das Wort*)

) Seine Rede findet sich nicht in der Sammlung seiner
ften, aber in Heinrich König's Georg Forster II. 248.

und erreichte den Gegenstand seiner Sendung, da der
tionalconvent so großmüthig war, von dem, was Fr
reich seit Jahrhunderten erstrebt hatte, von dem l
Rheinufer, einen schönen Theil als Geschenk anzuneh
Als er sich aber zur Rückkehr anschickte, war Mainz
den Deutschtn eingeschlossen, bald belagert. Forster's B
bezeugen, welcher grausame Wechsel von Hoffnung,
schlossenheit, Kleinmuth und Ergebung jetzt in seiner
statt hatte. Die Bekanntschaft mit den scheußlichen
menten, aus welchen sich die Freiheit entwickeln sollte,
Schicksal von Mainz, die Trennung von seiner Fa
der Verlust seines literarischen Besitzthums, dessen B
beitung ihm immer noch als Aufgabe seines Lebens v
schwebt, Alles das zusammen brach seine Kraft, da
Traumbilder seiner Hoffnungen zerronnen waren.

Wir werden mit tiefstem Mitleid erfüllt, wenn
den Mann, der mit männlichem Muthe seiner Ueber
gung gefolgt war, weil er ein deutsches Gelehrten
nicht für das höchste Ziel auf dieser Welt erachtet*),
nur von seiner Familie und seinen Freunden getr
sondern auch durch die Entwickelung der Ereignisse in
immer fremdere Gebiete geführt sehen. Was sollte de
scheidene, uneigennützige, humane Mann, der Auslä
als Beamter der revolutionären und bankerotten fra
sischen Regierung?

---

*) „Wenn ich allem, was dein Vater will, einen Sin
winnen kann", schreibt Forster den 28. Januar 1793 an
Frau; „so ist es der: es giebt keine Existenz, als die ich
führe, indem ich Programme schreibe, auf die Bibliothek
nach Ilefeld gehe, mich über meine Collegen, meinen Lo
meine Kinder alle Tage etliche Male tüchtig ärgere, und doch
Lesen der Zeitung sagen kann: Gott ehre mir das Alte!"

jedem Tage in Paris eröffnete sich immer ein
Blick in den finsteren Abgrund der gemeinen Leiden=
, welche das Schicksal der Nation regierten, und
atte er sich selbst, politisch und finanziell, jeden
verſperrt. „Nach ſo vieljähriger angeſtrengter
, — klagt er am 27. April 1793, „ist mir nunmehr
as ich zu meinem Fortkommen unternommen habe,
lagen und ich fange die Welt gleichsam von vor=
, ohne zu wissen, wie und womit, da ich von
uropa abgeschnitten, mit Schulden überhäuft, hier
le Mittel, ohne alle Unterstützung und fast ohne
bin. Ich habe mich anheischig gemacht, Alles
men, was man mir anbieten würde. — Gelehrtes
t und selbst die Talente des Geschäftsmannes gel=
nichts. Wer obenauf schwimmt, sitzt am Ruder,
der Nächste, der für den Augenblick der Stärkere
der verdrängt. Kurz, zum erstenmale in meinem
elfen mir alle meine Hülfsmittel nichts und ich stehe
ssen da, wie ein Kind, das keine Kräfte hat, sich
ernähren." Da in Folge der Eroberung von
urch die deutschen Völker am 22. Juli 1793 Forster's
erloschen war, ging er als Bevollmächtigter des
s zum Nordheere, um Gefangene auszutauschen.
brai machte er die Erfahrung, wie schlecht es mit
nehmlichkeiten des Lebens selbst in den größeren Pro=
ädten von Frankreich damals noch bestellt war,
vahrlost die Bildung der von Natur trägen Be=
wie schmutzig die Wohnungen, wie elend das
en; dazu kam noch die Theuerung durch die ent=
n Assignaten *), das Mißtrauen, welches durch

*) Seine 18 Livres Tagegelder in Assignaten machten in
twa 4 Franken aus.

unzählige Angebereien und die Entdeckung angeblich
die Republik angezettelter Verschwörungen genährt w
und die Nähe des Feindes, welche am 7. August ihn zu
schleunigst Cambrai zu verlassen, und nach Arra
reisen. Von dort sandte er am 21. August folg
merkwürdige Bekenntniß, welches wir in seiner g
Ausdehnung hier anführen müssen, weil es seinen
rakter ebensowohl zeichnet, wie die Verhältnisse in F
über die er endlich zur Klarheit gekommen war: „
überzeugt jeder Tag und jede Stunde mehr, daß mein
litische Laufbahn beendigt ist. Dieselbe Rechtlichkeit
Ehrliebe, womit ich bisher meinen Grundsätzen treu
blieben bin, überzeugt mich, daß, so sehr ich nach m
vormaligen Kenntniß der Dinge recht hatte oder rec
haben glaubte, indem ich aus dem Privatgange eines Sc
stellers heraustrat und mich in die wirkliche Handha
öffentlicher Geschäfte begab, ich jetzt ebenso sehr Un
haben würde, darin zu beharren, wenn nicht, was
möglich scheint, die ganze Richtung, die man dem
der Staatsmaschine gegeben hat, in Kurzem eine w
liche Aenderung erleidet. Ich bin ein eifriger Freun
Freiheit und der Republik, ich wünsche das Heil des M
schengeschlechts trotz dem besten Schwärmer und ich
nie eine Feder in die Hand nehmen wollen, wenn ich
Hoffnung hätte, daß eine rauhe, selbstverleugnende T
der allgemeine Sinn werden könnte; keine Maaßregel
mir zu streng scheinen, die man gegen äußere und i
Feinde des Vaterlandes nähme, ich würde die überflü
sogar gut heißen, wenn sie den Freiheitsgeist einflö
bestärkten und zur höchsten Höhe spannten. Aber
sind süße Träume, die der unsittliche Zustand des M
schengeschlechtes ganz vernichtet. Hätte ich vor zehn,

Monaten nur gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre ohne
l nach Hamburg oder Altona gegangen und nicht in
lub. Das ist ein Wort, dessen Stärke ich wohl und
erwäge, indem ich es ausspreche. Es ist schlechter-
unmöglich, daß ein Mann von meiner Denkungs-
on meinen Grundsätzen, von meinem Charakter sich
öffentlichen Posten erhalten und folglich dem Staat
könne. Meinungen sind nicht frei, nicht straflos und
es in dem gewaltsamen Zustand der Dinge nicht sein;
t spreche ich mir also selbst das Urtheil, sobald ich
en öffentlichen Wirkungskreis trete. Tugend, Red-
, gute Absicht, Aufopferung sind nichts, das Schi-
h ist Alles, und kann der freie Mann dieß sein
sein lassen? Ohne dasselbe ist ewiges Mißtrauen,
mdung, Verfolgung, Gericht, folglich die Unmög-
, Gutes zu wirken; mit demselben kann, wenn Lei-
ft und Immoralität mit im Spiele sind, eine moralische
twortlichkeit über uns kommen, der sich kein vernünf-
Mann unterziehen kann, so lange er noch an Tu-
glaubt. Mein Lebensplan geht von der Hoffnung
daß meine Bücher, Handschriften, Zeichnungen, Land-
gerettet sind und vor Ende des Jahres wieder in
n Händen sein können. Auf eine Schadloshaltung
Staate ist, hier zumal, jetzt nicht zu rechnen. Auf
stungen, die mich so ernährten, daß ich zurücklegen,
Schuld allmählich tilgen und meine Kinder unter-
könnte, ebenso wenig, denn ich bin ein Ausländer,
hier allein und ohne alle Unterstützung, ohne Fami-
rbindungen, ohne Freunde, ohne Vorschub einer Partei,
ohne die Gewandtheit, die erforderlich ist, aus einer
von 3000 Livres Gehalt eine Stelle von 15000 bis
Livres Einkünfte zu machen. Also gehe ich freiwillig

in meine schriftstellerische Laufbahn zurück und würt
liebsten an der Rhone, in oder bei Lyon leben.“
Rückkehr war Forster nicht beschieden. Nachdem e
November, zum erstenmale seit der Trennung, mit seine
milie in Môtiers-Travers zusammengekommen, lebte
Paris ohne Amt von seinem kärglichen Wartegeld.
11. Decbr. schrieb er zum erstenmale von seiner Kran
bald ging es besser, aber Ende Decbr. trat ein Kr
ein, dem der edle Dulder am 12. Januar 1794, A
fünf Uhr erlag. Er hatte das vierzigste Jahr nicht
endet. — Einst hatte Forster als Bräutigam an T
geschrieben: „Von Ihrer Hand gepflegt, hoffe ich
ruhig und guten Muthes zu entschlafen.“ Sein T
schein enthielt die Worte: Sa femme absente. Vier
nate nach Forster's Tode reichte sie Huber ihre Han
Altare. Sein unnatürlicher Vater, „das Ungeheuer“
Heyne schreibt, äußerte sich auch in der letzten Zeit
unmenschlich, wenn die Rede von seinem Sohne wa
erklärte öffentlich, es sollte ihn freuen, den Sohn
Galgen zu sehen! Diesen Sohn, der als Kind noch
den Unterhalt des Vaters gearbeitet hatte, der alle
den und den Segen einer geregelten Bildung hatte o
müssen, um den Vater aus dem Schuldthurme zu re
Die arme Dulderin, Georgs Mutter, überlebte
Mann und Huber († 1804) und starb 1804 im 78. Le
jahre; Therese starb 1829. Der Bann des Staates l
noch lange Jahre auf dem Andenken Forster's. S
Lichtenberg schrieb an Sömmerring: O! wie gern
ich ihm ein paar Bogen gewidmet, wäre ich noch das
derlose und wegen der Zukunft unbekümmerte, freiden
und freischreibende Wesen, das ich ehemals war.
muß es beim Freidenken sein Bewenden haben.“

Wir schließen mit den Würdigungen, welche von zwei
hiedenen Standpunkten Alexander von Humboldt
Gervinus Forster haben zu Theil werden lassen:
rch ihn, meinen berühmten Lehrer und Freund", sagt
Humboldt, „begann eine neue Aera wissenschaftlicher
en, deren Zweck vergleichende Länder- und Völker-
e ist. Mit einem feinen ästhetischen Gefühle begabt,
ich bewahrend die lebensfrischen Bilder, welche auf
iti und andern, damals glücklichern Eilanden der
see seine Phantasie erfüllt hatten, schildert G. Forster
Anmuth die wechselnden Vegetationsstufen, die klima-
n Verhältnisse, die Nahrungsstoffe in Beziehung auf
Gesittung der Völker nach Verschiedenheit ihrer ur-
nglichen Wohnsitze und ihrer Abstammung." — Ger-
us sagt: „Aus allen seinen Schriften redet ein Geist
ungewöhnlicher Stärke, der in einer Anstrengung
, welcher die Masse der Leser nicht gewachsen ist; der
auch bei kleinen Anlässen zu großen Gesichtspuncten
t; der immer die gesammten Kräfte des Geistes in
ruch nimmt, den Mann der Anschauung zur Abstrac-
nöthigt, und wieder den, dem nur die Speculation
fig ist, auf das unermeßliche Gebiet der Thatsachen
Erfahrungen zurückruft." —
Die Materialien zu Forster's Leben sind vollständig in
nden Werken niedergelegt: 1) J. G. Forster's Brief-
sel, nebst einigen Nachrichten von seinem Leben. Her-
egeben von Th(erese) H(uber) geb. H(eyne). 2 Theile,
ig 1829. 2) S. Th. Sömmerring's Leben und Ver-
mit seinen Zeitgenossen, herausg. v. Rudolf Wagner.
ig 1844. 3) Briefe von und an H. Merck, heraus-
en v. K. Wagner, 2 Sammlungen. Darmstadt, 1835.
. Seine Werke erschienen in 9 Bänden, als Georg

Forster's sämmtliche Schriften, herausgegeben von
Tochter und begleitet von einer Charakteristik Forster's
G. G. Gervinus. Leipzig 1843 — 44. Sein Leben is
ausführlichsten beschrieben von H. König: G. Forst
Haus und Welt. In zwei Theilen. Zweite Auflage.
zig 1858. Eine kürzere Lebensschilderung von Dr
Stricker erschien in den „Männern des Volkes", her
v. Ed. Duller, Frankfurt 1847. III. 183 — 234.
die literarische Bedeutung Forster's sind die Schlegel'
„Charakteristiken und Kritiken", Bd. I und Ger
deutsche Literaturgeschichte. Zweite Auflage. 1844. V.
zu vergleichen.

---

# Friedrich Maximilian Klinger.

---

drich Maximilian Klinger wurde in der Rittergasse zu
kfurt a. M., welche jetzt „Klingergasse" heißt, geboren und
8. Febr. 1752*) getauft; sein Geburtstag ist ebensowenig
mitteln, als das Geburtshaus. Sein Vater war Con-
er bei der städtischen Artillerie und nebenbei Holzhacker;
Mutter, eine Wäscherin, hielt später am Mainufer
n dem Fahrthor ein Lädchen mit Schwefelfaden, Feuer-
en u. dergl. Der Vater starb schon 1760 und dem
ben ging es kümmerlich, bis durch die Gunst des Pro-
rs Zink sich die Aussicht auf Bildung und besseres
kommen entwickelte. Der Gymnasiallehrer Zink hatte
aufgeweckte Wesen des Knaben bemerkt und verschaffte
elben, auf seine Bitte und die Eröffnung, daß er zum
lbesuch zu arm sei, eine Freistelle am Gymnasium.
nzehn Jahre alt bezog Klinger die Universität Gießen
hörte juristische Collegien, mit besonderer Vorliebe
urrecht bei Höpfner. Doch überwog bald jene Theil-
ne an literarischen Dingen, die in Darmstadt so eifrig

---

*) Danach sind die Angaben in sämmtlichen Ausgaben
Brockhaus'schen Conversationslexicons (Art. Klinger), in Georg
er's Weltgeschichte, fünfte Aufl., II. Band S. 70 (Anhang),
Gervinus Geschichte der dtsch. poet. Nat. Lit. II. Aufl. IV,
welche ihn 1753 geboren sein lassen, zu berichtigen.

geübt wurde und von dorther auf einen Kreis von S
denten überging. Klinger schrieb schon in Gießen ei
Komödien und trat nach seiner Rückkehr nach Frank
in den dort gebildeten poetischen Kreis ein, zu wel
auch Goethe gehörte, sobald er in der Vaterstadt verw
Goethes Bekanntschaft mit Klinger fällt, soweit wir
sen, in das Jahr 1774. In dem engen Stübchen der
tergasse vereinigten sich 1773 und 74 jeden Samstag
ersten Namen der neuen Schule zu Besprechungen,
welchen eine leidenschaftliche Offenheit vorherrschte. N
dem eine Bewerbung um eine Actuarstelle in seiner V
stadt fehlgeschlagen war, sah Klinger zum eigenen Un
halt wie zur Unterstützung von Mutter und Schwester
auf den Ertrag seiner Schriften angewiesen. — Wir ste
ehe wir auf die literarische Thätigkeit der ersten dram
schen Periode Klingers näher eingehen, eine Reihe von Ae
rungen namhafter Männer aus jener Zeit über ihn
sammen. Zunächst schreibt Goethe*): „Man liebt an
Jüngling was er ankündigt und so war ich Kling
Freund, sobald ich ihn kennen lernte. Sein Aeuß
war sehr vortheilhaft. Die Natur hatte ihm eine gr
schlanke, wohlgebaute Gestalt und eine regelmäßige
sichtsbildung gegeben; er hielt auf seine Person, trug
nett und konnte für das hübscheste Mitglied der ga
kleinen Gesellschaft gelten. Sein Betragen war weder
vorkommend, noch abstoßend und wenn es nicht inne
stürmte, gemäßigt."

Klingers eigene Lage und Stimmung spiegelt sich in
Briefen an seinen Jugendfreund Schumann in M
welche in dem „Gedenkbuch zur vierten Jubelfeier der

---

*) Aus meinem Leben, 14. Buch.

dung der Buchdruckerkunst", Frankfurt a. M. 1840, mitheilt sind. Es heißt da, Febr. 1775. „Mit mir steht's rig aus. Ich bin in der fatalsten Situation, die sein n. Ich mag nichts detailliren, dulden will ich, so lang ine Kraft aufrecht bleibt. Mich zerreißen Leidenschaften, Dir unbekannt sind. Es ging arg mit mir und ist h, denn die Sache ändert sich nicht. Jeden andern ßt' es niederschmeißen, und daß ich steh', weiß ich nicht, n ich's zuschreiben kann und soll. Ich möchte jeden genblick das Menschengeschlecht und alles, was wimmelt lebt, dem Chaos zu fressen geben und mich nachstürzen."

In demselben Februar 1775 erließ Sophie Charlotte ermann, Directrice des Hamburger Theaters, im Verein ihrem Sohne erster Ehe, Schröder, eine Aufforderung deutsche Dichter, aufführbare Stücke nach Hamburg zu den. Sie bestimmten 20 alte Louisd'or für jedes dreir fünfactige Drama, das in sittlicher Hinsicht nicht bühwidrig und dessen Aufführung nicht mit übergroßen sten und Umständen verknüpft sei*). Ohne Trauerle in Versen auszuschließen, ziehen sie doch Prosadichgen vor. Sie maßen sich zwar die Kritik nicht an, erziehen sich aber natürlich nicht der Verpflichtung, jeeingesandte Stück ohne Weiteres zu honoriren. Der rfasser behält sein Verlagsrecht, wenn er es nicht vergsmäßig der Hamburger Bühnenverwaltung übergeben . Für anonyme Einsendung der Stücke, wo diese vorgen wird, sind Vorkehrungen getroffen, endlich wird jede gute dramatische Uebersetzung aus fremden Spra-

---

*) Danach sind die Angaben bei G. Weber a. a. O., bei vinus, a. a. O. IV, 568 und 583, und bei vielen andern zu chtigen, wonach der Brudermord als Thema des Drama geschrieben gewesen wäre.

chen ein Honorar von sechs Louisdor zugesagt, mit
verständigen Erinnerung, daß der Uebersetzer ganz fre
Sitten und Gebräuche mit einheimischen vertauschen m
Der Termin lief bis Ende des Jahres.

Im Jahre 1775 erschien im Druck zu Leipzig „
leidende Weib", welches Kl. schon als Gymnasiast
einer wahren Begebenheit entworfen hatte, und, wi
an Schumann schreibt, in vier guten Tagen niedersch
und „Otto", den er als Student im ersten Halb
seines Aufenthaltes in Gießen verfaßt hatte, eine R
niscenz an Goetz. Noch andere Stücke schrieb er in
sem Jahre, aber seinen Ruf begründeten die „Zwilling
welches Stück von dem Hamburger Preisgericht als
vorzüglichste der eingesandten bezeichnet wurde und se
Stoff aus der Familiengeschichte der Medizäer entna
Klinger's Leben wurde fortan sehr unstät. Im Mai
finden wir ihn in Zürich, 1776 in Weimar, und
Theaterdichter der Seiler'schen Gesellschaft acht Monate
durch in Leipzig, 1777 und Anfangs 1778 in Mainz;
wollte er den Krieg gegen Preußen mitmachen und tr
eine östreichische Freischaar ein; doch der Friede
Teschen machte dieser militärischen Laufbahn ein ra
Ende (am 13. Mai 1779). Zeugnisse aus dieser
belehren uns, daß er sich ziemlich gleich blieb und
Schüler Rousseau's den Gegensatz gegen die Cultur
Bewußtsein festhielt. So schreibt Wieland am 13.
1776 (Briefe an und von Merck, Sammlung von 1
S. 66): Eurem Klinger sollte nun, dächt' ich, na
rade doch auch allemal ein Wort der kritischen Ermahn
an's Herz gelegt werden oder wollt ihr ihn lieber
fort tollen lassen? Das ist nun auch wieder einer von
Leuten, die aus ihren Materialien nichts machen können."

ethe schreibt aus Ilmenau 24. Juli 1776 (Briefe an J. Merck, Sammlung von 1835, S. 94): „Klinger kann t mit mir wandeln, er drückt mich, ich hab's ihm ge- t, darüber er außer sich war und's nicht verstund und s nicht erklären konnte noch mochte", und am 16. Sept. des- en Jahres aus Weimar (ebenda, S. 98): „Klinger ist ein Splitter im Fleisch; seine harte Heterogeneität vürt mit uns und er wird sich herausschwüren."

In den Briefen, welche Klinger mit Heinse über Schach- und Billardspiel und deren Vorzüge wechselte welche in dem angeführten „Gedenkbuch" abgedruckt stehen, d er „Löwe, König der Thiere" angeredet und in ähnli- Weise schreibt Wieland an Merck (Briefe an Merck, nmlung von 1835, S. 109) am 16. April 1777 von ihm dem „Löwenblutsäufer, der vor'm Jahr einige Wochen war".

Unter den neunzehn Werken, die Kl. im nächsten Jahr- rt veröffentlichte, befindet sich eine tragisch-komische schichte Orpheus, die 1778—1780 zu Genf in sieben nden erschien; aus derselben wurde ein moralisches ama: „Prinz Seidenwurm der Reformator" besonders edruckt. Der „Orpheus" erschien später umgearbeitet Bambino, St. Petersburg und Leipzig 1791, 4 Bände. übrigen Dramen, welche dieser Periode angehören, d „die neue Arria", „Simsone Grisaldo", „Sturm und ang", welches einer ganzen Literaturepoche den Namen eben hat; es malt schottischen Familienhaß in wilden gen und ist ein Gegenstück zu Romeo und Julie. Auch Stilpo (1777) klingen Situationen aus Romeo und mlet herüber. Wichtiger sind die „falschen Spieler" (1780) Vorbild zu Schiller's Räubern. Hier steht er auf eigenen ßen, schreibt aus eigener Erfahrung und eigenem Nach-

*

denken, während die Gestalten vieler andern Dramen
stractionen aus Tacitus und Rousseau oder Nachahmun
von Shakespeare's und Goethe's Werken sind. In d
selben Jahre wie die „Spieler" erschien auch noch „P
Formoso's Fiedelbogen und der Prinzessin Sanaclara Gei
(Genf 1780). Wir können um so mehr auf die eingehe
Würdigung der einzelnen Stücke verzichten, als der D
ter selbst eine Anzahl seiner dramatischen Jugendwerke
worfen und nicht in die Gesammtausgabe seiner W
aufgenommen hat, wodurch sie zu großen literarischen S
tenheiten geworden sind. Ueber die Gesammtproduct
Klinger's bis zu der Zeit, wo er mit dem „Geniewes
(Basel 1780) und „Plimplamplasko, der hohe Geist, h
Genie, eine Handschrift aus der Zeit Knipperdollings u
Dr. Martin Luthers" seine Umwandlung ankündigte u
der geschraubten Ueberkraft entsagte, fällt Gervin
(Gesch. der dtsch. poet. Nat.=Lit. II. Aufl. 1843, IV. 5
folgendes Urtheil: „Sieht man diese Stücke nach der R
durch, so begreift man wohl, daß wenn ein Mittelpu
der deutschen Bühne dagewesen wäre, sie eine Menge
ähnlichen verwegenen Compositionen hätte hervorrufen m
sen, die dann, wenn eine mannigfaltige Fortbildung
dramatischen Literatur zu hoffen gewesen wäre, ei
großen Stoff hinterlassen hätten, der dann durch Amp
tation und Reinigung zu trefflichen Bühnenstücken hä
gebildet werden können. Zugleich fühlt man aber au
daß diese hastige Production so gewaltsamer und aufrege
der Werke des Dichters Feuer schnell aufreiben mußte,
dann bald wie ein ruhiger aber nicht ausgebrannter Vu
can erschien." — Nach dem am 13. Mai 1779 erfolgten A
schluß des Teschener Friedens hatte Klinger sich in Ba
und Zürich aufgehalten und neue Auflagen der Dram

neue Arria" und Stilpo besorgt. Im October war
Emmendingen bei seinem Landsmann Johann Georg
losser (Briefe an und von J. H. Merck. Sammlung
1838, S. 171), der ihn dem Prinzen Friedrich von Würt-
erg, Statthalter von Mömpelgard, empfahl. Klinger
hrte für Schlosser zeitlebens die innigste Anhänglich-
nd bezeichnete noch in seinen „Aphorismen" die Freund-
desselben als einen Lichtpunct in seinem Leben und
t Schlosser als denjenigen Mann, bei dem er vor-
veise Uebung der Tugend um ihrer selbst willen ge-
en habe. — Der württembergische Hof stand damals
Rußland in genauer Beziehung, da der Großfürst
sich 1776 nach dem Tode seiner ersten Gemahlin mit
Prinzessin Sophie, der Nichte des Herzogs Karl Eugen,
ählt hatte. Nach herzlichem Abschied von seinem ersten
lthäter, dem Professor Zink, und von seiner Mutter,
Klinger Ende 1780 nach Petersburg, von dem Prin-
Friedrich mit Reisegeld und den besten Empfehlungen
hen und erhielt die Stelle eines Vorlesers beim Groß-
n, mit welcher die Ernennung als Titularleutnant
Flottenbataillon verbunden war. Im Jahre 1781 trat
als „Graf von Norden" und Klinger in seinem
lge eine vierzehnmonatliche Reise an durch Polen,
reich, Italien, wo der Winter zugebracht wurde, Frank-
die Schweiz und Deutschland Paul's Besuch am
temberqischen Hofe gab dem Herzog Karl Eugen will-
nene Gelegenheit, seine Prachtliebe zu entfalten. Unter
Festlichkeiten wird besonders die großartige Parforce-
am 17. Sept. 1782 hervorgehoben. Aus allen Wald-
ren des Landes hatte man bei der Solitüde sechstau-
Hirsche zusammengetrieben, Tag und Nacht hatten die
ern bereit gestanden, um jedes Durchbrechen zu verhü-

ten. Das Wild wurde von der Anhöhe herab in den
rensee gehetzt; in dessen Nähe war ein prachtvolles
errichtet, von dem aus die Herrschaften nach den verf
ten Thieren zielen konnten. — Den Abend des 17. S
1782 verbrachte Paul mit seiner Reisebegleitung, daru
Klinger, auf der Solitüde, deren Schloß mit seinen Ne
gebäuden im vollsten Lichtglanze strahlte. Gegen Mit
nacht fuhr unter dem Schlosse ein einsamer Wagen vor
es saßen darin Friedrich Schiller und Andreas Streic
welche die geräuschvolle Nacht gewählt hatten, um wen
beachtet aus den Thoren der Hauptstadt zu kommen.
Von Stuttgart reiste Klinger nach Frankfurt. In
Uniform eines russischen Offiziers und mit Orden geschmü
trat er in das Stübchen seiner Mutter, die ihn nicht
gleich erkannte. Sein Bemühen, sie zur Uebersiedel
nach Petersburg zu veranlassen, war vergeblich; nur
Mühe beredete er sie, einen Jahresgehalt von 400 fl. u
der Bedingung von ihm anzunehmen, daß sie den gewo
ten kleinen Handel am Fahrthor forttreiben könnte. N
der Rückkehr nach Petersburg erschien 1782 das auf
Reise entstandene Trauerspiel „Elfrida". Abermals sc
terte 1783 die Aussicht, am Türkenkriege Theil zu nehr
und den Offizierstitel endlich zur Wahrheit zu mach
durch die rasche Nachgiebigkeit der Pforte. Ohne an ei
Gefechte Theil genommen zu haben, kehrte er als Ma
im Generalstabe des Prinzen von Württemberg nach P
tersburg zurück.

Mit diesem Zeitpunct schließt die dramatische P
riode Klinger's ab und es beginnt die epische. Es fo
ten nach einander die Romane: der goldne Hahn, 1785,
„Sahir, Eva's Erstgeborener im Paradiese" umgearbei
1798; Raphael de Aquillas 1793; Mahul oder Reisen vor

dfluth 1794; Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt; hichte Giafar's des Barmeciden 1791—93; der Faust Morgenländer 1795; Geschichte eines Deutschen der sten Zeit; Dichter und Weltmann.

Klinger liegt in jedem Zuge seinem Landsmann Goethe egen, dessen Worte an Klinger:

e Schwelle hieß in's Leben uns verschied'ne Wege geh'n*)

n Sinn bergen. Den jungen Max liebkoste kein groß=rlicher Schultheiß, ihm öffnete sich kein Freitheater, er nte nicht als siebenjähriger Paris von den Nymphen Zaubergartens; er sah nur die Schattenseiten des sstädtischen Wesens, wie er sie in seinem Faust (I, 3; ..) gegeißelt hat. Während Goethe überall die Her=gewann, wirkte Klinger's Wesen eher abstoßend, wo=wir oben Zeugnisse mitgetheilt. Die Tendenz seiner ane geht auf Abstellung der Mißbräuche in Staat, he**) und Gesellschaft, während Goethe fast nur ge=haftliche Conflicte und diese in mehr versöhnender e behandelte und die höheren Stände eher geneigt war dealisiren. Mag dieß aus der verschiedenen Stellung

*) Diese Stelle hat durch zu wörtliche Auslegung zu einem men Mißverständniß Veranlassung gegeben. Ein Schüler ger's, der Litthauer Thaddäus von Bulgarin, gest. als tsrath 1. Sept. 1859, hat in seinen seit 1846 in russischer che erschienenen Denkwürdigkeiten nicht nur seine interes=n Erlebnisse mit Klinger mitgetheilt, sondern auch eine voll=ige Biographie desselben geben zu müssen geglaubt, in wel=er die angeführten Worte so deutet, als seien beide Dichter emselben Hause geboren! Vergl. Minerva von Dr. Bran, . II. Band. Jena 1858. S. 17.

**) Das gewaltigste Pathos entwickelt Klinger, wo er in Hof der Borgia (Faust) und der Vertreibung der Moriscos hael de Aquillas) die Priesterherrschaft schildert.

im Leben zu erklären sein, so ist die Verschiedenheit de
Natur-Anlage noch weit bedeutender. Klinger's Dich
ter- und künstlerische Kraft ist viel geringer als die Goethe'
beinahe nie kommt es zu Gestalten von Fleisch und Blut
welche statt des Dichters selbst ihre Aussprüche vertreten
gewöhnlich bleiben seine Personen nur Träger einer Ide
ohne individuelles Leben. Seine Stärke liegt in der Dia
lectik, in der Briefform und im Dialog, nicht in der Er
zählung, und wo er ganz auf die Handlung, welche
immer etwas schwach auszufallen pflegte, verzichtet hat, w
n dem bewunderungswürdigen Gespräch: „Dichter und Welt
mann", da erreicht er die Palme, welche zu brechen ih
nach seiner Natur beschieden war, am glücklichsten. Wi
vortrefflich schwankt die Waage zwischen beiden, so ver
schiedene Lebensanschauungen vertretenden Jugendfreunden
wie fein weicht die anfängliche Ueberlegenheit des Welt
manns allmählich dem Geständniß von der Leerheit Alle
dessen, was er erstrebt und erreicht! — Die Weltanschau
ung Klinger's ist, wie Gervinus erinnert, von so einseiti
ger Schärfe, weil er die (unabhängigen) mittleren Ständ
der Gesellschaft, die auch in allen seinen Dichtungen fa
niemals auftreten, nicht gekannt hat. Er kannte nu
Einsamkeit und aus Erinnerungen die Noth der allerun
tersten Stände, und dann den Hof und das Hofleben. S
schrieb er, theilweise unter orientalischer Form in seine
Romanen Satiren auf seine Zeit. Die orientalische Mask
war zunächst Wieland's König von Scheschian, in letzte
Instanz aber den Franzosen (Montesquieu lettres persannes
viele Romane von Crébillon ꝛc.) entlehnt. So schrieb e
das meiste in Rücksicht auf seine Zeit und deßhalb auc
nur für seine Zeit, deren empfindsamer Richtung sei
strenger männlicher Geist sich entgegensetzte (Geschichte eine

eutschen der neuesten Zeit), deren physiognomische Schwär-
ereien er im Faust, deren Philosophie er im Mahul (S. 228)
rspottete. Ebenso muß seine Zeit die auffallende Er-
einung erklären, daß er mit diesem Haß gegen Despo-
mus und dieser Verachtung des Hoflebens, welcher er
Giafar den schärfsten Ausdruck gegeben, am Peters-
rger Hof blieb und sein Glück machte. Klinger's Zeit
nnte keinen Sinn für eine andre Hebung des Staats-
sens, als die von außerordentlichen Personen geleitet und
n oben herab wirksam wurde. Das achtzehnte Jahr-
ndert begann seine Erzählungsliteratur mit Fénélon's
lemaque, und der Gedanke, daß das Wohl der Ge-
nmtheit von edeldenkenden Fürsten ausgehen müsse, war
f in ihm gewurzelt. Aber den Reformbestrebungen eines
iedrich und Joseph, eines Pombal und Struensee tra-
1 die bestehenden Zustände in ihrer Zähigkeit hemmend
tgegen. Weder ein romanischer noch ein germanischer
aat bot jene unbeschriebene Tafel, auf die ein Ideal-
rst seine Schöpfungen aufzeichnen konnte. Dagegen hatte
ter I. in Rußland jedem Ausländer einen Boden eröffnet,
er seine persönliche Kraft erproben konnte, ungehemmt
n den Rücksichten auf Herkunft und Geburt, welche im
en Europa galten. Die gepriesene*) Katharina II. hatte
n Erzieher ihres Sohnes d'Alembert gewünscht, spä-

*) Une tête digne de régir le monde entier, sagt Buf-
n. — C'est l'âme de l'univers, qui fait tout animer à la fois,
gt Grimm. — Diese erhabene Fürstin arbeitet ihren Biogra-
en noch vor, schreibt G. Forster 1791 und citirt dabei das
ort Pindar's: „Viele gefiederte Pfeile, ruhend versteckt im
cher, trägt meine Schulter noch.“ Zimmermann schreibt
91: „Dieß ist jetzt der größte Geist und die größte Seele in
ropa“.

ter für ihre Enkel den Republicaner Laharpe berufen
So mochte wohl Klinger der Gedanke nicht fremd bleiben
er möchte durch persönliche Einwirkung auf einen künftigen
Weltherrscher Großes für die Menschheit bewirken können
1785 wurde Klinger als Oberst bei dem adeligen Kadetten
hause angestellt; 1786 gab er sein Theater zu Riga in vie
Bänden heraus. Hier behandelte er die Schauspiele in de
Zusammenstellung ebenso, wie später die Romane; wa
aus den verschiedensten Zeiten herrührte, ward unter ein
zwingende Einheit des Stils und der Grundgedanken ge
bracht, das ältere durchgearbeitet und zugestutzt. Die neuen
Stücke in dieser Sammlung: Aristodemos, Damokles, di
Günstlinge, behandeln Fragen der Politik oder vielmeh
des Hoflebens und der staatsmännischen Praxis; auf da
letztgenannte hat nach Gervinus Urtheil, Schiller's Fiesc
bedeutend eingewirkt. Neu waren ferner: Medea in Co
rinth, Medea auf dem Kaukasus, Conradin und Roderig
Vier Jugendstücke, darunter „Sturm und Drang" bliebe
ganz weg.

Unter Paul ward Klinger Director des Kadettenhause
und des Pagencorps, später Generalmajor. Er verheira
thete sich mit einer reichen russischen Dame, welche 600
„Seelen" besaß, einer Tochter des Obersten Alexejeff. Au
dieser Ehe entsprossen drei Söhne, von welchen zwei al
Säuglinge starben; nur einer erreichte das Jünglingsalter
Im Jahre 1802, ein Jahr nach seiner Thronbesteigung
brachte Alexander den Gedanken seines Vaters zur Aus
führung, indem er die zuerst von Gustav Adolf gestiftet
im achtzehnten Jahrhunderte aber eingegangene Universitä
Dorpat auf neuen Grundlagen in's Leben rief und Kling
zum Curator derselben ernannte. Aus dieser Zeit habe
wir schätzenswerthe Denkmale der wechselseitigen Anerken

ung Klinger's und Schiller's. 1803 schrieb Schiller an
inen damals in Petersburg sich aufhaltenden Schwager
on Wolzogen: „Sage dem General Klinger, wie sehr
ihn schätze. Er gehört zu denen, welche vor 25 Jah-
n zuerst und mit Kraft auf meinen Geist gewirkt haben.
iese Eindrücke der Jugend sind unverlöschlich." Schiller's
od wurde von der Schwester Kaiser Alexanders, der
rbprinzessin von Sachsen-Weimar, sogleich ihrer Mutter
meldet, welche mit Klinger im schönsten Verhältniß stand.
ie hatte ihn um die Erziehung ihrer neun Kinder oft
fragt; die Gemeinschaftlichkeit der deutschen Abstammung
nd der Theilnahme für Literatur, auch die Erinnerung
die schöne Reisezeit knüpfte zwischen ihnen ein Band,
s mit den Jahren stets fester wurde. Von der Kaiserin
utter erfuhr Klinger Schiller's Tod, — und lassen wir
un Seume weiter erzählen: „Während ich mit meinem
auswirth (in Petersburg) in vertraulicher Unterredung
griffen war, trat ein großer, ernster, charaktervoller
ann ein, mit finsterem, fast mürrischem Gesicht, warf
inen Federhut und Stock nachlässig auf einen Seitentisch
nd schritt einigemal im Zimmer auf und ab. Der Mann
ar Klinger, er kam von der Kaiserin. „Kinder", sagte
im Tone der tiefen männlichen Rührung, „Schiller
todt!" — —

In den Jahren 1809—16 veranstaltete Klinger zu Kö-
gsberg die erste Gesammtausgabe seiner Werke in zwölf
änden, worin eine nicht geringe Anzahl seiner Jugend-
beiten fehlt. Dahin gehören die in Riga 1786 und in
etersburg 1790 mit seinem Namen erschienenen Schau-
iele: Die neue Arria, der Derwisch, Stilpo, Roderico,
Fragment aus Pyrrhus Leben und Tod, die zwo Freun-
nnen, Sturm und Drang, Simsone Grisaldo, ferner die

Trauerspiele Oriantes (Frankfurt 1790), das leidende Weib und Otto. Ebenso hat er auch von seinen Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände (1803 in drei Bändchen erschienen) 174 Nummern, ferner den Orpheus und Bambino's Geschichte (Petersburg 1791) unterdrückt.

Dem gestählten Manne war für das sechzigste Lebensjahr eine harte Probe seiner sittlichen Kraft aufbewahrt. Sein nunmehr einziger Sohn focht als Adjutant des Feldmarschalls Barclay de Tolly bei Borodino (7. Sept. 1812) mit, ward schwer verwundet und starb zu Moskau. Die Mutter beweinte den Verlust, bis die Sehkraft fast erloschen war, und geraume Zeit verging, bis der Vater in der Sphäre des Wissens und Denkens einen sanften Trost fand, doch schrieb er an seine Schwester: „Ich fühle mit jedem Pulsschlag, daß mein Leben nichts mehr ist". Petersburg war gegen Ende dieses verhängnißvollen Jahres ungewöhnlich belebt. Man ahnte, daß von hier aus das Schicksal der Völker entschieden werden sollte. Hier waren auch die Häupter der europäischen Bewegung gegen Napoleon versammelt, darunter der Freiherr von Stein und E. M. Arndt. Der letztere suchte Klinger auf und schreibt in seinen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben": „Klinger war eine hohe mächtige Gestalt, schon mit schneeweißem Haupt, ein Leib wie aus Metall gegossen, ein hoher, tiefer Blick, eine gewaltige Stimme. Er war zu einem fürchterlichen Weltmann abgeschlossen, geglättet und gehärtet", doch fand ihn kurze Zeit nachher Christof Rommel „ungewöhnlich belebt, wenn er im Schlafrock die häufig gestopfte Türkenpfeife in der Hand, auf sein Lieblingsthema: den ehrgeizigen Wahnsinn Napoleons und die Servilität deutscher Fürsten, gerieth".

Das Leben, welches Klinger von da an führte, hat

nny Tarnow welche von 1816 an einige Jahre in
tersburg zubrachte, in ihrem Buche: Zwei Jahre in Pe=
sburg. Aus den Papieren eines alten Diplomaten.
pzig 1833, uns aufbewahrt. Sie schildert ihn dem
ußeren nach als eine Gestalt, deren Gleichen an Hoheit
d Adel sie noch nie erblickt. Obschon Greis, hielt er
stolz und gerade, doch ohne Steifheit. In der Art,
e er den Kopf trug, lag Entschlossenheit und Kraft;
n Zug von Milde, aber durchaus nichts Abstoßendes
d Herbes. Sein Sprachton war hohl, der Accent herz=
chütternd. Sein Emporsteigen auf geradem Wege war
dermann unbegreiflich. Er begehrte nichts, als daß man
auf seine Weise leben lasse; und pflegte zu sagen:
der häufige Umgang mit Menschen erzwingt eine ge=
sse Nachsicht und Gefälligkeit, die man nicht leicht gegen
dre übt, ohne sie auch auf sich zu übertragen." Seine
rbindungen lösten sich nach und nach; man sah ihn
ten bei Hofe, zuletzt nur noch bei der Kaiserin Mutter.
liebte den Umgang mit wenigen Freunden und weni=
Büchern; am höchsten galten ihm Plato und Taci=
. Er galt für witzig, aber sein Humor entsprang aus
n Herzen. Was man liebenswürdig nennt, sagt Fanny
rnow, „nämlich eitel sein und fremde Eitelkeit in's Spiel
hen, mag er auch in der Jugend nicht gewesen sein. Er
hte den Ruhm, vorzugsweise die Anerkennung in Deutsch=
d, aber er schrieb doch nur aus Bedürfniß sich aus=
prechen." — In ähnlicher Weise sagt auch Bulga=
n, daß Klinger nach seinen eigenen Worten nur körper=
in Rußland, geistig in Deutschland lebte. Er liebte
ßland nicht und kannte es nur wenig. Wenn Klinger
n den Menschen im Allgemeinen sprach, sonderte er die
ssen von ihnen ab; so hörte B. ihn einmal sagen:

„Die Menschen und auch die Russen". „Er hielt die letzteren für eine eigenthümliche, aus asiatischer Barbarei und oberflächlicher europäischer Civilisation zusammengesetzte Rasse, und, obwohl selbst ein eifriger Freund der Aufklärung, bemühte er sich doch nie, sie in Rußland zu befördern, da er es für unnütze Mühe erklärte. Zu der Zeit, als er Curator der Universität Dorpat und Mitglied der Oberschuldirection beim Unterrichtsministerium war, trug er selbst darauf an, daß seine Werke in Rußland verboten wurden." — An seinem siebzigsten Geburtstag (1822) legte Klinger seine sämmtlichen Aemter nieder; nur die Aufsicht über die von ihm so lange verwalteten Erziehungsanstalten behielt er bei. Als Goethe seinen Rücktritt aus deutschen Zeitungen erfuhr, sandte er ihm eine Abbildung des Hauses mit den drei Leiern, mit der Unterschrift:

An diesen Brunnen hast auch du gespielt,
Im engen Raum das Weite vorgefühlt;
Den Wanderstab aus frommer Mutter Hand
Nahmst du getrost in's fernste Lebensland,
Und magst nun gern verlosch'nes Bild erneu'n,
Am hohen Ziel des ersten Schritts dich freu'n.

Goethe fügte noch den Gruß hinzu:

Eine Schwelle hieß in's Leben
Uns verschied'ne Wege geh'n,
War es doch zu edlem Streben,
D'rum auf frohes Wiederseh'n!

Acht Jahre später, unter Kaiser Nicolaus zog sich Klinger ganz zurück. Schon früher waren ihm der Wladimir-Orden II., der Georgs-Orden IV. und der Anna-Orden I. Cl. verliehen worden, jetzt erhielt er noch den Alexander-Newsky-Orden und die Schnalle für 40jährige Dienstleistung. Am 25. Febr. 1831 starb er, 79 Jahr alt,

kurzer Krankheit. Am 4. März wurde er mit großer
rlichkeit bestattet. Sein Grabstein trägt die Inschrift,
nio magnus, pietate major, vir priscus. Der Bür-
erein seiner Vaterstadt ließ in dem Saale berühmter
nkfurter seine Büste neben die Goethe's aufstellen.
ne Bibliothek fiel als Geschenk der Universität Dorpat
Seine Werke erschienen 1832 in Leipzig und 1842 bei
ta in einer zwölfbändigen Gesammtausgabe.
Wir schließen diese Darstellung mit einer Würdigung
ger's als Mensch und Schriftsteller, welcher wir den
arakteristiken und Kritiken", von K. Schwenck ent-
en: „Sein poetisches, dem Erhabenen zugewandtes
müth, fern vom Vaterlande, in einem Kreise, welcher
das durch alle Geschichte der Menschheit verbreitete Böse
seinen schärfsten Zügen stets lebendig anschauen ließ,
dte seinen Blick auf die Tugend, als das einzig Tröst-
im Menschen hin, sodaß, wer an ihrem Dasein ganz
weifeln müsse, unendlich elend sei; denn die stummver-
te Gottheit ertheilt, wenn einer auch durch alle Him-
wandelt, keine Antwort auf die Frage: warum alles
e und Ungerechte in so reichem, entsetzlichem Maaße
Erden unter den Menschen wuchere und tausend und
tausend zermalme. Dieses erhabene Gefühl für Tu-
, diese Poesie des Herzens dringt als Pulsschlag durch
e Werke und gibt den oft überwältigend furchtbaren
ilderungen menschlicher Frevel und Verruchtheiten einen
benden Hintergrund, nicht rein als Stoicismus, wie
manchmal den Schein haben könnte, sondern als ein
mer Glaube an das verhüllte Höhere, welches aus uns
egreiflichen Gründen das Böse walten lasse, und als
heißes Verlangen nach dem Wohle der armen gepeinig-
Menschheit. Sein wahrhaft gestählter Charakter gab

ihm in seiner Stellung eine große Strenge und sein tiefer Blick war stets auf das Böse der Menschen gerichtet, was ihn so reichlich umgab, so daß er von dieser Seite her zu den bedeutendsten Menschenkennern und Lehrern der Menschenkenntniß besonders in der Sphäre der Höfe und Staatsverwaltungen, wie auch aller Bevorrechteten und Herrschenden, unter welcher Form es auch sei, gehört." Endlich verweisen wir noch auf Schlosser's Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Band VII., Abth. I. (Heidelberg 1848) S. 94—114, besonders die Note zu S. 105.

# Albrecht Haller.

recht Haller ist geboren zu Bern am 16. October 1708
einem alten patrizischen Geschlechte als der vierte
n des Advocaten und Landschreibers der Grafschaft Ba-
Emmanuel Nikolaus Haller († 1722). Bei dem
ichlichen, an Rachitis leidenden Kinde, welches seine
perbeschaffenheit von den Spielen seiner Gefährten aus-
ß, bildete bei Zeiten jener stille Fleiß sich aus, wel-
bei ungewöhnlichen Geistesgaben aus dem Manne einen
ausgezeichnetsten und vielseitigsten Gelehrten gemacht
welche die Geschichte kennt. So vorzeitig war seine geistige
wickelung, daß er schon im zehnten Lebensjahre selbst-
g sich beschäftigte, indem er ein Verzeichniß von he-
schen und griechischen Wörtern des alten und neuen
aments anlegte und bis 2000 Lebensbeschreibungen be-
nter Männer aus dem Bayle'schen Wörterbuch auszog.
seinem zehnten Lebensjahre dichtete er eine lateinische
re gegen einen strengen Lehrer, im zwölften fing er
deutsche Verse zu machen. Bis zum Tode seines Va-
war Albrecht von einem Hauslehrer unterrichtet wor-
1721 kam er auf das Gymnasium nach Bern, wo er
er den Sprachstudien sich mit Mathematik beschäftigte.
wohnte er in Biel bei einem philosophischen Arzte,
dessen Sohn er sich in Bern befreundet hatte, mit

dem Studium der cartesianischen Philosophie, mit Dichtungen in verschiedenen Sprachen und mannichfachen Inhalts, mit Uebersetzungen des Horaz, Virgil und Ovid beschäftigt, welche Versuche aber sämmtlich von ihm 1729 vernichtet wurden.

Albrecht war von seinem Vater für die Theologie bestimmt worden, seine Neigung aber entschied für die Arzneikunde. Ende 1723, also erst 15 Jahre alt, bezog er die Hochschule zu Tübingen, wo aber die medicinische Facultät sich in einem traurigen Zustande befand. Die berühmtesten Mitglieder derselben, Elias Camerarius (1673 bis 1734) und der Leibarzt Joh. Zeller (1656—1734) kümmerten sich wenig um ihre akademischen Obliegenheiten; der letztere lebte mehr am Hofe als in der Universitätsstadt. Duvernoy, der später nach Petersburg berufen wurde, der Lehrer der Botanik und Anatomie, zweier Fächer, in welchen Haller später sich so sehr hervorgethan hat, erlag der Armuth und mußte aus Mangel an Leichen die Anatomie an Hunden lehren.

Nach besserer Belehrung begierig, wandte Haller sich im Mai 1725 nach Leyden, welche Hochschule damals für einen Arzt in einem unvergleichlichen Zustande sich befand. Hermann Boerhaave (1668—1738) stand auf der Höhe seines Ruhmes als Lehrer, wie als Arzt, B. S. Albinus (1697—1770) war trotz seiner 26 Jahre schon vollkommen Meister seiner Fächer, der Anatomie und Chirurgie, und alle Anstalten und Sammlungen waren von einer Großartigkeit und Zugänglichkeit, wie man es in Deutschland nicht kannte.

Leyden war so recht der Ort für den unstillbaren Wissensdurst Hallers, der vom frühen Morgen bis zwei Stunden nach Mitternacht seinen Studien oblag. Er

ieb die Vorträge seiner Lehrer nach und verschaffte sich in der Handschrift der Boerhaave'schen Vorlesungen das terial zu einem seiner verdienstlichsten Werke. Die en Stunden des Tages verwendete er auf Botanik und atomie und Abends legte er sich Auszüge an aus allen chern, die er las. In den Sommerferien 1726 machte Hal- eine Reise über Cleve, Osnabrück, Hannover, Braun- veig, Halberstadt nach Halle und kehrte über Magde- g, Hamburg und Bremen nach Leyden zurück. Im i 1727, also noch nicht 19 Jahre alt,*) promovirte ler in Leyden und reiste dann im Juli nach London, er nur die Hospitäler und naturwissenschaftlichen Samm- gen besuchte. Ebenso verfuhr er in Paris, wo er von de August 1727 bis Ende Februar 1728 blieb. Er ndte sich von da nach Basel, wo er unter Joh. Ber- ulli (1667—1748) auf's Eifrigste dem Studium der thematik oblag. Von hier aus trat er in Gesellschaft Joh. ßner's im Juli seine erste botanische Schweizerreise an, che über Biel, Neuenburg, Iverdun, Lausanne, Genf nach Savoyen sich erstreckte und durch das Wallis, Berner Oberland, die Urkantone und Zürich ihn nach sel zurückführte. Dort stellte neben den naturgeschicht- en und medizinischen Studien die Liebe zur Dicht- nst sich wieder an und fand Aufmunterung bei Karl edrich Drollinger (1688—1742; vergl. über ihn Ger- us, IV. 26). Neben „Fabeln" begann er sein großes dicht „die Alpen", wozu jene Reise die erste Anregung eben hatte. War Lohenstein das Vorbild seiner ersten

*) Diese Frühreife war damals nicht ohne Beispiel. Auch oben erwähnte Elias Camerarius (Kamerer) war, erst 19 hre alt an seinem Hochzeitstage von seinem Vater promovirt den.

dichterischen Versuche gewesen, so führte nunmehr die Anschauung großartiger Naturscenen und das Studium der Engländer, auf welche ihn Bernoulli hingewiesen, ihn zu einer tieferen Dichtung. Mit dem Studium der Mathematik und Anatomie neben seinen poetischen Bestrebungen beschäftigt, verlebte er den Winter 1728/29 in Basel und kehrte dann nach seiner Vaterstadt zurück, um als Arzt sein Heil zu versuchen. Aber obgleich er hinsichtlich der Kenntniß wie Heilung der Krankheiten unleugbar über der Mehrheit seiner Zeitgenossen stand, wollte es ihm doch nicht glücken, weder in der Privatpraxis, noch in seinen Bemühungen um eine Anstellung. Hinsichtlich der ersteren schadete ihm sein beständiges Lesen und seine Wortkargheit im Krankenzimmer, und als er sich 1734 um eine erledigte Hospitalarztstelle meldete, waren die 1732 erschienenen „Schweizerischen Gedichte" ein Hinderniß; als er aber um die Stelle eines Professors der Geschichte und Beredtsamkeit sich bewarb, sah man nicht ein, warum man einem Arzte dieses Amt verleihen sollte. So blieb bis zu seinem Abgang von Bern 1736 die Botanik sein Hauptstudium. Bis 1755 hat er 25 größere und kleinere Ausflüge in die Alpen und den Jura gemacht und scheute weder Mühe noch Gefahr bei den Vorarbeiten zu einer Flora der Schweiz, welche er sich seit 1728 als sein nächstes Ziel gesteckt hatte. Auch für sein seit 1729 entstandenes Lehrgedicht „die Alpen", wovon 1734 in den Schweizergedichten die zweite, 1762 die neunte, 1776 die elfte Auflage erschien, fiel mancher Gewinn bei diesen wiederholten Alpenreisen ab.

Wirkliche Ansichten der Natur oder von Gemälden, wirkliche Aussagen von Alpenbewohnern sind die Quellen dieses idyllisch-malerischen Gedichtes, das aus dem Glau-

geschrieben ist, die Schüler der Natur, ein Volk schlich-
Sitte, fern von den goldenen und papierenen Schätzen
Reichen und Gelehrten, lebe noch heute im goldenen
alter. Blickt aus den Alpen mehr der Naturforscher
der Poet hervor, so ist das 1734 erschienene Lehrge-
: „Vom Ursprung des Uebels" ein mehr philosophi-
s, als dichterisches Werk, in welchem Haller als Vor-
er Klopstock's erscheint. Daneben trieb Haller Ana-
ie und erlangte 1734 die Errichtung eines anatomischen
aters in Bern, welches aber seinen Weggang nicht
dauerte. Er studirte mit frischem Eifer die alten clas-
en Schriftsteller und ordnete das 5000 Stück starke
nzcabinet; endlich erlangte er 1735 eine Bibliothekarstelle
erwarb sich in dieser Stellung bedeutende Verdienste.
teres konnte er in seiner Heimat nicht erreichen; seine
osophischen Gedichte hatten unter der Geistlichkeit An-
erregt, seine Satiren waren persönlich gedeutet wor-
, während anderwärts seine Gedichte das größte Auf-
n erregten, in's Französische (von L. von Tscharner,
tingen 1750, Zürich 1750, Lyon 1752) und Italienische
Castiglione in Utrecht) übertragen und theilweise vom
sten Lobkowitz in Musik gesetzt wurden. Nachdem die
en Bemühungen seiner Freunde, ihm in Bern ein
sikat oder eine mathematische Lehrerstelle zu verschaffen,
ebens gewesen waren, nahm Haller den im Januar
erhaltenen Ruf zur Professur der Medizin, Anatomie,
anik und Chirurgie in Göttingen an, und reiste im
t. 1736 nach dem Orte seiner neuen Bestimmung ab.
war seit 1733 mit Mariane Wyß aus Bern verhei-
et und Vater dreier Kinder. Am 30. Sept. langte er
Göttingen an; bei der Einfahrt in die ungepflasterte
dt schlug der Wagen um und die Frau verletzte sich,

doch ist ihr am 31. Oct. desselben Jahres im 26. Lebensjahre „am Friesel" erfolgter Tod nicht so sicher die Folge jenes Falles, als gewöhnlich angegeben wird. Obgleich tief gebeugt durch diesen Verlust, welchen er in der „Trauerode auf das Absterben seiner geliebtesten Mariane" beklagte, entwickelte Haller, da ihm nun ein würdiger Wirkungskreis gegeben war, die volle Energie seines Charakters und hat seinen Namen unzertrennlich mit dem Ruhme von Göttingen vereinigt. Am 12. Oct. 1736 trat Haller seine Professur an, am 20. Juli 1737 machte er die erste Leichenöffnung in dem Festungsthurm am Albanerthor, da erst 1738 das anatomische Theater (im botanischen Garten) fertig wurde. 1739 säete er den ersten Samen im botanischen Garten aus. Bald erreichten beide Anstalten einen hohen Grad von Blüthe, und um die botanischen und anatomischen Sammlungen nutzbar zu machen, bildete Haller sich Zeichner für seine Zwecke heran, welche theils für seine anatomischen Abbildungen (Icones anatomicae seit 1743), theils für seine Schweizerflora (1742 Göttingen, 2 Bände Fol., Bern 1768, 3 Bde.) arbeiteten. Haller's vielseitige Gelehrsamkeit imponirte seinen Collegen so sehr, daß manche vor ihren Besuchen bei ihm auf ein bestimmtes Thema sich vorbereiteten; indeß concentrirte er sich von jetzt an auf Anatomie, Physiologie und Botanik und sammelte die Literatur für seine Ausgabe der Vorlesungen Boerhaave's, (Gött. 1739 — 44, 6 Bände und Amsterd. 1751, 2 Bände), für welche er seit 1728 etwa 4000 Bände durchgelesen und ausgezogen hatte.

1738 verlor Haller seinen ältesten Sohn; 1739 machte er eine Reise nach Bern und verheirathete sich mit der Tochter des Rathsherrn Bucher, welche im ersten Wochenbette starb; ihr Kind folgte ihr nach sechs Monaten. Als


Fuller

häusliche Trübsal that seiner wissenschaftlichen Thä-
it keinen Eintrag. Außer den angeführten größeren
ken erschienen von 1736 — 42 zweiundzwanzig kleinere
iften; seine Schweizerflora ist ein Auszug aus 20 ge-
ebenen Folianten. Daneben arbeitete er seit 1742 an
von Wetstein in Amsterdam herausgegebenen kriti-
Zeitschrift Bibliothèque raisonnée und besprach darin
her aus allen Wissenschaften mit Ausnahme der Rechts-
rsamkeit; auch theologische Werke und Romane. Ebenso
nigfaltig war seine Thätigkeit seit 1745 an den „Göt-
schen gelehrten Zeitungen", zu deren Vorstand er schon
erwählt wurde. Dagegen hat er mit dem Jahre 1748
poetische Thätigkeit fast gänzlich eingestellt. Diesen
utenden Leistungen fehlte nicht die vielseitigste Aner-
ung. Die hannover'sche Regierung ließ ihm ein eige-
Haus erbauen, das sie ihm miethfrei einräumte; 1739
lt er den Titel eines Leibmedicus, 1743 den eines
rathes. Zwei Mal bekleidete er die Würde eines Pro-
rs. Mehrmals wurde ohne sein Zuthun sein Gehalt
ht und ebenso 1749 von der Regierung ein Adelsbrief
ihn in Wien ausgewirkt; endlich wurde 1751, als es
von Errichtung einer „Gesellschaft der Wissenschaften"
delte, Haller's Vorschlag für deren Einrichtung ange-
men, und er zu ihrem Präsidenten ernannt. Die
he der auswärtigen wissenschaftlichen Auszeichnungen be-
n 1737 mit der Aufnahme in die deutsche Gesellschaft
Leipzig, 1740 folgte die königl. Gesellschaft in Lon-
, 1745 der große Rath von Bern, 1747 die königl.
demie der Wissenschaften in Stockholm, 1749 die zu
rlin, 1751 die kais. Leop.-Carol. Akademie der Natur-
cher und die Akademie von Bologna, 1752 die Aka-
ie der Chirurgie in Paris, 1753 die botanische Akad.

zu Florenz, 1754 die königl. Akad. der Wiss. zu Paris, welche nur acht auswärtige Mitglieder hatte, die arkadische Akademie in Rom und die ärztliche Gesellschaft in Edinburg u. s. w. Der König von Schweden schmückte ihn mit dem Nordsternorden. — 1747 erschien zum erstenmale sein Werk: Primae lineae physiologiae, welches 6 mal aufgelegt und in's Deutsche, Französische, Englische und Italienische übersetzt wurde. 1751 veranlaßte Haller die Errichtung der Hebammenschule und akademischen Entbindungsanstalt, zu deren Leitung Dr. Röderer aus Straßburg berufen wurde; auch die Errichtung der reformirten Kirche ist Haller's Werk; sein Antrag auf Gründung eines akademischen Hospitals zum klinischen Unterricht kam erst nach seinem Abgang von Göttingen zur Ausführung. Obgleich er sich nämlich in Göttingen zum dritten Male, mit einer Tochter des Prof. Teichmeyer in Jena, welche ihm 4 Söhne und vier Töchter schenkte, verheirathet hatte, verleideten Haller mancherlei Gründe, zumal seine durch klimatische Einflüsse und die übergroße Anstrengung geschwächte Gesundheit, den ferneren Aufenthalt in Göttingen und erweckten seine Sehnsucht nach der Heimat. Auf einer im März 1753 angetretenen Reise nach Bern ließ er sich die Stelle eines Amman's zusichern und siedelte bald nachher nach seiner Vaterstadt über. Er behielt seine Titel und seine Verbindung mit der Gesellschaft der Wissenschaften; der König von England verlieh ihm einen Gehalt, welchen die Gesellschaft der Wissenschaften im folgenden Jahre aus ihren Mitteln noch vermehrte. 1754 wurde Haller in den akademischen Senat in Bern aufgenommen, welcher die Angelegenheiten der Gelehrtenschulen zu Bern und Lausanne besorgte. Anfangs widmete er sich der ärztlichen Praxis und arbeitete gleichzeitig für die Göttinger gelehrten Zeitungen

für welche er 12000 Recensionen geliefert haben soll, was sehr wohl möglich ist, da er in allen Wissenschaften bewandert und der deutschen, französischen, englischen, lateinischen, griechischen, hebräischen, italienischen, holländischen, dänischen und schwedischen Sprache mächtig war. Bald aber wurde er zum Director der Salzwerke zu Aigle und Bex ernannt, deren Einrichtungen er verbesserte; ebenso erwarb er sich Verdienste um die Akademie zu Lausanne und die medizinische Polizeiverfassung des Kantons; er entwarf den Plan zu einem Waisenhause und vermittelte die Grenzstreitigkeiten zwischen Bern und Wallis. Von 1757 bis 1766 erschien in acht Quartbänden zu Lausanne Haller's Hauptwerk, die noch heute wichtigen Elementa physiologiae corporis humani. Noch sein Alter brachte für die Wissenschaften die schönsten Früchte hervor. Es erschien jetzt seine botanische (1771—72, 2 Bände 4°), chirurgische (1774—75, 2 Bände 4°), anatomische (1774 bis 77, 2 Bände 4°) und der Anfang seiner medizinisch praktischen Bibliothek, deren Vollendung er nicht erlebte. Außerdem entwarf er drei politische Romane über die despotische (Usong 1771)*), gemäßigt-monarchische (Alfred 1773) und republicanisch-aristokratische Regierungsform (Fabius und Cato 1774) und correspondirte in verschiedenen Sprachen nach allen cultivirten Ländern von Europa. Eine kurze Krankheit machte am 12. Dec. 1777 im siebzigsten Lebensjahre Haller's thätigem Leben ein Ende.

Die Mitwelt hat Haller den Großen genannt, und in der That ist es von der höchsten Seltenheit, in solchem Grade wie bei ihm die scheinbar widersprechendsten Eigen-

*) Vergl. über denselben das noch später zu erwähnende „Tagebuch Haller's" I., 378.

schaften vereinigt zu finden: den mathematischen Verstand mit der dichterischen Anlage, den lasttragenden Bücherfleiß mit dem selbstthätigen Erforschen der Natur, das weiteste Umfassen der Wissenschaft mit der pünktlichsten Genauigkeit in allen Einzelheiten und das entschiedenste Organisationstalent mit dem feinsten und tiefsten Gefühl. — Als Hauptquellen für Haller's Leben sind zu nennen: 1) Das Leben des Herrn von Haller, von Dr. Joh. Georg Zimmermann, Stadtphysikus zu Brugg, Zürich 1755, — ein Panegyricus, welcher bis zu Haller's Abgang von Göttingen reicht und im Anhang ein Verzeichniß seiner bis dahin erschienenen Schriften enthält. Haller selbst versichert in seinem Tagebuch (I. 123), daß er vergebens aus wichtigen und seine Ruhe betreffenden Gründen in 20 Briefen die allzuwirksame Dankbarkeit seines Zuhörers mißbilligt und sein Vorhaben ihm auszureden gesucht habe. 2) A. v. Haller's Tagebuch, seine Beobachtungen über Schriftsteller und über sich selbst. Zur Charakteristik der Philosophie und Religion dieses Mannes. Bern 1787. Zwei Theile. — Die Sammlung aus den Göttinger gelehrten Zeitungen von 1745 — 77 abgedruckter Recensionen, welche den größten Theil dieser Bände einnimmt, ist für die Literaturgeschichte jener Zeit, so wie für Haller's eigne Individualität von gleicher Wichtigkeit. In religiöser Beziehung nimmt er darin den Standpunct eines gläubigen Protestanten ein, und kehrt sich deßhalb ebensowohl gegen die dem Protestantismus feindlichen kirchenhistorischen Irrthümer, welche Voltaire aus den Jesuitenschulen herübergebracht und seinen sogenannten geschichtlichen Werken einverleibt hatte, wie gegen den Rationalismus Rousseau's. Daß in den ersten Jahren vorzugsweise französische Schriften, zumal von Voltaire, besprochen werden, ist in dem Entwickelungsgang bei-

der Literaturen begründet; mit desto freudigerem Stolze begrüßt der Verfasser später deutsche Schriften von Klopstock, Lessing, S. Geßner, Th. Abbt &c. Besonders interessant ist die ausführliche Beurtheilung von Lavater's Physiognomik (II. 58—77). Trotz der schonenden Sprache fühlt man durch, wie der wissenschaftliche Physiologe sich gegen das willkürliche Verfahren Lavater's empört; wiederholt versichert er, daß er ganz andre Dinge aus der Schrift der Menschengesichter herauslàse, als Lavater.

Merkwürdig sind die in dem Schreiben Haller's an Herrn von Gemmingen mit der Ueberschrift: „Haller und Hagedorn gegen einander verglichen" (II. 118—133) gegebenen Urtheile über seine eigene dichterische Befähigung: „Mein Geschmack war besser, als meine poetischen Kräfte; ich sah eine mögliche Vollkommenheit, die ich zu erreichen unvermögend war. Statt dem Wohlklang Hagedorn's bleibt mir nichts als die Empfindlichkeit; dieses starke Gefühl, welches eine Folge vom Temperamente ist, nahm die Eindrücke der Liebe, der Bewunderung und am meisten noch der Erkenntlichkeit mit einer Lebhaftigkeit an, dabei mir die Ausdrücke der Empfindungen sehr theuer zu stehen kommen. Noch jetzt brechen mir Thränen beim Lesen einer großmüthigen That aus; und was habe ich nicht gelitten, da das Schicksal in den allerhülflosesten Umständen eine junge und geliebte Gemahlin mir von der Seite riß*). Diese Empfindsamkeit, wie man sie zu nennen anfängt, gab frei-

*) In W. Wackernagel's deutschem Lesebuch 1836, II. 529—44 ist die „Trauerode beim Absterben seiner geliebtesten Mariane", welche an Tiefe der Empfindung und Einfachheit der Sprache weit über die Dichtungen jener Zeit sich erhebt, abgedruckt, und außerdem Bruchstücke aus den Alpen und das unvollkommene Gedicht über die Ewigkeit.

lich meinen Gedichten einen eigenen schwermüthigen Ton, und einen Ernst, der sich von Hagedorn's Munterkeit unendlich unterscheidet." — — Ein anderer Vorzug des Herrn von Hagedorn war die Kenntniß der Sprache. Er lebte in Deutschland und war von seiner Jugend an im reinen Deutschen erzogen. Hier konnte ich ihn nicht erreichen; in meinem Vaterlande, jenseits der Grenzen des deutschen Reiches sprechen selbst die Gelehrtesten in einer sehr unreinen Mundart; wir haben auch in unseren symbolischen Büchern und in den Staatsschriften andre Declinationen, andre Wortfügungen. Diese Unarten mußte ich nach und nach ablegen, und da meine anderweitigen Arbeiten mir nicht zuließen, meine Stunden auf die Muttersprache zu wenden, so blieb mir allemal eine gewisse Armuth im Ausdrucke. Manchen Gedanken lähmte mir der Zwang der Sprache, manchen andern drückte ich mit einem unvermeidlichen Verluste an der Reinigkeit und an dem leichten Schwunge des Verses aus. — — Ich wurde frühe von anderen Berufsarbeiten gedrückt, welche keinen Stoff hergaben, der sich in die Poesie einweben ließ, sie brachten vielmehr die Gedanken in eine Strenge und Trockenheit, die der Einbildung Flügel dämpfte. Vielleicht kömmt eben von der Gewohnheit, in weniger Zeit viele Arbeit zu thun, das allzugedrungene Wesen, das man hin und wieder an meinen Versen getadelt hat. Die Verse wurden mir schwer, ich unternahm nicht leicht an einem Tage über zehn Zeilen aufzusetzen; auch diese veränderte ich, ohne ein Ende meiner eigenen Kritiken zu finden. Auch hörte ich sehr frühe auf, einiges Vergnügen an der Poesie zu fühlen. Bis in's Jahr 1736 nahm ich nur dann und wann vor, einen Begriff auszuarbeiten, nach dieser Zeit aber griff ich niemals zur Feder, als wenn entweder ein dringen-

der Affect ein Vergnügen fand, sich abzumahlen, oder die Pflicht ein Gedicht von mir forderte." —

3) Ueber den wissenschaftlichen Verkehr Haller's geben Rechenschaft die 6 Bände lateinischer Briefe: Epistolae ab eruditis viris ad Alb. Hallerum scriptae, Bern 1773 bis 1775 und die in Bern 1777 erschienenen deutschen Briefe.

---

# Johann Georg Zimmermann.

Der Landsmann, Schüler und Berufsgenosse Haller's, J. G. Zimmermann hat nicht denselben Ruf hinterlassen, wie jener. Auch er verwaiste früh und kam aus dem Canton Bern nach den Kurfürstenthum Hannover; auch er war von körperlichen Leiden gequält und erlitt viel häusliche Trübsal, auch er stieg zu hohen Ehren auf und war in Sprachen und schriftstellerischer Thätigkeit von seltner Vielseitigkeit, aber Zimmermann lenkte von den hohen Zielen ab, denen Haller immer nachstrebte. Verblendet von Furcht und Eitelkeit vergaß er die Grundsätze gesetzmäßiger Freiheit, unter deren Schutz er die erste Hälfte seines Lebens hingebracht hatte, und sank zum Schmeichler der Fürsten und zum Denuncianten freisinniger Bestrebungen herab. Nur die Rücksicht auf die aufgeregte Zeit, in welche sein Leben hineinreichte, und auf körperliche Leiden und häusliches Unglück, die seine natürliche Reizbarkeit steigerten, kann uns bestimmen, in unserem Urtheil die Mitte zwischen F. Schlosser's: „elenden Zimmermann" und seines Lobredners Tissot: „homme excellent" einzuhalten.

J. G. Zimmermann wurde am 28. Dec. 1728 zu Brugg im Canton Bern (heute Aargau) geboren. Sein Vater war Rathsherr, aus einer seit langeher um das Gemeinwesen verdienten Familie, seine Mutter war aus Morsee

(Morges) in der Waadt, Tochter eines Advocaten Pache, wodurch er von Kindheit auf beider Sprachen vollkommen mächtig wurde. Bis zum 14. Jahre wurde er im Hause erzogen und dann in's Berner Gymnasium gesandt. 1746 brachte er einige Monate bei seinen mütterlichen Verwandten in Morsee zu. Schon vor Vollendung seiner Studien (1747) hatte er beide Eltern verloren. Seine Neigung entschied sich für das Studium der Medizin, und Haller's Ruhm bewog ihn, Göttingen als Ort seiner Studien zu wählen, wo er am 12. Sept. 1747 anlangte. Außer seinen medizinischen Studien trieb er in Göttingen englische Sprache und Literatur, zumal Pope und Thomson, bei Segner Mathematik und Physik, bei Achenwall Statistik. Am 14. August 1751 promovirte Zimmermann und vertheidigte dabei seine unter den Augen Haller's geschriebene Dissertation: Diss. physiologica de irritabilitate. Seine Studien beendete er in Leyden bei Gaub und in Paris bei Sénac. 1752 kam er nach Bern zurück, um sich der Praxis zu widmen, und verheirathete sich dort mit einer Verwandten Haller's, Frau Witwe Steck, geb. Meley. 1754 wurde er zum Stadtphysicus von Brugg ernannt und kehrte so in seine Heimat zurück. Von Sept. bis Dec. 1754 verfaßte er hier das 1755 im Druck erschienene „Leben des Herrn von Haller". Da die Praxis seine Zeit nicht völlig in Anspruch nahm und die geselligen Verhältnisse des Städtchens ihn wenig anzogen, so verfiel er auf jene weitschichtige Leserei nicht nur in medizinischen, sondern auch in moralischen, philosophischen, literarischen, geschichtlichen und Reise-Werken und Zeitschriften, deren Spuren man in allen seinen Schriften findet. Von Romanen las er am liebsten die englischen und die Wieland'schen. So verbrachte er 14 Jahre in großer

Zurückgezogenheit und steigerte durch diese Lebensweise seine Hypochondrie.

Er war also ganz vorbereitet als Verfasser eines Werkes über die Einsamkeit aufzutreten. Der erste, kurze Entwurf erschien 1756. Im Jahre 1758 nahm er diesen vor und arbeitete ihn weiter aus, wozu er die Lebensbeschreibungen der Heiligen las, besonders wegen der Einsiedler der Thebischen Wüste. Das große Werk erschien in 4 Bänden zu Leipzig 1784 und 1785.

In 1758 entwarf er auch sein Werk „von der Erfahrung in der Arzneikunst." Zürich 1763/64, 3 Bände, 2. Aufl. 1787, 3. Aufl. Zürich 1831, in's Französische übersetzt Paris 1774, 3 Bände, Montp. 1818, und in demselben Jahre erschien seine Abhandlung „vom Nationalstolze", 6 Auflagen, zuletzt Zürich 1789, in's Französische übersetzt Paris 1769.

Haller's Bemühungen, ihm eine Stelle in Göttingen zu verschaffen, blieben fruchtlos, ebenso hatte der Versuch mächtiger Gönner in Solothurn, den bewährten Arzt in diese Stadt ziehen, keinen Erfolg, weil die katholische Geistlichkeit befürchtete, der protestantische Arzt möchte nicht zur rechten Zeit seinen Kranken die Gefahr ihres Lebens offenbaren und dieselben ohne letzte Oelung von hinnen scheiden. Epidemien in den Jahren 1763, 64 und 65, besonders die Ruhr in dem letztgenannten, beschäftigten ihn ungewöhnlich viel; seine Schrift: Von der Ruhr unter dem Volke 1765 und den mit derselben eingedrungenen Vorurtheilen, Zürich 1775; zweite Aufl. 1787, wurde 1775 in's Französische und später von Dobson in's Englische übersetzt. Außerdem ließ er zahlreiche kleine Arbeiten in dem hannoverschen Magazin und dem deutschen Museum abdrucken.

Endlich hatten die Bemühungen seiner Freunde günsti-

gen Erfolg; nach dem Tode Werlhoff's († 1767) erhielt er den Ruf als Leibarzt mit Hofrathstitel nach Hannover (April 1768) und reiste am 11. Juli dahin ab. Bei der Einfahrt in seinen neuen Wohnort widerfuhr ihm ein ähnlicher Unfall, wie Haller; der Wagen schlug um und seine Schwiegermutter brach ein Bein.

Der Wechsel der Verhältnisse war sehr schroff; an die Stelle der zwanglosen Zurückgezogenheit im Landstädtchen mußte in der Residenz die Mannigfaltigkeit höfischer Rücksichten treten, doch sagte dieß bewegtere Leben seiner Gesundheit mehr zu, als das Einsitzen in Brugg, wenn gleich Frau und Kinder das nordische Klima schlecht vertrugen. Sein Ruf breitete sich bald in Norddeutschland aus, überall her kamen vornehme Kranke, in Pyrmont, wo Zimmermann wiederholt die Kur brauchte, lebte er in denselben Kreisen, und so spannen sich jene Verbindungen fort, welche später den eiteln Mann in ganz fremde Dinge hineinziehen sollten. Am 30. Juni 1770 starb seine Frau; ein Verlust der ihn auf's tiefste erschütterte und seiner hypochondrischen Stimmung neue Nahrung gab. Ein angeborener Bruch, welcher sich so verschlimmert hatte, daß ihm die Ausübung seines Berufes erschwert wurde, nöthigte ihn zu seinem Studiengenossen Joh. Friedrich Meckel (1713 bis 1774) nach Berlin zu reisen, wo er am 24. Juni 1771 von Schmucker (1712—1786) operirt wurde. Sein Aufenthalt in Berlin dauerte fünf Monate; er knüpfte Bekanntschaft mit den ausgezeichnetsten Personen der Stadt, besonders mit Sulzer (geb. 1720 in Winterthur, seit 1747 in Berlin, † 1779). Nach der Rückkehr nach Hannover wurde er bald von Sorgen wegen seiner beiden Kinder in Anspruch genommen. Es ist bereits in Goethe's Leben (s. dieses Werk, 2. Abth. 2. Band, S. 195) angeführt wor-

den, daß Goethe diese Verhältnisse aus dunkler Erinnerung in seinem Leben („Dichtung und Wahrheit" 15. Buch) in durchaus entstellter Weise erzählt hat. Wir geben hier den Sachverhalt. Bald nach Zimmermann's Frau war auch seine Schwiegermutter (am 27. März 1771) gestorben und er sandte seine Tochter Katharina, welche seit diesem Todesfall zuerst bei der Frau von Döring, dann bei der Frau von Ompteda aufgenommen gewesen war, im Mai 1773 zu ihrer weiteren Erziehung nach Lausanne in eine Pension in demselben Hause, welches Zimmermanns Freund Tissot bewohnte. Für ihre Bedürfnisse war auf's reichlichste gesorgt.

Sein Sohn war seit dem Tode von Zimmermann's Frau in einem anderen Hause in Hannover als Kostgänger untergebracht, bis er am 26. April 1773 nach Göttingen kam, um dort Medizin zu studiren. Die Schwester besuchte ihn auf der Durchreise am 11. Mai. Nach des Vaters Briefen vom Dec. 1773 hatte der Sohn hinsichtlich des Fleißes und der Kränklichkeit des Vaters Natur, und wich nur darin von ihm ab, daß es ihm einerlei war, ob er in einem Dorf oder in einer Residenzstadt seine Kunst ausübte und daß er des Vaters „glänzende Sklaverei verabscheute". — Im November 1774 bezog der junge Zimmermann die Universität Straßburg. Auf der Sommerreise 1775, wo J. G. Zimmermann mit Goethe in Frankfurt zusammentraf, besuchte er seine beiden Kinder in Straßburg und Lausanne; der Sohn begleitete ihn bis Basel. Im folgenden Sommer machte der junge Zimmermann eine Schweizerreise; im Herbst 1777 promovirte er in Straßburg. Bereits hatte er von seinem Vater das Reisegeld zu einer längeren Bildungsreise nach England und Frankreich erhalten, als er am 30. Novbr. 1777 plötzlich in

Geisteszerüttung verfiel. Der Unglückliche wurde zuerst nach Richterswyl zu Dr. Hoze, dann an andere Orte (Pfeffers ꝛc.) zu seiner Herstellung gebracht, versank aber trotz der liebevollsten Pflege und aller Aufopferung des Vaters nach einer scheinbaren Besserung im April 1779 in völligen Blödsinn und überlebte den Vater. Nach Tissot war er noch 1797 am Leben. — Die Tochter wohnte nach ihrer Rückkehr aus der Schweizer Pension 1776 in der Familie des Hofraths von Döring wie das Kind vom Hause in gebildeter Geselligkeit. Sie hatte die vollkommenste Freiheit, und einen Heirathsantrag anzunehmen oder abzulehnen überließ der Vater ihr allein. Sommers war sie viel auf dem Lande bei angesehenen Patienten ihres Vaters. Am 31. Decbr. 1780 wurde sie plötzlich von einer Lungenblutung überfallen, welche der Vater sogleich als Zeichen der Lungenschwindsucht erkannte. Am 10. Sept. 1781 erlag sie ihren Leiden in ihrem fünfundzwanzigsten Jahre.

Abgesehen von der innern Unglaubwürdigkeit lassen auch die äußeren Verhältnisse weder für 1773 noch für 1775 die Darstellung Goethe's als wahrhaft erscheinen. Wollten wir selbst die eigene Darstellung Zimmermann's in dem dritten Theile seines Versuchs über die Einsamkeit und die seines Freundes Tissot in La vie de Zimmerman, Lausanne 1797, anzweifeln, so ist eine ganz unverdächtige Quelle gegeben in Zimmermann's Briefen an einige Freunde in der Schweiz, herausg. von Albrecht Rengger, Aarau 1830, welche in dem erwähnten Aufsatze K. Gödecke's (Bl. f. lit. Unterh. 10. Dec. 1857) benutzt sind. Zimmermann war durch falsche Datirung seines Briefes an Frau von Stein vom 22. Oct. 1774 (statt 1775) selbst an der Verwirrung schuld, welche seitdem alle Lebensbeschreibungen von ihm und von Goethe entstellt hat. — Der vereinsamte

Mann verheirathete sich im October 1782 zum zweitenmale mit der Tochter des Hofarztes Dr. von Berger zu Lüneburg, welche 30 Jahre jünger war als er, einem gebildeten Mädchen, mit der er in glücklicher Ehe lebte.

Mit der Ausgabe seines größeren Werkes über die Einsamkeit begann nun der schriftstellerische Weltruf Zimmermann's. Am 26. Januar 1785 brachte ein von den russischen Residenten in Hamburg, von Groß, abgesandter Kurier an Zimmermann einen kostbaren Brillantring und eine goldne Denkmünze nebst einem eigenhändigen Brief der Kaiserin Katharina, womit sie ihm ihren Dank aussprechen wollte für die vortrefflichen Recepte, welche er der Menschheit in seinem Buche über die Einsamkeit verordnet habe. Ein Begleitschreiben des Herrn v. Groß lud ihn im Namen der Kaiserin ein, einige Monate der guten Jahreszeit in Petersburg zuzubringen, damit sie seine persönliche Bekanntschaft machen könnte. Er lehnte wegen seiner Gesundheit diese Einladung ab, blieb aber noch sechs Jahre bis 1792 mit der Kaiserin im Briefwechsel über Gegenstände der Politik, Literatur und Philosophie, nie über Medizin, vielmehr versicherte sie ihm und wünschte, daß er es verbreite, wie vortrefflich ihre Gesundheit sei. Dieser Wunsch, welchen Zimmermann redlich erfüllt hat, scheint, da die gute Gesundheit der Kaiserin damals von großer politischer Wichtigkeit war, der eigentliche, von Zimmermann freilich nicht durchschaute Grund ihrer Zuvorkommenheit gewesen zu sein. Sie wiederholte indirect ihren Antrag, als erster kaiserlicher Leibarzt mit 10000 Rubel Gehalt nach Petersburg zu gehen und beauftragte ihn, als er ablehnte, junge Aerzte und Wundärzte für den Militär- und Civildienst aus Deutschland nach Rußland zu schicken. Für diese Dienste belohnte sie ihn mit dem Wladimir-Orden

(Juni 1787) und er schrieb sich seitdem Ritter von Zimmermann. Nach Dr. Marcard (Zimmermann's Verhältnisse mit der Kaiserin Katharina und Herrn Weikard. Nebst einer Anzahl Originalbriefe der Kaiserin von H. M. M., Leibmedicus in Oldenburg und erstem Arzte in Pyrmont, Bremen 1803) entstand diese Verbindung folgendermaaßen: 1780 consulirte Fürst Orloff Zimmermann in Hannover wegen der Gesundheit seiner Gemahlin und befreundete sich mit ihm, doch lehnte Zimmermann ab, ihm nach Rußland zu folgen. 1784 ließ die Kaiserin ihn durch Weikard (M. A., geb. 1742 im Fulda'schen, 1784 — 1789 Hofarzt in Petersburg, † 1803 zu Brückenau) als Leibarzt nach Petersburg rufen, doch vergebens. Um diese Zeit verlor sie ihren Günstling Lanskoi und verfiel in tiefe Schwermuth. Sie zog sich von den Geschäften in die Einsamkeit zurück und war gerade in der Stimmung, an Zimmermann's Buch Gefallen zu finden. Zehn ihrer Briefe aus den Jahren 1785 — 89 an Zimmermann sind in Archives litéraires, Paris und Tübingen (b. Cotta) 1804. III. 210—233 mitgetheilt. Damit sind zu vergleichen die Briefe Zimmermann's in der Schrift: „Erinnerungsblätter an Wilhelm Friedrich Hufnagel, gesammelt und herausgegeben von seinem Enkel Dr. W. Stricker, Frankfurt a. M. 1851", aus den Jahren 1785 — 91, S. 53 — 67, 73, 74, und die Vorrede zum IV. Theil des Werkes über die Einsamkeit.

An diese Verbindung knüpfte sich die mit Friedrich dem Großen, mit welchem schon 1771 Zimmermann eine Unterredung gehabt hatte. Der König rief ihn wenige Wochen vor seinem Tode († 17. Aug.) durch zwei Schreiben vom 6. und 16. Juni 1786 an sein Krankenlager; Zimmermann kam am 23. Juni in Potsdam an und blieb bis

zum 11. Juli. Er sah ihn am 24. Juni zum ersten=, am 10. Juli zum letztenmale und besuchte ihn in dieser Zeit 33mal. Da Zimmermann den hoffnungslosen Zustand des Greises erkannte, so enthielt er sich, ihm eingreifende Mittel zu geben. Die Frucht dieser Reise waren die Schriften: Ueber Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit ihm kurz vor seinem Tode, Leipzig 1788 (zweimal in's Französische übersetzt, Paris und Lauf. 1790) und: Fragmente über Friedrich den Großen zur Geschichte seines Lebens, seiner Regierung und seines Charakters, 1790, 3 Bände. (Der dritte Band wiederholt im Wesentlichen die „Unterredungen"). — Zimmermann's äußere Lage als Arzt war so glänzend, daß, außer einer besseren Gesundheit, nichts zu seinem Glück gefehlt hätte, wenn er sich hätte versagen können, außer seinem Fach noch die Rolle des Staatsmanns spielen zu wollen. Hatten schon seine Beziehungen zu den Herrschern von Rußland und Preußen seinen ärztlichen Ruf weit verbreitet, so daß er überall hin nach Norddeutschland berufen wurde*), so stieg sein Ansehen noch höher, als die hannoversche Regierung ihn 1788 nach Holland sandte, um bei einer Krankheit des Königs von England im Falle schlimmerer Wendung näher bei London zu sein. Er lebte in glücklicher Ehe, in Wohlhabenheit und allgemeiner Achtung und konnte sich an seinem Wirkungskreis genügen lassen. Statt dessen machte er in der Schrift über seine Unterredungen mit Friedrich d. G. und im 31. Capitel der Fragmente gehässige Bemerkungen über die Irre-

---

*) Schon 1774 machte er vom 31. Mai bis 9. Juni eine Reise nach Holstein, den 16. und 17. war er in Bückeburg, vom 30. Juni bis 31. Juli und vom 7.—9. August in Pyrmont, vom 11. — 26. Sept. an befand er sich auf Fahrten nach Ballenstedt, Halberstadt, Wernigerode und Wolfenbüttel.

ligiosität der Berliner und ließ sich durch seine Verbindungen mit Lavater, mit welchem er am 11. Juli 1786 zu Wörlitz zusammentraf, verleiten, in den Streit gegen Biester und Gedicke sich zu mischen, obgleich seine eigene religiöse Ansicht durchaus von der Lavater's abgewichen zu sein scheint (vergl. Erinnerungsblätter an Hufnagel, S. 63). Für Lavater's Physiognomik hatte Zimmermann schon seit 1772 in Norddeutschland gewirkt; er gerieth darüber in Streit mit Lichtenberg, sowie ihn Hippel wegen seiner Schriften über Friedrich den Großen angriff; am verhängnißvollsten ward aber für Zimmermann seine besonders seit dem Ausbruche der französischen Revolution leidenschaftliche Polemik gegen die Illuminaten. Er ging so weit, sich 1791 mit der berüchtigten Wiener Zeitschrift von Aloys Hofmann einzulassen und dem Kaiser Leopold den Orden als einen Bund zum Umsturz der Staaten zu denunciren (Febr. 1792). Als Antwort erhielt er vom Kaiser eine kostbare Dose und die Zusicherung, daß der Reichstag sich mit Maaßregeln gegen die Illuminaten zu beschäftigen haben werde, aber der Tod Leopold's († 1. März 1792) beraubte ihn seines Bundesgenossen Hofmann, dessen Journal einging und der selbst, seiner Professur entsetzt, Wien verlassen mußte. Ein Aufsatz, den Zimmermann 1792 in Hofmann's Zeitschrift hatte einrücken lassen, hatte die bittersten Folgen für den Verfasser. In diesem Aufsatz, welcher den Freiherrn von Knigge als Illuminat, Demokrat und Volksverführer denuncirte, hatte er denselben als Verfasser der 1790 erschienenen Schrift: „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn oder die deutsche Union gegen Zimmermann. Ein Schauspiel", bezeichnet. Dieses in dramatischer Form abgefaßte schändliche und nichtswürdige, von den gröbsten Unflätereien und den scheußlichsten Ob-

scönitäten strotzende Pasquill auf alle diejenigen, welche mit Zimmermann einmal in irgend einer Art öffentlich angebunden hatten, wie Lichtenberg, Nicolai, Biester, Gedicke, Campe, Boie, Kästner, Mauvillon, von Blankenburg 2c., führte die Fiction durch, als seien diese alle zu einer Verschwörung gegen Zimmermann um den Dr. Bahrdt vereinigt. Als Verf. war auf dem Titel Knigge genannt, der Proceß, welchen Knigge wegen Zimmermann's Beschuldigung anstrengte und im Febr. 1793 gewann, stellte aber als Verfasser Kotzebue heraus.

Diese Angelegenheit übte einen höchst verderblichen Einfluß auf die leibliche und geistige Gesundheit Zimmermann's; dennoch aber zog er sich nicht von dem öffentlichen Leben zurück, vielmehr arbeitete er angestrengt die Nächte durch an seinen politischen Schriften, um, wie er meinte, Staat und Gesellschaft zu retten. Die Furcht vor einem allgemeinen Zusammensturz, der ihn selbst um Heimat und Besitz bringen werde, beherrschte ihn immer ausschließlicher; sie wurde zur fixen Idee und raubte ihm Schlaf und Appetit. Im Januar 1795 mußte er seine ärztliche Thätigkeit wegen körperlicher Schwäche und Geistesverwirrung aufgeben; er sah beständig Feinde, die sein Haus plünderten. Eine Reise nach Holstein, von der er im Juli heimkehrte, brachte weder Zerstreuung noch Besserung; er verfiel mit 66 Jahren in einen völligen Zustand von Altersschwäche und starb am 7. October 1795. Zimmermann war Mitglied der Akademien der Wissenschaften zu Petersburg, Berlin, Göttingen, München Palermo und Pesaro, der ärztlichen Gesellschaften zu Paris, London, Edinburg und Kopenhagen, der naturforschenden Vereine zu Zürich und Basel und der öconomischen Gesellschaft in Bern.

Wenn gleich Zimmermann durch seine Schriften zur

Bildung der deutschen Prosa beigetragen hat, so ist sein Styl doch nicht mustergültig wie der mancher seiner Zeitgenossen. Seine subjective Schreibweise charakterisirt er selbst in der Vorrede zum I. Band der Einsamkeit: „Man wird mir vorwerfen, daß der Schriftsteller zu oft im Werke erscheine. Ich habe gegen alle Regeln der Schriftstellerei gesündigt, wenn ich glaubte, meine Worte werden wirken. Weit weg habe ich sogar die Regeln unserer deutschen Grammatik geworfen, wenn ich sah, daß unter denselben der Styl hinkt und ermattet. So oft es mein Periodenbau erforderte, habe ich Wortstellungen gewagt, die gegen alle Regeln sind, die aber doch Jedermann versteht." Die Hauptquelle für Zimmermann's Leben ist S. A. D. Tissot's Vie de Zimmerman, Lausanne 1797, welches indeß in dreifacher Beziehung mit Vorsicht zu benutzen ist, sowohl als Schrift eines Freundes, wie in Bezug auf die Jahreszahlen und Namen, deren manche wir oben stillschweigend verbessert haben, endlich hauptsächlich als Schrift eines Mannes, der kein Wort Deutsch verstand und sonach über die Form aller und den Inhalt einiger Schriften Zimmermann's nur von Hörensagen ein Urtheil aussprechen konnte. — Die vier Briefsammlungen, aus welchen die nähere Kenntniß Zimmermann's zu schöpfen ist, haben wir bereits oben (S. 349, 351) angeführt, außerdem hat er in der „Einsamkeit" und den „Fragmenten" vieles aus seinem Leben mitgetheilt. Sein Bild ist dem ersten Bande der „Einsamkeit" vorgesetzt.

---

# Johann Heinrich Merck.

J. H. Merck ist zuerst durch Göthes Selbstbiographie dem größeren Publicum näher bekannt geworden und wird deßhalb gewöhnlich als Satellit dieser Sonne aufgeführt, mit den Aussprüchen charakterisirt, welche Goethe im hohen Alter über den längst gestorbeneu Jugendfreund niedergeschrieben oder gesprächsweise geäußert hat. Nachdem in diesem Werke die Beziehungen zu Wieland (II. Abth. I. Bd. S. 336) und zu Goethe (ebenda II. Abth. II. Bd. S. 179, 187, 204) erörtert worden, und nachdem in Folge jener Anregung in den Sammlungen seines Briefwechsels und seiner Werke genugsames Material zur selbständigen Würdigung dieses anregenden Schriftstellers gegeben ist, scheint es uns seiner Bedeutung würdig, jenen Weg zu verlassen, der nur bei der ersten Einführung Mercks (1835) geboten war.

Joh. Heinrich Merck, der Sohn des Apothekers Joh. Franz Merck in Darmstadt, aus dessen zweiter Ehe, wurde am 11. April 1741 zwölf Tage nach seines Vaters Tode und als das jüngste von zehn Kindern geboren. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, das unter der Leitung des thätigen und gelehrten Rectors J. M. Wenck aufblühte, erhielt er eine tüchtige Schulbildung. Welche Akademie er besuchte, ist zweifelhaft, wahrscheinlich Altdorf, vielleicht auch Göttingen. Er lebte mehr der allgemeinen Bildung

als bestimmten Fachstudien und beschäftigte sich besonders mit englischer Literatur und mit Kunst, die er selbst übte. Nach vollendeten Universitätsstudien geleitete er als Erzieher einen Herrn von Bibra auf Reisen, zunächst in die Schweiz und hatte auch dort eine freie, eigenen Studien förderliche Stellung. Als erste Frucht einer anhaltenden Arbeit ließ er in seinem 21. Jahre eine Uebersetzung von Hutcheson's Untersuchungen unserer Begriffe von Schönheit und Tugend erscheinen (Frkft. und Lpzg. 1762); im nächsten Jahre folgte: Cato, Trauerspiel von Addison. Aus dem Engl. (Frkft. und Lpzg. 1763), 1764 die Uebersetzung von Th. Shaw's Reisen oder Anmerkungen, verschiedene Theile der Barbarei und Levante betreffend. Alles erschien anonym, ohne Anspruch auf Ehre oder Erwerb. In Morges (Morsee) am Genfersee lernte er die Tochter eines Justizbeamten, Luise Franziska Charbonnier kennen und verheirathete sich mit ihr. Beweibt kehrte er nach der Heimat und suchte eine Anstellung. Er fand diese 1767 als Secretär bei der geheimen Canzlei in Darmstadt, und wurde im folgenden Jahre zum Kriegskassirer bei dem Kriegsdepartement mit dem Titel Kriegsrath ernannt. Seine Stellung nahm weder seine Zeit noch seine geistige Fähigkeit ganz in Anspruch und so konnte er bei seinen guten Vermögensverhältnissen sein Haus zum Mittelpuncte eines geistreich geselligen Kreises machen, in welchem unter den Einheimischen Wenck, Prof. Petersen (1744—1816), L. B. v. Schrautenbach (gest. 1783), Geh. Rath A. P. v. Hesse (1728—1803), später L. J. F. Höpfner (1743—1797), Klipstein, Borckhausen u. a., wie Hausfreunde verkehrten und welchen nicht leicht ein Fremder von geistiger Bedeutung, wie Lavater, Herzog Karl August von Weimar, Wedel, G. M. v. Laroche (eigentl. Frank, † 1789), Stolberg, v. Haugwitz aufzusuchen ver-

säumte. In jene erste Zeit seiner ehelichen Verbindung fällt seine Bekanntschaft mit Wieland durch Leuchsenring (1746—1827) und mit Goethe durch J. G. Schlosser vermittelt; die Vermittler aber traten bald in den Hintergrund und die Vereinigten umfaßten sich inniger, als es mit jenen der Fall gewesen war. — Merck's Bedeutung ist eine dreifache: in Bezug auf Literatur, auf Kunst und Naturwissenschaften. In Bezug auf die erste, welche hier hauptsächlich zu würdigen ist, muß zum vollen Erkennen seiner Bedeutung auf die Stellung des „deutschen Mercurs" zu seiner Zeit hingewiesen werden. Wir haben die Geltung der deutschen Literatur bei dem tonangebenden Theile des deutschen Volks zur Zeit der Gründung des deutschen Mercurs durch Wieland (1773) an einigen Beispielen darzulegen, um zu begreifen wie nöthig auch nach den Donnerschlägen durch Werther und Götz ein Organ war, das beständig das französisch gebildete Publicum durch fesselnde Recensionen und wohlgewählte Auszüge in Kenntniß des Ganges der deutschen Literatur erhielt. So heißt es in Chr. F. D. Schubart's Schriften (Stuttgarter Ausgabe von 1839, I. 136): der Buchhändler Schwan in Mannheim hat sich große Verdienste um Ausbreitung des deutschen Geschmackes in der Pfalz durch gute Bücher, Lehranstalten, Errichtung von gelehrten Gesellschaften, Beförderung des deutschen Sing- und Schauspiels erworben. Noch zu meiner Zeit (Anfang der siebziger Jahre) war der deutsche Sinn von französischen Bächen so verschwemmt, daß man die Pfälzer ebenso leicht für eine Colonie von Franzosen als von deutschen Provinzialen halten konnte. Ueberall, wo man hinkam, sprach man die Nasensprache und drückte das Deutsche nur halb und kraftlos aus. Die Toiletten der Herren und Damen glänzten von französischen Bänden

und deutsche Dichter wurden meist als gothischer Hausrath weggeschätzt. In München traf ich die ersten Damen des Hofes bei welschen, französischen, auch englischen Schriftstellern an; deutsch lasen sie damals noch wenig, ja ich kannte eine der ersten Damen, die erst aus Geßner's, mit lateinischen Lettern gedruckten Idyllen deutsch lesen lernte."

A. Wienholt (Bildungsgeschichte als Mensch, Arzt und Christ. Bremen 1805) fand 1772 die Gesellschaftssprache in Wien ausschließlich französisch. Andere Belegstellen hat A. Koberstein, Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur, 4. Aufl. II. Abth. 1852, Anmerkung zu S. 1031—34 gesammelt. Wie hoch Wieland Merck's Theilnahme an dieser Zeitschrift anschlug, geht aus zahlreichen Briefstellen hervor. So schreibt er am 26. Januar 1776: „Die Recensionen sind recht nach meinem Sinn und Herzen. Kann Ihnen nicht genug sagen, wie glücklich ich mich fühle, daß ich mich nun mit so völliger Dahingebung an Sie anreckele und wegen eines wichtigen Theils unsers Journals nun so ruhig schlafen kann, wie ein Kind an seiner Mutter Busen." Am 9. Sept. 1776 schreibt Wieland: „Als ich Ihren letzten Brief gelesen hatte, fuhr ein wonnesames Gefühl von Liebe durch mein ganzes Wesen, und ich rief: „Sollt' es jemals mit mir so weit kommen, daß ich nichts mehr lieben könnte, so werde ich doch Goethe und Merck noch lieben! Und dieß Gefühl blieb den ganzen Tag in meiner Seele. Ich hoffe zu Gott, daß mein Herz nie enger werden wird, als es ist, aber wie ich euch beide liebe, so lieb kann mir kein anderer mehr werden, dabei bleibt's", und am 13. Juni 1777: „Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich darum geben würde, wenn ich im Stande wäre, so ein Ding zu machen, als Ihre Recension von Dalberg's Eroberung des goldnen Vließes ist! Es ist

ein solches Meisterwerk von Feinheit, es herrscht ein so vertractes Clair-obscur darin, es sagt so viel und doch wieder so wenig, es sieht die Sache so gutherzig an und doch mit so schalksmäßigen, aber äußerst feinen Seitenblicken!" Das Alles faßt Wieland am 21. Oct. 1777 mit den Worten zusammen: „Leben und Tod des Mercur hängt von Euern Recensionen ab!" Wir haben der Lebensgeschichte vorgegriffen, um diese Seite von Merck's Thätigkeit im Zusammenhang darzustellen; wir kehren nun zum Jahre 1773 zurück, wo Merck eine seltne Gelegenheit wurde, seinen Gesichtskreis zu erweitern, da er im Gefolge von Henriette Ch. Karoline, Tochter des Herzogs Christian III. von Pfalz-Birkenfeld und Gemahlin des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt (reg. von 1768 bis 1790) die Reise nach Petersburg machte. Die Verschwendungen Ernst Ludwigs (reg. 1678—1739) in Hinsicht auf Bauten, Opern und alchemische Versuche, und Ludwigs VIII. (reg. 1739 — 1768) in Bezug auf Oper und Jagd, verbunden mit den Verwüstungen und Ansprüchen der französischen Raubkriege, des spanischen Erbfolgekriegs und des siebenjährigen Krieges hatten Hof und Land in die tiefste finanzielle Zerrüttung gestürzt. Unter Ludwig VIII. war die Gefahr, die Schuldenlast durch eine kaiserliche Executionscommission geordnet zu sehen, durch eine Geldverwilligung der Landstände abgewendet worden; Landgraf Ludwig IX. aber mußte sich eine kaiserliche Schuldencommission erbitten*), bei welcher der kaiserliche Minister Graf Neipperg Bevollmächtigter war.

---

*) Die Landgräfin Karoline mußte ihren Schmuck verkaufen, damit ihre Söhne studieren konnten. Das Weitere über diese Verhältnisse findet man in H. Künzel's Geschichte von Hessen (Friedberg 1856) S. 252—258. 262—277. Merck's Briefwechsel I. 220 — 221.

Der Landgraf ließ die Residenz seiner Vorfahren, Darmstadt, veröden und zog sich nach Pirmasenz zurück, wo er in größter Einfachheit seiner übrigens sehr kostspieligen Soldatenspielerei lebte; die Landgräfin sah sich durch jene finanziellen Bedrängnisse zu einem Schritte veranlaßt, den wohl keine Bürgersfrau von gewöhnlichem Ehrgefühl gethan hätte. Die Kaiserin Katharina II. sandte 1769 den russischen Staatsrath, Achatius Ferdinand von der Asseburg, Erbherrn auf Meisdorf und Falkenstein im Harz,*) an die deutschen Höfe um für den Großfürsten Paul eine Gemahlin zu suchen. Man ging dabei von dem Grundsatz aus, daß diese Vermählung eine Ehre und ein Glück sei, nie aber dachte man an die Möglichkeit einer Weigerung, den vortheilhaften „Handel" einzugehen und selbst die Religion mit drein zu geben. Die achtjährige Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg erregte zuerst Asseburg's Aufmerksamkeit. Drei meiningen'sche Prinzessinnen waren nicht schön genug, eine Coburgerin konnte wegen Blatternarben nicht auf die Liste gesetzt werden, dagegen sandte Asseburg die Bildnisse der württembergischen, einer hessen-darmstädtischen und einer gothaischen Prinzessin nach Petersburg. Für die letztere hatte die Kaiserin eine besondere Vorliebe und schrieb über sie einen merkwürdigen eigenhändigen Brief am 30. Januar 1771, welcher in dem Werke: Deutsch-russische Wechselwirkungen, von Dr. W. Stricker, Leipzig, G. Mayer 1849, S. 139 ff. vollständig mitgetheilt ist und dem wir hier nur folgende Stelle ent-

---

*) Vorbild des Junkers in Bürger's Ballade: „des Pfarrers Tochter von Taubenheim". Der Pfarrer hieß Kurzbach, Taubenheim ist Pansfelde, vergl Morgenblatt 1850, Nr. 281. Er starb 1797. Seine „Denkwürdigkeiten" sind 1842 in der Nicolai'schen Buchhandlung in Berlin erschienen.

nehmen: „Wenn die Fürstin mit ihren beiden Töchtern die Reise nach Petersburg machen wollte, so könnte sie ihre und ihrer Töchter Verhältnisse verbessern. Das Schlimmste wäre doch immer, wenn keine von beiden Töchtern uns zusagte, und was hätten sie dabei zu verlieren? Die Fürstin würde hier eine Ausstattung für ihre Töchter bekommen, mit der sie beide anderweitig anbringen könnte. Endlich würden die Reisekosten ihr von hier aus wiedererstattet werden. — — Wollen Sie der Fürstin ein Beispiel vorführen, um sie leichter zu dieser Reise zu bestimmen so berufen Sie sich auf meine Mutter, welche mit mir zu demselben Zwecke unter einem andern Vorwande hierher kam." Die Fürstin von Gotha besaß Ehrgefühl genug, diesen Handel abzulehnen, dagegen knüpfte nun Asseburg einen Briefwechsel mit der Landgräfin von Darmstadt an, in welchem die Kaiserin als Libraire, Friedrich II. als Associé du libraire, die Vermählungsangelegenheit als souscription d'un ouvrage à publier und die drei Töchter der Landgräfin als volumes de cet ouvrage bezeichnet wurden.

Im Mai 1773 trat die Landgräfin mit ihren drei Töchtern, auf russische Kosten (die Kaiserin sandte einen Wechsel von 80000 fl.) und unter der Bedingung, daß man in Petersburg nicht verpflichtet sei, eine ihrer Töchter zu wählen, über Leipzig, Berlin und Lübeck die Reise an. Nach Travemünde war ein Geschwader von 3 russ. Fregatten gesandt. Am 17. Juni landete die fürstliche Reisegesellschaft zu Reval, am 26. zu Zarskoe Selo. Die mittlere Tochter Wilhelmine wurde gewählt und nachdem sie am 15. August zur griechischen Kirche übergetreten und als Natalia Alexiewna umgetauft worden, am 10. Oct. dem Großfürsten vermählt. Die Landgräfin erhielt von der Kaiserin außer bedeutenden Geschenken an Edelsteinen und Zobelpelzen 120000 Rubel

baar und jede der beiden verschmähten Töchter 50000 Rubel nebst Schmuck; alle vier Damen aber wurden mit dem Katharinenorden geschmückt. Wie Merck an Nicolai am 17. Juli 1773 aus Peterhof schreibt, dauerte die Seefahrt 17 Tage, drei Tage wüthete heftiger Sturm, und da man nur auf fünf Tage mit Proviant versehen war, so drohte Hungersnoth. Der Hof verweilte abwechselnd in Zarskoe Selo und Peterhof. Ueber Petersburg meldet Merck folgendes: „Alle öffentlichen Gebäude der Kaiserin sind wunderbar schön und solide, alle ihre Anstalten zur inneren Kultur überaus weise und auf eine lange Reihe von Jahren aussehend. Mit den Wissenschaften und deren allgemeiner Verbreitung steht es indessen sehr problematisch aus. Man liest hier nichts als französisch, denkt französisch ꝛc. Beinahe kein einziges unserer guten deutschen Bücher ist unter der Nation und den Großen bekannt. Der Preis der Bücher ist excessiv, so lange aber die Justiz nicht verbessert und der Große zur Zahlung angehalten werden kann, so muß der gute Bezahler mit dem schlimmen leiden. Die Herren Academiciens leben hier so gut, wie in einer Menagerie, nur daß sie den Fremden nicht gezeigt werden. Sie bleiben immer rare Thiere vor das Land, man lacht indeß bei Hofe über sie, und man hat alle Mühe von der Welt sie auszufragen." Am 26. Oct. verließ die Landgräfin mit Merck, von Schrautenbach ꝛc. Petersburg zu Lande und traf über Berlin, wo sie mehrere Wochen verweilte, am 24. Decbr. wieder in Darmstadt ein. Sie starb am 30. März 1774. Nach seiner Rückkehr nahm Merck das kritische Amt wieder auf, welches er außer im Mercur, bis Ende 1774 auch in der Frankfurter gelehrten Zeitung (vergl. II. Abth. II. Band S. 179) in Boie's deutschem Museum und Lichtenberg's (S. 279) göttingischem Magazin

übte. Daneben wirkte er an Lavater's Physiognomik, an Köster's deutscher Encyklopädie, an den hessischen Beiträgen zur Gelehrsamkeit und an den Mémoires der Lausanner physikalischen Gesellschaft. Seine Kritik war bei einer tiefen Abneigung vor der Systemsucht von dem Bestreben geleitet, das zu entfernen, was von den ewigen Gesetzen der Zweckmäßigkeit und der aus sich selbst erwachsenen Schönheit in der Natur abwich. Er war in Allem Eklektiker und darum auch in der Kritik mehr verneinend und zerstörend als vorschreibend und aufbauend. Keine feststehenden, überall gültigen Normen anerkennend, wollte er das in jedem Menschen niedergelegte Schönheitsgefühl in Kunst und Literatur, individuell und mannigfaltig, nicht stereotyp ausgebildet, und die eigenthümliche Richtung, Bewegung und Aeußerung des Geistes nur durch die in der großen Natur außer uns und in uns beobachteten Gesetze beschränkt wissen. Ebenso arbeiten seine selbstständigen Productionen auf ein Losreißen vom Vorurtheil, von der Ueberladung und Verzerrung und auf ein Anschließen an die Natur in allen Beziehungen. In seinen Charakter- und Sittengemälden beurkundete sich auf das Erfreulichste nicht nur eine ungemeine Menschen- und Sachkenntniß, sondern auch eine warme Menschenliebe und die Absicht, zum Einfacheren, moralisch und physisch Richtigen hinzuleiten. So trat er praktisch im Leben und angenehm belehrend in Schriften auf; darin erkannten seine Freunde sein Wesen. Das Recht und die Wahrheit fanden ihn stets als rüstigen Kämpfer auf ihrer Seite; wo er Schiefheit, Albernheit und Lächerlichkeit gewahrte, trieb es ihn an, entweder als ernster Gegner oder noch lieber mit der Geißel der Satire und treffendem Witz und Spott hervorzutreten. „Das ewige Geltenlassen, das Leben und Lebenlassen war ihm ein Gräuel."

Goethe zeichnet mit diesen Worten Merck's Charakter und wiederum hat Merck die poetische Natur Goethe's in treffendster Weise mit den an ihn gerichteten Worten charakterisirt: „Dein Streben, Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen und das giebt Nichts wie dummes Zeug!"

Wir kommen nun zur zweiten Seite von Merck's verdienstlicher Wirksamkeit, seine Bestrebungen für Ausbildung und Unterstützung talentvoller Künstler und für Verbreitung werthvoller Kunstwerke. Den talentvollen Uhrmacherssohn Leonhard Zentner (geb. 1761 in Darmstadt, † 1802 in Frankfurt) sandte er nach Paris in die Schule Wille's*) und sorgte dort, und nach seiner Rückkehr Jahrelang für leibliche Nahrung und technische Bildung; seinen vielversprechenden und damals schon Treffliches leistenden Landsmann Karl Ernst Christian Heß (geb 1755 in Darmstadt, † 1828 in München, Vater der drei Maler Peter, Heinrich und Karl H.) unterstützte er in jeder Weise und veranlaßte ihn zu dem gelungenen Kupferwerke nach Rembrandt; so förderte er Wilhelm Tischbein**), dem er von Gotha und Weimar Unterstützung verschaffte, Gout aus Berlin, Ramberg aus Hannover. Mit den in Italien lebenden Künstlern Hackert und Strack und dem verdienstvollen Alterthumskenner Hirt stand er in Brief-

*) Joh. Georg Wille, geb. zu Biebertthal bei Königsberg, Großherzogth. Hessen, 1715, eines Bauern Sohn, graveur du Roi, † 1806 in Paris als Mitglied des Instituts und der Kunstakademie. Vergl. Mémoires et Journal de J. G. Wille, publiés par G. Duplessis. Paris, 1857. Frankfurter Museum, 14. Sept. 1858.

**) Geb. 1751 zu Hayna, † 1829 zu Eutin.

wechsel; an Prestel in Frankfurt lieferte er die Vorbilder zu dessen Nachbildungen in Kupferstich und Guache; er beschäftigte die Kupferstecher Felsing, Göpfert, Konrad und Johann Susemihl.

Durch dieß Jahre lange Studium erwarb er sich bei natürlicher Anlage eine solche Kennerschaft des Urtheils über Gegenstände der Kunst, besonders Kupferstiche, daß er nicht nur bei allen bedeutenden Ankäufen von seinen Bekannten zu Rathe gezogen wurde und selbst einen Kunsthandel bis nach Amsterdam und Neuenburg mit Vortheil treiben konnte, sondern auch von kunstliebenden Fürsten zum Begleiter und Erklärer bei ihren Reisen und Besuchen von Galerien gesucht wurde. So diente er 1778, 80 und 85 der Herzogin Amalia von Weimar in den Sälen der Düsseldorfer Sammlung und in den kunstreichen Rheinstädten zum Führer; die Herzoge von Gotha und Coburg geleitete er nach Westfalen und Holland 1785 und am Hofe von Weimar war er fast heimisch. Ueber die zuerst erwähnte Reise (1778) berichtet der Geh. Rath v. Einsiedel, Oberhofmeister der Herzogin Amalie, in einem Schreiben an Knebel: „Wir haben die Bekanntschaft von Merck gemacht, der von Frankfurt aus unser Reisegesellschafter geworden ist. Ohne alle poetische Zuthat ist dieß einer der vorzüglichsten Menschen, die ich je gesehen habe, dabei mit allen gesellschaftlichen Talenten begabt, ein großer Mentor für alle Kunstsachen und steht für tausend Kenner und Künstler gewöhnlichen Schlages."

In ein neues Stadium seines Lebens und Wirkens trat er um's Jahr 1782. Die Anschauung reicher Naturalienkabinete, namentlich der Kruse'schen Schätze in Petersburg, die Entdeckung mancher bisher ganz unerklärbarer Knochen in seiner Umgebung, der Trieb und die Hoffnung, über

die Existenz und Bildung vorweltlicher Geschöpfe in Deutschland auf den Grund zu schauen, brachte ihn auf die Osteologie. Schon früher hatte er Botanik und Mineralogie betrieben, aber hier war ebensowenig, wie bei der Münzkunde, die ihn gleichfalls zeitweise angezogen und beschäftigt hatte, ein neues Feld zu entdecken. Die Osteologie vorweltlicher Thiere „machte das Glück seines Lebens aus". Ueberall knüpfte er Verbindungen, zunächst zum Sammeln an. In der an Resten vorweltlicher Thiere so reichen Rhein-, Main- und Neckargegend erwarb er mit bedeutenden Kosten und unermüdeter Anstrengung soviele Stücke, daß er nach zwei Jahren (1784) „bereits mehr Beweise und Beispiele in Händen hatte, als die Anzahl derjenigen ausmachte, die man vorher in Deutschland aus Büchern kannte". Seine Wißbegierde trieb ihn zu Peter Camper, (geb. 1722 zu Leyden, † 1789 in Haag als Staatsrath), den der Ruf (nach G. Forster, Briefwechsel I. 185) schilderte als „groß und wohlgewachsen, bärenstark, ein trefflicher Redner, ein unvergleichlicher Zeichner, ein Anatomicus, wie es wenige gibt, und endlich ein Mann, der von Hochmuth und unleidlichem Stolz ganz aufgefressen wird, der sich für den ersten Mann auf dem Erdboden hält, auf sein Geld und seine riesenhafte Stärke pocht und dem man nie niederträchtig genug schmeicheln kann."

Wie Merck den so verrufenen Mann fand, geht aus seinem Briefe an Sömmerring vom 30. Sept. 1782 hervor: „Vor ungefähr zwei Monaten schrieb ich in der Angst meines Herzens, weil mir kein Mensch in Deutschland ein Zeichen des Lebens auf meine Anfrage that, an Camper und vor ungefähr 14 Tagen erhielt ich eine Antwort. Alle großen Menschen sind wie die Kinder im Evangelium und es kann sich ihnen nähern, wer da will. Er ließ sich

mit mir ein, schlug mir Bücher vor, ermunterte mich u. s. w., kurz, ich ließ jetzo mein Leben für den Mann. Er entschuldigte sich, daß er mir sehr lange die Antwort schuldig geblieben wäre; indem er aber in Mastricht gewesen wäre, Hoffmann's Cabinet zu sehen." Von dem Eifer, mit dem Merck das neue Studium betrieb, geben noch folgende Stellen desselben Briefes Zeugniß: „Ach Gott, wenn ich nur drei Monate unter Ihrer Direction studiren könnte! Anfangs hatte ich nichts als den Winslow (1669 — 1760. Exposition anatomique de la structure du corps humain, zuerst 1732); jetzt hab' ich den Vesalius (1514—1564; de corporis humani fabrica, zuerst 1543.) und kein Mensch, der mir mit einem lebendigen Laut ein Wort sagte. Ich habe viele Thierköpfe skelettirt und immer nur mit dem Winslow'schen Text verglichen, weil ich nicht einmal einen Menschenkopf hatte. Den Schindanger hab' ich weidlich spoliert und es fehlt mir sehr wenig an einem Pferdegerippe, das ich in Säcken habe nach Hause schleppen lassen und selbst geschleppt habe." Und weiter am 4. Mai 1784: „Es gibt Leute, die mir Angst machen vor Camper. Die Berliner klagen sehr über ihn und Herr Loder scheint auch ein Haar darin gefunden zu haben. Ich denke recht gut mit ihm fortzukommen, als ein armer Teufel, der nichts weiß und voller Lernbegierde ist."

Im Juni 1784 reiste Merck nach Holland und brachte acht Tage in Klein-Lankum fast beständig in Camper's Cabinete zu. Er schreibt darüber aus Darmstadt an Sömmerring am 13. August: „Ich bin schon wieder seit vier Wochen hier, allein gleich bei meiner Rückkehr von einem heftigen Brustfieber überfallen worden, das mir alle meine Kräfte genommen hat, so daß ich kaum die Feder halten kann. Ich bin also leider zu gut entschuldigt, wenn ich

nichts von mir habe hören lassen. An Camper habe ich Ihrer Prophezeiung gemäß, den offensten generösesten und zwar mit Plane wohlthätigen Menschen gefunden. Sein Herz ist in meinen Augen so groß, wie seine Talente. Er hat die Zeit über, die ich bei ihm war, wie der sorgfältigste Vater an mir gearbeitet. Ich habe nachher noch das Glück gehabt, ihn über zehn Tage im Haag zu sehen." Diese Reise wiederholte er im folgenden Jahre; Camper schrieb ihm am 1. Juni 1785, er mache Riesenschritte als Osteolog und Physiolog; auch Blumenbach schrieb ihm am 2. Januar 1784: „Der Eifer, womit Sie an allen Orten diesen merkwürdigen Denkmälern einer ehemaligen andern Verfassung unserer Erde nachspüren, verdient allgemein dankbare Hochachtung"; weniger war die Herzogin Amalie mit dieser neuen Liebhaberei ihres Lieblings zufrieden; sie schreibt am 25. April 1784: „Ihre Elephanten-Knochen-Geschichte scheint Sie von aller menschlichen Geselligkeit abzuschneiden; man sieht nichts von Ihnen und hören thut man nichts als von Knochen und Gerippen." Sind gleich Merck's Untersuchungen in der Knochenlehre vorweltlicher Thiere gleich allen früheren, gleichzeitigen und späteren durch das Licht, welches Cuvier angezündet, in Schatten gestellt, oder gleich Bächen in den Strom von dessen ossemens fossiles geflossen, so bleibt ihm doch das hohe Verdienst, tüchtig vorgearbeitet, mächtig angeregt, Sammlungen veranlaßt und der Wissenschaft Schätze erhalten zu haben, die ohne ihn zerstört worden oder unberücksichtigt geblieben wären. Seine drei Briefe sur les os fossiles an Kruse und G. Forster (1782, 84 und 86) sichern ihm einen hohen Rang unter den Naturforschern seiner Zeit und können zum Beweise dienen, wie schnell sein klarer Geist auch auf dunkelm Felde heimisch wurde. Seine Sammlungen, denen sich

zu seiner Zeit keine andern an die Seite stellen konnten, wurden nach seinem Tode vom Staat angekauft und bilden den Stamm des Fossiliencabinets zu Darmstadt, über dessen Besuch 1814 Goethe sagte: „Rührend war es dem Beschauer, viele Stücke hier zu finden, welche von dem verblichenen Jugendfreund Merck mit Liebe und Leidenschaft gesammelt wurden.“

So mannigfach die erwähnten Bestrebungen waren, Merck's Thätigkeitstriebe genügten sie noch nicht. Er unternahm es, neue Erwerbszweige in seine Heimat einzuführen und errichtete in der Absicht in Allerheiligen (Aarheiligen) eine Buchdruckerei; in Darmstadt eine Kattundruckerei, eine große Bleichanstalt und eine Baumwollenspinnerei. Zur Anlage und zum ersten Betrieb hatte er Arbeiter und Geräthe aus Zürich kommen lassen. Aber alle diese Versuche schlugen früher oder später fehl, theils weil sie über seine Geldkräfte gingen, theils weil Merck ihnen bei der Lebhaftigkeit seines Temperaments und der Unbeständigkeit seiner Neigungen keine dauernde Sorgfalt zu widmen vermochte. Schon 1788 (3. Aug.) mußte Merck folgenden Brief an Goethe schreiben: „Einer der unglücklichsten Menschen, der ihnen ehedem werth war, ruft Ihre Hülfe in der drückendsten Lage an. Ich habe eine weitläufige Kattunfabrik übernommen, wovon ich Nichts verstanden habe, bin mit rohen und verarbeiteten Waaren überladen, die im Preise gefallen sind; ich soll bezahlen und habe kein Geld; man wird alles angreifen, Alles wird in der Verwirrung, verloren gehen, meine Frau und Kinder kommen an den Bettelstab, und mit mir wird's werden, wie Gott will. Meine Frau und meine Freunde bereden mich, ich hätte mächtige Freunde, die mich unterstützen könnten. Einige Tausend Thaler baar Geld zu rechter Zeit

im dringendsten Fall ohne Interessen einstweilen vorgeliehen, würde wenigstens den nahen Umsturz verhüten. Noch vor der Messe muß mir geholfen werden, sonst ist alles zu spät. Es ist mir unmöglich, mich näher zu erklären. Kein Unglück ist in der Welt ohne eigene Schuld und hier liegt viele verborgen. Ich kann Nichts für mich anführen, als die dringendste Noth meiner armen Familie und daß ich als ein Mensch menschliches Mitleiden verdiene. — Ich bin so muthlos geworden, daß ich diesen Schritt der Bitte und zwar der ungestümsten nicht würde gewagt haben, wenn ich nicht dem Flehen meiner Frau nachgegeben hätte.“ — —

Was Goethe darauf erwiedert und that, ist uns nicht aufbewahrt; daß er half, durch den Herzog half, geht aus dem Briefe Merck's an Goethe vom 18. Oct. 1788 hervor, wo es heißt: „Ich bin noch nicht im Stande, weder dem Herzog als meinem ersten Wohlthäter, noch meinem ältesten und edelsten Freunde mit meinem Dank unter die Augen zu treten. Meine Situation übertrifft an Elend alle Beschreibung. Ohne Schlaf und ohne Muth; physisch und moralisch zu Grunde gerichtet, wandere ich ohne Ruhe noch unter den Lebenden herum und fürchte für meinen Verstand. — — Ach, meine arme Frau und meine blühenden Kinder, die ich in dem Pisanischen Thurme wie zum Hungerssterben eingesperrt sehe! Für mich ist keine Freude mehr auf dieser Welt und Jammers ohne Ende auszutrinken ein vollgerüttelt Maaß. — — Erhalte ich mich noch, wenn es Gottes Wille ist, bei Kräften und Verstand, so habe ich nichts zu meinem künftigen Unterhalte, als mein Bischen Gehalt bei einem sehr garstigen Dienste, das nicht, lange nicht hinreicht.“ — (Merck's Briefwechsel III. 276 — 281). Darauf schrieb Goethe am 10. Nov. (ebenda II., 274): „Dein Brief, wenn er mich gleich seinem Inhalte

nach betrübt, hat mir doch Freude gemacht, daß Du ihn nur hast schreiben mögen. Es ist gewiß eine Erleichterung, wenn man es nur sagen kann und mag, wie weh einem ist. Schreibe mir manchmal, vertraue mir deine Zustände und glaube, daß Du mir auch mit Klagen nicht lästig bist. Nimm Dich, was Du kannst, zusammen, separire durch den Verstand die physischen, moralischen, öconomischen Uebel, so gut es gehen will, und suche Heilung, Mittel und Hülfe bei Dir selbst und Deinen Freunden." — Erst im folgenden Jahre war diese Angelegenheit abgewickelt und am 28. März 1789 (Merck's Briefwechsel III., 281) schrieb Merck an den Herzog Karl August: „Seit ungefähr drei Wochen bin ich wieder unter den Lebenden, da ich ganzer neun Monate begraben war. Ob ich mich gleich mit Gott und meinen Freunden, die meine Retter waren, im Verborgenen unterhielt, so konnte doch dieß Gebet nicht in Worte laut werden. Ich habe seit dieser kurzen Zeit mehr gethan, als ich sonst in einem halben Jahre thun konnte. Dieser Genuß meiner selbst, nach einer so unglaublichen Unfähigkeit, nur das Geringste zu wirken, ist eine Wollust, die ich Niemand beschreiben kann. Ihnen und dem Erbprinzen (später als Landgraf Ludwig X., als Großherzog Ludwig I. von Hessen) haben meine armen Kinder die Erhaltung ihres Vaters zu danken, und vielleicht fügt es die Vorsehung, daß mein bisher träges und planloses Leben in ein besseres übergeht, wenigstens bin ich genug dazu aufgefordert! — Sie können nicht glauben, was ich vor ungefähr 8 Tagen empfand, als ich mich aus der Schmach der Unterdrückung wieder in dem Zirkel meiner alten Freunde aufgenommen fand, mit Goethe's Mutter, der la Roche, ihren Kindern und Goethe's alten Freunden vereinigt wieder sah. Dieß Alles hab' ich nebst Gott Ihnen zu danken."

Bei Merck's sanguinischer Natur ging dieser Eindruck, so heftig er gewesen war, bald vorüber. Trotz aller Selbstanklagen in den Briefen von 1788 und 89 wurde sein „garstiges" Amt ihm nicht lieber. Zwar eine Reise nach Paris, in Geschäften des Landgrafen, wozu ihn Schleiermacher empfohlen, zerstreute und erheiterte ihn und er schrieb an Schleiermacher einen so interessanten Brief (vom 23. Januar 1791; Briefwechsel II. Band, S. 279), daß wir einige Stellen zur Charakteristik damaliger Zustände mittheilen müssen. Es heißt da: „Paris übertrifft alle Erwartung an Ganzheit der Gesinnung, an Größe der Bilder, an Festigkeit des Ausdruckes, an Durst nach Wahrheit, Tugend, Menschengefühl. Ich habe die „Einnahme der Bastille" (von Desaugiers) gesehen, ein völlig Shakespeare'sches Drama, das Goethe nicht besser hätte calculiren können. Ich bin in Thränen geschwommen, nicht sowohl wegen der Vorstellung der Dinge, als wegen der Theilnahme des Publicums. Nichts Erhebliches war, das nicht zwei bis dreimal gesagt werden mußte. Mir war es, als wenn ich bei dem Mahle wäre, wo der Vater des verlorenen Sohnes Alles hergab, was er im Hause hatte. Ich war in dieser großen, großen Familie mit bei Tische. Es konnte kein Apfel zur Erde, die Schauspieler übertrafen sich selbst; sie spielten nicht mehr, sie handelten. So war ich in einem andern Stücke: Esope à la cour, wo wenigstens dreißig Fabeln recitirt wurden. Ein Ding, das man vor zehn Jahren ausgezischt hätte, das aber darum bis auf den letzten Tropfen mit einer Gierigkeit aufgeleckt wurde, weil es die reinste Moral in der herrlichsten Diction enthielt und immer gegen Despotismus, Ungleichheit der Stände, Fühllosigkeit der Reichen rc. auftrat. — — Der Maler David wird mich morgen zur Aufnahme in den Club des Jacobins zum

Scrutinio vorschlagen. Denn man muß hier schlechterdings gewählt werden und bekommt ein Patent darüber. — Die Propaganda ist ein Unding, das nur in den Zeitungen existirt hat, der Jacobinerklub dagegen enthält alle Leute von Genie und warmen Herzen. Hier ist der Ort, wo der Grundstein zum Wohl der Nation und vielleicht des Universums bereitet wird."

Aber nach seiner Rückkehr bemächtigte sich seiner bald wieder die frühere Verstimmung. Es gelang ihm nicht, die Unordnung in seinen Amtsgeschäften, welche theils natürliche Abneigung gegen den Verkehr mit Rollen und Zahlen, theils seine mannigfachen Lieblingsfächer veranlaßt hatten und die zu argen Mißbräuchen Veranlassung gab, in's Geleise zu bringen; dieß mag das Maaß des Lebensüberdrusses bei dem von häuslicher Trübsal*) viel heimgesuchten, in der letzten Zeit kränklichen Mann gefüllt haben; am 27. Juni 1791 setzte er seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende.

---

Die Materialien zu Merck's Leben finden sich in folgenden Schriften: 1. Briefe an Johann Heinrich Merck von Goethe, Herder, Wieland und andern bedeutenden Zeitgenossen. Mit Merck's biographischer Skizze (und einem Schriftenverzeichniß) herausg. von Dr. Karl Wagner, Lehrer am Gymnasium in Darmstadt. Darmst., J. Ph. Diehl. 1835. 2. Briefe an und von J. H. Merck. Eine selbstständige Folge der im Jahre 1835 erschienenen Briefe an

*) Von sieben blühenden Kindern sah er vier als Leichen: im Juni 1775 starb sein siebenjähriger Sohn Franz Anton, im October 1776 sein 1¼ Jahre altes Töchterchen Franziska Charlotte, 1780 sein 15 jähriger Heinrich, im Sept. 1783 Wieland's Pathe, der noch nicht dreijährige Karl Anton.

J. H. Merck. Aus den Handschriften herausg. von Dr. K. W. Mit Facsimilien der Handschriften von Goethe, Herder, Wieland, Karl August und Amalia v. Weimar, W. Tischbein, Claudius und Merck. Darmst., J. Ph. Diehl. 1838. 3. Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck. Eine selbstständige Folge ꝛc. Aus den Handschriften herausg. von Dr. K. W., Leipzig, E. Fleischer. 1847. (Im Text der Raumersparniß wegen als Merck's Briefwechsel I., II., III. citirt). 4. J. H. Merck's ausgewählte Schriften zur schönen Literatur und Kunst. Ein Denkmal herausg. von Adolf Stahr. Oldenburg 1840.

---

# Johannes Müller.

Wir nehmen zur Grundlage der Charakteristik Johannes Müller's die von ihm aufgesetzte „Chronologie meines Lebens", welche bis zum Ende des Jahrhunderts reicht und in dem Briefe an Bonstetten vom 10. Nov. 1800 (J. v M.'s sämmtl. Werke herausg. von J. G. Müller. 15. Theil. Tübingen 1812. S. 123) abgedruckt ist.

Chronologie meines Lebens. 1752, 3. Jan. geboren (am gleichen Tage, wie Tullius); 1769 nach Göttingen; Schlözer dort mein vornehmster Lehrer, mehr durch Umgang als öffentlich, dann Walch, der Kirchenhistoriker und der liebenswürdige Moralist Miller. 1771 — 73 zu Schaffhausen verlorene Jahre; aus denselben sind: 1. Bellum Cimbricum. 2. In der Allg. deutschen Bibliothek Recensionen (die erste: Lessing's Berengarius &c). 1773, 9. Mai zu Schinznach den Freund gefunden*). 1773, 9. Sept. Ankunft zu Valeires, Beisammensein bis 15. Nov. Du nach Italien; ich 1774, 12. Febr. zu Tronchin Calandrin; schlechter Hofmeister; tauge nicht für Kinder; 1775, 1. Mai bis 1776 März göttliches Leben mit Kinloch zu Chambeisy und Genthod; 1776—77 der Winter bei dem Engel, dem Palingenesisten**). 1777 Frühling: nach Bern; Fuß-

*) Bonstetten. **) Bonnet.



reisen mit Bon*); nach Locarno; Winters glücklich, weil theils auf der Boissiere, theils bei Bonnet. 1778 Sommers viel zu Rougemont; Herbst zu Valeires; Thucydides, Strabo, Plinius und (während all' dieser Jahre seit 1774) die 45 manuscripten Folianten und 24 Quartanten der hallerischen Urkundensammlung und andre helvetische Handschriften excerpirt. 1778 Winters erstes Collegium über die Universalhistorie zu Genf, ethnographisch. 1779, 12. Febr. Tod meines Vaters. Sommers wieder im Sanenland; Winters Boissiere und das umgearbeitete Collegium, nun synchronistisch. 1780 Sendung nach Solothurn (wegen der Genfersachen); Aufenthalt zu Bern; Erscheinung der ersten Ausgabe meiner Geschichte; Reise; Aufenthalt bei Gleim; 5—6 Monate zu Berlin; 1781, 12. Febr. bei Friedrich dem Großen; 1781, März, nach Braunschweig, Halberstadt, Cassel. Hier Bibliothekarius und Schlieffen's Freund. Anfang des Excerptes aller Alten in der Zeitordnung von Moses und Homer, für dieß mal bis auf Seneca. 1782 Reisen der Päpste (daß auch Hierarchie als barriére des Despotismus respectabel war). Recensionen in den götting. Anzeigen. 1783 wieder nach Genf; vierte (die dritte zu Cassel) Umarbeitung des Collegiums (über Univ.-Gesch.); Fortsetzung der Excerpte; doch sehr viele Zeit in Gesellschaft und oft etwas langweilig. Resumirung des Studiums der hebräischen Sprache. 1784, Oct. zu Genf abgebrochen; im einsamen Winter zu Valeires der erste und Anfang des zweiten Theils der zweiten Ausgabe der Schweizergeschichte. 1785 Mai: Nach Olten, Schaffhausen, St. Blasien: Zürich, Bern; Winters: die Vorlesungen zu

*) Bonstetten.

Bern. 1786, 12. Febr.*) Hofrath und Bibliothekarius zu Mainz. Die ersten zwei Bände**) edirt. 1787 das Buch vom Fürstenbund; 2. April nach Rom um Dalberg's Bullen; hierauf geheimer Legationsrath. 1787 ff. politische Verhandlungen mit den uniirten Höfen. Die Briefe zweier Domherren (1787). Im Aerger der getäuschten Erwartungen vom Fürstenbund (1788). Erste Abtheilung des dritten Theils der Schw. Hist. 1789 lange Krankheit an einer Fistel; unter Fortsetzung der politischen Arbeiten. 1790 große Geschäfte bei Anlaß der Kaiserwahl und Capitulation. Approchement mit den Geschäftsmännern von Oestreich; erneuerte Freundschaft mit dem Nuncius Caprara; am Ende allerhand Verdruß wegen A. (Albini?). Abfassung eines neuen Reichscanzleivertrages. 1791 Aussöhnung mit A. und ungemein große Thätigkeit in Führung der innern und äußern Geschäfte; geheimer Staatsrath und Staatsreferendarius. (1790 Ritter;***) aufgedrungen und hierauf fast nie gebraucht). 1792 wiederum Kaiserwahl und mannigfaltige Staatsgeschäfte. 12. August. Empfang eines unerwarteten Berufs nach Wien; Herder war eben zugegen. 10. Sept. Abreise dahin; 22. Oct. eilende Rückreise, um aus Mainz meine Bücher und Schriften zu retten; Cüstine's vergeblicher Versuch, mich zu fesseln. 2. Dec. Zweite Ankunft in Wien; große Ungewißheit, was ich thun solle, entschieden durch Caprara's Rath im Sturm sich an das größte Schiff zu halten; und durch die Hoffnung, für das Vaterland wohlthätig zu wirken. 1793, 12. Febr. Eintritt in die Staatskanzlei. 1794 und 95 schwere

*) Man beachte die häufige Wiederkehr dieses Datums 1774, 79, 81, 86, 95.

**) Der Schweizergeschichte.

***) Als „Edler von M. zu Sylfelden“.

Krankheiten, Gallfieber. Zweite Abtheilung des dritten Theils der Schw. Gesch. 1795 Staatsschriften wider den Separatfrieden. 1796 Staatsschriften zur Ermunterung des östreichischen Muthes. Viele Recensionen in die Allg. Litt. Ztg. nach Jena. Fortsetzung der Excerpte in Wien vom 631. bis 1098. Autor (das ganze Corpus Byzantinum, 20 Folianten von Muratori, Abulfeda, Abulfaradsch, die östreichischen, die ungarischen Scriptores, eine Menge Reisebeschreibungen). 1797 Reise in die Schweiz. 1798 über den Jammer des untergehenden Vaterlandes meist verloren. 1799 viele (vergebliche) Mémoires zu dessen Besten. Uebrigens die Berufsarbeiten und Excerpte. 1800, Oct. anstatt Denis*) erster Custos der kaiserlichen Hofbibliothek." — Außer diesen Aufzeichnungen, welche, da sie nicht zum Drucke bestimmt waren, in ihrer Unbefangenheit ein treffliches Bild des Mannes liefern, enthält der 4. Band der sämmtlichen Werke noch eine von ihm selbst 1806 aufgesetzte Lebensgeschichte und von seinem Bruder Joh. Georg „Erinnerungen aus J. Müller's Jugendgeschichte". Außerdem sind die Briefe an diesen Bruder, an Karl Victor von Bonstetten und an verschiedene Freunde, welche den 4. — 7. und 13. — 18. Theil der sämmtl. Werke einnehmen, sowie der Briefwechsel zwischen Gleim, W. Heinse und J. v. Müller, herausg. von W. Körte, Zürich 1806, 2 Bände, eine reiche Quelle von Thatsachen, aus deren Fülle wir zunächst Erläuterungen zu Müller's Selbstbiographie bis zu dem angegebenen Zeitraum geben, und sie sodann bis zu seinem Tode weiter führen werden.

Johannes Müller's Vater, Joh. Georg (1722 — 1779) war Geistlicher und Conrector der lateinischen Schule in

*) Vergl. über ihn dieses Werkes II. Abth. 1. Band, S. 175 J. v. Müller's Werke VI. 414.

Schaffhausen und lehrte an derselben die lateinische und hebräische Sprache. Sein Großvater mütterlicher Seite, Johann Schooz, (1696—1757), seit 1751 Diacon zu St. Johann in Schaffhausen, hatte eine Menge Chroniken und Urkunden zur Schweizergeschichte gesammelt. Der Großvater führte den Enkel oft in seine Bibliothek, zeigte ihm die Reihe Folianten und Quartbände, die er geschrieben und selbst eingebunden hatte, und sagte dabei: Johannes, das alles hab ich für dich geschrieben; ich schenke dir alles. Hab' gute Sorge dazu und lies es fleißig."

Vielleicht in Folge dieser Anregung waren geschichtliche Studien die Lieblingswissenschaft des Knaben. Während ein verdrießlicher Schulrektor in Schaffhausen, der den Heidelberger Katechismus, des Cellarius lateinisches Wörterbuch und Baumeister's Definitionen der Wolfischen Philosophie, die Niemand erklärte, auswendig zu lernen mit größter Strenge nöthigte, und von des Knaben Ungelehrigkeit hierin äußerst nachtheilige Berichte gab, ihm andre Fächer verleidete, hing Johannes mit ausschließlicher Leidenschaft an der Geschichte zunächst seiner Vaterstadt, deren Schicksale und Bürgermeister er in dem neunten Jahre seines Alters zu beschreiben suchte. Hierauf lernte er nach Hübner's Historie die vier Hauptmonarchien der gesitteten Welt. Eine sehr mühsame Vergleichung und Prüfung des Calvisischen, Usher'schen und Petavischen Systems der Chronologie in der alten Geschichte ward sodann sein erster Versuch historischer Kritik. In seinem 13. Jahre lernte er die römischen Classiker näher kennen und las sie mit Eifer, welches Studium er auf dem Collegium humanitatis fortsetzte, einer Vorbereitungsanstalt zur Hochschule, wo er zufällig zwei Jahre hindurch allein den Unterricht von acht Professoren genoß.

Der Vater hatte den Sohn zum Studium der Theologie bestimmt, „welcher Weg der wahrscheinlichste war, in der Vaterstadt neben den ihm nicht abgehenden Nothwendigkeiten auch die Bequemlichkeiten des Lebens besoldungsweise zu erhalten.*)

Zur Hochschule wurde Göttingen gewählt, wohin Joh. sich 1769 begab. Dort wurde er durch Joh. David Michaelis (1717—1791), durch Schlözer, welcher ihn zu einer kritischen Untersuchung des cimbrischen Krieges, und durch J. B. Miller, welcher ihn zur Bearbeitung der Schweizergeschichte ermunterte, der Theologie abtrünnig gemacht, obgleich er noch 1770 eine theologische Dissertation verfaßte: Christo rege nihil esse ecclesiae metuendum. Eine Bekanntschaft mit Gleim weckte seine Bewunderung für Friedrich den Großen. Nach der Rückkehr Müller's in die Heimat war der Vater mit dem Verlassen der Theologie nicht einverstanden, da das große Werk der Schweizergeschichte nur in einer gesicherten Lebenslage ausführbar war. Eine solche gewährte die ihm im zwanzigsten Jahre verliehene Lehrerstelle des Griechischen nicht und er legte daher nach kaum anderthalbjährigem Aufenthalt im Vaterhause 1774 diese Stelle nieder und ging als Hauslehrer zu dem Altstaatsrath Jacob Tronchin nach Genf. — Schon 1771 hatte Müller dem Buchhändler Gebauer in Halle versprochen, längstens in einer Zeit von vier Jahren eine vollständige, kritische und möglichst schöne Geschichte des gesammten helvetischen Namens, vom Heliko bis auf die große Conföderation der Patrioten und von da bis auf die

*) Diese Erwägung scheint auch die meisten jener Theologen zu ihrem Studium bewogen zu haben, welche es früher oder später verließen, um sich andern Fächern zuzuwenden. Beispiele finden sich auf vielen Blättern dieses Werkes.

gegenwärtige Zeit, als den etlich und dreißigsten Theil der großen allgemeinen Welthistorie auf ungefähr 90—100 Bogen in groß Quart auszuarbeiten. Als Vorarbeit dazu erschien Bellum Cimbricum, über welche Schrift der Verf. 1805 sagte: „Durch diese historisch kritische Arbeit gewöhnte sich der neunzehnjährige Jüngling an möglichst vollständige Sammlungen aus lauter Quellen und an eine ordentliche Auseinandersetzung. Wen das Jugendfeuer, anstatt in excentrische Paradoxien auszubrechen, zu lebenslänglichen großen Planen begeistern soll, der muß am Eintritt der Laufbahn durch eine ernste, genaue, anhaltende Untersuchung dem strengen Dienst der Wahrheit geweihet werden." Sobald es bekannt wurde, daß Müller, den Lavater in einem Briefe an Spalding damals ein „zwanzigjähriges monstrum eruditionis" (Wunder der Gelehrsamkeit) nannte, sich mit Sammlungen für Schweizergeschichte beschäftigte, stellten zahlreiche Männer, wie Bodmer, Breitinger, J. H. Schinz und J. C. Füßli in Zürich ihm ihre Vorarbeiten zu Gebot, besonders aber gestattete Gottlieb Emmanuel von Haller zu Bern ihm die Benutzung einer Urkundensammlung von 45 geschriebenen Folianten und 24 Quartbänden. Dieses große Werk im Auge, in das Studium Plutarch's und Macchiavelli's vertieft, konnte bei mangelnder Neigung zum Erzieher der Unterricht der beiden jungen Söhne Tronchin's ihn nicht befriedigen; er legte im April 1775 die Stelle nieder und zog in ein Landhaus bei Chambeisy, einem französischen Dorfe auf einer Höhe über dem Genfer See, zu dem 20jährigen Pflanzer schottischen Ursprungs aus Südkarolina, Franz Kinloch, welcher dort den Studien lebte. Eine Viertelstunde davon wohnte Karl Bonnet (1720—1793), der berühmte Naturforscher, dessen Bekanntschaft Müller bei Tronchin ge-

macht hatte, auch mit Voltaire in Ferner fand nachbarlicher Verkehr statt. Tacitus und Montesquieu traten nebst der römischen, englischen und französischen Literatur in den Vordergrund und in einem englisch-americanischen Kreise verlebte Müller die Zeit von Ostern 1775 bis zum Winter 1776, zuletzt in Genthod, auf die angenehmste Weise, bis die Stürme der nordamericanischen Revolution die Freunde zersprengten. Er fand nun seine Zuflucht zunächst bei Bonnet, im Sommer aber bei Bonstetten, zuerst auf dessen Gut Valeires bei Orbe in der Waat, dann aber auf Reisen in Alpen und Jura.

Wie Müller in diesen Jahren seine Zeit zubrachte und wie hoch er seine Aufgabe auffaßte, mag aus folgender Stelle eines Briefes hervorgehen, den er am 10. Juni 1777 von einem Landgut bei Bern an seinen Bruder schrieb: „Ich beschloß endlich, um an meinen ersten Theil (der Schweizergeschichte) desto ruhiger die letzte Hand zu legen, ein paar Wochen ganz allein (außer mit meinem Freund Bonstetten) auf einem Landgute zuzubringen. Denn ich muß euch sagen, daß ich diesem Werke seit meinem letzten Briefe noch eine andre Vollkommenheit gesucht habe zu geben: ich habe nämlich die deutsche Sprache, welche in den meisten Schriftstellern etwas schwer klingend ist, durch geschickte Wahl und Stellung der Worte gesucht so melodisch und sanft zu machen als die italienische Sprache, und so weit ist meine Sorgfalt gegangen, daß ich an den meisten Orten den übelklingenden Zusammenstoß solcher Consonanten, welche einander verschlucken, der v und f, der d und t, der ch und k vermieden habe. Endlich hab' ich das Ganze gleichsam zum letztenmal in den Tiegel geworfen, um es umzuschmelzen und von allen Schlacken zu reinigen: Die Schreibart hab' ich fließender, zugleich aber nachdrück-

licher, die Reflexionen schärfer und tiefsinniger und kräftiger, die Erzählung reißender und lebhafter gemacht. Es ist hierdurch das Werk um ein merkliches kleiner, aber des Beifalls des Verständigen und eines dauerhaften Ruhmes desto würdiger geworden. Mit dieser Revision und mit Abfassung zwei noch übriger Capitel „vom Züricher Krieg" und „von der Kriegsmanier in der Schweiz" bin ich gegenwärtig beschäftigt, und auf das späteste im Augustmonat wird dieser Theil ausgehen.

Um Euch noch einen deutlicheren Begriff zu geben, wie vergnügt und glücklich ich meine Zeit zubringe, will ich Euch nur beschreiben, wie ich den gestrigen Tag zubrachte: ich stehe gegen 7 Uhr auf, denn ich schlafe lang, weil das vortrefflich gesund für meine Augen ist; alsdann hab' ich bis um 12 Uhr die Geschichte der Stadt Luzern von 1289 bis 1332 revidirt und aus 15 Seiten 8 gemacht. Alsdann hab' ich meinen Morgen beschlossen durch einen beredtsamen Schriftsteller, wie ich allezeit gewohnt bin zu thun, dieser war gestern der feindenkende, geschmackvolle Algarotti, sein Saggio sopra Orazio und sopra la guerra fatta al re di Prussia. Nach dem Mittagessen schlafe ich eine halbe Stunde, dann vollendete ich das Buch dell' Arte della guerra und nachdem ich ungefähr die ersten 60 Seiten in Hugonis Grotii vortrefflichen Annalibus de Rebus Belgicis gelesen, überlas ich mit meinem Freunde, was ich des Morgens geschrieben, und was er über die Historie von Frankreich excerpirt und hierauf spazierten wir mit seiner Frau. Des Nachts esse ich nichts, anstatt dessen lernte ich die Ode: Quem virum aut heroa und ging zu Bett. So verfließen alle meine Tage zwischen der ernsten Muse der Historie, den gefälligen Grazien der Wissenschaften, und veredelt und schärft sich mein Geist durch Erwerbung neuer

Kenntnisse und findet mein Herz große Glückseligkeit im Genuß der Freundschaft."

Nachdem der Druck des ersten Theils der Schweizergeschichte begonnen hatte, „eines Denkmals", wie er hoffte, „welches Jahrtausende lang vor den Augen der forschenden Nachwelt sein kann", gewann Müller Zeit auf der Boissière bei Genf, dem Landsitz des Generalanwalts Robert Tronchin-Boissier, älteren Bruders von Jacob Tronchin, einem erfahrenen Staatsmann, Vorlesungen über Universalgeschichte auszuarbeiten, womit er theils vielfach geäußerten Wünschen nachkommen, theils sich eine von den Wohlthaten seiner Freunde unabhängige Stellung gründen wollte.

Indessen wohnte er in dieser Zeit auf der Boissière und hielt auch seine Vorlesungen in der Stadt in einem Saale Tronchin's. Ihre Bearbeitung war keine kleine Aufgabe, da Müller von Jugend auf zwar viel gelesen, seine Sammlungen aber auf die Schweiz beschränkt hatte, so daß er das Resultat wußte, das Eigentliche der Begebenheiten, um treu zu referiren, erst überall wieder aufsuchen mußte. Diese gewaltige Mühe, da er sich nie erlaubte, irgend etwas aus dem Gedächtniß obenhin beizubringen und viele Stunden lang sich der Gesellschaft nicht wohl entziehen konnte, wurde ihm durch die Begeisterung erleichtert, welche der laute Beifall und die lebendige Theilnahme seiner Zuhörer ihm gab. Also hat er diese Vorlesungen viermal, so oft er zu Genf dieselben hielt, ganz oder größtentheils neu bearbeitet, oft nicht sowohl, um diese oder jene Angabe zu berichtigen, als weil er immer wärmer für die Beziehung wurde, worin die Erfahrung der Geschichte zu den politischen Zeitumständen ist. Das erstemal hielt er sie sechsmal wöchentlich, jedesmal andert-

halb Stunden, vom Januar bis Juni 1779; das Honorar betrug 600 fl.

Am 1. Dec. schreibt Müller über den Fortgang der Schweizergeschichte an seinen Bruder: Von der Mitte des Septembers habe ich ohne alle andre Zerstreuung, jeden Augenblick angewendet, endlich den ersten Theil der Schweizerhistorie zum Druck zu rüsten, welches mir so vorzüglich gelungen, daß er allem Andern in gar nichts gleicht, und ganz vollendet worden ist. Also wird er diesen Winter ganz gewiß gedruckt erscheinen. Er endigt mit 1388. Die Vorrede an den von Bonstetten beschäftigt mich nun einig. Am 4. Dec. schreibt er: die Vorrede ist vollendet, eine Beschreibung meiner Vorgänger, ein Abriß der Veränderungen von Europa bis auf den König von Preußen, ihn eingeschlossen; Zweck dieses Buches und Zuschrift an meinen Freund. Nun schreibe ich den Syllabus auctorum (Schriftstellerverzeichniß), aus welchen es gezogen ist: 483 Stellen der Alten, etwa 200 Inschriften, bei 30 Geschichtschreiber und viele hundert geschriebene Urkunden werden da in langer Ordnung von Apollonius dem Rhodiser bis auf die Schlacht von Näfels namentlich angeführt. Nach diesem sind mir drei Folianten Urkunden zum Lesen übrig. Zuletzt überlese ich das Ganze zum Letztenmal. Indessen hebt übermorgen mein Collegium (über Universalgeschichte) wieder an, und besteht aus 4 Engländern, dem Statthalter von Pensylvanien und etwa 15 Genfern. Wir fügen zur Ergänzung die gleichzeitigen Briefe an Bonstetten bei, gegen welchen er sich offener ausspricht, als gegen seinen Bruder. Der Grund, warum der erste Theil der Schweizergeschichte soviel später erschien, als er vorausberechnet, lag in der Censur. Er schreibt an B. im Febr. 1778: Die Buchhändler von Zürich, Basel und Bern wollen nicht

drucken, ohne ihre Censoren, von welchen mir keiner von ihnen viel verspricht. Die Buchhändler zu Berlin und zu Genf sind für mehrere Jahre beschäftigt. — An wen kann ich mich wenden? An die, welchen es verboten ist, dieses Buch zu drucken, oder an die, welche mich nicht kennen und mich also nicht drucken wollen? Oder soll ich mich der Inquisition unterwerfen, die nur noch zu Bern und in Spanien herrscht? und Alles von einem unvernünftigen Censor entstellen und verstümmeln lassen? und wenn ein Buchhändler drucken will, aber nichts bezahlen, womit soll ich mich kleiden, womit Briefwechsel unterhalten, womit Urkunden verschreiben? Des einigen Mittels, wovon das Glück meines Lebens abhängt, werde ich beraubt, nur weil ich das Unglück habe, ein Schweizer zu sein, und mich mit den feigen Sklaven unvernünftiger tyrannischer Vorurtheile zu beschäftigen. Das Schicksal hat mir eine solche Natur gegeben, daß ich keine Arbeit fürchte, um Ruhm und Glück zu verdienen, aber daß ich weder mich selbst zu rühmen, noch mich zu demüthigen und andern zu schmeicheln fähig bin." — „Tronchin", so fährt er am 24. Febr. fort, „liegt mir hart an, alsobald mein Buch französisch herauszugeben, weil das Deutsche von keinem Volk gelesen werde und weil man im Französischen keine Geschichtschreiber habe. Ich dagegen finde unmöglich, mich zu gleicher Zeit und mit gleichem Glück mit der Wahl der Sachen, und mit der Wahl der Ausdrücke in einer fremden Sprache zu beschäftigen, und würde, wenn ich französisch schriebe, weder in dem einen, noch in dem andern glücklich sein, weil ich meine Aufmerksamkeit theilen würde. Uebersetzen aus dem Deutschen kann ich ebensowenig, weil ich als Verfasser des Buches für Alles, was in dem Buch ist, zu sehr eingenommen bin, um zu ändern und wegzulassen oder

beizufügen was der Geist einer fremden Sprache haben will."

Endlich, nachdem der zweite Curs der Vorlesungen über Universalgeschichte abgehalten worden, erschien 1780 der erste Band der Schweizergeschichte zu Bern, aber wegen der erwähnten Censuranstände mit dem falschen Druckort Boston auf dem Titel. Das Honorar für diesen ersten Band betrug 250 fl., und da Müller später sagt, wenn er von seiner Schw.-Gesch. leben sollte, würde er etwa 9 Kr. den Tag haben, so ist das ganze Honorar für dieß berühmte Werck auf höchstens 1100 fl. zu veranschlagen. Indem wir die Würdigung desselben auf später verschieben, sei hier nur das eigne Urtheil des Verf.'s erwähnt: Da durch die tägliche Uebung vieler Jahre das Zusammenziehen weitschweifiger Erzählungen und Urkunden Müller zur Natur geworden war, wurde seine Kürze mit Unrecht für Nachahmung gehalten. Es war aber nicht wohlgethan, die Anführung der Quellen zu unterlassen."

Nachdem im Juli der Druck des Buches vollendet war, ruhte Müller einige Wochen im Bad Blumenstein aus und reiste im Sept. mit Bonstetten in die Heimat und von da über Ulm, Augsburg, Nürnberg, Erlangen, Bamberg, Coburg, Gera, Leipzig, Halle nach Halberstadt, wo er bei Gleim einige Wochen verweilte und dann mit Empfehlungsschreiben Gleim's an den Prinzen von Preußen nach Potsdam und Berlin, um „Preußen und Berlin zu sehen, weil man auswärts von diesem Land falsche Begriffe hat; Urtheile über mein herausgegebenes Buch zu hören; nach Beschaffenheit der Sachen zu suchen oder nicht zu suchen, wie ich hier bleiben könne" (Brief an seinen Bruder vom 13. Nov. 1780 aus Berlin). Was nun unter diesen verschiedenen Zwecken das Buch anging, so übertraf dessen

Erfolg seine Erwartung. Noch am 4. Juli hatte er aus Bern geschrieben: „Von den Schweizern selbst erwarte ich nicht viel, weil niemand Prophet ist in seinem Land, endlich aber werden sie dem Urtheil der Auswärtigen beistimmen, ich aber will lieber Bücher schreiben, die langsam berühmt werden und lang dauern, als die plötzlich, aber nur für einen Augenblick Ruhm erwerben"; aber schon am 4. Nov. konnte er melden, daß die ganze Auflage verkauft sei. — Müller's Aufenthalt in Berlin zog sich in die Länge, da der König erst Ende des Jahres wieder in die Stadt kam. Seine Bewerbung um eine Anstellung im preußischen Staate zu fördern, ließ Müller unter dem Titel: Essais historiques eine Schilderung der Universalgeschichte inner tausend Jahren, Betrachtungen über Bern und eine Geschichte der Unruhen in Genf drucken, welche im Febr. 1781 ausgegeben wurden. Dann vermittelte der später nur zu bekannt gewordene Marchese Lucchesini eine Audienz beim König in Potsdam am 19. Febr. Der Eindruck, den Friedrich auf ihn machte, war überwältigend; Müller hat ihn in den Briefen an seinen Bruder (Werke V. 32) und noch ausführlicher an Bonstetten (Werke XIV. 151) niedergelegt. An den Ersteren schreibt er u. A.: „Eine ganze Stunde sprach er mit unbeschreiblicher Anmuth, Güte und Gelehrsamkeit über eine sehr große Menge gelehrter und politischer Materien. Seinen Blick werde ich, wenn ich hundert Jahre lebe, niemals vergessen: so feine Züge, soviel Geist und Seele, ein so blitzendes Auge hatte ich noch niemals gesehen und werde dergleichen wohl nie wieder sehen. Nie werde ich auch vergessen, mit welchem gütigen Tone er mich verabschiedete: „nun, ich werde Ihrenthalben Befehle ausstellen" (j'écrirai à votre sujet à Berlin). Ein Paar Stunden, die ich mit Besuchen zubrachte, war ich

wie außer mir. Hierauf wurde ich betrübt, Friedrich den Großen nicht unaufhörlich zu sehen. Thränen stehen mir im Auge, so oft ich an ihn gedenke." — Die Abkühlung folgte bald nach. Statt durch eine Stelle als Akademiker, wie Müller gehofft, unabhängige Muße für seine geschichtlichen Arbeiten zu gewinnen, erhielt er am 17. März vom Minister Zedlitz das Anerbieten einer Anwartschaft auf eine Professur in Frankfurt an der Oder, falls eine erledigt würde oder eine Lehrstelle am Joachimsthal'schen Gymnasium zu Berlin, wo er bei 200 Thlr. jährl. Gehalt wöchentlich 11 Stunden Unterricht in den Anfangsgründen der alten Sprachen ertheilen sollte. Er verließ also Berlin und begab sich mit guten Empfehlungen nach Braunschweig, in der Hoffnung, die durch Lessing's Tod erledigte Stelle an der Wolfenbütteler Bibliothek zu erhalten. Lessing's Stelle war bereits vergeben, aber andre Aussichten eröffneten sich in Berlin und Braunschweig und daneben stand ihm frei, in seine früheren Verhältnisse in Genf wieder einzutreten. Die Entscheidung wollte er in Halberstadt, wohin Gleim ihn zog, abwarten, und deßhalb den April hindurch dort verweilen. Er lebte viel in dem Gleim'schen Kreise und schildert in einer für die damaligen literarischen Zustände charakteristischen Weise die Feier von Gleim's Geburtstag am 2. April (Werke XIV. 171 ff.). Was er aber dort vergebens erwartete, traf ihn unerwartet im Mai zu Cassel, wo er nur zwei Tage verweilen wollte, durch die Bekanntschaft mit dem Minister des Landgrafen Generalleutnant Martin Ernst Freiherrn von Schlieffen. Noch am 29. März hatte Müller aus Halberstadt geschrieben: „Wie lachte mein Herz beim Anblick des ersten Zollhauses auf diesem gesegneten (preußischen) Boden; ich hätte den Zöllner umarmen mögen, weil er ein Preuße war. Mit den Preu-

ßen und für die Preußen will ich leben und sterben oder ich will lieber nicht leben"; jetzt wenige Wochen später schwärmte er ebenso für Schlieffen und sehnte sich ein Hesse zu werden; er entschuldigte selbst den Menschenhandel des Landgrafen*), dagegen schreibt er über Friedrich den Großen: Er ist gut gesinnt, aber sein Staat, glaube es mir, nun ich abwesend freier spreche, ist wahrhaftig noch nicht fest gegründet." Müller wurde mit 600 fl. als Professor am Carolinum angestellt, vorläufig ohne bestimmte Verpflichtungen, aber schon nach wenigen Wochen wurden ihm 100 fl. Zulage bewilligt. — Die Verhältnisse in Cassel kennen wir aus Forster's Leben (s. dieses Werk II. Abth. II. Band, S. 278). Die Stadt schildert Müller ausführlich seinem Bonstetten. Seine Vorlesungen am Collegium Carolinum und seine Betheiligung an der antiquarischen Gesellschaft nahmen ihn nicht so sehr in Anspruch, daß er nicht noch Zeit gehabt hätte, in dem benachbarten Göttingen, wo er mit Schlözer viel verkehrte, die Bibliothek für seine Schweizergeschichte zu benutzen, und die „Reisen der Päpste" (1782) zu schreiben. Die Veranlassung dieser Schrift war die Reise, welche Pius VI. nach Wien unternahm, um durch seinen persönlichen Einfluß den kirchlichen Reformen Josephs II. Einhalt zu thun (vergl. Schlosser Gesch. des achtzehnten Jahrhunderts. 1843. III. Bd. II. Abth. S. 412). Die Tendenz war, „das Jubelgeschrei des Publicums über den Umsturz aller Vormauern militärischer Alleinherrschaft einiger Maaßen zu stillen; ich zeige, daß

*) Er schreibt an Bonstetten 29. Mai 1781 (Werke XIV): Die in America sind meist Ausländer und Heimatlose, wenigstens unter den Recruten sind keine Hessen; dagegen rechnet er im Sept. (S. 232) die tapfern Thaten der americanischen Regimenter den Hessen zum Verdienst an.

die Päpste der Kaisermacht in alten Zeiten ein Gleichgewicht entgegengesetzt"; die Schrift war zugleich eine Angel, welche nach einer andern Anstellung ausgeworfen wurde, denn rasch war der Enthusiasmus verflogen, der über alle Casseler Verhältnisse ein rosiges Licht gebreitet hatte.

Müller sandte seine Schrift mehreren Cardinälen und wußte sie dem Papst selbst zukommen zu lassen; er rechnete auf eine Bibliothekarstelle im Vatican und rief Winkelmann's Schatten an, ihn zu erleuchten. Hatte G. Forster Unrecht, wenn er am 8. August 1781 schrieb: „Müller ist mir nichts und kann mir nichts werden, sowie ein jeder, der den Mantel nach dem Wind hängt und mit beiden Schultern trägt."?

Einstweilen beschäftigte sich Müller mit der zweiten Auflage des ersten Bandes und der Bearbeitung des zweiten Bandes der Schweizergeschichte. Eine Reise nach Weimar und Gotha im Mai 1782 hinterließ ihm die besten Eindrücke von Karl August, Amalie, Goethe und Herder, bei welchem Müller wohnte; von der Herzogin Luise dagegen wußte er weiter nichts zu sagen, als daß sie schön sei (Werke XIV, 287). Schon am 14. Sept. 1782 aber schreibt Müller, der noch am 6. Oct. 1781 eine besondere Vorliebe für Offiziere bekannt hatte, da dieser Stand allein offen und treugesinnt sei, an Bonstetten: „Deutschland sagt mir nicht zu; zwar gibt es einzelne angenehme Männer, im Allgemeinen aber wenig Sinn und wahre Liebe für die Literatur. Das Militär absorbirt alles und eine steife Etikette scheidet die Stände; wo aber die Stände sich nicht vermischen, kann keine Geselligkeit stattfinden. Dabei sind alle Regierungen verdorben und das Volk beschäftigt sich nur mit seinem Elend." Müller's Einkommen war so gering, daß er Schulden machen mußte, um zu leben, bei

Gleim, Tronchin und Bonstetten. Er knüpfte mit Tronchin wieder an, aber die Ernennung zum Rath und Bibliothekar mit 100 Thlr. Zulage (500 Thlr. Gehalt) im November fesselten ihn noch kurze Zeit an Cassel. Im April 1783 aber verließ er die Stadt und machte eine Reise in die Heimat, nach Schaffhausen und Genf. Tronchin-Boissier schlug ihm vor, bis an seinen Tod bei ihm zu bleiben; nach sechs Jahren oder bei seinem Tode, wenn der 73jährige Tronchin früher stürbe, sollte Müller 800 fl. jährlich erhalten und so volle Muße für seine Schweizergeschichte gewinnen. Am 31. Juli begehrte Müller vom Landgrafen seine Entlassung und erhielt sie nach einigen Wochen in ehrenvollen Ausdrücken. Indeß die Grämlichkeit Tronchin's ließ ihn die bedungene Zeit nicht aushalten; im Spätherbst 84 verließ Müller Boissière und zog zu seinem Freunde Bonstetten nach Valeires, „einem großen altmodisch gebauten Herrenhause auf einer Anhöhe am Fuße des Jura, der hier von Tannen schwarz ist, mit einer weiten Aussicht über Weinberge und Wiesen bis an das große Amphitheater der schweizerischen und savoyer Alpen". Hier blieb er bis zum Mai 1785, brachte den Sommer in Schaffhausen und Zürich zu und zog im Herbst nach Bern, wo er den dritten Band seiner Schweizergeschichte vollendete und im Winter sein Collegium über Universalgeschichte las. Da aber weder in Bern, noch in Schaffhausen, noch in Genf sich bestimmte Aussichten gestalten wollten, so mußte er nach dem verschmähten Deutschland seine Blicke wenden. Es war ein Bekannter aus Cassel, Sömmerring, welcher ihn unter Heyne's Zustimmung dem Mainzischen Minister von Bentzel als Nachfolger in der Bibliothekarstelle des verstorbenen Hofraths Dietze vorschlug. Der Kurfürst wollte Müller erst per-

sönlich kennen und lud ihn auf einen Besuch nach Mainz ein, wo dann der eigentliche Ruf an jene Stelle mit einem beträchtlichen Gehalt (1800 fl.) und Ersatz der Reisekosten in Kurzem erfolgte. Im März 1786 trat er in sein Amt und beschäftigte sich mit der Schweizergeschichte und dem Fürstenbund. Hinsichtlich der Mainzer Verhältnisse können wir ebenfalls auf G. Forster (S. 294) verweisen. Von den Schriften seines Mainzer Aufenthaltes nennen wir die zweite Auflage des ersten Bandes und den zweiten Band der Schweizergeschichte, Leipzig 1786, auch der Druck des dritten Bandes wurde hier bereits begonnen, derselbe erschien wegen der Kriegsunruhen aber erst 1795, ferner „Zweierlei Freiheit", anonym im deutschen Museum 1786; Darstellung des Fürstenbundes 1787. Briefe zweier Domherren 1787; (Werke VIII); Deutschlands Erwartungen vom Fürstenbunde 1788. Um Ostern des letztgenannten Jahres machte er in Sachen der Wahl Karl Antons von Dalberg zum Coadjutor der Kurfürsten eine Reise nach Rom. In zehn Tagen reiste er nach Rom, in elf Tagen zurück, der Aufenthalt in der ewigen Stadt selbst dauerte nur wenige, durch Geschäfte theilweise in Anspruch genommene Tage, so war diese Reise mehr eine Schärfung, als eine Befriedigung seiner Sehnsucht nach dem classischen Boden. Schon am 30. April war er wieder in Mainz zurück und wurde bald vom Kurfürsten, dessen besonderes Zutrauen er durch das Gelingen jener Sendung gewonnen hatte, in seiner Kabinetscanzlei angestellt, zum Geh. Legationsrath, bald nachher zum Geh. Conferenzrath und 1791, als man ihn nach Wien und bald darauf nach Berlin und Hannover ziehen wollte, zum Wirkl. Geheimen Staatsrath ernannt. Seine Wirksamkeit fiel in die Zeit, wo alle Illusionen einer Wiedergeburt Deutschlands durch den Fürstenbund in Folge

der Erfahrungen im Lütticher Handel, ( [illegible]
Zwischenreiche nach Joseph's II. Tode und hin[illegible]
Wahlcapitulation Leopold's II. zerflossen, er sehnte sich auch aus dieser politischen Stellung in seine literarische zurück. Interessant ist sein Urtheil über Joseph's II. politische Wirksamkeit, niedergeschrieben am 8. Febr. 1790 (Werke V. 319). „Das Werk Joseph's wird allenthalben vernichtet; er hat nichts gethan, weil er zuviel und auf einmal alles thun wollte. Weil er sah, daß alle Barbaren Rußlands einerlei Gesetz gehorchten, schien es ihm auch thunlich, an der Maas, am Pruth und am Ticino die gleichen zu geben. Er war auch äußerst schlecht bedient, weil Niemand vorbereitet war. Er hatte ein Gemisch altjesuitischer, voltairischer, preußischer, physiokratischer und wienerisch-akademischer Grundsätze und keine Kenntniß des Menschen, weil ihm die Geduld fehlte, Beobachter zu sein." Wir fügen hier das Urtheil eines andern Zeitgenossen bei, des Herzogs Karl August von Weimar vom 17. Juni 1781 (Merck's Briefwechsel II. 189): „Die Handlungen des Kaisers können aus vielen Augenpuncten angesehen werden. Sie haben sehr viel Aehnliches von Meisterzügen, bezeugen eine große Kenntniß — nicht der Menschen, — aber doch der inneren Staatsumstände, und sind das Gegentheil von Furchtsamkeit. Ob es aber nicht hie und da wie Ausführung allgemeiner Begriffe aussieht und wohlzumerken! gut ablaufen wird, das lasse ich dahingestellt sein. Ein Bischen brutal und vornehm scheint mir's mit den Menschen und menschlichen Begriffen umgegangen zu sein. Es lautet mir immer etwas wie ein Freicorps-dictum: „der Teufel hol' die Pfaffen", oder wie ein philosophischer Begriff, daß Niemand unnützes im Staate leben solle (beides klingt an Wirthstafeln nicht übel). Mit den sogenannten unnützen

Mäulern ist's aber ein besonder Ding; man glaubt zwar von Herrschafts wegen, daß alles unnütz sei, was nicht hacke und grabe und nicht effective die herrschaftlichen Einkünfte vermehre und ich habe auch vor dieser allgemeinen Finanzübersicht vielen Respect, aber mir dünket doch, daß — verführe der liebe Gott so finanzialisch scharf mit uns — die großen Herren, welche eigentlich durch die Umstände bloß genießen, faullenzen und nichts einbringen sollen und gewöhnlich bloß aus Langerweile thätig sind, übel dabei wegkämen. Sie würden wahrscheinlich wie die Pfaffen behandelt und wie diese jetzt von den Großen, so jene von Gott als Sachen angesehen werden, welche eines Besitzthums und der Existenz unwürdig wären. Es möchte wohl alsdenn etwas willkürlich mit ihnen verfahren, sie von allen weltlichen Bedienungen und Geschäften ausgeschlossen und bloß zum Beten angehalten werden." Müller täuschte sich nicht über die Bedenklichkeit der Begünstigung der Emigranten. Prophetisch schreibt er an seinen Bruder den 13. Januar 1792 (Werke V. 382): „Wir haben den 18. Januar; übermorgen ist der von Frankreich dem Reich gesetzte Terminus fatalis; ich habe zwar endlich so weit es gebracht, daß Condé nicht mehr zu Worms und kein rassemblement in unseren Landen ist: gleich wohl, da, wider meinen Rath, man hier sich von Anfang und seither ungemein und sonderlich herausgestellt, und, obwohl vergeblich, andre Höfe aufzureizen gesucht hat, so wollte ich um so weniger wetten, daß wir keinen Besuch von den Franzosen bekommen, als der Besitz dieser wichtigen Festung ihnen sehr viel werth wäre und wohl nicht viel kosten dürfte. Wenn sie kommen, so finden sie ohne Zweifel unter dem Volke großen Anhang, theils aus Haß des Adels, theils aus Furcht und aus Liebe zu neuen Dingen.

Ich glaube, daß allen Rheinlanden in selbigem Falle eine schreckliche Erschütterung bevorsteht." Gewiß ist das Zeugniß des Mainzer Staatsreferendarius über die herausfordernde Haltung seines Hofes gegen Frankreich in einem vertrauten Briefe ausgesprochen, von besonderer Wichtigkeit. Da er sich von dem allgemeinen Schwindel, den Feind gering zu schätzen, nicht fortreißen ließ, so wurde er dem Kurfürsten als Demokrat verdächtigt. Er wußte freilich besser, als seine adeligen Gegner, wie es mit den Rüstungen stand. 2000 M. Mainzer mobil zu machen, bedurfte es drei Wochen, und acht Tage, um ein paar hundert Pferde zusammen zu bringen. So traf denn die Prophezeiung ein, welche er nicht nur in der oben angeführten Stelle, sondern in zahlreichen späteren Briefen an seinen Bruder ausgesprochen: Mainz wurde angegriffen und erlag ruhmlos.

Müller war nicht anwesend; auf den Wunsch des Kaisers Franz II., welcher über verschiedene Staatssachen sein Gutachten zu hören wünschte, hatte ihn der Kurfürst nach Wien gesandt. Am 24. Sept. war er abgereist, am 1. Oct. in Wien angekommen. Am 9. erhielt er dort die Nachricht von der Einnahme von Speier, am 24. die Nachricht von Cüstine's Angriff auf Mainz, mit der Mahnung heim zu eilen. Am folgenden Tage reiste Müller ab und erfuhr in Straubing die Einnahme der Stadt, in welcher sein sämmtlicher Besitz, seine Bibliothek, alle seit 20 Jahren gesammelten Correspondenzen, Excerpte und Aufzeichnungen eingeschlossen lagen. Da nach der Capitulation dem Ministerium erlaubt war, sich mit all' seinem Eigenthum hinweg zu begeben, so eilte Müller, was er konnte bis Aschaffenburg und verlangte von hier aus freies Geleit von Cüstine, der es ihm am 2. Nov. übermittelte. Er fuhr nun nach Mainz und wurde von Cüstine mit Auszeichnung empfangen.

Wiederholt drang er in ihn, die Stelle an der Spitze der Verwaltung von Mainz anzunehmen, auch die Bürger drängten sich zu ihm und verlangten seinen Rath darüber, wie sie sich in die neuen Verhältnisse schicken sollten. Sobald er seine Habseligkeiten gepackt hatte, verließ Müller die Stadt, begab sich zunächst nach Aschaffenburg, dann über Würzburg in's Eichsfeld, nach Heiligenstadt, wohin der Kurfürst sich geflüchtet hatte und auf ein Zehntel seiner Einkünfte reduzirt, in größter Einfachheit lebte. Müller beurlaubte sich von ihm, um seine unterbrochene Mission in Wien wieder aufzunehmen. Ueber Erfurt, Weimar, wo er Herder's überraschte, Jena, Naumburg, Leipzig (26. Nov.) und Prag langte er in Wien an und erhielt drei Tage nach seiner Ankunft die Aufforderung vom Kaiser, als Hofrath in die Staatscanzlei zu treten, wenn der Kurfürst seine Genehmigung dazu gäbe. Müller hielt es für anständig, jetzt, wo der Kurfürst in seinen Mitteln so beschränkt war, ihn zu verlassen; wie er aber seine Stelle in Wien auffaßte, ergiebt sich aus folgendem Satze eines Briefes an seinen Bruder vom 7. Dec. 1792 (Werke V. 412): „Mein erster und letzter Wunsch ist und war immer, nach gesammelter Erfahrung vom Gang der Weltgeschäfte, in literarische Freiheit und Muße mich zurückzuziehen, um theils die vaterländische, theils die seit 1778 entworfene, nie ganz aus den Augen gelassene, aber noch Jahre erfordernde, allgemeine Geschichte auszuarbeiten. Diese Vorliebe gründet sich auf mein Gefühl oder meine Einbildung, als Geschichtschreiber dauernder, allgemeiner und mehr nach meiner natürlichen Anlage und Bestimmung wirken zu können. Hierzu ist aber entweder unabhängiges Vermögen, oder ein Supplement nöthig, wodurch ein Staat gegen die Aufopferung eines Theils meiner Zeit mir ersetze, was mir ab-

geht, um die übrige nach meinem Wunsche zuzubringen." Am 12. Febr. 1793 langte endlich die Zustimmung des Kurfürsten an und am 14. trat Müller seinen Dienst an, den er, wie wir eben gesehen, in so eigenthümlicher Weise auffaßte. Nach der Einnahme von Mainz (28. Juli) nahm Müller einen Urlaub, um die in dieser Stadt zurückgelassenen Mobilien und Bücher zu holen und Darlehen im Belauf von 1800 fl. einzutreiben. Die zerstörte Stadt machte ihm den traurigsten Eindruck. „Als ich von Hochheim herunterfuhr, rührte mich die Nacktheit der sonst so schön bekleideten Flur um die Stadt. Näher die hohe Ruine des malerisch in sich selbst zusammengestürzten Liebfrauenthurms. In der Stadt wandelte ich in einsamen Gassen zwischen den Trümmern der Paläste von Dalberg und Ingelheim wie zwischen Gräbern; ging herab zur Franziskanerkirche, roch die 200 bei ihrem Einsturz lebendig begrabenen Franzosen, deren Jammergeheul mir schon geschildert worden war; sah Bücher der Dominicaner zerrissen, halb verbrannt unter dem Schutt; sah das Haus der Gräfin Kesselstadt, daneben das des kaiserlichen Ministers liegen, zur Seite die oft als Meisterstück des Geschmacks bewunderte Domprobstei, noch in den Trümmern schön; dann die grauenvolle Scene der Liebfrauenkirche, des Weihbischofs-Hauses, den hohen Dom mit Schutt bedeckt und umringt, und von da weit hinein in die Gassen die Reste des Brandes. — Als der Mond aufging, begab ich mich in die kurfürstliche Favorite. Den Eingang fand ich, einige der neuangelegten Wege noch, in denen ich dem Kurfürsten oft wie ein Freund, oft mit einem großen Pack Vorträge zur Seite gegangen; sonst fand ich nichts; nicht konnte ich mit Gewißheit die Stelle jenes Pavillons erkennen, wo ich 1790 einen Theil meiner Krankheit aushielt, nicht mehr jene Bäume sehen, unter

welchen ich 1790 unsre Mutter beweinend ging; ein Haufen Schutt, zermalmter Schutt, wenige Cornischen und Architraven zeigten mir, wo einst das Schloß gestanden, wo ich manchen ernstlichen und manchen frohen Auftritt gehabt, welches ich für Artois (später Karl X.) und Friedrich Wilhelm (II.) so glänzend gesehen, welches der Stolz des Hofes, der Lustgarten des Publicums war. — In den 4 Tagen hab' ich keinen frohen Menschen gesehen; Alles ist in einer stummen Gährung, jedermannes Hand und Mund gegen den Andern; Elend, Druck, Uebelbefinden, Unzufriedenheit mit Freunden und Feinden, der alten und der französischen Verfassung." Neben seinen Geschäften betrieb Müller fleißig das Quellenstudium für seine Universalgeschichte; 20 Folianten Excerpte waren der Ertrag des Jahres 1794; so viel als möglich wollte er die ganze Universalgeschichte nach den Berichten der handelnden Personen oder von Augenzeugen schreiben. Der übrige literarische Ertrag dieser Jahre ist schon in der kurzen Lebensskizze im Eingang unserer Schilderung verzeichnet; hier sei nur erwähnt, daß er am 27. Juni 1796 seine Universalgeschichte auf der 1000. Seite endigte. Für das Jahr 1797 hatte er sich den Plan gemacht, die vier schönsten Monate, vom 1. Mai an gerechnet, hindurch die Zeit, welche er nicht auf der Staatskanzlei zubringen mußte, der Ausarbeitung des 4. Theils der Schweizergeschichte zu widmen, und zwar so, „daß ich alle Abende meine Materialien, soviele für 4—5 Seiten erforderlich scheinen, lese, früh schlafen gehe, um drei viertel auf fünf aufstehe, und dann von fünf bis halb neun im Augarten oder auf den Glacis oder den Basteien herumspaziere, um die Composition zu combiniren: ich erwarte hiervon sowohl physisch als qua Verfasser die beste Wirkung." Ueber die Xenien des Schiller'schen Musen-

almanachs auf 1797 schreibt er: „Die Haine der Musen werden Wälder voll Räuber; man darf nicht mehr darin lustwandeln, ohne Besorgniß, nackend und bloß ausgezogen und hierauf bespieen zu werden."

Müller erhielt nach Denis' Tode die Stelle eines ersten Custos der Hofbibliothek (5. Sept. 1800), aber nach van Swieten's Tode (1803) wurde nicht Müller, sondern Jenisch Bibliothekspräfect, und Müller für den Verlust dieser Stelle, welche einem Reformirten nicht verliehen werden konnte, nicht einmal durch eine Gehaltserhöhung entschädigt. Von dieser Zeit an lauten seine Aeußerungen über Oestreich weniger zufrieden (vergl. z. B. VII. 117). In seiner Selbstbiographie (Werke Bd. IV. S. XXVII) sagt er: „M. wäre geblieben, wenn nicht die unter dem Mantel der Redlichkeit und des Diensteifers sich so gern verhüllende Gemeinheit einiger Menschen, durch Verunglimpfung der herrschenden Denkungsart, Verordnungen über das Bücherwesen veranlaßt hätte, welche die sonderbarsten Verbote und auch das zur Folge hatten, daß Müller die Fortsetzung seiner (gewiß nicht revolutionären) Schweizergeschichte selbst auswärts nicht herausgeben durfte." Derber spricht er sich in seinen Briefen (Werke VII. 121) über diese Angelegenheit aus; er erfuhr authentisch, daß die Fortsetzung der Geschichte der Schweiz unangenehm sein würde und selbst im Auslande nicht gedruckt werden dürfe, „ohne von der Wiener Censur beschnitten oder beschniffelt zu sein". Freilich war es an sich ein seltsames Verhältniß, daß der Geschichtschreiber der Schweiz, der wesentlich die Niederlagen östreichischer Waffen zu verherrlichen hatte, in östreichischen Diensten stand. Die Uebersicht der seit 1795 begonnenen Versuche, ihn zum Uebertritt zur römischen Kirche zu bewegen, sind mit den Urkunden: Werke VII., 122 ff. abge-

druckt. Es scheint, daß man nach den „Reisen der Päpste", und nach der hohen Stelle, welche Müller bei dem geistlichen Kurfürsten von Mainz bekleidet hatte, diesen Schritt als etwas selbstverständliches ansah und daß in dieser Voraussicht seine Berufung nach Wien erfolgt war. Müller hatte schon vor seiner Anstellung in Wien vortheilhafte Anerbietungen erhalten, als Akademiker in Berlin eine sorgenfreie Stellung einzunehmen. Ende 1803 trat er eine Reise an, um persönlich die abgebrochenen Fäden wieder anzuknüpfen. Am letzten Tage des Jahres war er in Prag, am 5. Januar 1804 in Dresden wo er Herder's Tod erfuhr; er reiste zu seiner Witwe nach Weimar und entwarf den Plan einer Herausgabe seiner Schriften. Ueber Dresden reiste er nach Berlin, von wo er am 14. März 1804 schrieb: „Was war es doch, das bei dem ersten Eintritt auf preußischem Boden mich neu belebte, in die Jugendzeit, wo Friedrich mein Held war, zurückrief, und wie vaterländisch mir heimelte! So hier, da ich mir zu Hause schien, wie ein aus der Fremde heimgekommener Sohn. Es schien mir ohne Räsonnement so, daß Preußens Sachen die meinigen seien und die des Glaubens meiner Väter und die der immer geliebten, hier freien und ehrenvollen Literatur. Ich fühlte mich wie neubelebt, hier ohne Scheu reformirt und Gelehrter sein zu dürfen. Hierzu kam die Tendenz des Königs, Berlin zu einer Freistätte und einem Mittelpuncte deutscher Art und Kunst und aller vernünftigen Freiheit zu machen. Auch sah ich von letzterer nicht die mindeste üble Folge, hörte keine Klagen, sah keine mißvergnügten revolutionsschwangeren Gesichter, sah Liebe für das Haus und Niemand an Preußens Erhaltung verzweifelnd." Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt in Berlin erhielt er den Antrag, als Geheimer Kriegs-Rath und

Mitglied der Akademie (als deren künftiger Sécretaire perpetuel, Historiographe des Hauses ꝛc.) in preußische Dienste zu treten. „3000 Thlr. Gehalt, und für Transport, Reise, Einrichtung ein volles Jahresgehalt geschenkt; alle Freiheit, meine Schriften herauszugeben, alle Arten literarischer Thätigkeit. Rechne hierzu die freie angenehme Gesellschaft. Was, Bruder, hättest du gethan? Soll ich denn mein Leben thatenlos verschlafen im Lande, wo Montesquieu verboten ist,*) wo ich meine Bücher nicht herausgeben darf, wo überall mich Spione umgeben? Alles Folgen des Mißtrauens des C. C. (Censurcollegiums?) gegen einen Mann, der protestantisch, gelehrt, in einer Republik geboren, Lobredner des preußischen Fürstenbundes und überhaupt freimüthig sei, alles das aber längst vorher, ehe er nach Wien berufen wurde, keineswegs im minderen Grade gewesen war? Alles dieses wäre hier nicht. Auf der andern Seite ist Wien mir doch auch lieb, die Gegend weit schöner, obwohl die Stadt weniger schön; meine Stelle bei der 300000 Bände starken prächtigen Bibliothek mir sehr angenehm, mehrere gute Freunde u. s. w. Dieses alles abgewogen, und in Betrachtung vornehmlich des Guten und Rühmlichen, was ich durch Schriften von hier aus leisten könnte, erklärte ich, daß die vorgeschlagenen Bedingnisse und die Idee, für den Rest meines Lebens dem Lande anzugehören, das mir nach meinem Vaterlande das liebste von jeher war, allerdings Annahme verdiene, die Einwilligung des Wiener Hofes vorausgesetzt. Dieß wurde genehmigt und mir bis den 1. Juni Zeit gelassen." Einstweilen gefiel es ihm in Berlin wohl; die Minister Hardenberg, Schrötter, Reden, waren sehr zuvorkommend gegen ihn;

*) Diese Thatsache leugnet er jedoch 1803. XVII. 262.

mit dem Minister Struensee kam er in engere gesellige Beziehungen, wie auch mit Teller, Spalding, Sack, Nicolai und mehreren Landsleuten. So ließ er sich von den gebotenen Zulagen in Wien nicht halten, löste persönlich im Mai seine dortigen Verpflichtungen und reiste durch die Schweiz, über Karlsruhe, Frankfurt und Cassel, überall am Wiedersehen alter Freunde sich erfreuend, nach Berlin zurück, wo er Ende Juli 1804 eintraf. Von da schrieb er am 25. August: „Ich bin wieder ziemlich in der Ordnung meiner Arbeiten. Meiner Ideen sind viele. Erstlich die Geschichte der Schweiz bis wenigstens 1516. Sofort soll die Universalgeschichte bearbeitet werden und 1808 hoffentlich erscheinen. Hiernächst mache ich wieder viele Recensionen; dann revidire ich Herder's Persepolis. Weiter hat Frau von Stael mir um ein Denkmal ihres Vaters sehr angelegen. Endlich bin ich sehr gebeten worden, auf 1806 einen historischen Kalender zu machen und bin eben nicht ungeneigt, weil es ein Anlaß ist, zu einem großen Publicum über das Resultat der seit 15 Jahren gemachten politischen Experimente mit Verstand und Kraft ein großes Wort zu sagen. In allen dem siehst Mémoires für die Akademie noch unerwähnt, und nicht, was ich thun werde, um den Titel eines K. Historiographen wirklich zu verdienen. Es ist dieses auch eine Hauptarbeit, nämlich die nach antiker Art und Kunst geschriebene Geschichte des großen Friedrich. Gott gebe Gesundheit und Ruhe vor verdrießlichen Dingen! Der Mensch vermag viel, wenn er standhaft will und Ordnung hält. Vier Stunden täglich componire ich, eine ist für Briefe, 5 der Lectüre, 5 der Gesellschaft mit Inbegriff des Mittagsessens." Als eine große Aufgabe seines Lebens betrachtete Müller ferner, alle Materialien zur Universalgeschichte mit den Auszügen aus den

Denkschriften aller großen Akademien und mit der Quintessenz von Bayle und seinen Fortsetzern zu einem großen historisch-politischen Wörterbuch zu verarbeiten*). Sein Lieblingsplan aber war die Verherrlichung Friedrichs. „Viele bezahlte er, der aber, den er nicht erkannte (1781), soll ihn vornehmlich verewigen." Müller spricht in den Briefen, so oft von seiner Arbeitsamkeit und von den beiden Hauptwerken, welchen er vornehmlich seine Kräfte widmet, daß es uns räthselhaft erscheinen würde, warum sie so langsam vorrücken und warum er selbst die Mängel der Schweizergeschichte auf Mangel an Muße schiebt, wenn nicht auf der andern Seite die Briefe auch Zeugniß ablegten von dem maaßlosen Lesedurst, welcher noch mehr als selbst das weite Gebiet historischer Quellen zu umfassen strebte. Eine andre Zerstreuung mag hier mit der vielleicht übertriebenen Schilderung von Henriette Herz angeführt werden (H. H., ihr Leben und ihre Erinnerungen, S. 192): „J. Müller's Unterhaltung klang schon nicht geistreich, wenn er französisch sprach, aber sie erschien oft plump, wenn er mit seiner schweizerischen Aussprache und seinem besonders störenden gurgelnden ch deutsch sprach. Dabei war sein Aeußeres unangenehm, seine Gesichtszüge waren breit, zerflossen, sein Mund sah stets aus, als sei er mit Fett bestrichen, eine Voraussetzung, die bei dieses Gutschmeckers Rüstigkeit im Essen sehr berechtigt gewesen wäre, hätte man nicht vorauszusetzen gehabt, daß der Wein, welchen er in großer Fülle genoß, das Fett wieder abspülen mußte. Es konnte unter diesen Umständen nicht fehlen, daß er das Stichblatt der Scherze und Satire des anmuthigen und

*) Weiter ist dieß nicht zur Ausführung gediehene Unternehmen dargelegt VII. 204 und 206.

etwas muthwilligen Prinzen Louis Ferdinand wurde, in dessen Gesellschaft er sehr viel war. Er, der Prinz und der holländische Gesandte Dedel schlemmten fast jeden Abend miteinander. Müller's Weinlaune ergötzte den Prinzen sehr und Müller spielte bei ihm etwa die Rolle, wie Gundling bei Friedrich Wilhelm I." Dennoch wird in den zahlreichen Briefen, die Müller aus Berlin an seinen Bruder schrieb, der Prinz nur einmal (VII. 230) flüchtig erwähnt. Ebensowenig ist die Rede von Varnhagen und Wilh. Neumann, welche durch Müller in die vornehmen Cirkel eingeführt wurden.

Während Müller am 23. April 1805 seinem Bruder schreiben konnte, daß die Revision des ersten Theils der Schweizergeschichte, in welchen bei anderthalbtausend Berichtigungen und Zusätze eingeflickt worden, nahezu vollendet sei, rückte die Geschichte Friedrichs des Großen nicht weiter. Am 31. Juli 1804 war Müller zum Historiographen ernannt. Am 24. Januar 1805 hielt er seine academische Rede über die Geschichte Friedrichs II. und überschickte sie dem König, welcher am 9. Febr. ihn als Erwiederung aufforderte, Friedrichs II. Geschichte zu schreiben, „ein Werk, welches des Geschichtschreibers der Schweizerbundes würdig sein und schwerlich einem andern je so vollkommen gelingen würde". Darauf übersandte Müller am 1. Juli 1806 dem König die neue Ausgabe der Schweizergeschichte mit einem Schreiben, worin er sich zu dieser Arbeit bereit erklärt, wenn ihm die Archive geöffnet würden. Diese Erlaubniß wurde schon am 5. ihm bewilligt und die darauf bezüglichen Befehle am 22. gegeben, am 2. Sept. aber dahin ausgelegt, „daß die Archivarien für jeden einzelnen Fall zu ermessen haben, welche Acten sie ohne weiteres, und welche sie nur nach ausdrücklicher Ermächtigung des Mi-

nisterii verabfolgen lassen können, ferner daß Müller sein Werk vor dem Drucke dem Ministerio zur Censur vorlegen solle". — Diese einem verpflichteten Hofhistoriographen gegenüber eigenthümlichen Bedingungen kritisirt Müller in seinem Schreiben vom 8. Sept. mit vieler Feinheit: „Eine Physiognomie, die zum Theil verschleiert ist, läßt sich nicht gut malen. Wenn die Vorsteher des geheimen Staatsarchivs bei Mittheilung jeder Quelle erst zu prüfen haben, ob der Unterzeichnete sie ohne weitere Anfrage benutzen darf, so gesteht er, daß er lieber nichts will, als diesen verdienten Männern viele Jahre lang zur täglichen Last sein, hundertmal sie in Verlegenheit bringen, mit seiner Arbeit stillstehen oder eine Menge Lücken in seiner Geschichte lassen zu müssen. So läßt sich auch in Ansehung der Censur bemerken, daß der Geschichtschreiber vieles zu sagen hat, und sagen soll, was nicht eben so schicklich unter Autorisation einer hohen Staatsbehörde in die Welt ausgehen kann. Er wird bei der zärtlichsten Verehrung seines Helden der Schatten im Gemälde auch wohl gedenken; große Charaktere vertragen dieses. Durch die verzeihliche Aengstlichkeit eines die Verantwortung theilenden Censors sind viele Arbeiten dieser Art ungedruckt liegen geblieben; indeß die Richtigkeit anderer schon darum bezweifelt wird, weil sie revidirt worden sind. Die Verantwortlichkeit des sich öffentlich nennenden Verfassers, als beeidigter Diener gegen S. Maj., als Geschichtschreiber gegen die achtungswerthe und strenge Stimme des Publicums und der Nachwelt scheint ein genugsames Band, wobei die hohen Staatsbehörden von einer immer bedenklichen Sanction frei bleiben. Der Unterzeichnete, welcher die Geschichte von 22 furchtsamen, getheilten eifersüchtigen Republiken ohne irgend eine Klage beschrieben hat, erwartete von den liberalen

Grundsätzen der preußischen Regierung so viel Zutrauen in seine Erfahrung und Sorgfalt und in seine Denkungsart für den Staat und für das Andenken Friedrichs des Großen, daß ihm gestattet würde, sein eigener Censor zu sein. Sonst ließe sich der Titel eines Historiographen des K. Hauses durch die Erzählung der ältesten und fernsten Geschichten auf eine für künftige Regenten des preußischen Staates und ihre Diener lehrreiche Weise besser verdienen; für Staat und Krieg mag ein preußischer Prinz aus der Geschichte Kaisers Trajan oder Königs Cyrus, wenn sie gut sind, leicht mehr lernen, als aus der des größten von seinem Geschlecht, wenn man ihr die Lücken oder den Zwang ansähe. Müller." Darauf hin wurde am 6. Oct. 1806 ihm die uneingeschränkte Benutzung der Archive nach eigenem Gewissen gestattet; die bloße Anführung des Datums genügt; 8 Tage später stürzte die Monarchie Friedrichs des Großen zusammen. Der nächste Brief M.'s an seinen Bruder ist vom 21. Oct.; da fürchtet er gar für sein Leben, obgleich er Napoleon nie persönlich, namentlich angegriffen habe; er wünscht dieses ihm so liebe Land in seiner Herunterwürdigung zu verlassen! Diese furchtsamen Gedanken erfüllten sich nicht, vielmehr erhielt er Freiheit von der Einquartirungslast und sein Gehalt wurde ihm wie früher ausbezahlt. Schon am 8. Nov. erhob er sich zu dem Gedanken: „Gott, ich sehe es, hat dem Kaiser das Reich, die Welt gegeben", und eine Unterredung mit Napoleon am 19. (VII. 243 — 246) gewann ihn vollends und stellte selbst Friedrich den Großen bei ihm in den Schatten. — Friedrich Wilhelm III. war in Memel, die Verbindung mit diesem fernen Puncte bei noch fortdauerndem Kriege zögernd und unsicher. Müller sandte sein bedingtes Entlassungsgesuch ein, welches nie angelangt ist, und begleitete

es mit mehreren erläuternden Schreiben an Personen aus der Umgebung des Königs*). Der Grund, den er hier wie in seinen Privatbriefen vorschob, war die finanzielle Bedrängniß des Staates, den zu erleichtern die Discretion geböte; der Gedanke, daß es für den einzeln stehenden Mann kein zu großes Opfer wäre, bei der allgemeinen Bedrängniß zum Besten des Staates, „dessen Herschern er von Jugend auf mit treuer Anhänglichkeit zugethan war und welcher ihm nach seinem Vaterlande am liebsten war“, auf einen Theil seines Gehalts von 3000 Thlr. zu verzichten und der Welt das Schauspiel der Desertion zu ersparen, scheint ihm nicht gekommen zu sein. Ehe Müller seine Verhältnisse mit Preußen geordnet, hatte er Unterhandlungen mit dem König von Württemberg angeknüpft, welcher am 3. Januar 1807 ihn nach Tübingen zu ziehen wünschte. Die Rede auf Friedrich den Großen, am 24. Januar 1807 in der Akademie gehalten, erregte durch ihre Fassung große Befremdung; wir kommen später auf dieselbe zurück.

Den verlorenen Brief an den König vom 1. Juni sandte Müller nochmals ab am 14. Juli. Statt eine Entscheidung darauf zu erhalten, erfuhr er im August, daß der Brief noch nicht übergeben worden sei; die Königin finde es unbegreiflich, daß er diesen Entschluß fassen könne; man meinte, er solle dem Staate in dieser Epoche die Schmach nicht anthun, an ihm zu verzweifeln; man sicherte ihm den Fortbezug seines Einkommens zu. Als er indeß am 5. Sept. nochmals die Wahl zwischen Entlassung und Sicher-

---

*) Schreiben an den König vom 1. Juni 1807, Begleitschreiben vom 28. Mai und 13. Juli 1807, abgedruckt in Werke VII., 281 — 288.

stellung vor Reduction des Gehaltes gestellt hatte, erfolgte am 5. Oct. kurz und trocken seine Entlassung. Am 29. Oct. verließ er Berlin, wo er die letzten Stunden mit Alex. v. Humboldt zubrachte. Seine Effecten, meist Bücher, 120 Ctnr. an Gewicht, wurden über Nürnberg nach Tübingen geschickt, er selbst reiste über Dessau, Halle, Weimar, Eisenach nach Frankfurt. Schon Anfangs October war ein französischer Curier von Paris abgegangen, welcher ihn zur schleunigsten Reise nach Fontainebleau einladen sollte; dieser Curier ist verschollen und kam wahrscheinlich in den ausgetretenen Wassern um's Leben; seine zeitige Ankunft hätte den Abgang von Müller's umfangreichem Gepäck nach Tübingen verhindert und ihm die großen Kosten dieser vergeblichen Reise (3000 fl.) erspart. Ein zweiter Curier hatte ihn schon in Tübingen gesucht, eilte ihm dann auf dem Wege nach Berlin entgegen und traf ihn, nachdem er schon bis Gotha gewesen war, endlich am 5. Novbr. in Frankfurt. Ueber Mainz und Sträßburg eilte Müller dem kaiserlichen Befehle gemäß nach Fontainebleau, wo er am 12. eintraf und am gleichen Tage vom König von Westfalen empfangen wurde. Am 17. Nov. wurde er zum k. westfälischen Minister-Staatssecretär ernannt. Gleichzeitig erhielt er das Großkreuz des holländischen Löwenordens. Er bildete sich ein, in seiner neuen Stellung für literarische Beschäftigungen noch Zeit zu behalten; in Cassel sollten, wie er am 27. Nov. 1807 aus Paris an seinen Bruder schreibt, in einem eigenen Zimmer die Materialien zur Fortsetzung der Schweizergeschichte aufgeschlagen stehen und jede müßige Stunde sollte zu derselben verwendet werden! Am 19. Decbr. kam er in Cassel an und trat in die Geschäfte ein, aber schon am 28. sah er sich genöthigt, wegen leidender Gesundheit um seine Entlassung einzukommen. Am 30. schlug

ihm der König einen Tausch vor, und bot ihm statt seines Ministerpostens die Stelle eines königlich westfälischen Generaldirectors der Universitäten *), deren Geschäftskreis er sich selbst abgrenzen möge. Sein Titel war Staatsrath, sein Gehalt 30000 Frcs., welche übrigens durch bedeutende Repräsentationsausgaben und Einrichtungskosten (die Hofkleider kosteten 12000 Frcs.) bereits auf mehrere Jahre vorweggenommen waren. Mit dieser Stelle war er aber nicht weicher gebettet. Er hatte sich die schöne Aufgabe gestellt, im humanen Interesse den Vermittler zu machen zwischen dem König und seinen französischen Räthen einerseits, und den um ihre eigne oder der ihnen anvertrauten Institute Existenz besorgten deutschen Professoren andrerseits. Aber das theilweise arme und vom Krieg erschöpfte Land von 2 Millionen Einwohnern hatte fünf Universitäten: Göttingen, Helmstedt, Halle, Marburg, Rinteln; von seinen Einkünften, welche 1808: 25, 1809: 37½ Millionen Franken betrugen, verschlang das Kriegsministerium 1808: 9, 1809: 13 Millionen. Der beste Theil der Domänen, im Ertrag von jährlich 7 Millionen Franken, war von Napoleon an ausgezeichnete Führer aus den Feldzügen von 1806 und 1807 als Lehen gegeben. Die Civilliste des Königs zur Bestreitung des glänzenden Hofes betrug 1808: 6¼, 1809: 5 Millionen Franken. 4½ Millionen verschlang 1809 die Verzinsung und Tilgung der öffentlichen Schuld, und außerdem war das Land noch mit 20 Millionen rückständiger Contributionen an Frankreich belastet, welche erst 1810 auf 16 Millionen herabgesetzt wurden **).

---

*) Außer den fünf Universitäten waren noch gegen 50 Lyceen und Gymnasien und 3000 Schulen ihm untergeben.

**) Das Weitere über diese Verhältnisse findet man in J. Demian, Statistik der Rheinbundstaaten, Frankfurt am

Wie sollte da Rath werden zur Unterhaltung von fünf Hochschulen, welche selbst, soweit ihre Dotation in liegenden Gründen bestand, die größten Verluste erlitten hatten? In der That wurden Rinteln und Helmstedt den 10. Dec. 1809, also nach Müller's Tode aufgehoben, aber welche Kämpfe hatte Müller vorher auszustehen, wie bestürmten ihn die theilweise ihm persönlich bekannten höchst achtbaren Professoren, jeder mit Vorstellungen zur Erhaltung seiner Universität! Und doch meinte er manchmal, vielleicht wären von allen fünf nur „die Akropolis aller Wissenschaft, die Georgia Augusta, die Pergama der Gelehrtenrepublik" zu erhalten!

Daneben die körperlichen Anstrengungen des in Jahren schon weit vorgerückten Mannes; so am 15. Mai 1808 die Vorstellung der Akademie Göttingen an den König, wobei der günstige Moment benutzt werden mußte, für den botanischen Garten, die Sternwarte, die Bibliothek das Fehlende zu erlangen; dann dasselbe Geschäft in Braunschweig mit dem Personal der in Gefahr schwebenden Hochschule Helmstädt, ebenso in Halle, daneben die Hoffestlichkeiten, die Besuche, der ausgedehnte Briefwechsel, und die süße Gewohnheit einer ausgebreiteten Lectüre — kein Wunder, daß die Bearbeitung der 15104 Seiten Excerpte für die Universalgeschichte stockte und dem im August 1807 nach Leipzig gesandten ersten Theil des fünften Bandes der Schweizergeschichte erst im October 1808 die Vorrede nachfolgte. Als Müller von jener kurzen Reise mit dem König nach Göttingen, Braunschweig, Magdeburg, Halle heimkehrte, fand er siebzig Briefe vor! Da auch

---

Main 1812 I., und Schlosser, Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. II. Aufl. 1848. VII., 351 — 356.

außer seinen amtlichen Geschäften viele Personen wegen der Neuheit der Verhältnisse sich um Rath an ihn wandten, so wuchs seine Ausgabe für Briefgeld in einer Weise an, daß er sich am 25. März 1809 zu einer Bekanntmachung deßhalb veranlaßt fand (VII. 394).

Seit Anfang des Jahres 1809 hatte er viel über seine leidende Gesundheit geklagt; am 19. Mai erkrankte er ernstlich an einer Gesichtsrose mit Entzündung der Hirnhäute und starb am 29. Mai Morgens. Am 31. Mai wurde er auf dem französisch-reformirten Kirchhof zu Cassel begraben. — Die Beilagen zum siebenten Bande seiner Werke enthalten die Grabrede des Justizministers Siméon, die Krankheitsgeschichte von Dr. K. Harnier; die Geschichte seines letzten Lebensjahres und seinen letzten Willen, aus welchem hervorgeht, daß Müller durch den Verlust seiner bis 1803 gemachten Ersparnisse in Wien in Folge eines Betrugs, durch sein Bücherkaufen, seine Wohlthätigkeit und insbesondere durch die bedeutenden Ausgaben, welche mit dem Antritt seiner neuen Stellung in Cassel verbunden waren, Schulden hinterließ, welche erst aus dem Ertrag seiner hinterlassenen Werke gedeckt werden konnten.

Müller ist als Mensch und Schriftsteller sehr verschieden, und wie es uns scheint, oft zu ungünstig beurtheilt worden. Ehe wir es versuchen, unsre eigne Ansicht zu entwickeln, wollen wir noch zu G. Forster's oben erwähnten Worten einige andre Autoritäten anführen. F. Gentz, der wohl selbst einer nachsichtigen Beurtheilung in politisch-moralischer Beziehung bedarf, schreibt in seinem, wohl unter dem Eindruck von Müller's am 24. Januar 1807 gehaltener Rede verfaßten berühmten Absagebrief: „Die ganze Zusammensetzung Ihres Wesens ist ein seltsamer Mißgriff der Natur, die einen Kopf von außerordentlicher Stärke

zu einer der kraftlosesten Seelen gesellte. Die Masse von vortrefflichen Gedanken, von sinnreichen und oft tiefen Combinationen, die seit 20 Jahren durch ihre Feder gegangen, schien sich bloß für andre zu entwickeln; in Ihnen selbst hat nichts haften, nichts Wurzel schlagen können. Sie sind und bleiben das Spiel jedes zufällig vorübergehenden Eindrucks. Stets bereit, Alles anzuerkennen, Alles gelten zu lassen, Alles zu umfassen, sich gleichsam mit Allem zu vermählen, konnten Sie nie zu einem gründlichen Haß, zu einer gründlichen Anhänglichkeit gelangen. Ihr Leben ist eine immerwährende Capitulation. Wenn der Teufel in Person auf Erden erschiene, ich wiese ihm die Mittel nach, in 24 Stunden einen Bund mit Ihnen zu schließen." — B. G. Niebuhr schreibt 1812: „Müller's Gefühle und Urtheile waren von früher Jugend an gemacht. Der reine Lebensathem der frischen Wahrheit fehlt in allen seinen Schriften. Er hatte ein außerordentliches Talent, sich eine Natur anzunehmen und mit Consequenz zu behaupten, bis er sie wieder mit einer andern vertauschte. Ihm fehlte alle Harmonie; historische Kritik hatte er gar nicht, seine Phantasie war auf einige Punkte beschränkt und die beispiellose Anhäufung von factischen Notizen als zahlloses Einerlei war doch im Grunde todt in seinem Kopf." — Wir wollen nun versuchen, auf Grund der in seinem Briefwechsel in reichem Maaße vorliegenden Zeugnisse diesen Charakter zu entwickeln. Müller besaß Anlagen, Fleiß, Neigung und Ehrgeiz zu einem Büchergelehrten, einem Schriftsteller*);

*) Ich bin in meine Studien ganz verliebt. Oft, wenn ich nach Tagen von Besorgniß und Mißmuth nach Hause gekommen, sogleich wieder über Bochart oder so einen hergefallen, vergaß ich der Welt in zwei Stunden so, daß ich für meines Lebens Glück Gott zärtlichst dankte; was wäre ohne die Studien aus

sein Ziel war, zwei Werke: die Schweizergeschichte und die Universalgeschichte zu vollenden; zu diesem Zweck wünschte er ein bescheidenes Einkommen und Muße. Trotz seines Fleißes, trotz der Anerkennung, welche er fand, trotzdem, daß er fast 60 Jahre lebte, hat er dieß nicht hoch gesteckte Ziel nicht erreicht; er hinterließ beide Werke unvollendet und starb mit Schulden belastet. Sein Wissensdurst war so groß, daß er sich an dem Studium des zu seiner Aufgabe erforderlichen ungeheuern Materials nicht genügen ließ, sondern auf andre Fächer überstreifte, was seine Arbeiten nicht wenig aufgehalten hat. Das Tragische seines Schicksals ist, daß die übelverstandene Gunst der Mächtigen und die bewegte Zeit, in der er lebte, ihn zu Mainz, Wien und Cassel in die Geschäfte gedrängt haben, wozu ihm außer Neigung und Anlage auch eine feste politische Ansicht und Ueberzeugung fehlte*). Wir haben oben ge-

---

mir geworden! Wie ertrüg' ich manches! Es ist die wahre Wollust, in allen Zeiten und Orten zu leben und keinen Augenblick leer zu fühlen (1799. VI., 327). Für Leute wie ich schienen mir oft literarische Klöster erwünscht, wo man für gar nichts zu sorgen hat (1803. VII., 78). Das Leben genieße ich wahrhaft, wenn ich ganz allein bei stiller Nacht lese, was mir Vergnügen macht, und zwar wechselsweise ein Werk, das zur varia eruditio gehört, eines über das Alterthum, das Mittelalter, die neue Geschichte (1805. VII., 162). Ich bin an Kenntnißdurst ärger als je; das ist mein Leben (ebenda 167). Es ist mir leid, aus der Laufbahn die ich mir von der Natur gegeben glaubte, hinausgeworfen zu sein (1808. ebenda 367).

*) „Verehrung der Demokratie zu Unterwalden, der Aristokratie zu Venedig, zu Bern, der Monarchie in jedem größeren Staat" bezeichnet er als seine politischen Grundsätze (Werke, Band IV. S. XIII.). „Es heilen die annali pistolesi sehr von der Vorliebe zum Republicanismus; sein ächter Sitz ist in armen Ländern, wie unseres, in leicht übersehbaren und durch größere

sehen, wie seine politische Neigung haltungslos um und übersprang; ein unklarer Schweizerpatriotismus, mehr der Vergangenheit als der Gegenwart angehörig, scheint das einzig Dauernde bei ihm gewesen zu sein. Seine politische Sympathie scheint am meisten der aristokratischen Republik sich zugewandt zu haben*). Sein Privatcharakter war durch Humanität im weitesten Sinne ausgezeichnet. Für den Geschichtschreiber hat er die höchsten Ziele aufgesteckt: die fleißigste Quellenforschung und die sorgfältigste Darstellung. Wenn er diese Ziele nicht erreicht hat, so bleibt seine Universalgeschichte doch „ein bedeutender Anfang für eine ächte Philosophie der Geschichte" (Julian Schmidt). Der dem Tacitus nachgebildete Styl der Schweizergeschichte muß nach den Schriftstellern der damaligen Zeit beurtheilt werden; dann wird man es natürlich finden, daß er beim Mangel eines künstlerischen nationalen Vorbildes in Prosa dem Alterthum sich zuwandte.

Die Schweizergeschichte erschien: der erste Theil; Boston (Bern) 1780, neue Bearbeitung Band 1 und 2, 1786; Band 3, 1795; Band 4, 1805 und des fünften erste Abtheilung 1808; neue Auflage, Band 1 — 3, 1806. Die Universalgeschichte erschien als: Vier und zwanzig**) Bücher allgemeiner Geschichten besonders der europäischen Menschheit, Tübingen 1810, 3 Bände. Die sämmtlichen Werke erschienen zuerst (herausg. von seinem Bruder

---

Nachbarn im Zaum gehaltene Communen" (Werke, VI. 308, geschrieben 1799). „Du weißt ich hatte für die Hierarchie allezeit Hochachtung" (1803. VII., 89).

*) Vergl. Werke IV., 254. „Die aristokratische Regierungsform scheint mir vor Allem bequem zur Erhaltung der Freiheit" XIII., 123.

**) Eigentlich sollten es 30 werden.

J. G. M.) Stuttgart 1810—19, 27 Bände, dann 1831 bis 35. 40 Bände, mit dem Bildniß des Vfs. Ausführliche Würdigungen Müller's sind von Woltmann (J. v. M., von K. L. v. W., Berlin 1810, nebst einem Anhang: Müller's Briefe an W.) und F. Giehne (Studien und Skizzen aus der Mappe eines Zeitschriftstellers. Karlsruhe 1844, S. 361. Die Schweiz und die Schweizer). Aus dem breit und selbstgefällig in hochtrabendem Style geschriebenen Werke Woltmann's ist fast nur die treffende Bemerkung hervorzuheben, welche er über den unglücklichen Schluß von Müller's oben erwähnter Rede am 24. Januar 1807 macht. Diese Rede über Friedrichs des Großen Ruhm (in den Werken Band VIII im Original und der deutschen Uebersetzung Goethe's abgedruckt) schloß mit den Worten: „Und Du, unsterblicher Friedrich, wenn von dem ewigen Aufenthalt, wo Du unter den Scipionen, den Trajanen und den Gustaven wandelst, Dein Geist nunmehr von vorübergehenden Verhältnissen befreit, sich einen Augenblick herablassen mag auf Das, was wir auf der Erde große Angelegenheiten zu nennen pflegen, so wirst Du sehen, daß der Sieg, die Größe, die Macht immer dem folgt, der Dir am ähnlichsten ist. Du wirst sehen, daß die unveränderliche Verehrung deines Namens jene Franzosen, die Du immer sehr liebtest, mit den Preußen, deren Ruhm Du bist, in der Feier so ausgezeichneter Tugenden, wie sie Dein Andenken zurückruft, vereinigen mußte". W. sagt darüber: „Hätte Friedrichs Geist damals einen Blick aus den Wolken zur Erde thun können, und die Franzosen sein Reich zertrümmernd, in Berlin gesehen, so würde er das Schicksal beschworen haben, Gewitternacht und Feuer um ihn zu sammeln. Aber harmlos vergaß Müller den Kern seiner Ideenverbindungen, das, was sich unvermeid-

lich zuerst bei jener Zusammenstellung von Gedanken aufdrängen mußte: den tiefen Schmerz, welchen die Preußen über die Franzosen, die damals in Berlin waren, empfinden mußten, um der Liebe Friedrichs zu französischen Literatur auf eine den Franzosen schmeichelhafte Weise zu erwähnen. Wie bitter ist diese Unbehülflichkeit gerügt, wie ist in ihr ein Hohn gesehen worden, von welchem seine Seele so rein war!" — W.'s Buch ist wesentlich eine Kritik von Einzelheiten der Schweizergeschichte; den Hauptmangel derselben erwähnt er nicht. Friedrich Siehne, obgleich sein oben angeführter Aufsatz in entschieden feindseliger Gesinnung gegen die Schweiz geschrieben und deßhalb in seinen düsteren Prophezeiungen durch die Ereignisse seit 1848 vielfach widerlegt worden ist, hat in dieser Hinsicht das Richtige gesehen. Müller sagt: „Die Helvetische Geschichte hört auf mit Cäsar und beginnt dann wieder mit Tell." Er fingirt also ein helvetisches Urvolk eigener Nationalität, welches erst von den Römern, dann von den Deutschen unterjocht, sich befreit hat und sein unterbrochenes Dasein weiter lebt. Dagegen sagt Siehne mit Recht: „Die Schweizer haben weder in der Nationalität noch in der gemeinsamen Geschichte einen Einigungspunct. Den Anfang einer Schweizergeschichte, wiewohl noch ohne den Namen von Schweizern, macht ein glücklicher Bauernkrieg, eine Auflehnung gegen Herrengewalt und Herrendruck, ganz in derselben Weise, wie sie von anderen deutschen Bauern später in größerem Maaßstabe versucht wurde, aber mißlang. Einmal gewonnen, hatte der Erfolg Zeit, sich zu befestigen; die Entlegenheit des Landstriches, seine Armuth, seine Unbedeutsamkeit in den Augen der Welt waren seine Sicherung dabei. An eine besondere „Eigenthümlichkeit" und deren Abscheidung von Deutschland dachte dieser Auf-

stand so wenig, daß er vielmehr gerade auf die Reichs=freiheit seine Ansprüche baute. Bei dem Reiche eben suchten die drei Landgemeinden Schutz gegen die Vergewaltigung durch die Fürstenmacht von Oestreich, mit dem Reiche wollten sie in unmittelbarem Verbande erhalten sein, und in diesem Sinne erlangten sie von dem Kaiser Ludwig dem Baier, wider dessen Gegenpartei sie bei Morgarten gekämpft, die erbetene Bestätigung ihres Bundes. Nun gab es denn Eid- oder Bundesgenossen in diesen Ländern, aber es gab noch keine Schweizer; die „gemeinsame Geschichte" bis dahin ist eine Geschichte dreier Alpenthäler, bei welcher die Vorfahren der übrigen Schweizer von heute ganz und gar unbetheiligt waren. Im Verlauf eines Menschenalters traten sodann einige benachbarte Städte hinzu, zum Theil Reichsstädte, und auf diese Weise erwuchs allmählich ein größeres Bündniß, aus Einzelverbindungen der neuen mit den drei alten Orten zusammengesetzt, zuerst nur auf bestimmte Fristen geschlossen, von Bedürfnissen des Augenblicks eingegeben und nach Interessen der Oertlichkeit weiter geführt. Es war eine Einigung, wie die andern Einigungen im Reiche auch; der Bund hatte für Kaiser und Reich seinen Vorbehalt und diese wehrten ihm nicht, sondern bloß die benachbarten Stände, welchen er Unterthanen entfremdete. Es war ein Stück deutschen Lebens, was in den Alpen seinen Schauplatz hatte." Weiterhin widerlegt Giehne mit viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit die Geschichte vom Tell und Winkelried und weist nach, wie unkritisch Müller bei diesen Glanzpuncten seines Werkes verfahren ist, ja er macht aus dessen eigenen „Tagebuch einer Schweizerreise" (1777) wahrscheinlich, daß aus dem damaligen Regierungsverfahren der Urkantone in den welschen Vogteien jenseits des Gotthards die Farben geborgt

sind zur Ausmalung der Tyrannei, welche die Landvögte zur Zeit Melchthals und Baumgartens geübt haben sollen. Einen weiteren Vorwurf gegen seine Geschichtschreibung hat Müller selbst ausgesprochen mit den Worten (1779, Werke IV., 291): „Kriegskunst der Neueren ist mir angenehmer, als alles was bürgerliche Gesetze oder Handel anbetrifft." Da Müller kein Militär von Beruf war, so ist dieß offenbar ein dilettantischer Zug. Mit einer oberflächlichen Kenntniß des Kriegswesens läßt sich eine Geschichte sicher wohl aufputzen, aber unstreitig wichtiger, wenn gleich mühsamer zu erwerben, ist für den Geschichtschreiber die Kenntniß der Gesetzgebung und der volkswirthschaftlichen Zustände. Was Müllers Nachahmung des Tacitus betrifft, so schreibt er 1780 an Bonstetten (Werke XV. 256): „Tacitus bin ich nicht, auch Livius nicht, ich bin ich; Tacitum hatte ich drei Jahre lang, da ich mein Buch schrieb, nicht gelesen, seiner gedachte ich nicht; meine Schreibart ist ein Werk der Materie nicht meines Willens", und 1788 an Nicolai: „Nicht nur habe ich seit 12 Jahren ihn gar nicht gelesen, er ist nach meinem Geschmack in der That auch kein vollkommenes Muster, ich halte weit mehr auf einige Griechen, auf Cäsar's Einfalt am allermeisten. Die Ursache meiner oftmals dunkeln Manier war immer der Mangel genugsamer Muße zur Ausarbeitung; es ist mir nicht möglich gewesen, die Darstellung des Fürstenbundes oder die Schweizergeschichte*) auch nur abzuschreiben. Daher ein Excerptenstil, den lange Gewohnheit mir wie Haller'n eigen gemacht. Auch was aus der Seele geflossen, ist, aus diesem einigen Grunde, nicht ein heller

*) Dieß steht freilich in Widerspruch mit der Schilderung seiner Bearbeitung der Schw. Gesch. aus dem Jahre 1777.

Bach, sondern hervorbrechender trüber Alpenstrom, der mehr fortreißt, als befruchtet. Einzelne Stellen habe ich das zufällige Glück gehabt, ein paarmal umarbeiten zu können; diese haben auch überall Beifall gefunden." Jedenfalls hatte er früher Tacitus viel studiert und vortheilhafter über ihn gedacht, als er an Nicolai schreibt, denn 1776 (IV. 220) urtheilt er: „Je öfter er gelesen wird, desto mehr Stärke und Schönheit, desto mehr Ueberlegenheit über Alle, welche in alter und neuer Zeit Geschichte geschrieben haben, entdeckt man in diesem tiefsinnigen und schweren Schriftsteller."

# Friedrich Schiller.

## Vorerinnerung.

Die Feier der hundertjährigen Wiederkehr von Schillers Geburtstag hat eine solche Fülle von Material für seine Lebensgeschichte angesammelt, daß hier wohl die Schriften namhaft gemacht werden müssen, welche bei der folgenden Charakteristik benutzt worden sind. Es sind dies:

1. Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang. Von Dr. Karl Hoffmeister. Stuttgart 1838—42. 5 Theile.
2. Schillers Leben in drei Büchern von Gustav Schwab. Stuttgart 1840.
3. Schillers Leben und Dichtungen von August Spieß. Wiesbaden 1859.
4. Schillers Beziehungen zu Aeltern, Geschwistern und der Familie, von Wolzogen. Aus den Familienpapieren mitgetheilt. Stuttgart 1859.*)

*) Herausgegeben von Schillers einziger noch lebender Tochter, der Freifrau v. Gleichen-Rußwurm, und Alfred, dem Enkel jener Henriette von Wolzogen, welche dem württemb. Flüchtling das Asyl in Bauerbach gewährte, ist dies Werk unschätzbar nicht nur durch die Fülle neuen Materials, die es bietet, sondern auch durch die Berichtigung früherer biographischer Mittheilungen.

Von den Briefwechseln ist der mit Goethe nach der Ausgabe von 1856 und der zur Ausfüllung der Lücken in dem Hoffmeister'schen Werke wichtige mit Körner, Berlin 1847, 4 Bände, besonders benutzt. Außerdem die Schillerreden von Jacob Grimm (zweiter Abdruck, Berlin, Ferd. Dümmler 1860) und Friedrich Vischer (Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1860). Die Werke sind nach der Duodezausgabe in 12 Bänden von 1847 citirt. Schriften über einzelne Perioden von Schillers Leben werden unter dem Texte angeführt werden.

---

# Erster Abschnitt.

## Jugendgeschichte und Periode der jugendlichen Naturpoesie. 1759—1786.

Schillers Vater, Johann Caspar, geb. zu Bittenfeld, Amts Waiblingen, 27. October 1723, ging in dem östreichischen Erbfolgekrieg als Wundarzt mit dem bairischen Husarenregiment Graf Frangipani nach den Niederlanden. Sein lebhafter Geist konnte sich nicht auf den engen Kreis seines Geschäftes beschränken; wenn kleine Commando's auf Unternehmungen ausgeschickt wurden oder bei Vorpostengefechten machte er als Unteroffizier den Anführer. Nach dem Aachner Frieden 1748 kehrte er nach seinem Vaterlande Würtemberg zurück und ließ sich in Marbach nieder, wo er 1749 heirathete. Die Ausübung seiner Kunst verleidete ihm aber in Friedenszeiten um so mehr, als sie ihn mit seiner Frau kaum ernährte. Er gab daher die Chirurgie ganz auf und wurde 1753 als Fourier, 1757 als Fähnrich und Adjutant

in dem damaligen Regimente Prinz Louis angestellt, welches mit mehreren andern Regimentern einen Theil des östreichischen Heeres in Böhmen ausmachte. Durch ansteckende Krankheiten erlitten die württembergischen Hülfstruppen bedeutende Verluste, in welcher schlimmen Lage der thätige, rüstige Schiller bereitwillig jedes ihm übertragene Geschäft vollzog und bei fehlenden Aerzten und Geistlichen sich bald der Kranken annahm, bald durch Vorlesung von Gebeten und Leitung des Gesanges den Gottesdienst besorgte. Als er darauf in eine andere württembergische Heeresabtheilung versetzt wurde, welche in Hessen und Thüringen stand, gebrauchte er die freie Muße, um seine mangelhafte Jugendbildung möglichst zu verbessern und die Kenntnisse zu erwerben, welche die militärische Laufbahn von ihm forderte. Die Zeit der Winterquartiere benutzte er bisweilen, um mit Urlaub nach Hause zu reisen. Nach beendigtem siebenjährigen Kriege hatte er es bis zum Hauptmann gebracht.

Schillers Mutter, Elisabeth Dorothea, geb. 14. December 1732, war die Tochter des Wirthes zum goldnen Löwen zu Marbach, Kodweis. Die Vermögensverhältnisse der Aeltern Schillers waren, selbst nach dem Maßstab damaliger Zeiten gemessen, sehr bescheiden. Ihr gemeinsames Vermögen betrug bei der Verheirathung (1749, am 22. Juli), in Allem 700 Fl. Außer den nöthigen chirurgischen Instrumenten, Arzneimitteln und medicinischen Büchern, die letzteren im Werthe von 10 Fl., dem Kleidervorrath, der zum Theil noch an den Militärstand erinnerte, waren 200 Fl. baaren Geldes Alles, was der angehende Ehemann in die Ehe brachte; wenig Grundbesitz, eine solide bürgerliche Ausstattung an Weißzeug und Betten, an Kleidungsstücken und Schmucksachen und etwas baares Geld der Brautschatz der jungen Frau. Höchst einfach war das Hausgeräthe, welches


Schiller.

aus einer Bettlade, zwei Kleiderkasten, einem Tische, zwei Stühlen und zwei „ohngelehnten" Sesseln bestand.

Die Ehe Johann Kaspar Schillers blieb acht Jahre kinderlos; am 14. September 1757 wurde die Tochter Christophine, am 10. November 1759 der erste und einzige Sohn, Johann Christoph Friedrich geboren. Die übrigen Schwestern Schillers waren: Louise Dorothea Katharina, geb. 24. Jan. 1766 in Lorch; Maria Charlotte, geb. 1768 in Ludwigsburg, † 1774; Beate Friederike, geb. 1773 in Ludwigsburg, † 1773; Caroline Christiane (Nanette), geb. 1777 auf der Solitüde, † 1796.

Friedrich war ein schwächliches Kind, welches die Gemüthsart beider Aeltern vereinigte, körperlich aber mehr der Mutter glich, unter deren Leitung er die vier ersten Jahre verlebte. Erst nach dem Hubertusburger Frieden 1763 kehrte der Vater zu seiner Familie zurück und wurde 1765 von dem Herzoge Karl von Württemberg zum Werbeoffizier für die freie Reichsstadt Schwäbisch-Gemünd bestimmt. Er zog nach dem eine Stunde von dort entfernten württembergischen Grenzorte Lorch. Dort erhielt Friedrich Schulunterricht bei dem Pfarrer Philipp Ulrich Moser, welchen später in dankbarer Erinnerung der jugendliche Dichter in seinen „Räubern" verewigt hat, in Gemeinschaft mit dessen Sohne, Christoph Ferdinand, seinem ersten Jugendfreund. Außer den Elementargegenständen wurden schon in seinem sechsten Lebensjahre das Lateinische und im siebenten das Griechische Objecte des Unterrichts.

Der Charakter des Knaben zeichnete sich durch Offenheit und thätiges Mitgefühl aus. Wir sehen, was die Charaktere von Vater, Mutter und Schwester betrifft, eine Aehnlichkeit mit der Familie, in welcher der jugendliche Goethe aufwuchs, desto verschiedener aber sind die äußeren Verhältnisse, unter welchen beide Dichter ihre Kindheit verlebten,

mag man die socialen und finanziellen Verhältnisse beachten, oder Marbach und Lorch mit der Handels- und Krönungsstadt am Maine vergleichen.

Etwas ähnlicher wurden Schillers Umgebungen den Goethe'schen mit 1768, wo sein Vater nach Ludwigsburg, dem damaligen württembergischen Versailles, versetzt wurde, wo die glänzende Hofhaltung eines prachtliebenden Fürsten mit ihren Festlichkeiten, Ballets und Opern auf den in stiller Ländlichkeit aufgewachsenen Knaben einen ähnlichen Eindruck machen mußten, wie zehn Jahre früher auf Goethe das lustige bunte Getriebe des französischen Theaters. — Dies Theatertreiben weckte in dem Knaben Schiller die Lust an den dramatischen Scenen, die er mit seiner Schwester aufführte, die dramatischen Charaktere aber lieferte die Lectüre römischer und griechischer Schriftsteller, welche von dem Rector der lateinischen Schule in Ludwigsburg, Joh. Friedr. Jahn, mit großem Eifer betrieben wurde. Zu diesem strengen Mann kam er später ganz ins Haus, als der Hauptmann Schiller als Aufseher der herzoglichen Baumpflanzungen nach Solitüde versetzt worden war, und so fand der Knabe seine einzige Erholung in dem Umgange mit seinem Studiengenossen, dem Sohne eines Offiziers, Friedrich Wilhelm v. Hoven (geb. zu Stuttgart 11. März 1759, † als bairischer Obermedicinalrath am 6. Febr. 1838 zu Nördlingen) und in den sonntäglichen Besuchen im älterlichen Hause. Des Knaben poetisches Talent offenbarte sich zuerst in lateinischen Distichen, welche er mit so viel Gewandtheit producirte, daß er mehr als einmal das poetische Organ der Anstalt bei festlichen Gelegenheiten wurde. Das erste Gedicht in deutscher Sprache verfaßte er 1772 am Tage vor seiner Confirmation.

Bisher war es der Lieblingsgedanke des Knaben und

seiner Aeltern gewesen, dem Studium, das die meisten Anhänger, aber auch die meisten Abtrünnigen in Altwürttemberg von jeher gezählt hat, der Gottesgelahrtheit, sich zu widmen; doch war dem wiederholt ausgesprochenen Wunsche des Herzogs, Friedrich in die neue Schule auf der Solitüde als Zögling aufzunehmen, auf die Dauer nicht zu widerstehen. Das Schloß, auf einem waldigen Bergrücken, welcher von Heilbronn bis zur rauhen Alp eine freie Rundsicht gewährt, 1763—67 erbaut, war unter den Händen des Herzogs aus einem einfachen Ruhesitz zu einem prachtvollen Palast mit zahlreichen Nebengebäuden und einem Opernhaus herangewachsen. So war auch das gleichzeitig daselbst gegründete Waisenhaus für Soldatenkinder zu einer militärischen Pflanzschule für Söhne von Offizieren 1770 erhoben worden. Die Zöglinge waren eincasernirt, hatten gemeinsame Speise- und Schlafsäle, Uniform und waren von Unteroffizieren überwacht; Intendant war der Major von Seeger. Die Räume waren luftig und gesund, die Verpflegung gut, die Lehrkräfte ausgesucht; der Herzog bewies seiner Schöpfung große Theilnahme und Aufmerksamkeit. Nach diesem Orte wanderte im Januar 1773 mit 43 Kreuzern in der Tasche und 15 Büchern im Ränzchen der 13jährige Friedrich Schiller in seinem blauen Röckchen und Camisol ohne Aermel, durch die drei Stunden lange schnurgerade Allee von Ludwigsburg her. Der für ihn so schmerzliche Gedanke, nun seiner Lieblingsneigung entsagen zu müssen, ward ihm einigermaßen durch die Aussicht versüßt, in unmittelbarer Nähe mit Aeltern und Geschwistern, wenn auch nicht unter einem Dache, mit ihnen leben zu können.

In der Pflanzschule konnte Schiller freilich nicht Theologie studiren, aber die Wahl aller andern Fächer war ihm freigelassen und bei Wohlverhalten eine gute Anstellung in

Aussicht gestellt. Er wählte die Rechtsgelehrsamkeit, aber das erste Jahr wandte er zu seiner allgemeinen Ausbildung in Mathematik, Philosophie, Geschichte und der französischen Sprache an. Erst 1774 begann er die Jurisprudenz. Lebhafter aber beschäftigten ihn und seinen Freund v. Hoven, mit dem er sich hier wieder zusammengefunden, poetische Entwürfe unter dem Eindruck von Klopstock's Messiade, Gerstenberg's Ugolino und dem Studium der hebräischen Poesie.

Mit dem 18. November 1775 siedelte die Pflanzschule nach Stuttgart über, nachdem der Herzog seinen Frieden mit der Hauptstadt gemacht. Die Schule wurde abermals in ihrem Lehrplan erweitert. Sie war unter dem Namen „militärische Akademie" einer Universität gleichzustellen. Die Zahl der Lehrer stieg auf 50, die der Zöglinge auf 300—400. Theologie blieb auch hier ausgeschlossen, dagegen trat Medizin hinzu, und im Ganzen kannte die Anstalt, welche durch die Berücksichtigung der Realien und technischer Fertigkeiten sich in Gegensatz zu den höheren Lehranstalten alten Styls setzte, siebzehn Classen von Schülern: Juristen, Kameralisten, Finanziers, Mediziner, Kaufleute, Militärs, Forstleute, Baumeister, Bereiter, Maler, Bildhauer, Kupferstecher, Modellirer, Kunstgärtner, Musiker, Schauspieler und Tänzer. Die Disciplin war eher noch strenger als auf der Solitüde. Die Gesammtzahl der Schüler war in fünf Abtheilungen („Divisionen") gebracht; zu der ersten gehörten diejenigen „Cavaliere" (Adeligen), welche nach dem Wunsche der Aeltern getrennt von den übrigen „Eleven" (Bürgerlichen) bleiben sollten; die drei folgenden Abtheilungen bestanden aus Adeligen und Bürgerlichen, welche nach ihrem Längenmaß der einen oder andern zugetheilt wurden; die fünfte enthielt meist unbemittelte Eleven, welche der Herzog auf seine Kosten für die Schauspiel- und Tanzkunst ausbilden ließ. Jede

der fünf Divisionen hatte ihren besonderen Schlafsaal und im gemeinsamen Speisesaal ihre besondere Tafel. Die Ueberwachung der Eleven in den verschiedenen Abtheilungen besorgten je fünf Vorgesetzte: ein Hauptmann, zwei Leutnants und zwei Corporale. Dem Intendanten, Christian Dionysius v. Seeger (geb. 1740) standen zwei Majors: einer für die Cavalierdivision, einer für die andern Abtheilungen, und ein Adjutant zur Seite. Die ganze Lebensordnung bewegte sich nach Commandowort und Trommelschlag. Um 6 Uhr Morgens erhob man sich aus den Schlafsälen und gieng nach kurzem Gebet militärisch geordnet zum Frühstücke, welches aus einer gebrannten Mehlsuppe bestand. Von 7—10 Uhr dauerten die Lehrstunden in den verschiedenen Sälen. Dann kleidete man sich zum Mittagsmahle um; der bürgerliche Anzug wurde mit der Uniform: der hellblauen Weste mit Aermeln, schwarzem Kragen und Aufschlägen, übersilberten Knöpfen und weißen Achselschnüren, und mit weißen Beinkleidern, Strümpfen und Schnallenschuhen, die bei schlechtem Wetter durch Stiefel ersetzt wurden, vertauscht. Die vorgeschriebene Frisur, die bei kurzgeschnittenem Haare auf dem Scheitel, aus Locken in Papilloten auf beiden Seiten und einem ansehnlichen Zopfe bestand, wurde unter pflichtmäßiger gegenseitiger Hülfleistung in Ordnung gebracht. — Von Aufsehern geführt, begaben sich, in gleicher militärischer Ordnung wie am Morgen, die einzelnen Abtheilungen in den Rangirsaal, wo eine Musterung vorgenommen wurde, die besonders auch auf das Betragen der Zöglinge sich erstreckte und etwaige Excesse, welche, auf ein Billet bemerkt, der Delinquent durch eigenhändige Abgabe desselben anzeigen mußte, zur Bestrafung an den Vorsteher der Anstalt brachte. Vom Rangirsaal gieng der ganze Zug in den Speisesaal; auf Commandowort traten die Abtheilungen an ihre Tafel

und die einzelnen Eleven an ihren Sitz, erhoben die Hände vorschriftsmäßig bis ans Kinn zum Gebet und setzten sich unter gleichem Tempo zum Tische nieder. Nach gehaltener Mahlzeit kleidete man sich wieder um und begab sich bis um 2 Uhr zur Erholung meist in den Garten. Dann begannen die Lectionen und dauerten bis 7 Uhr; es folgte das Abendessen, zu dem man wieder in Uniform erscheinen mußte, und mit dem Schlage 9 Uhr begab man sich zu Bette. Sonntags Morgens war Gottesdienst in der für die Anstalt eigens eingerichteten Kirche; Nachmittags waren Besuche der Aeltern und Angehörigen in der Anstalt gestattet, doch waren Jungfrauen von denselben ausgeschlossen. Auch das Theater, in welchem Eleven als Mitglieder des Orchesters mitwirkten, war jedesmal einzelnen Abtheilungen der Anstalt geöffnet, sowie einzelnen, dazu erwählten Zöglingen sogar die Ehre zu Theil ward, die Fräulein des Stiftes im Schlosse, welchem die Gräfin Hohenheim vorstand, auf die Redouten zu begleiten, freilich in wohl beaufsichtigtem, höchst schüchtern sich verhaltendem Zuge. Diese Ordnung in der militärischen Akademie wurde nur durch die Feier der Geburtstage des Herzogs und der Gräfin Hohenheim und am Schlusse des Jahres am Stiftungsfeste (14. December) durch die Preisvertheilung, welcher 14tägige Prüfungen vorhergingen, unterbrochen. Trotz dieser Zerstreuungen und der Theilnahme des Herzogs blieb die bis auf die Minute geregelte Lebensordnung, die beständige Ueberwachung durch Aufseher und die Abgeschlossenheit von der Außenwelt dem natürlichen Freiheitssinn der Jugend zu sehr entgegengesetzt, um nicht in mannichfacher Weise die Phantasie der Schüler zur Uebertretung der Hausordnung anzuregen. Bei Schiller machte dieses Bestreben sich besonders in der Richtung geltend, seinen poetischen Neigungen ungestört nachhängen zu können.

Sein erstes Gedicht wurde in dem von dem Professor Balthasar Haug redigirten schwäbischen Magazin veröffentlicht und von dem Herausgeber, einem Lehrer Schillers, mit der Bemerkung begleitet: „es dünke ihm, der sechszehnjährige Verfasser habe schon gute Autores gelesen und bekomme mit der Zeit ein os magna sonaturum." Das Gedicht, „der Abend", ist in der Weise Klopstock's gedichtet und von Viehoff (Schiller's Gedichte 2c., Stuttgart 1839 I.) wieder abgedruckt. In einer nach Vorschrift des Herzogs um diese Zeit aufgesetzten Selbstprüfung klagte Schiller sich „als eigensinnig, hitzig, ungeduldig an, lobte aber auch seine Aufrichtigkeit, Treue und sein gutes Herz. Seine schönen Gaben habe er bisher nicht gewissenhaft angewendet, doch habe er mit Munterkeit die Wissenschaft der Rechte angenommen und hoffe durch dieselbe seinem Fürsten und Vaterland dereinst dienen zu können". Trotz dieser letzteren Erklärung aber wandte er sich, als die Pflanzschule 1775 nach Stuttgart verlegt und nun auch die Medizin als Unterrichtsgegenstand in die militärische Akademie aufgenommen wurde, diesem Fache zu, welches ihm durch die Psychologie in einer näheren Beziehung zur Poesie zu stehen schien. Die poetischen Versuche, welche von dem Eleven Schiller an die Oeffentlichkeit gelangt waren, lenkten die Wahl auf ihn, wenn es durch Reden und Gedichte bei festlichen Gelegenheiten die Anstalt zu vertreten galt (1779, 1780). Aber schon 1777 war seine Poesie neben jenen offiziellen Ergüssen in die Bahn der Opposition eingelenkt, denn das wilde Pathos seines zweiten erhaltenen Gedichtes: „der Eroberer"*), erklärt sich nur aus der immer gesteigerten Abneigung ge-

*) Abgedruckt in Viehoff, Schillers Gedichte 2c. Stuttgart 1839. I. 8.

gen die Disciplin der Anstalt. Immer mehr sonderte er sich von den übrigen Zöglingen ab und bildete mit dem schon genannten Hoven, mit Scharffenstein (G. F. Sch., gest. als Generalleutnant und Gouverneur von Ulm) und Petersen (J. W. P., geb. 1758 zu Bergzabern, † 1815 zu Stuttgart) eine poetisch-ästhetische Genossenschaft, welche zuerst an Klopstock angelehnt, dann die Reigenführer der Sturm- und Drangperiode bewunderte, um zuletzt an Götz und Werther und Shakesspeare sich zu erheben. Daneben wirkte in mannichfacher Weise anregend die Lesung Plutarchischer Biographien, der Schriften von Lessing, Garve, Mendelssohn und Rousseau. Zu zwei verlorenen Trauerspielen: „Der Student von Nassau" und „Julian von Medicis" fand er die Anregung in öffentlichen Blättern; von dem letzterem Entwurfe sind einzelne Scenen in die „Räuber" übergegangen. Im Jahre 1779 traten die poetischen Bestrebungen in den Hintergrund durch das angestrengte Studium der Medizin wegen der bevorstehenden Prüfungen; im gleichen Jahre sah er bei dem Besuche des Herzogs von Weimar in Stuttgart den hochverehrten Dichter des Werther zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht (vergl. S. 213). Seine Probeschrift: „Philosophie der Psychologie" (1779), über den näheren Zusammenhang zwischen Seele und Körper, genügte dem Herzoge nicht; er ließ ihn erst Ende 1780, nachdem der Dichter als „Clavigo" noch Gelegenheit gehabt hatte, sein Schauspielertalent von der übelsten Seite zu zeigen, aus der Anstalt ausscheiden und theilte ihn als Chirurg dem Grenadierregiment Augé zu.

Der Herzog hatte, seit er die Liebhaberei am Militär verloren und seitdem kein Krieg ihm mehr gestattete, aus dem Vermiethen seiner Landeskinder eine Finanzquelle zu

machen *), seine Truppen bedeutend reduziert. So bestand auch das „Grenadierregiment Augé" aus etwa 240 keines andern Erwerbs mehr fähigen Invaliden, deren Behandlung Schiller's Zeit nicht ausfüllen konnte. Es blieb ihm Zeit genug, die Genüsse des Lebens nachzuholen, nach denen er in den Mauern der Akademie so oft sich gesehnt, aber desto knapper waren die Geldmittel, 15 fl. monatlich. Auch dem Rang nach war er trotz der günstigen Zeugnisse, mit denen er die Akademie verlassen, ungünstiger gestellt, als andre Commilitonen, indem er trotz der Versprechungen des Herzogs, ihn gut zu versorgen, nicht den Rang eines Offiziers hatte. Der Zwang der Akademie war nur gemildert, nicht aufgehoben. Für jeden Besuch bei seinen Eltern auf der Solitüde mußte er Urlaub einholen, und täglich auf der Wachtparade Bericht über seine ärztlichen Leistungen abstatten. Scharffenstein entwirft folgendes Bild von Schiller in seiner Uniform als Regimentschirurg: Die große Gestalt mit dem blendendweißen Hals, der breiten Stirn und dem frei zurückgestrichenen Haar, mit der kühngebogenen Adlernase und den von nahe zusammenlaufenden Brauen überwölbten Augen, mit dem Munde, der durch die hervorragende Unterlippe im Schweigen Energie und in der Rede die innere Begeisterung verkündete, war in die steife Uniform nach altem

*) 1756 hatte der Herzog zufolge einem 1753 geschlossenen Subsidienvertrag an Frankreich 6000 M. zu stellen. Durch Gewaltmittel brachte Rieger bis zum Frühjahr 1757 diese Anzahl zusammen. Nach der Schlacht bei Leuthen kehrten im März 1758 nur 2000 M. zurück, welche abermals durch Gewalt und List auf 6000 M. gebracht wurden. Ein neuer Vertrag von 1759 erhöhte die gegen Preußen zu stellende Kriegsmacht gar auf 12000 M. (Vergl. Württemberg. Jahrbücher f. vaterl. Geschichte, Geographie 2c., Jahrg. 1857. S. 199.) In eine spätere Zeit fiel die Finanzoperation mit dem Capregiment (1786/7), über welches das Nähere bei Strauß, Schubart's Leben II. 187.

preußischen Schnitt eingepreßt; an jeder Seite des Gesichts starrten drei vergipste Rollen, welche Locken vorstellten; der kleine Militärhut bedeckte kaum den Scheitel; ein langer dicker Zopf hing über den Rücken herab, und der lange Hals war von einer schmalen roßhaarenen Binde eingezwängt. Besonders war aber das Fußwerk merkwürdig; durch den, den weißen Gamaschen untergelegten Filz waren seine Beine wie zwei Cylinder von einem größeren Durchmesser als die in knappe Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Gamaschen, die außerdem mit Schuhwichse sehr befleckt waren, bewegte er sich, ohne die Knie recht biegen zu können, wie ein Storch. — Für diesen Zwang entschädigte er sich, indem er im Kreise von Studiengenossen wie Petersen, jetzt Unterbibliothekar in Stuttgart, Scharffenstein, jetzt Offizier, und v. Hoven, Arzt am Waisenhaus zu Ludwigsburg, die akademischen Freuden nachholte. Einen neuen Genossen erhielt Sch. außer andern an dem talentvollen, aber leichtfertigen Leutnant Kapff, gleichfalls einem früheren Zögling der Karlsschule, wo er jedoch mit demselben noch in keine nähere Berührung gekommen war. Nun wurde dieser sogar, wohl mit aus Rücksichten der Sparsamkeit, aber nicht zu Gunsten des guten Rufes Schillers, dessen Stubenkamerad im Erdgeschoß des Haug'schen Hauses in der Eberhardstraße, wo das von beiden bewohnte Zimmer das Bild einer dürftigen und unordentlichen Junggesellenwirthschaft darbot. Die Zusammenkünfte fanden theils im „rothen Ochsen", wo Schiller den „hölzernen neun Musen der Kegelbahn" fleißig huldigte, theils in den Privatwohnungen der Freunde statt. Sie begnügten sich mit Schinken oder Wurst und Salat, wenn nur der Wein nicht fehlte. Jugendliches Freiheitsgefühl, genialer Witz und überschäumende Dichterlaune waren die beste Würze dieser frugalen Mahlzeiten. Daß in der mit akademischem

Leben und Treiben unbekannten Residenz der ungezwungene und laute Ton brausender Jugendlust von sich reden machte und manche schlimme Deutung erfuhr, ist leicht erklärlich, und als nun gar bei einem Mahl, welches Gen. Augé seinen Offizieren gab, der des schweren Weines ungewohnte Regimentsmedicus das Unglück hatte, auf die Nöthigung seiner Kameraden, demselben über seine Kräfte zuzusprechen, bildete sich für einige Zeit eine ziemlich ungünstige Meinung hinsichtlich seiner Enthaltsamkeit und Nüchternheit. Aber unter diesen Zerstreuungen war Schiller thätig mit der Ausarbeitung der in der Akademie entworfenen Räuber beschäftigt. „Wir wollen ein Buch machen, das absolut durch den Schinder verbrannt werden muß", lautete Schiller's Selbstkritik des Werkes in seiner ersten Gestalt gegen einen Bekannten. Da Petersen in Mannheim ihm nicht einmal 50 fl. Honorar für das einem Buchhändler angebotene Manuscript verschaffen konnte, so sah der Dichter sich genöthigt, sein Erstlingswerk auf eigne Kosten drucken zu lassen, und die dazu erforderlichen 200 fl. unter Bürgschaft eines Bekannten aufzunehmen, — eine Ehrenschuld, deren Abtragung ihm noch Sorge genug machen sollte. —

Um auch von außen her, — denn den Beifall der Genossen in der Karlsschule hatten schon die ersten Entwürfe gehabt, — bald ein competentes Urtheil zu vernehmen, und zugleich der Dichtung eine schnellere Verbreitung zu verschaffen, sandte Schiller die einzelnen Bogen, so wie er sie aus der Druckerei erhielt, dem Buchhändler Christian Friedrich Schwan in Mannheim (geb. 12. Dec. 1733 zu Prenzlau, kurpfälzischer Kammerrath, † 29. Juni 1815 in Heidelberg) zu, dessen sicheren Geschmack und reges Interesse an der dramatischen Poesie man ihm gerühmt hatte (vergl. auch dieses Werk, S. 358.). Wie sehr aber derselbe von der ungewöhn-

lichen Frische und Kraft dieser Originalpoesie mußte gefesselt worden sein, beweist sein an den Dichter gerichteter Brief, in welchem er schreibt, daß er nach Empfang der sieben ersten Bogen voller Enthusiasmus zu dem Intendanten Herrn von Dalberg (Wolfgang Heribert Freiherr v. D.) gelaufen sei, und sie ihm brühwarm vorgelesen habe. Er empfiehlt dann zugleich Schiller aufs Angelegentlichste, sich an diesen zu wenden. Diese Aussicht, durch Vermittelung Dalbergs das Stück auf der Mannheimer Bühne dargestellt zu sehen, veranlaßte den Dichter, die schon gedruckte Vorrede, in welcher er die Räuber als nicht für die Bühne geschrieben erklärte, durch das uns jetzt bekannte Vorwort zu ersetzen. Auch wurde in dem letzten Bogen des Werkes noch manches von ihm gemildert, und das Drama erschien endlich ohne Nennung des Verfassers unter dem Titel: „Die Räuber. Ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig 1781." Der Verfasser aber blieb dennoch, bei dem unermeßlichen Aufsehen, welches das Werk erregte, nicht verborgen, und der junge Autorruhm verschaffte ihm die Freundschaft Streichers (Andreas Streicher, geb. 1761 zu Stuttgart, † 1833 zu Wien) und den Beifall Schubarts, den er auf dem Asberg besuchte (s. dieses Werkes II. Abth. I. Band. S. 259.), sowie eines andern Landsmanns von älterem litterarischen Ruhme: Wielands.

Einige der gleichzeitigen Recensionen über das Stück sind wieder abgedruckt in den Blättern für litterarische Unterhaltung 1860, 12. April.

Die Beurtheilung in der „Erfurter gelehrten Zeitung" schloß mit den Worten: „Ein Verfasser, dessen erstes Product sich schon so sehr auszeichnet, muß, wenn er aufmerksam ist, und die Bemerkungen kunstverständiger Freunde benutzt, mit Riesenschritten zur Vollkommenheit fortschreiten

und das Publikum zu großen Erwartungen berechtigen. Nur wünschte ich noch, daß er bei dem Studio Shakespeares weniger den Götz als Lessing's Werke studieren möchte, da das Feuer seines Genies ohnehin mehr eines Zügels, als der Sporen bedarf." Die Ausstellungen dieser Recensionen konnte schon der Dichter benutzen, als er zufolge eines schmeichelhaften Schreibens von Dalberg an die Umarbeitung der Räuber für die Bühne ging. Die auf Dalbergs Verlangen geschehene Verlegung der Handlung des im Geiste des achtzehnten Jahrhunderts empfangenen Stückes in die Zeit Maximilians I., mußte störende Anachronismen im Gefolge haben. Nach Schiller's Worten entstand „durch die Aenderung der Zeit und das Bestehenbleiben der Charaktere ein buntscheckiges Ding, wie die Hosen des Harlekin; alle Personen sprachen nun zu studiert und man fand Anspielungen auf Sachen, die ein Paar Jahrhunderte nachher geschahen oder gestattet werden durften." Nur für den Druck suchte er die ursprüngliche Form zu retten. Auch als nach diesen Abänderungen das Schauspiel auf den 13. Januar 1782 auf dem Theaterzettel mit den Worten angekündigt wurde: „Die Räuber, Trauerspiel in sieben Handlungen. Für das Mannheimer Theater vom Verfasser Herrn Schiller neu bearbeitet" fand man es für nöthig, zur Verständigung eine Erläuterung beizudrucken, an deren Schluß der Dichter sagt: „Der Zuschauer weine heute vor unserer Bühne — und schaudere — und lerne seine Leidenschaften unter die Gesetze der Religion und des Verstandes beugen, der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach, und auch der Mann gehe nicht ohne den Unterricht aus dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsicht auch den Bösewicht zu Werkzeugen ihrer Absichten und Gerichte brauche und den verworrensten Knoten des

Geschickes zum Erstaunen auflösen könne.“ Bei gedrängt vollem Hause gingen die Räuber zum erstenmale über die Bretter. Die Schaulustigen hatten sich aus der ganzen Umgegend, aus Heidelberg, Speier, Worms, Darmstadt, Frankfurt und Mainz eingefunden, um das vielbesprochene Stück von den ausgezeichneten Schauspielern der Mannheimer Bühne aufführen zu sehen. Kurz vor Beginn der Vorstellung langte auch Schiller an, der mit Petersen ohne Urlaub hergereist war, um der Aufführung seines Stückes beizuwohnen. Böck gab den Karl, Iffland den Franz Moor. Besonders vom dritten Acte an wurde die Zuschauerschaft vom lautesten Beifallssturm hingerissen, und Schiller konnte nach seiner Rückkehr nach Stuttgart an Dalberg schreiben: „Ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche an zählen.“

Auch der buchhändlerische Absatz der „Räuber“ ging besser, und bald wurde eine zweite Auflage der ursprünglichen Form nöthig (dritte Auflage, wenn man die bei Schwan erschienene Bühnenausgabe mitrechnet), welche unter dem Titel erschien: „Die Räuber. Ein Schauspiel von fünf Akten, herausgegeben von Friedrich Schiller. Zweite verbesserte Auflage. Frankfurt und Leipzig, bei Tob. Löffler 1782.“ Die Titelvignette zeigt den aufsteigenden Löwen mit der Unterschrift: In. Tirannos.

Nach dieser dramatischen Erstlingsthat raffte Schiller sich zu einer lyrischen Gesammtleistung zusammen. 1781 hatte er das Gedicht: „der Venuswagen“ einzeln erscheinen lassen, und in der von G. F. Stäudlin herausgegebenen „Schwäbischen Blumenlese“ war die Entzückung an Laura gedruckt worden. Bald aber entzweite er sich mit dem Herausgeber, und um ihn „zu zermalmen“, forderte er selbst zu Beiträgen

für einen Musenalmanach auf, welcher unter dem Titel: „Anthologie für das Jahr 1782, gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsk" erschien und meist aus (40) Gedichten Schiller's bestand, welche theils als Gedichte der ersten Periode*) unverändert oder verkürzt in den späteren Ausgaben abgedruckt, theils unterdrückt wurden und erst in Boas', Viehoff's u. a. Nachträgen wieder erschienen.

Vergleichen wir die lyrischen Erstlingsproducte Schiller's mit denen Goethe's, so finden wir den Gegensatz zwischen beiden Dichtern schon vollkommen ausgeprägt. Goethe setzt das Selbsterlebte in Poesie um, er macht „Gelegenheits-Gedichte" (vergl. auch Merck's Ausspruch S. 365). Schiller dagegen in seinem heißen Drange nach allem Großen und Idealen, greift mit Vorliebe die Stoffe auf, welche mehr auf das Allgemeine, als auf das Individuelle Bezug haben; und während in Goethes Leipziger Gedichten sogar eine gewisse Kühle der Reflexion bei einem so jungen Dichter auffällt, haucht Schiller seinen Producten jene ungestüme oppositionelle Stimmung ein, welche ihn während seiner Jugendzeit erfüllte, so daß dieselben oft den Ton excentrischer Starkgeisterei und satyrischer Bitterkeit an sich tragen. Diesem Inhalte gemäß ist auch die Form nicht selten schwülstig durch Ueberladung mit Bildern. Aber trotz mancher Excentricität des Gedankens und mancher Geschmacklosigkeit und selbst Plattheit in der Form verräth doch mehr als eine Spur den künftigen Meister der Lyrik.

Daß die „Laura" des Liedercyklus die Hauptmannswittwe

---

*) Von diesen sind jedoch „Hectors Abschied" und „Amalia" nicht in der Anthologie erschienen, sondern den „Räubern" entnommen. Vergl. Viehoff, Schillers Gedichte in allen Beziehungen erläutert u. s. w., nebst Nachlese ꝛc. Stuttg. 1839—40. I. 1. V. 246.

Luise Dorothea Vischer ist, (geb. Andreä, 1751 — 1816), welche mit ihm dasselbe Haus bewohnte, ist bekannt; die Frage, welcher Art das Verhältniß zwischen ihr und dem Dichter war, wird wohl immer ungelöst bleiben.

Während des Winters 1781/2 war Schiller mit den Vorarbeiten zu Fiesco und gleichzeitig mit der Vorbereitung zur Promotion auf der nunmehr zum Rang einer Universität erhobenen hohen Karlsschule beschäftigt. Da die erste Reise nach Mannheim ohne Urlaub so glücklich abgelaufen war, so wurde am 25. Mai eine zweite gewagt, in der Absicht, abermals einer Vorstellung der Räuber beizuwohnen und in Begleitung der Frau von Wolzogen (Henriette geb. Marschalk von Ostheim, 1745—88) und der Frau Vischer. Dießmal aber wurde das Geheimniß nicht bewahrt; der Herzog brachte den Ungehorsam seines frühern Günstlings in Verbindung mit der Auflehnung gegen alle bestehende Ordnung, welche man in den Räubern gefunden, und mit der Ode auf den Tod Rieger's (Philipp Friedrich, 1722 — 1783)*) in welcher er Fürstengunst verschmäht sah, und eine Anspielung auf seine frühere harte Behandlung dieses Mannes finden konnte. Daher gab er Schiller den strengsten Verweis, verbot ihm, sich jemals wieder mit dem Auslande einzulassen und befahl ihm, augenblicklich auf die Hauptwache zu gehen, seinen Degen abzugeben und dort 14 Tage in Arrest zu bleiben.

Schon kurz nach seiner Rückkehr hatte Schiller, der Stuttgarter Verhältnisse überdrüssig, in einem Briefe an

---

*) Abgedruckt in Viehoff Schiller's Gedichte. Stuttgart 1840. V. 278. Ueber Rieger zu vergleichen Dr. K. Pfaff, in den württemb. Jahrbüchern f. vaterländische Geschichte u. s. w. Jahrg. 1857. S. 199.

Dalberg vom 4. Juni 1782 sich diesem „in die Arme geworfen,“ und ihn ersucht, beim Herzog zu vermitteln, daß ihm gestattet werde, nach Mannheim, dem „Paradiese der Muse,“ überzusiedeln. Statt der Gewährung dieses Wunsches traf ihn nun die Entbehrung auch der bisher nur verstohlen gestatteten Genüsse, durch die Anschauung seiner eigenen Werke in der dramatischen Kunst sich weiter zu bilden, und wie traf die Strafe den eben von einem Triumph heimgekehrten Dichter! Immer mehr befestigte sich der Plan einer Flucht aus Stuttgart und einstweilen bildeten im Kopfe des Dichters während des Arrestes sich die Grundzüge einer Schilderung der Zustände am Hofe zu Stuttgart in „Cabale und Liebe.“ Ein Brief, welchen Schiller kurz nach seiner Freilassung am 15. Juli an Dalberg schrieb, um seine „Entschwäbung“ zu betreiben, blieb ohne Erfolg, dagegen brachten die Klagen eines Graubündners wegen des seinem Vaterlande in den Räubern (Act II. Scene 3) zugeschriebenen „Spitzbubenklima's“ den Herzog von Neuem gegen Schiller auf, und veranlaßten ihn, denselben nach Hohenheim zu bescheiden und ihm bei Cassation und Festungsstrafe ferneres Comödienschreiben und jede Verbindung mit dem Ausland zu verbieten. Wenn wir nun Schiller sich zur Flucht auf Gerathewohl, ohne irgend welche Aussichten, ohne Geldmittel entschließen sehen, so müssen wir zur Erklärung dieses äußersten Schrittes an Schubarts Schicksal denken. — „Ich muß eilen, daß ich hier wegkomme,“ schreibt Schiller vor seiner Flucht, „man möchte mir am Ende gar in Hohenasperg wie dem ehrlichen Schubart ein Logis anweisen.“

Schubart's Biograph, D. F. Strauß (Christian Friedrich Daniel Schubart's Leben, Berlin 1849. I. S. VII.) sagt darüber: „Längst genießt Herzog Karl in der Herodesrolle,

die er in der Jugendgeschichte unseres großen Dichters spielt, einer wenig beneidenswerthen Unsterblichkeit. Aber was er im Stande gewesen wäre, an Schiller zu thun, und wie wenig dessen Besorgnisse übertrieben waren, verstehen wir erst ganz, wenn wir wissen, was er kurz vorher an Schubart gethan hatte und noch zu thun fortfuhr. Die Notiz: Der Herzog setzte den Dichter auf die Festung und ließ ihn über zehn Jahre daselbst sitzen, fällt zwar für sich schon schwer genug in's Gewicht; aber wenn wir nun Jahr um Jahr und Monat um Monat alle Qualen der Gefangenschaft, die Kränkungen und Krankheiten, die vergeblichen Bemühungen und getäuschten Hoffnungen, die abgeschlagenen Bitten und gebrochenen Versprechungen alle einzeln aufgezeichnet finden, so lernen wir erst die ganze Scheußlichkeit eines Despotismus kennen, den wir in dieser Weise nicht für möglich gehalten hätten. Wie in jeder neuen Briefsammlung aus dem Weimarischen Dichterkreise der herrliche Karl August herrlicher aufersteht, so ist für Württembergs Herzog Karl jedes neue Aktenstück über Schillers Jugend und Schubarts Schicksal eine Auferstehung zum Gericht." — Das Gedicht Schubarts an Schiller befindet sich in des ersteren „Gesammelten Schriften", Stuttg. 1839. IV. 62.

Der Vater mußte in Unwissenheit über den Fluchtplan erhalten werden, damit er dem Herzog gegenüber nicht in Unannehmlichkeiten verwickelt werden könnte und nöthigenfalls sein Ehrenwort zu geben im Stande sei, daß er von der Flucht nichts gewußt habe. Mutter und Schwester dagegen wurden eingeweiht, und nachdem ein letzter Brief an den Herzog, mit der bescheidenen Bitte, ferner dichterische Schriften drucken zu lassen, ohne Erfolg geblieben war, wurde in Hoffnung auf Dalberg's Beistand der 17. September 1782 zur Flucht festgesetzt. Als Begleiter bot sich

Streicher dar, welcher um dieselbe Zeit eine Reise nach Hamburg zu seiner Ausbildung unternehmen wollte, und dessen Mittheilung wir die Kenntniß der Einzelheiten dieser Flucht danken. (Schiller's Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim 1782 — 85. Stuttg. und Augsb. 1836.) Mit 50 fl. Baarschaft fuhren beide Freunde am Abend des 17. September als Dr. Ritter (Schiller) und Dr. Wolf (Streicher) durchs Eßlinger Thor; die Solitüde glänzte in festlicher Beleuchtung zu Ehren des Großfürsten Paul. (Vergl. S. 230.) *)

„Die Räuber kosteten ihm Familie und Vaterland." Dieß Wort konnte er schon damals so gut, wie er später that, aussprechen, denn die aus Mannheim an den Herzog durch Vermittelung seines früheren Chefs Augé gerichteten Schreiben Schillers, worin er seine Bereitwilligkeit zurückzukehren aussprach, wenn ihm die Erlaubniß, dichterische Werke drucken zu lassen und jährlich eine kurze Reise in's Ausland zu unternehmen ertheilt und seine eigenmächtige Entfernung verziehen würde, blieben ohne Erfolg. Dalberg war abwesend und so konnte dem Flüchtling keine Bürgschaft gegeben werden, daß er nicht an Württemberg als Deserteur werde ausgeliefert werden. Eine Vorlesung des Fiesco vor Schauspielern hatte keinen besseren Erfolg als die dramatischen Versuche des Karlsschülers in der Rolle des Clavigo. Sein ungeregeltes Pathos und seine schwäbische Aussprache**)

*) An dieser Stelle mag ein Aufsatz von Dr. Moll im württemberg. med. Correspondenzblatt 1859 erwähnt werden, welcher alles auf Schillers ärztliche Stellung bezügliche Material zusammenstellt.

**) Wie sehr Schiller in der der schwäbischen Mundart eigenthümlichen unbestimmten Aussprache von i und e befangen war, beweisen die Reime seiner Jugendgedichte: geringe, Gesänge;

verdarben allen Eindruck und erst aus dem zurückgelassenen Manuscript ersah bei eigener Lesung der Regisseur Meier, daß die Form des neuen Trauerspiels einen Fortschritt gegen die Räuber aufzeige.

Obgleich „arm am Beutel, krank am Herzen" entschloß sich Schiller schon nach siebentägigem Aufenthalt in Mannheim, wegen jener mangelnden Sicherheit, mit seinem treuen Streicher nach Darmstadt und Frankfurt zu pilgern. Mannheim wurde in den letzten Septembertagen, Nachmittags verlassen, in einem Dorfe das erste, in Darmstadt das zweite Nachtquartier gehalten. Am dritten Tage in der Nähe von Isenburg*) versagten Schiller die Kräfte; er legte sich zum Schlafe im Walde nieder, bewacht von seinem treuen Streicher; am Abend (28. oder 29. September) langten sie in Frankfurt an.

Der Ersparniß wegen nahmen die Freunde ihre Wohnung in einem Gasthaus in Sachsenhausen. Am folgenden Tag schrieb Schiller einen Brief an Dalberg nach Mannheim. Nach seiner Flucht war der Gläubiger, welcher die 200 fl. Druckkosten für die Räuber zu fordern hatte, gegen den Bürgen dringend geworden, und Dieser, gleichfalls unbemittelt, hatte die Flucht ergriffen. Da nun Dalberg durch das für ihn in Mannheim zurückgelassene Manuscript des Fiesco ein mehr als genügendes Faustpfand für eine

---

schwingen, Gesängen; beschimmert, niederdämmert; Menschen, wünschen; Verdienst, kennst; bändigen, sündigen. Vergleiche Viehoff, a. a. O. I. 3. Schillers Beziehungen ꝛc. S. 31.

*) Durch die Bemühungen des Dr. Heinrich Weismann in Frankfurt a. M. ist gelegentlich der Schillerschen Secularfeier diese Stelle aufgefunden, in eine Anlage unter dem Namen: „Schillersruhe" verwandelt und mit einen Denkstein geschmückt worden.

solche Summe in Händen hatte, so wandte sich Schiller an ihn mit der Bitte, ihm einen Vorschuß von 300 fl. (200 fl. zur Tilgung jener Schuld, und 100 fl. Reisekosten) zu übersenden. Der Brief ist in Schillers Briefen an Dalberg, Zweite Auflage S. 48 und bei Hoffmeister, I. 159 abgedruckt. Wir entnehmen ihm nur folgende Stellen: „So höchst nothwendig ich jetzt des Ertrages bedarf, den ich von meinem Fiesco erwartete, so wenig kann ich ihn vor drei Wochen theaterfertig liefern, weil mein Herz so lange beklemmt war, weil das Gefühl meines Zustandes mich gänzlich von dichterischen Träumen zurückriß. Wenn ich ihn aber bis auf besagte Zeit nicht nur fertig, sondern wie ich auch hoffen darf, würdig verspreche, so nehme ich mir daraus den Muth, Ew. Exc. um gütigen Vorschuß des mir dadurch zufallenden Preises gehorsamst zu bitten, weil ich jetzt, vielleicht mehr als sonst durch mein ganzes Leben, dessen benöthigt bin. Ich hätte ungefähr noch 200 fl. nach Stuttgart zu bezahlen, das macht mir mehr Sorgen, als wie ich mich selbst durch die Welt schleppen soll. Ich habe so lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt habe. Dann wird mein Reisemagazin in acht Tagen erschöpft sein. Noch ist es mir gänzlich unmöglich, mit dem Geiste zu arbeiten. Ich habe also gegenwärtig auch in meinem Kopf keine Ressourcen. — Da mein gegenwärtiger Zustand aus dem Bisherigen hell genug wird, so finde ich es für überflüssig, E. E. mit einer drängenden Vormalung meiner Noth zu quälen. Schnelle Hülfe ist alles, was ich jetzt noch denken und wünschen kann. Herr Meier ist von mir gebeten, mir den Entschluß E. E. mitzutheilen und Sie selbst des Geschäftes, mir zu schreiben, zu überheben."

Nachdem dieser Brief abgesandt war, wurde Schiller

ruhiger und ließ sich durch den zum erstenmale geschauten lebhaften Verkehr in der Stadt und am Flusse zerstreuen. Seine Eßlust kehrte wieder und auch die Productionsfähigkeit stellte sich ein. Die „Luise Millerin" (Kabale und Liebe) wurde unter den frischen Eindrücken der Stuttgarter Hofverhältnisse in den Einzelheiten entworfen. Diese Thätigkeit in solcher Lage war freilich nur möglich durch die aufopfernde Freundschaft Streichers, der alle Sorgen aus seinem Wege räumte und ihn mit Theilnahme bei seinem Schaffen ermuthigte. Ihm ist es vielleicht zu danken, daß Schiller bei späterer Enttäuschung durch Dalbergs Ablehnung von einem Schritt der Verzweiflung zurückgehalten wurde, dessen er bei gänzlicher Vereinzelung wohl fähig gewesen wäre. Endlich wurde nach zwei Wochen das täglich zweimal wiederholte Nachfragen auf der Post mit theilweisem Erfolge gekrönt; als die Baarschaft aufs äußerste geschmolzen war, langten 30 fl. von Streichers Mutter an, aber desto niederschlagender lautete Meier's Brief: „Dalberg wolle keinen Vorschuß leisten, weil Fiesco in dieser Gestalt für das Theater nicht brauchbar sei, und die Umarbeitung müsse erst geschehen sein, bevor er sich auch nur weiter erklären könne."

Schiller entschloß sich nun, nach der Gegend von Mannheim sich zu wenden, wo es billiger und wo er den Freunden Schwan und Meier näher sei, um den Fiesco umzuarbeiten. Beide Freunde fuhren mit dem Marktschiffe nach Mainz und wanderten über Nierstein nach Worms, wo die vorgefundenen Briefe von Meier sie bestimmten, sich nach Oggersheim zu begeben, und im Gasthaus „zum Viehhof" Wohnung zu nehmen. Dieser mehrwöchentliche Aufenthalt in Oggersheim hatte für den Dichter wenig Erfreuliches. Die Eintönigkeit der nur von Pappelalleen durchschnittenen

Ebene, der spärliche Zustand seiner Kasse, die Nothwendigkeit, in Mannheim seine Freunde verstohlen aufzusuchen, die Vereinsamung in dem Wohnorte selbst, wo er außer dem getreuen Streicher Niemand kannte, die Furcht vor den Nachstellungen Herzog Karls, wobei einem Offizier Kosetitz, der ihn besuchen wollte, die Rolle des Amtmanns Scholl bei Schubarts Aufhebung zugetraut wurde, was zu tragikomischen Scenen des Verbergens und Verläugnens führte, Allen diesen Einflüssen wußte die Elastizität seines Geistes zu widerstehen. Eine angestrengte Arbeit am Fiesco wurde nur durch die Unterhaltung mit seinem Freunde und durch dessen Klavierspiel unterbrochen.

Aber als Schiller am Ziel angekommen zu sein hoffte und den gänzlich umgearbeiteten Fiesco Dalberg vorlegte, wurde derselbe abermals verworfen. Vergebens war Ifflands Antrag in der zur Prüfung des Stückes bestellten Theatercommission: „obwohl dieses Stück für das Theater noch einiges zu wünschen übrig lasse, auch der Schluß derselben nicht die gehörige Wirkung zu versprechen scheine, so sei dennoch die Schönheit und Wahrheit der Dichtung von so ausgezeichneter Größe, daß die Intendanz hiermit ersucht werde, dem Verfasser als Beweis der Anerkennung seiner außerordentlichen Verdienste eine Gratification von 8 Louisd'or verabfolgen zu lassen.“ So wurde denn die oft sich aufdrängende Vermuthung zur Gewißheit, daß Dalberg nicht den Muth hatte, den Flüchtling, den in der Meinung der höheren Stände Geächteten, welcher sich vertrauensvoll in seine Arme geworfen hatte, vor den Augen der Welt anzuerkennen und zu unterstützen, nicht die Aufopferungsfähigkeit, mit eigenen Mitteln das bedrängte Genie aus seiner drückenden Lage herauszureißen. In seinen Erwartungen zum zweitenmale, und je gerechter sie waren, um

so bitterer getäuscht, sah sich der Dichter sogar genöthigt, eine Stunde von dem Orte, den er vor noch nicht langer Zeit als den bevorzugten Sitz der Musen gepriesen, der von dem lautesten Beifall, welcher seinem Erstlingsstücke galt, erfüllt gewesen war, als das letzte Werthvolle, was er besaß, seine Uhr zu verkaufen. Aber es war ihm auch klar geworden, daß hier seine Stätte für die Zukunft nicht mehr sein könne. Noch zehn einsame Tage verlebte er in Oggersheim, denn Streicher hatte sich, um die Rechnung nicht unnöthig zu vermehren, nach Mannheim begeben. Der Verkauf des Manuscripts des Fiesco an den Buchhändler Schwan brachte ihn in den Besitz von so viel Geldmitteln, daß er das Nothwendigste zu decken im Stande war und noch Reisegeld übrig behielt, um den neuen, in weiter Ferne gelegenen Zufluchtsort, welchen ihm seine Freundin von Wolzogen edelmüthig eröffnet hatte, das Dörfchen Bauerbach im Meiningschen, erreichen zu können. So trat denn der Dichter, mitten im Winter, nur mit dem Nöthigsten versehen, seine einsame Reise nach dem nördlichen Deutschland an.

Die Bekannten von Mannheim begleiteten ihn noch bis Worms; auch Streicher, der seltne Freund in der Noth, gab ihm das Geleite. Der Abschied zwischen beiden war still und wortlos, ein starker, langer Händedruck war das einzige Zeichen der Liebe, mit dem sie schieden.

Henriette Freifrau von Wolzogen, Wittwe seit 1774, hatte durch ihre beiden ältesten Söhne, Wilhelm und Karl von Wolzogen, die noch mit Schiller zusammen der Karls-Akademie zu Stuttgart als Zöglinge angehörten, auf den hohen Geistesflug des Letzteren aufmerksam gemacht, den jungen Dichter schon um das Jahr 1780 persönlich kennen gelernt, und war von ihm auch bei dessen Aeltern auf der

Solitüde eingeführt worden. Sie hielt sich damals wegen ihrer vier Söhne Wilhelm (geboren 1762 zu Meiningen, † 1809 zu Wiesbaden als weimarischer Geheimrath, Schillers nachmaliger Schwager), Karl (geboren 1764, † 1808 zu Samarang auf Java als niederl. Oberst), August (geboren 1771, † 1825 zu Münster als preußischer Oberst) und Ludwig (geboren 1773, als preußischer General gestorben (1845), die sämmtlich Akademisten waren, viel in Stuttgart auf; Schiller theilte ihr hier im September 1782 seinen Fluchtplan mit und erhielt schon damals von ihr die Zusicherung, ihm für den äußersten Fall auf ihrem waldversteckten Gute Bauerbach so lange ein Asyl gewähren zu wollen, als er vom Herzog Karl Nachstellungen zu befürchten haben möchte. Mitte November schrieb Schiller von Oggersheim an Frau von Wolzogen nach Stuttgart, daß sie unter diesen Umständen das ihm gegebene Versprechen erfüllen möge, und reiste am 30. November mit der Post nach Meiningen ab. Sein erster Brief aus Bauerbach an seine Beschützerin ist vom 8. Dezember; sie selbst traf erst um Neujahr auf ihrem Gute ein. Sie wagte viel, denn bei nicht glänzenden Vermögensverhältnissen mußte im Interesse ihrer Söhne auf der Akademie ihr daran liegen, sich den Herzog nicht zu verfeinden. Schiller schrieb daher Briefe aus Hannover vom 8. Januar 1783*), worin er seine Absicht aussprach, nach England zu reisen, und aus Frankfurt vom 19. Juni 1783, worin er von einer Reise nach America sprach, unter falschem Datum, um die befürchteten Nachforschungen nach seinem Aufenthalte von Seiten des Herzogs Karl irre zu leiten. Frau von Wolzogen sollte, so war die Verabredung, von

---

*) Schillers Beziehungen zu Aeltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen S. 397. 471.

beiden Briefen nach ihrer Rückkehr nach Stuttgart, im Fall der Noth Gebrauch machen. Auch der in Streicher's „Schillers Flucht rc.“ (S. 147) abgedruckte Brief Schillers an denselben, vom 14. Januar 1783, worin die Stelle vorkommt: „Ich bin, wenn Sie diesen Brief haben, nicht mehr in Bauerbach,“ und welcher seinem Inhalt nach als Dokument einer wirklichen Verstimmung zwischen Schiller und seiner Wohlthäterin gedeutet worden ist, hängt nach der Stelle S. 403 in „Schillers Beziehungen“ mit den irreleitenden Bestrebungen zusammen. Es sollte das angebliche Zerwürfniß mit Frau von Wolzogen und die neugeschlossene Freündschaft mit dem in der Nähe begüterten, vom Herzog unabhängigen Herrn von Wurmb, einem Neffen der Wolzogen, verhindern, daß durch Streichers Offenheit nicht etwa Schillers Zufluchtsort bekannt würde*). Zu Schillers näherem Umgang in Bauerbach gehörte sein nachmaliger Schwager, der damalige Bibliothekar Reinwald in Meiningen. Dessen Vater, Johann Ernst, Amtmann in Wasungen und zugleich Regierungsrath in Meiningen, war gestorben, als der Sohn das 14. Lebensjahr noch nicht zurückgelegt hatte. Die Mutter büßte während des 7jährigen Krieges 1757 einen beträchtlichen Theil ihres Vermögens ein und der Sohn sah sich nach dreijährigen Studien zu Jena genöthigt, als meiningen'scher Consistorialcanzlist 13 Jahre hindurch bei äußerst kärglicher Besoldung die geisttödendsten Arbeiten zu verrichten, bis er 1776 bei der Bibliothek Anstellung fand. (L. Bechstein, a. a. O. 49.)

Während des halbjährigen Aufenthalts in Bauerbach

---

*) Vergleiche L. Bechstein's Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen-Meiningen. S. 201 ff. und Hoffmeister I. 203.

enspann sich eine flüchtige Neigung des Dichters zu der Tochter seiner Beschützerin, Charlotte (geb. 1766, verheirathet mit dem herzoglich hildburghausenschen Regierungsrath von Lilienstern 1788, † 1794. Ihr Bildniß in „Schillers Beziehungen," S. 462.).

Die weitere Bearbeitung von Cabale und Liebe und der erste Entwurf von Don Carlos füllten seine Zeit aus. Das erstgenannte Drama, damals „Luise Millerin" genannt, war gegen Ende Februar in Bauerbach fertig geworden und Schiller hatte sich mit Wiegand in Unterhandlungen wegen des Verlags eingelassen. Im März aber erhielt er ein Schreiben von Dalberg, worin dieser sich erkundigte, ob sein neues Stück sich zur Aufführung in Mannheim eigne. Schiller beeilte sich nicht sehr mit der Antwort und schrieb dann stolz und zurückhaltend, auf die früher erfahrene Behandlung anspielend. Dalberg hatte sich überzeugt, daß Herzog Karl an seinem früheren Zögling kein lebhaftes Interesse mehr nähme und daß er ohne Gefahr mit dem Flüchtling Beziehungen anknüpfen könne. Er ließ nicht nach in seinen Bewerbungen um Luise Millerin, bis Schiller sich entschloß, am 20. Juli 1783 selbst über Frankfurt nach Mannheim zu reisen, wo er am 27. Juli anlangte, anfangs nur in der Absicht, drei Wochen zu verweilen. Aber es war „todte Jahreszeit" in Mannheim: Dalberg in Holland, von wo er erst am 10. August heimkehrte, Iffland in Hannover, viele Familien auf dem Lande. Einstweilen schrieb Schiller sehnsuchtsvolle Briefe nach Bauerbach an Frau von Wolzogen. Charakteristisch für beide Theile ist, daß die Stelle: „Wenn ich es möglich machen kann, daß ich ohne einen Schritt in die Welt zu thun, 400 fl. jährlich ziehe, so begräbt man mich noch in Bauerbach", von Caroline von W. corrigirt worden ist, indem sie aus der zu genügsamen

4 eine 6 machte. (Schillers Beziehungen S. 421.) Das arithmetische Mittel zwischen beiden Summen ließ nicht lange auf sich warten, indem Schiller am 20. August vorläufig auf ein Jahr (1. September 1783 bis dahin 1784) als Theater-Dichter angestellt wurde mit 500 fl. Gehalt und der Verpflichtung drei Stücke (Fiesco, Luise Millerin und ein drittes) während dieser Frist dem Theater zu liefern*)! Aber der September ging ihm durch einen Anfall des damals in der Festung Mannheim durch die üble Ausdünstung der Gräben häufig auftretenden Wechselfiebers verloren, welche Krankheit auch seinen Freund Meier wegraffte. Rückfälle und die verkehrte schwächende Behandlung seines Arztes verlängerte die Zeit der Arbeitsunfähigkeit und der vermehrten Kosten bis in den November, und abermals schwand die Hoffnung, der alten Verpflichtung sich zu entledigen, an welche die Briefe des bedrängten Vaters beständig erinnerten. Aus diesen Briefen, welche den Anfang von „Schillers Beziehungen" bilden, geht hervor, wie Vater Schiller, im unmittelbaren Bereich der Gläubiger seines Sohnes und bei nur 400 fl. Gehalt mit der Sorge für drei Töchter beschwert, vergebens auf die wiederholt zugesagte Abtragung eines Theiles von Friedrichs Schulden wartete und weitere Verantwortlichkeit ablehnte. Aus dieser Lage erklärt sich denn auch Schillers Entschluß, die versäumte Brodwissenschaft wieder vorzunehmen und in Heidelberg Medizin zu studieren, was an der Weigerung Dalbergs, den dazu erforderlichen Vorschuß zu gewähren, scheiterte.

Auch die wenig bemittelte Frau von Wolzogen hatte für eine Schuld Schillers gut gesagt, ohne daß er seinen Verbindlichkeiten gerecht werden konnte, und endlich ergriff

---

*) Vergleiche „Schillers Beziehungen" S. 428.

der Stuttgarter Bürge für seine dortigen Schulden die Flucht, wurde aber in Mannheim verhaftet, bis der Zimmermeister Hölzle, bei dem Streicher und eine Zeit lang auch Schiller gewohnt hatte, die nöthige Summe herbeischaffte.

Lichtblicke in einer so mannichfach getrübten Lage waren die Aufführung der 1783 zu Mannheim bei Schwan gedruckt erschienenen und mit einem Louisd'or den Bogen, zusammen 100 fl., honorirten Tragödie „Fiesco", wobei Böck den Fiesco, Iffland den Verrina und Beil den Mohren spielte, am 17. Januar 1784; die Aufführung von „Cabale und Liebe" im April 1784, welche gleichzeitig bei Schwan gedruckt erschien, und die Aufnahme (am 21. Februar 1784) in die 1763 von dem Kurfürsten Karl Theodor gestiftete „kurpfälzische deutsche Gesellschaft," wodurch der heimatlose Dichter ein neues Vaterland und eine gewisse Stellung erhielt, denn er erlangte dadurch die Rechte eines pfalzbairischen Unterthanen und kam in Verbindung mit den angesehensten Männern und besten Gelehrten der Stadt und des Landes.

Auch in Stuttgart wurden 1784 die Räuber wiederholt aufgeführt. Die von Hoffmeister (I. 229) und von G. Schwab (S. 181) angeführte Zusammenkunft mit der Familie in Bretten, war nach „Schillers Beziehungen" (S. 212. 425) schon im Herbst 1783 projektirt, fand aber erst im April 1784 statt.

Gleich nach seiner Rückkehr nach Mannheim begab sich Schiller in Gesellschaft von Iffland und Beil nach Frankfurt, wo beide Schauspieler bei der Großmann'schen Truppe Gastrollen gaben. Nach Schillers Versicherung ragten sie unter den übrigen Schauspielern hervor, wie der Jupiter des Phidias unter Tüncherarbeiten. Der Dichter wohnte

im „Schwarzen Bock," dem heutigen „Pariser Hof," und empfing nach der Aufführung von „Cabale und Liebe" die Huldigungen seiner Verehrer. Das Nähere darüber enthält Schillers Brief an Reinwald, in „Schillers Briefe", Berlin 1853 ff. I. 129.

Endlich fand am 9. Mai 1784 seine Begegnung mit dem Kalb'schen Ehepaare statt. Charlotte Marschalk von Ostheim (1761 — 1843) hatte 1783 den Major Heinrich von Kalb geheirathet, welcher mit dem deutschen Soldregiment im französischen Dienst Royal Deux-ponts am americanischen Befreiungskrieg Theil genommen hatte und damals zu Landau in Besatzung stand († 1804). Die Frau wohnte in Mannheim. Die Ehe war ohne gegenseitige Neigung geschlossen und genügte ihrem geistigen Drange nicht, der sie antrieb, sich den großen Geistern der Zeit zu nähern. (Vergleiche über sie die von ihrer Tochter Edda 1851 zu Berlin herausgegebenen „Denkwürdigkeiten" und das biographische Werk von R. Köpke: Ch. v. K. und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe. Berlin 1852.)

Nicht am mindesten erhebend aber war die Sendung aus Dresden, welche die später so wichtig gewordene Bekanntschaft Schillers mit dem Körner'schen Hause vermittelte. Schiller schreibt darüber an Frau von Wolzogen am 7. Juni: (Schillers Beziehungen S. 447) „Vor einigen Tagen widerfährt mir die herrlichste Ueberraschung von der Welt. Ich bekomme Paquete aus Leipzig und finde von vier ganz fremden Personen Briefe, voll Wärme und Leidenschaft für mich und meine Schriften. Zwei Frauenzimmer, sehr schöne Gesichter, waren darunter. Die eine hatte mir eine kostbare Brieftasche gestickt, die gewiß an Geschmack und Kunst eine der schönsten ist, die man sehen kann. Die andere hatte sich und die 3 andern Personen

gezeichnet, und alle Zeichner in Mannheim wundern sich über die Kunst. Ein dritter hatte ein Lied aus meinen Räubern in Musik gesetzt, um etwas zu thun, das mir angenehm wäre.*) Sehen Sie, meine Beste, so kommen zuweilen ganz unverhoffte Freuden für Ihren Freund, die desto schätzbarer sind, weil freier Wille, und eine reine, von jeder Nebenabsicht reine, Empfindungen und Simpathie der Seelen die Erfinderin ist. So ein Geschenk von ganz unbekannten Händen — durch nichts als die bloße, reinste Achtung hervorgebracht — aus keinem andern Grund, als mir für einige vergnügte Stunden, die man bei Lesung meiner Producte genoß, erkenntlich zu sein — ein solches Geschenk ist mir größere Belohnung, als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für 1000 trübe Minuten. Und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Cirkel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuten, mich zu kennen, daß vielleicht in 100 und mehr Jahren — wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet, und mir noch im Grabe Thränen

*) Die Musik: Amaliens Arie (Act III. Scene 1. der Räuber) war von Christian Gottfried Körner (1756 – 1831) componirt, dessen Braut, Minna Stock, hatte die Brieftasche gestickt, ihre Schwester, Dora, — beides Töchter des sehr geachteten Kupferstechers Stock in Leipzig, bei dem Goethe während seines academischen Aufenthalts daselbst Unterricht im Aetzen und Radiren nahm, — die vier Bildnisse mit Silberstift auf Pergament gezeichnet. Das vierte Bildniß stellte Ludwig Ferdinand Huber dar, (geb. 1764 zu Paris, damals Gelehrter zu Leipzig, 1787 kursächsischer Legationssecretär in Dresden, dann Resident in Mainz, wo er so verhängnißvoll in den Lebensgang Georg Forsters eingriff [s. oben S. 298], † als bairischer Landesdirectionsrath in Ulm 1804).

und Bewunderung zollt, — dann, meine Theuerste, freue ich mich meines Dichterberufes, und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß".

Wir führen noch ein paar andre Stellen aus diesem Briefe an: „Sie werden lachen, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich mich schon eine Zeit lang mit dem Gedanken trage zu heirathen. — Mein Herz sehnt sich nach Mittheilung und inniger Theilnahme. Die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geschäften geben, und meine Seele von tausend wilden Affecten reinigen, die mich ewig herumzerren. — — Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer genug wäre! oder könnte ich Sie beim Worte nehmen und Ihr Sohn werden. Reich würde freilich Ihre Lotte nie — aber gewiß glücklich." Und in der Fortsetzung des Briefes vom 15. Juni: „Ich überlese den Brief jetzt und erschrecke über meine thörigte Hoffnung. Doch, meine Beste, so viele närrische Einfälle, als Sie schon von mir hören mußten, werden auch diesen entschuldigen." Gewiß hat, wer so beiläufig um ein Mädchen anhält und diesen Antrag nach wenigen Tagen als einen närrischen Einfall behandelt, doch aber den Brief abschickt, in diesem Augenblick weder eine heftige Leidenschaft, noch ein Bewußtsein von dem Ernst dieses Schrittes. Wir glauben daher auch, wie oben erwähnt, an keine tiefe Leidenschaft für Margarethe Schwan, sondern finden in Schillers damaliger Lage ein Tasten und Suchen, theils aus gemüthlichem Bedürfniß, theils aus dem Wunsch einer gesicherten Zukunft, begründet.

Seit der Säcularfeier ist ein gewisser panegyrischer Ton in der Behandlungsweise des Schiller'schen Lebens herrschend geworden, der durch das Fest bedingt war, aber allmählich im Interesse der biographischen und psychologischen Wahrheit

einer mehr historischen Auffassung weichen muß, zumal so weit man den Helden durch herabsetzende Vergleichung Mitstrebender zu heben suchte. Wir glauben dem Charakter Schillers kein Unrecht anzuthun, wenn wir auch bei ihm die Möglichkeit und selbst Nothwendigkeit einer sittlichen Läuterung annehmen *).

Am 26. Juni 1784 las Schiller zu seinem Eintritt in die deutsche Gesellschaft in öffentlicher Sitzung den Aufsatz vor: „Wie kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?“, der nachher im ersten Hefte der rheinischen Thalia gedruckt erschien, dieselbe Abhandlung, welche unter dem Titel: „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“ in Schillers Werke aufgenommen ist, nur daß hier die Einleitung und einige Stellen wegblieben. Der Gegenstand für die dritte Tragödie, welche Schiller vertragsmäßig noch im ersten Jahre seiner Anstellung als Theaterdichter zu liefern hatte, war durch Dalberg ihm im Don Carlos angegeben. Zu Grunde legte der Dichter die Novelle von St. Real und das Drama Andronicus von Campistron (1656—1723), welches unter verändertem Namen die Geschichte des Don Carlos enthält.

Erst im Sommer entschloß er sich, nach wiederholtem Schwanken für diesen Stoff. Am 7. Juni schreibt er an Dalberg: „Carlos würde nichts weniger als ein politisches Stück, sondern eigentlich ein Familiengemälde in einem fürstlichen Hause sein; und die Situation eines Vaters, der mit seinem Sohne so unglücklich eifert, die schrecklichere Situation eines Sohnes, der bei allen Ansprüchen auf das größte Königreich der Welt ohne Hoffnung liebt und endlich

*) Herrmann Marggraff hat darüber beachtenswerthe Worte gesprochen in den Bl f. liter. Unterhaltung vom 24. Mai 1860.

aufgeopfert ist, müßten, denke ich, interessant ausfallen. Alles was die Empfindung empört, würde ich ohnehin mit größter Sorgfalt vermeiden." Und am 24. August: „Carlos ist ein herrliches Süjet, vorzüglich für mich. Vier große Charaktere, beinahe von gleichem Umfang, Carlos, Philipp, die Königin und Alba öffnen mir ein unendliches Feld. Ich kann mir es nicht verbergen, daß ich so eigensinnig, vielleicht so eitel war, um in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen, meine Phantasie über die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäunen zu wollen, da die hohe Tragödie ein so fruchtbares Feld und für mich möcht' ich sagen, da ist, da ich in diesem Fache größer und glänzender erscheinen und mehr Dank und Erstaunen wirken kann, als in irgend einem andern, da ich hier vielleicht erreicht, in andern übertroffen werden könnte. Froh bin ich, daß ich nunmehr so ziemlich Meister über den Jamben bin; es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Carlos sehr viel Würde und Glanz geben wird. Auf diesen Winter freue ich mich. Ich bin ganz wieder in Thätigkeit, und glaube gewiß, daß ich in dieser Zeit hier einbringen werde, was mich meine beinahe jahrelange Unpäßlichkeit, die meinen ganzen Kopf verwüstete, hat versäumen machen. Durch mich allein wird und muß unser Theater einen Zuwachs an vielen neuen vortrefflichen Stücken bekommen, worunter Macbeth und Timon und einige französische sind. Nach dem Carlos gehe ich an den zweiten Theil der Räuber, welcher eine völlige Apologie des Verfassers über den ersten Theil sein soll, und worin alle Immoralität in die erhabenste Moral sich auflösen muß. Auch dies ist ein unermeßliches Feld für mich."

Dazu macht Hoffmeister folgende Bemerkung: Mit der Mitte des Jahres 1784, wo Schiller seine Künstlerhand an

Don Carlos legte, beginnt für ihn eine neue, reinere Lebenserhebung. Mit dieser Tragödie hatte er sich auf einen neuen Grund und Boden gestellt, indem er den bisherigen negativen Kreis seiner dramatischen Dichtung mit der positiven Sphäre derselben, die Abneigung mit der Zuneigung vertauschte. Sein unsicheres, unbefriedigtes Wesen machte, ohne das seine äußere Lage sich gebessert hätte, einer wahrhaft heroischen Stimmung Platz. Jenen ersten Gemüthszustand hat er in Don Carlos, diesen letzteren später im Marquis Posa dargestellt, denn es ist wohl zu beachten, daß in dem oben angeführten Briefe Posa noch gar nicht unter den Hauptpersonen des Dramas aufgeführt wird. Wider die ursprüngliche Anlage des Stückes hob sich, der vorherrschenden Empfindung des Dichters entsprechend, diese Gestalt allmählich zur bedeutendsten Person der ganzen Tragödie empor. Streicher erzählt, daß Schiller mit größter Freude arbeitete und ihm Abends den Ertrag des poetischen Tagewerks vortrug.

Neben dieser Arbeit ging die Zusammenstellung der „Rheinischen Thalia" her, deren Ertrag den standesgemäßen Unterhalt in Mannheim ermöglichen und frühere Stuttgarter Schulden tilgen sollte. Im „Deutschen Museum" erschien seine am 11. November 1784 verfaßte Ankündigung der neuen Zeitschrift, worin es heißt:

„Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient. Früh verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte." Er spricht nun von seiner Erziehung, seinem Enthusiasmus für Dichtkunst, seinen Räubern, seiner Flucht aus dem Württembergischen, und fährt dann fort: „Nunmehr sind alle meine Verbindungen aufgelöst. Das Publikum ist mir jetzt alles, mein Studium, mein Souverän,

mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich ganz an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andern Fesseln zu tragen, als den Ausspruch der Welt, an keinen andern Thron zu appelliren als an die menschliche Seele." — — „Losgesprochen von allen Geschäften, über jede Rücksicht hinweggesetzt, ein Bürger des Universums, der jedes Menschengesicht in seine Familie aufnimmt, und das Interesse des Ganzen mit Bruderliebe umfaßt, fühl' ich mich aufgefordert, dem Menschen durch jede Decoration des bürgerlichen Lebens zu folgen, in jedem Cirkel ihn aufzusuchen, und — wenn ich mich des Gleichnisses bedienen darf, — die Magnetnadel an sein Herz hinzuhalten. — Unterzeichnung auf diese Schrift wird nur dann erst einen Werth haben, wenn ich sie persönlichem Mitgefühl danken darf. Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr werth war, als seine Werke." Im März 1785 erschien das erste Heft der Rheinischen Thalia.

Durch Empfehlungen des Kalb'schen Ehepaares und Dalbergs erlangte Schiller den Zutritt bei dem Herzog von Weimar, als dieser den Darmstädtischen Hof besuchte, und konnte den ersten Act des Don Carlos vorlesen, welcher so günstig aufgenommen wurde, daß es bei der nachfolgenden Unterredung Schillers mit dem Herzoge nur einer leisen Anregung bedurfte, um eine öffentliche Anerkennung seines Talentes durch Verleihung des Titels als weimarischer Rath zu erhalten.

Dagegen wurde seine Stellung als Theaterdichter in Mannheim nach Ablauf des Contractes nicht verlängert, und Schiller als auswärtiges Mitglied des weimarischen Dichterkreises, nahm dem Mannheimer Theater gegenüber

eine unabhängigere und schärfere Sprache an, deren Aufnahme bei dem leicht verletzlichen Bühnenvölkchen seinen Aufenthalt in Mannheim nicht eben angenehmer machte. Es ward daher mit Schwan und den Leipziger Freunden das Nöthige eingeleitet, daß er Mannheim verlassen konnte. Schon zu Ende März 1785 ging er nach Leipzig. Seine Abreise wurde durch Wechsel, die er von seinen dortigen Freunden erhielt, möglich gemacht. Seine Schulden konnten nicht alle getilgt werden. Auf ein bloßes Litteratenleben rechnete er nicht in Leipzig, sondern er hegte die Hoffnung, bei seiner geübten Denkkraft und seinem starken Willen in Einem Jahre die Rechtswissenschaft sich aneignen zu können, schon am 24. April aber schrieb er an Schwan, daß er sich unvermerkt wieder zur Medizin bekehre.

An dieser Stelle schalten wir einige Beobachtungen Kuno Fischer's (Selbstbekenntnisse Schillers, im Frankfurter Museum vom 12. Dezember 1857) über die bis dahin erschienenen drei Dramen Schillers ein:

„Unter den dramatischen Dichtungen der ersten Periode Schillers ist, „Cabale und Liebe" ohne Zweifel die gelungenste im dramatischen Sinne, hier stimmen Plan und Ausführung zusammen, die Handlung verläuft, die Charaktere treten hervor, wie sie Schiller angelegt hatte; er selbst ist vollkommen Herr seines Gegenstandes und gestaltet ihn, ohne ihn gegen die ursprüngliche Conception zu verändern. Er wird von dem Gegenstande nicht wider Willen fortgerissen und von dem Plane seiner Dichtung abgelenkt. In den beiden früheren Dramen, den Räubern und Fiesco, wie in dem späteren Don Carlos, verändern sich unwillkürlich die Hauptpersonen des Stückes unter den Händen des Dichters, dieser vermischt sich mit ihnen und tritt mitten in seinen Charakteren selbst hervor, wie in einer absichtslosen

Parabase. Dieß geschieht aber nur, weil „Cabale und Liebe" ein bürgerliches Trauerspiel ist, weil Handlung und Charaktere desselben der Lebensanschauung und Lebenserfahrung des Dichters viel näher lagen. Auf diesem Schauplatze ist er mehr in seinem Elemente, in diesen Charakteren ist er heimischer, seine Phantasie schafft sie mit minderer Anstrengung, darum auch consequenter; darum ist auch der Musikus Miller einer der lebensvollsten und ausgeprägtesten Figuren, welche unsere gesammte dramatische Litteratur aufzuweisen hat. Schillers dramatische Kraft äußert sich in den Stücken seiner ersten Periode in einer zweischneidigen Schärfe, welche auf starke Contraste hinarbeitet. Der Contrast steigert auf der einen Seite das Kraftgefühl und verkleinert auf der andern Seite bis zur Vernichtung, was dem Kraftgefühle entgegensteht; so wird er unwillkürlich satyrisch und wirkt als komische Gewalt, indem er hier als Humor, dort als Carricatur sich ausspricht. Daher die eigenthümliche und unwiderstehliche Macht des Komischen, die Schiller besitzt und in seinen dramatischen Dichtungen entfaltet, im wilden Humor der Räuber, in dem satyrischen, kernhaft gesunden Humor des Musikus, in dem lächerlichen Zerrbilde des Hofmarschalls Kalb, die er in der Kapuzinerpredigt vollendet, um sie später kaum mehr zu brauchen. Was sich aber mit dem Kraftgefühl und seinen scharfen Contrasten nicht verträgt, das ist die Natur der weiblichen Empfindung. Was darum Schillers dramatischer Kraft darzustellen am wenigsten gelungen ist, waren die weiblichen Charaktere. Sie sind namentlich in den jugendlichen Dichtungen Schillers bloße Gegenbilder seiner männlichen, in ihrer innersten Empfindung disharmonisch gestimmten Phantasie, sie sind Phantasiestücke ohne lebensvolle Eigenthümlichkeit; was dieser Amalie, Leonore, Luise fehlt, das ist die Natur und das Naive; was sie

gemeinsam haben, das ist jener Zug auffliegender, im Grunde eintöniger Schwärmerei, die bald sentimental, bald heroisch empfindet und zwar in der männlichen Weise ihres Dichters. — „Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben," hatte Schiller am 22. Februar 1785 an Körner geschrieben. „Zwölf Tage habe ichs in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß, aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund, und was mir vielleicht noch theuer sein könnte, davon scheiden mich Convenienz und Situation. Mit dem Theater hab' ich meinen Contract aufgehoben; also die ökonomische Rücksicht meines hiesigen Aufenthaltes bindet mich nicht mehr. Außerdem verlangt es meine gegenwärtige Connexion mit dem guten Herzog von Weimar, daß ich selbst dahin gehe und persönlich für mich negoziire, so armselig ich mich auch sonst bei solcherlei Geschäften benehme. Aber vor allem andern lassen Sie nichts frei heraussagen, meine Theuersten, und lächeln Sie auch meinetwegen über meine Schwächen — ich muß Leipzig und Sie besuchen. O meine Seele dürstet nach neuer Nahrung — nach besseren Menschen, nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe. Ich muß zu Ihnen, muß in Ihrem näheren Umgang, in der innigsten Verkettung mit Ihnen mein eigenes Herz wieder genießen lernen, und mein ganzes Dasein in einen lebendigen Schwung bringen. Meine poetische Ader stockt, wie mein Herz für meine bisherigen Cirkel vertrocknete. Sie müssen sie wieder wärmen. Bei Ihnen will ich, werde ich alles doppelt, dreifach wieder sein, was ich ehemals gewesen bin, und mehr als das alles, ich werde glücklich sein. Ich war's noch nie. Weinen Sie um mich, daß ich ein solches Geständniß thun muß. Ich war noch

nicht glücklich, denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Begleitung der Schriftstellerei wägen auch nicht einen Moment auf, den Freundschaft und Liebe bereiten, das Herz darbt dabei. Werden Sie mich wohl aufnehmen? Sehen Sie — ich muß es Ihnen gerade heraussagen, ich habe zu Mannheim schon feierlich aufgekündigt, und mich unwiderruflich erklärt, daß ich in drei bis vier Wochen abreise, nach Leipzig zu gehen. Etwas Großes, etwas unaussprechlich Angenehmes muß mir da aufgehoben sein; denn der Gedanke an meine Abreise macht mir Mannheim zu einem Kerker und der hiesige Horizont liegt schwer und drückend auf mir, wie das Bewußtsein eines Mordes. Leipzig erscheint meinen Träumen und Ahnungen wie der rosige Morgen jenseits der waldigen Hügel. Etwas Freudiges wartet auf mich, — doch warum Ahnung? Ich weiß ja, was auf mich wartet und wen ich da finde!"

Am 17. April langte Schiller nach einer beschwerlichen Reise in Leipzig an, wie er in dem Briefe vom 24. an Schwan in Mannheim berichtet. Schiller war in seinen häuslichen Verhältnissen auch in Mannheim nicht verwöhnt worden. Sein Zimmer in Mannheim sah kaum weniger unordentlich aus, als das „Loch," welches er in Stuttgart mit Leutnant Kapff bewohnt hatte. Er selbst war unfähig, auf solche Dinge zu achten, und der Vater hatte verweigert, die Schwester Christophine ihm zur Führung des Haushaltes zu senden.

Auch in Leipzig erstreckten seine Ansprüche hinsichtlich der Bequemlichkeit sich nicht höher als auf den Besitz zweier Zimmer mit Commode, Schreibtisch, Bett, Sopha, einem Tisch und einigen Stühlen, nur sollten dieselben weder zu ebener Erde, noch unter dem Dache sein und nicht die Aussicht auf einen Kirchhof haben. Am liebsten wäre es dem

Dichter gewesen, wenn das „fünfblätterige Kleeblatt“ hätte zusammenspeisen und er mit den Bekannten in einem Hause wohnen können. Denn er hatte vor Allem das Bedürfniß, einen Herzensfreund zu besitzen, welchem er zu jeder Zeit seine aufkeimenden Ideen in der Geburt mittheilen könnte, und nicht erst durch Briefe und lange Besuche zutragen müßte. Indessen scheint die Wirklichkeit nicht einmal diesen bescheidenen Wünschen entsprochen zu haben, wenigstens versichert ein Augenzeuge, Schiller habe damals zu Leipzig in einem der kleinsten Studentenlogis gewohnt. Wohl mochte diese Beschränkung durch die Meßzeit, während welcher er daselbst ankam, geboten gewesen sein; indeß gab diese andererseits Anlaß, daß er gleich zu Anfang „unzählige Bekanntschaften mit Einheimischen und Auswärtigen machte, welche sich täglich erweiterten.“ Natürlich, daß der Dichter der „Räuber,“ des „Fiesco“ und von „Cabale und Liebe“ in einem der Hauptsammelpunkte der Gesellschaft, in dem Richter'schen Caffeehaus, wo er sich zu erholen pflegte, und anderwärts von allen Seiten zu eigener Annehmlichkeit, mitunter aber auch zu großer Belästigung aufgesucht wurde. Denn außerdem, daß er manche für ihn interessante und fördernde Verbindungen, wie mit Weiße, Oeser, Moritz, seinem nachmaligen Verleger Göschen u. a. anknüpfte, drängte sich auch der unvermeidliche Schwarm derer zu ihm heran, „die wie Geschmeißfliegen um Schriftsteller herumsummen, einen wie ein Wunderthier angaffen und sich obendrein gar einiger vollgekleckster Bogen wegen zu Collegen aufwerfen“. —

Körner verweilte schon seit März, also vor Schillers Ankunft von Leipzig, in Dresden; zwischen seinen Brief aus Dresden vom 14. Mai, worin er Schiller die Bruderschaft antrug, und den Brief, welchen Schiller am 3. Juli aus seinem Sommeraufenthalt in Gohlis schrieb, fällt ihre

persönliche Bekanntschaft. Oeftere Reisen Körners nach Dresden, wohin er mit seiner Frau und deren Schwester im August als Appellationsrath übersiedelte, unterbrachen den Verkehr der Freunde und bewogen Schiller, im September der befreundeten Familie nachzuziehen. Am 13. September finden wir ihn in seinem Zimmerchen in Körner's Weinberg bei Loschwitz, im Schooße seiner Lieben, wie er sich ausdrückte, aufgehoben, wie im Himmel; er kennt in der damaligen Verfassung seines Gemüths keine andere Besorgniß, als die Furcht vor dem allgemeinen Loose der zerstörenden Zeit. So hatte auch hier wieder, wie in Gohlis, Schiller einen ländlichen Aufenthalt in der Nähe einer großen Stadt gefunden, welcher Freiheit und Muße mit einer belebenden Anregung von Außen verband, aber er hatte auch gefunden, was er sich in Gohlis vergebens gewünscht: das häusliche Zusammenleben mit Menschen, die ihn verstanden, denen er zu jeder Zeit die ihn beschäftigenden Ideen mittheilen konnte und die mit liebender Sorgfalt alles Störende von ihm fernhielten.

Wenige Einzelheiten sind uns aus der Zeit bekannt, wo der Dichter an den schönen Ufern der Elbe im gastlichen Hause des Freundes, und in den Sommermonaten auf der rebenbepflanzten Pavillon neben dem Fichtenwäldchen seiner Muße lebte; aber die Briefe, welche beide wechselten, als Körner mit seiner Gattin eine Reise nach Leipzig unternommen, während Schiller zurückblieb (December 1786), und als dieser einen Ausflug nach Tharandt (April 1787) machte, beweisen, wie sehr sie sich an einander gewöhnt hatten, und wie sie in ihrem Zusammenleben den reinsten Genuß empfanden.

In seinem Briefe vom 24. April 1785 an Schwan hatte sich Schiller um die Hand von dessen Tochter Margarethe

(geboren 27. August 1766, † 7. Januar 1796) beworben. In diesem Briefe behauptet der Dichter, daß der Gedanke, um Margarethe Schwan zu werben bereits ein Jahr bestehe, während er doch am 7. Juni 1784 um Charlotte von Wolzogen angehalten.

Körner und Caroline von Wolzogen berichten uns, Schwan habe, ohne Vorwissen Margarethens, Schiller eine ablehnende Antwort gegeben, und diese durch die Bemerkung zu mildern gesucht, seine Tochter eigne sich wegen der Eigenthümlichkeit ihres Charakters nicht für Schiller. Allein erweislich verhält sich die Sache anders. Dem Briefe Schillers, der sich noch im Besitz der Schwan'schen Familie befindet und in dem Werke von Götz („Geliebte Schatten", Mannheim 1858, 4°, wo auch Schwans und Margarethens Bildniß) abgedruckt ist, hat Schwan die Notiz beigeschrieben: „Ich gab derselben diesen Brief zu lesen und sagte Schiller, er möge sich gradezu an meine Tochter wenden. Warum aus der Sache nichts geworden, ist mir ein Räthsel geblieben". An Margarethe hat Schiller niemals geschrieben. Sie fühlte jedoch eine warme Zuneigung zu ihm und hat es gegen ihre Vertrauten kein Hehl gehabt, daß ihr Schillers Stillschweigen sehr wehe gethan. Schiller selbst fühlte sein Unrecht, wenn er 1788, als ein Brief Schwan's einen Gruß der Tochter enthielt, die Worte erwiedert: „Also stehe ich doch noch bei ihr in einigem Andenken? In der That, ich muß erröthen, daß ich es durch mein langes Schweigen so wenig verdiene."— Von einer vereitelten Liebes- und Lebenshoffnung kann also gar nicht die Rede sein. Das „Räthsel" dürfte indeß ganz einfach zu lösen sein. Der Brief war eine Uebereilung. Es war dem noch rathlos hin und her schwankenden Jüngling mit seiner Bewerbung ebenso wenig Ernst, wie mit der Wiederaufnahme seiner medizinischen Studien; es war

keine Herzenssache. Er sehnte sich jedoch nach einer unabhängigen, sorgenfreien Existenz, und in dem Briefe an Schwan liegt die Erwartung verschleiert ausgesprochen, daß dieser ihm mit der Einwilligung in ein Verlöbniß dazu auf eine reellere Weise die Hand bieten werde, als dessen Antwortschreiben hoffen ließ. Daher sein Schweigen auf Schwan's Vorschlag, weil die Freundschaft mit Körner ihm über Erwarten Alles das gewährte, was er wünschte: sorgenlose Muße zum Dichten, zum freien geistigen Schaffen. In diesem einzigen höchsten Verlangen vereinigte sich Alles, was Schiller vom irdischen Dasein begehrte. Nur dann ist er unglücklich, wenn ihm die Befriedigung desselben durch die Schranken des Irdischen, durch den Druck der Lebensverhältnisse verkümmert wird. Frauenliebe nahm, bis er sie durch seine Braut und Gattin kennen lernte, in der Scala seiner Wünsche eine so untergeordnete Stellung ein, daß er nicht lange vor seiner Verlobung gegen seinen Körner das offenherzige Bekenntniß aussprach: „Könntest du mir innerhalb eines Jahres eine Frau von 1200 Thlrn. verschaffen, mit der ich leben, an die ich mich attaschiren könnte, so wollte ich dir in fünf Jahren eine Fridericiade, eine classische Tragödie und ein halbes Dutzend schöner Oden liefern." (Aus Schiller und Marg. Schwan, von J. W. Schäfer, im Bremer Sonntagsblatt 1858 Nr. 46.) Dazu kommt, daß Vater Schiller in seinen Briefen beständig auf „Versorgung und vortheilhafte Heirath" seines Sohnes drang, ohne nach der Person viel zu fragen (vergl. „Schillers Beziehungen S. 55. 76).

Seine Tochter Christophine war denn nach einem langwierigen Brautstand mit dem wegen Dürftigkeit und Kränklichkeit unentschlossenen und grämlichen Reinwald endlich am 22. Juni 1786 zu Gerlingen getraut worden.

Im Jahre 1786 erschienen zwei Hefte der Thalia, das zweite und dritte des ersten Bandes. Das zweite Heft enthält u. A. die Gedichte: Die „Freigeisterei der Leidenschaft, als Laura vermählt war im Jahre 1782“, die „Resignation, eine Phantasie“, das Lied „an die Freude“, welches letztere 1785 in Gohlis gedichtet war, und die „unüberwindliche Flotte“. Die Freigeisterei der Leidenschaft, später verkürzt in den Werken, als „der Kampf“ mitgetheilt, ist in seinen Beziehungen verschieden gedeutet worden. Karoline von Wolzogen bezieht es auf das Fräulein von Arnim, welche Schiller auf einem Maskenball in Dresden im Winter 1786/7 kennen lernte und welche ihm eine leidenschaftliche Liebe einflößte. „Er sah sie bei der Schauspielerin Sophie Albrecht und durfte sie auch in ihrem eigenen Hause besuchen. Der Mutter schien die Eroberung eines schon damals als ausgezeichnet anerkannten Dichters zu schmeicheln. Der unerfahrene, leidenschaftliche Jüngling wurde von diesem Zaubernetze umstrickt, welches jedoch nur Eitelkeit gewoben hatte. Wenn das gute Kind auch selbst herzlicher Zuneigung fähig war, so mußte sie ihr Gefühl doch immer nur der auf Effect und Glanz berechneten mütterlichen Ansicht unterwerfen. An dauerndes Herzensglück war unter diesen Aussichten nicht zu denken. Schillers Freunde boten alles auf, ihn diesen Fesseln zu entziehen, aber seine Leidenschaft machte den Kampf schwer. Zeit, Geld und Herzensruhe wurden zersplittert. Seine Freunde selbst, so schmerzlich sie seinen Umgang entbehrten, drangen auf seine Entfernung. Die Trennung kostete dem Mädchen viele Thränen; sie scheint sich gegen ihr Gefühl nur dem Einfluß ihrer Umgebungen hingegeben zu haben; und Schiller freute sich sehr, daß sie in späterer Zeit glücklich wurde.“ *)

*) Vergleiche Schillers Leben von G. Schwab S. 260.

An dieselbe Dame scheint ein zuerst in der „Nachlese zu Schillers Werken" (Tübingen und Wien 1810) und dann von H. Viehoff, Schillers Gedichte 2c. I. 275 abgedrucktes Gedicht vom 2. Mai 1787 gerichtet, wozu der Verfasser der Nachlese in einer Anmerkung mittheilt, er habe diese Verse von der Hand der Gräfin K., geb. v. A.— Hoffmeister dagegen bezieht das fragliche Gedicht auf Margarethe Schwan, weil Schiller das Fräulein von A. erst im Winter 1786/7 kennen gelernt habe, das Gedicht aber schon im ersten der beiden im Jahre 1786 ausgegebenen Hefte der Thalia erschienen sei, ein Einwand, der uns bei dem Schwankenden aller dieser Zeitangaben und bei der geringen Leidenschaftlichkeit, die wir der Neigung zu Marg. Schwan beilegen zu müssen glauben, nicht schwer ins Gewicht zu fallen scheint.

Das Hauptwerk, welches nach fünfjähriger Arbeit in Dresden zur Vollendung kam, war Don Carlos, mit welchem die erste Periode von Schillers Leben ruhmvoll abschließt. Als in diesem kosmopolitischen Drama seine sittlichen Grundüberzeugungen zu ihrer Blüthenkrone sich entwickelt hatten, war sein poetisches Interesse, welches sich ganz aus sittlich politischen Ideen nährte, erschöpft, und das speculative Princip seines Geistes ergriff von nun an den Zügel seines Lebens. Es trat die zweite, die historisch-philosophische Periode ein, in welcher er sich in der wirklichen äußern Welt umsah und zugleich sich über die höchsten Lebensfragen wissenschaftlich zu verständigen suchte, bis er endlich nach erlangter Selbstläuterung zu einer gereiften Kunstdichtung in seinem letzten Lebensabschnitte zurückkehren konnte. Die philosophischen Briefe, der Geisterseher, und einige historische Arbeiten, die er meistens unmittelbar nach dem Don Carlos unternahm, gehören schon, als Vorläufer

und Vorstudien seiner historischen Darstellungen und philosophischen Aufsätze, in den folgenden Lebensabschnitt, welchen die nächste Abtheilung unserer Darstellung umfassen wird.

Don Carlos, in Bauerbach, Mannheim, Leipzig, Gohlis und Loschwitz bearbeitet, erschien bis zum 8. Auftritt des III. Acts in den ersten vier Heften der Thalia (das vierte Heft ausgegeben 1787) und vollständig, jedoch bedeutend geändert und gekürzt, zu Leipzig 1787. Schon der erste Act war ursprünglich, wie Wieland bemerkte, länger als das längste Stück des Sophokles, und Schiller fühlte das Bühnenwidrige dieser Breite selbst, indem er in einer Anmerkung zum dritten Hefte der Thalia äußerte, Don Carlos sei kein Theaterstück, die dramatische Einkleidung sei von einem weit allgemeineren Umfang, als die theatralische Dichtkunst und man würde der Poesie eine große Provinz entreißen, wenn man den handelnden Dialog auf die Gesetze der Schaubühne beschränken wollte. Auch in ihrer nachherigen Bearbeitung hielt Schiller diese Tragödie in theatralischer Hinsicht für verfehlt.

Theilweise waren eine Ursache dieser Breite auch die Jamben, welche er nach dem Vorgange Lessing's im „Nathan" und auf den Ausspruch Wielands hin, daß ein vollkommenes Drama in Versen geschrieben sein müsse, für sein Gemälde gewählt hatte. Dieser Vorgang wurde für die dramatische Kunst in Deutschland entscheidend, wie denn auch Goethe in seiner Iphigenia alsbald seinem Beispiel folgte. Da er aber seit zwei Jahren nichts mehr in gebundener Rede gedichtet hatte und des neuen Metrums nicht ganz Herr war, so konnte es in der ersten Bearbeitung des Don Carlos nicht an manchen unbedeutenden, ja beinahe nichtssagenden Versen und Halbversen fehlen, welche

nur den Zweck haben, das Metrum nothdürftig auszufüllen. Wir müssen im Uebrigen wegen des Vergleichs der verschiedenen Ausgaben auf Hoffmeister I, 289—303 verweisen, und theilen nur dessen Gesammturtheil mit: „Weil dieß Stück mehr als ein anderes, rein aus den Ideen herausgearbeitet ist, welchen sich das Geschichtliche, die Begebenheiten, Menschen, Sitten der Zeit mehr oder weniger anformten, so ist dasselbe auch das am meisten rhetorische. In die früheren Dramen floß schon durch ihre vorherrschende Polemik mehr Leben, Raschheit und Wechsel; sie sind hierdurch mehr mit dem realen Weltwesen verwebt. Im Don Carlos herrscht eine gewisse breite Ausführlichkeit und Erschöpfung der Ideen, an denen dem Dichter alles gelegen ist. Das Rhetorische mußte nothwendig um so mehr zunehmen, als Schiller seine Weltansicht im Gegensatz gegen den realen Zustand der Dinge positiv ausgebildet und bereichert hatte. In den „Räubern" ist beinahe Alles Drang des Naturgefühles; Don Carlos geht von der Reflexion, der Abstraction aus. Dort trieb und zwang das innere Leben zum Dichten, hier mußte das allgemein Gedachte durch Empfindungen wieder poetisch belebt, und aus Ideen mußten Gestalten gemacht werden. Dazu kam aber jetzt natürlich auch das Bestreben, Andre für die Ideen zu gewinnen und zu begeistern, welche Schiller dichtend vortrug, eine Tendenz, von welcher er sich in der nächsten Periode auf wissenschaftlichem Wege befreite.

Aus dieser Entstehungsweise fließen eigne Vorzüge und Fehler. Die Handlung schreitet nicht klar und stetig ihrem Ziele zu. Es sind Räthsel in derselben, welche kein Commentator auflösen wird und welche zu leugnen der Dichter selbst in den „Briefen über Don Carlos" (zuerst im „Deutschen Mercur", Julius und Dezember 1788) vergebens versucht

hat. Die herrlichen affectvollen Stellen liegen, wie einzelne leuchtende Gruppen, durch dunkle Zwischenräume geschieden, auseinander, und man kann den Weg nicht immer angeben, auf dem man von einer dieser Oasen zur andern gelangt. Mit großer Anstrengung und mittels künstlicher Hebel wird die Handlung über diese dürren Strecken von einer interessanten Situation zur andern gehoben." Aber, fügen wir hinzu, wie er auf die gewöhnliche theatralische Wahrscheinlichkeit verzichtet, findet sich bei einer Aufführung dieses weniger zum Lesen als zum lebenden Vortrag geeigneten Drama's mehr als bei irgend einem andern Stücke Schillers jene Erhebung, welche Vischer in seiner Schillerrede so schön bezeichnet: „Schiller ist ein Liebling der Jugend, weil er selbst jung, männlich und doch jung ist. Wir treten in die Mannesjahre, die Erfahrung droht uns einen Ring von Eis um's Herz zu legen, uns will zu Muthe werden, als ob nur Gewalt und List, Gold und Jagen nach Gold die Welt beherrschen, es kommt eine Zeit, wo wir meinen uns von ihm abkehren zu müssen, weil man bei ihm die Welt nicht finde, wie sie sei, aber wir werden noch reifer, wir kehren zu ihm zurück, er behält Recht und er reicht uns die Fackel, um das Feuer auf dem Herd unseres inneren Heiligthums zu neuer Gluth anzufachen." — „So gehört", fährt Hoffm. fort, „Don Carlos hinsichtlich seiner Tugenden wie seiner Fehler zu den Schauspielen der ersten Periode. Der Zauber liegt in den Ideen und in der Begeisterung, es ist meistens nur Einzelnes, was uns hinreißt; weder die Charakterzeichnung noch die Kunstform des Ganzen kann uns befriedigen. Nur gründen sich die Fehler der drei ersten Stücke auf eine überschwengliche Empfindung und eine ungezähmte Einbildungskraft, die des Don Carlos dagegen vorzüglich auf eine allzu spitz und schneidend hervortretende, mit sich

uneinige Verstandesthätigkeit. Schillers Denken mischte sich hier mehr als früher je in sein Dichten, und nachdem jetzt eine poetische Periode durchlaufen war, waren die Anforderungen seiner Vernunft nicht mehr abzuweisen. Das Dichten blieb von nun an bei Seite liegen, sein speculativer Hang mußte befriedigt werden." (Vergl. auch Schillers Leben von G. Schwab, S. 297.)

Wir schließen diese Betrachtung des Don Carlos mit der Mittheilung des humoristischen Meisterwerkes, welches auf seine Entstehung sich bezieht und, obgleich zuerst in der Neuen Berliner Monatschrift 1804, August, S. 90, dann in Viehoff Schillers Gedichte, I. 248, und öfter abgedruckt, da es in die Werke nicht aufgenommen worden, die verdiente Verbreitung nicht erlangt hat.

Zur Erläuterung diene, daß, als Schiller eben mit der Ueberarbeitung von Scene 8, Act 2 des Don Carlos in Loschwitz beschäftigt war, er an einem schönen Herbsttage 1786 von der Familie Körner zu einer Landpartie eingeladen wurde, aber, durch den Verleger gedrängt, zurückbleiben mußte. Das Unglück wollte, daß Frau Körner in der Meinung, Schiller fahre mit, alle Schränke und den Keller hatte zuschließen lassen, während sie gleichzeitig die Vornahme der Wäsche auf diesen Tag verlegt hat.

Dumm ist mein Kopf und schwer wie Blei,
Die Tabaksdose ledig,
Der Magen leer — der Himmel sei
Dem Trauerspiele gnädig!

Feu'r soll ich gießen auf's Papier
Mit angefrornem Finger —
O Phöbus, hassest du Geschmier,
So wärm' auch deinen Jünger.

Die Wäsche klatscht vor meiner Thür,
Es plärrt die Küchenzofe,

Und mich, mich führt das Flügelthier
Zu König Philipps Hofe.

Ich steige muthig auf das Roß,
In wenigen Secunden
Seh' ich Madrid; am Königsschloß
Hab' ich es angebunden.

Ich eile durch die Gallerie
Mit schnellem Schritt, belausche
Dort die Prinzessin Eboli
Im süßen Liebesrausche.

Jetzt sinkt sie an des Prinzen Brust
Mit wonnevollem Schauer;
In ihrem Auge Götterlust,
Und in dem seinen Trauer.

Schon ruft das schöne Weib: Triumph!
Schon hör' ich — Tod und Hölle!
Was hör' ich? — Einen nassen Strumpf
Geworfen in die Welle.

Und hin ist Traum und Feerei;
Prinzessin, Gott befohlen;
Der Henker mag die Dichterei
Beim Hemdewaschen holen!

---

## Zweiter Abschnitt.

### Periode der wissenschaftlichen Selbstverständigung 1787—1794.

Es war ein doppelter Grund, welcher Schiller seit seiner Uebersiedelung nach Weimar (Juli 1787) der Poesie auf eine Zeitlang den Rücken kehren ließ, um in seiner letzten Lebensperiode, durch das Studium der Geschichte und Philosophie auf eine höhere Stufe gehoben, zu ihr zurück zu kehren; es war theils die vollendete Niederlegung seines

bisherigen Ideenvorraths in poetischer, zumal dramatischer Form, theils die Ueberzeugung, daß die Feder allein ein zu unsicheres Werkzeug einer Lebensstellung in Deutschland sei. Das Ergreifen der Rechtsgelehrsamkeit oder die Rückkehr zur Heilkunde konnten nur flüchtige Einfälle sein, da Schillers ganze Geistesrichtung mit ihrem Streben nach allgemeinen Abstractionen und hohen Idealen den Wesen beider Fächer zu sehr entgegenlag; es blieb nur die Geschichte, welche als nothwendiges Hülfsstudium zu dramatischen Arbeiten dem Dichter am nächsten lag und mit der geringsten Anstrengung ohne gänzliches Aufgeben dichterischer Arbeiten eine akademische Anstellung hoffen ließ. Seine äußere Lage war in der ersten Zeit in Weimar drückend genug, wie er später (1795) selbst an Goethe gestand. (Hoffmeister II. 64.) Mangel an haushälterischem Sinn, unumgängliche Ehrenausgaben und die Abzahlung alter Schulden ließen ihn zu keinem geordneten Budget kommen.

Als erste historische Arbeit Schillers bezeichnet Hoffmeister (II, 8.) W. Robertson's Geschichte von America, aus dem Englischen übersetzt von Johann Friedrich Schiller. Dieser Irrthum des gründlichen Forschers ist schwer begreiflich, selbst wenn man weiß, daß ihm nur die zweite Ausgabe der Uebersetzung von 1801 vorlag, da ja jedes Bücherlexicon die erste 1777, als Schiller 18 Jahr alt war, erschienene Ausgabe nachweist und Schiller, wenn er den vollständigen Vornamen anführen wollte, sich nicht Johann Friedrich, sondern Johann Christoph F. nennen mußte.

Da Hoffm. in den Verbesserungen zum fünften Theile seines Werks seinen Irrthum nur mit wenigen Worten berichtigt, so führen wir hier kurz einige Lebensumstände des wahren Uebersetzers von Robertson an. (G. Schwab, Urkunden über Schiller und seine Familie. Stuttgart 1840.

S. 7—9., Schillers Beziehungen S. 19.) Johann Friedrich Schiller ist am 15. Juli 1731 geboren, sein Vater und des Dichters Großvater waren vermuthlich Vettern. Seine Uebersetzung von Robertson widmete er am 10. Juli 1777 zu London der Königin Charlotte von England. 1784 besaß er eine Buchdruckerei in Mainz und ist wahrscheinlich 1815 daselbst gestorben. Er war des Dichters Pathe.

Noch an keinen Ort war Schiller mit solcher Spannung gekommen wie nach Weimar. Ein Schriftsteller von bedeutendem Ruf kam er jetzt an den Mittelpunkt der deutschen Litteratur. In den Briefen an Körner ist die allmähliche Entwickelung der Verhältnisse zu den verschiedenen Celebritäten Weimars am interessantesten dargelegt. Er schreibt an ihn (Briefwechsel zwischen Schiller und Körner I, 96) aus Weimar am 23. Juli 1787:

„Vorgestern Abend kam ich hier an. Am nämlichen Abend sah ich Charlotte (von Kalb). Unser erstes Wiedersehen hatte so viel Gepreßtes, Betäubendes, daß mirs unmöglich fällt, es Euch zu beschreiben. Charlotte ist sich ganz gleich geblieben und auch ich fühlte mich schon in der ersten Stunde unseres Beisammenseins nicht anders, als hätte ich sie erst gestern verlassen: so einheimisch war mir alles an ihr, so schnell knüpfte sich jeder zerrissene Faden unseres Umgangs wieder an. Ehe ich Euch über sie und über mich etwas mehr sage, laßt mich zu mir selbst kommen. Die Erwartung der mancherlei Dinge, die sich mir hier in den Weg werfen werden, hat meine ganze Besinnungskraft eingenommen. Ueberhaupt wißt Ihr, daß ich bald von den Dingen, die mich umgeben und nahe berühren, betäubt werde. Daß ist jetzt mein Fall, mehr und mit größerem Rechte als jemals. Ich habe mit keinen Kleinigkeiten zu thun, und die vielerlei Verhältnisse, in die ich mich hier

theilen, in deren jedem ich doch ganz gegenwärtig sein muß, erschrecken meinen Muth und lassen mich die Einschränkung meines Wesens fühlen. Gestern, als am Sonntag, habe ich keinen Besuch gemacht, weil ich den ganzen Tag bei Charlotten zubringen sollte.

Diesen Morgen habe ich Wieland in einem Billet begrüßt, und erhalte eben die Antwort, daß er mich diesen Nachmittag bei sich erwarten wird. Auch er scheint nicht von aller Unruhe frei zu sein, denn er schreibt mir, meine Erwartungen so tief als möglich herabzustimmen. Er scheint sehr ungeduldig, mit mir bekannt zu werden; ich brenne vor Ungeduld, in seine Seele zu sehen.

Charlotte ist eine große sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größeren Geist, als der meinige ist, zu schaffen geben kann. Mit jedem Fortschritt unseres Umganges entdecke ich neue Erscheinungen in ihr, die mich, wie schöne Partien in einer weiten Landschaft, überraschen und entzücken. Mehr als jemals bin ich jetzt begierig, wie dieser Geist auf den Eurigen wirken wird. Herr von Kalb und sein Bruder werden im September eintreffen und Charlotte hat alle Hoffnung, daß unsere Vereinigung im October zu Stande kommen wird. Aus einer kleinen Bosheit vermeidet sie deßwegen auch, in Weimar die geringste Einrichtung für häusliche Bequemlichkeit zu machen, daß ihn die Armseligkeit weg nach Dresden treiben soll. Sind wir einmal da, so läßt man Euch für das Weitere sorgen. Die Situation des Herrn von Kalb am Zweibrückischen Hofe, wo er eine Carrière machen dürfte, wenn der Kurfürst von der Pfalz sterben sollte, läßt sie vielleicht 10 — 15 Jahre über ihren Aufenthalt frei gebieten. Charlotte geht wenig in Gesellschaft, wird aber nunmehr in diesem Punkte eine Veränderung treffen. Zu Ende dieser

Woche lasse ich mich der Herzogin vorstellen. Die übrigen Weimarischen Götter und Götzendiener werde ich in dieser Woche schon expediren. Wieland soll mir hierin einige politische Maßregeln vorschreiben. Goethe ist noch in Italien, Bode in Paris, Bertuch ist auch abwesend, Reinhold ist schon in Jena." Ueber die Unterredung mit Wieland berichtet Schiller einige Tage später: „Ich besuchte also Wieland, zu dem ich durch ein Gedränge kleiner und immer kleinerer Creaturen von lieben Kinderchen gelangte. Unser erstes Zusammentreffen war wie eine vorausgesetzte Bekanntschaft. Ein Augenblick machte Alles. Wir wollen langsam anfangen, sagte Wieland, wir wollen uns Zeit nehmen, einander etwas zu werden. Er zeichnete mir gleich bei dieser ersten Zusammenkunft den Gang unseres künftigen Verhältnisses vor, und, was mich freute, war, daß er es als keine vorübergehende Bekanntschaft behandelte, sondern als ein Verhältniß, das für die Zukunft fortdauern und reifen sollte. Er fand es glücklich, daß wir uns jetzt erst gefunden haben. Wir wollen dahin kommen, sagte er mir, daß einer zu dem andern wahr und vertraulich rede, wie man mit seinem Genius redet. Unsere Unterhaltung verbreitete sich über sehr mancherlei Dinge, wobei er viel Geist zeigte und auch mir dazu Gelegenheit gab. Einige Materien, Religionsgespräche zum Beispiel, legte er besonders auf künftige Tage zurück; hierbei schien er sich sehr wohl zu haben*),

*) Es wäre eine interessante Aufgabe für einen der deutschen Mundarten kundigen Philologen, die schwäbischen Idiotismen aus den früheren Schriften Schillers, die sächsischen aus seinen späteren zu sammeln. Zu den letzteren gehört das obige „sich haben," wie das in demselben Brief vorkommende: „sich nehmen," der Dativ Karln, welcher Werke VIII. 109, plötzlich auftaucht, nachdem auf den Seiten vorher unzähligemal der Dativ Karl vorgekommen war, Grund statt Thal (Briefw. mit Körner I. 221.) u. s. w.

und über diesen Stoff, ahne ich, werden wir warm werden. Auch über politische Philosophie wurde viel gesprochen, etwas über Litteratur, Goethe, die Berliner und Wien. Von Klinger sprach er sehr witzig; Stolberg ist seine Renonce wie die unsrige; er ist jetzt ganz in den Lucian versunken, den er wie den Horaz übersetzen und commentiren wird.

Sein Aeußeres hat mich überrascht. Was er ist, hätte ich nicht in diesem Gesicht gesucht — doch gewinnt es sehr durch den augenblicklichen Ausdruck seiner Seele, wenn er mit Wärme spricht. Er war sehr bald aufgeweckt, lebhaft, warm. Ich fühlte, daß er sich bei mir gefiel und wußte, daß ich ihm nicht mißfallen hatte, ehe ich's nachher erfuhr. Sehr gern hört er sich sprechen, seine Unterhaltung ist weitläufig, und manchmal bis zur Pedanterie vollständig, wie seine Schriften, sein Vortrag nicht fließend, aber seine Ausdrücke bestimmt. Er sagte übrigens viel Alltägliches; hätte mir nicht seine Person, die ich beobachtete, zu thun gegeben, ich hätte oft Langeweile fühlen können. — Wieland ist hier ziemlich isolirt, wie er mir auch gesagt hat. Er lebt fast nur seinen Schriften und seiner Familie. — Hier ist, wie es scheint, schon ziemlich über mich und Charlotten gesprochen worden. Wir haben uns vorgesetzt, kein Geheimniß aus unserem Verhältniß zu machen. Einigemal hatte man schon die Discretion, uns nicht zu stören, wenn man vermuthete, daß wir fremde Gesellschaft los sein wollten. Charlotte steht bei Wieland und Herder in großer Achtung. Mit dem ersten habe ich selbst über sie gesprochen. — — Ich komme von Herder. Er hat mir sehr behagt. Seine Unterhaltung ist voll Geist, voll Stärke und Feuer, aber seine Empfindungen bestehen in Haß oder Liebe. Goethe liebt er mit Leidenschaft, mit einer Art Vergötterung,

Kant haßt er. Ich muß ihm erstaunlich fremd sein, denn er fragte mich, ob ich verheirathet wäre. Ueberhaupt gieng er mit mir um, wie mit einem Menschen, von dem man nichts weiter weiß als, daß er für etwas gehalten wird. Ich glaube, er selbst hat nichts von mir gelesen. Er lebt äußerst eingezogen und klagt sehr über viele Geschäfte und daß er zur Schriftstellerei wenig Zeit übrig behielte. Unter allen Weimarischen Gelehrten sei Wieland der Einzige, der seinem Geschmack und seiner Feder leben könnte." Am 27. Juli war Schiller zur Herzogin Amalie nach Tieffuhrt eingeladen und fuhr mit Wieland hinaus. Sein Wesen gefiel der Herzogin besser, als sie dem jungen Dichter zusagte. „Ihr Geist ist äußerst bornirt, nichts interessirt sie, als was mit Sinnlichkeit zusammenhängt. Diese giebt ihr den Geschmack, den sie für Musik, Malerei und dergl. hat oder haben will." Kurz, „die Bekanntschaft mit den Weimarischen Riesen" verbesserte Schillers Meinung von sich selbst und er freute sich auf die junge Herzogin (Luise), „von der mir allerwärts viel Vortreffliches gesagt wird. Bei der Alten hatte ich zu überwinden, weil sie meine Schriften nicht liebt und ich ihr fremd war. Die junge ist meine eifrige Patronin und meinen Arbeiten ganz vorzüglich gut."

Am 12. August schreibt Schiller: „Dieser Tage bin ich auch in Goethe's Garten gewesen, beim Major von Knebel, seinem intimen Freunde. Goethe's Geist hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine stolze philosophische Verachtung aller Speculation und Untersuchung, mit einem bis zur Affectation getriebenen Attachement an die Natur und einer Resignation in seine fünf Sinne; kurz eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Secte. Da sucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man

sich in leeren Demonstrationen verfinge. Die Idee kann ganz gesund und gut sein, aber man kann auch viel übertreiben. Aus diesem Knebel wird hier erstaunlich viel gemacht, und unstreitig ist er auch ein Mann von Sinn und Charakter. Er hat viel Kenntnisse und einen planen hellen Verstand — wie gesagt, er kann recht haben; aber es ist soviel Gelebtes, soviel Sattes und grämlich Hypochondrisches in dieser Vernünftigkeit, daß es einen beinahe mehr reizen könnte, nach der entgegengesetzten Weise ein Thor zu sein. Es wurde mir als eine nothwendige Rücksicht empfohlen, die Bekanntschaft dieses Mannes zu machen, theils weil er hier für einen der gescheidtesten Köpfe gilt, und zwar mit Recht, theils weil er nach Goethe den meisten Einfluß auf den Herzog hat.“ Nach einigen weniger bedeutenden Zwischensätzen fährt Schiller in demselben Briefe so fort: „Goethe (weil ich Dir doch Herders Schilderung versprochen habe) wird von sehr vielen Menschen (auch außer Herder) mit einer Art Anbetung genannt und mehr noch als Mensch denn als Schriftsteller geliebt und bewundert. Herder giebt ihm einen klaren universalischen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles, was er ist, ist er ganz und er kann wie Julius Cäsar vieles zugleich sein. Nach Herder's Behauptung ist er rein von allem Intriguengeist, er hat wissentlich noch Niemand verfolgt, noch eines andern Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, selbst im Kleinen seiner politischen Geschäfte, und mit eben diesem Eifer haßt er Mystik, Geschraubtheit, Verworrenheit.“

Wir haben geglaubt, beim Eintritt Schillers in die Stadt, welcher er den größten Theil seines noch übrigen Lebens angehören sollte, dem Leser ein Bild von dem Eindruck geben zu sollen, welchen die bedeutendsten Männer daselbst

auf ihn machten, selbst wenn dieser Eindruck später sich änderte. Wir haben dabei nur eigenes Urtheil Schillers meist mit dessen eigenen Worten mitgetheilt und den Klatsch verschmäht, womit er nach damaliger Sitte Weimars gleich bei seinem Eintritt reich versehen wurde. Zur weiteren Charakteristik der Zustände theilen wir noch mit, daß damals zwei möblirte Zimmer mit Cabinet an der Esplanade 70 Thlr. jährlich kosteten, was ihm viel Geld schien; daß gegen das damalige Weimar Jena großstädtisch erschien, indem die höheren Häuser und längeren Gassen des letzteren erinnerten, „daß man doch wenigstens in einer Stadt sei"; daß Wieland, der Herausgeber eines litterarischen Journals in dem Hauptsitz der deutschen Litteratur den Don Carlos ein Jahr, nachdem derselbe zu erscheinen angefangen, noch nicht gelesen hatte.

Jene Reise nach Jena machte Schiller im August, er verweilte dort sechs Tage und lernte Griesbach, Döderlein, Schütz, Reinhold und Hufeland kennen. Am 28. August konnte er bereits wieder in Weimar an der Geburtstagsfeier des abwesenden Goethe theilnehmen.

Durch das Verhältniß mit Charlotte von Kalb und die mancherlei neuen Beziehungen kam Schiller in ein zerstreutes Leben, und erst spät nahm er wieder eine ernste Arbeit vor. Der treue Körner half mit mahnenden Briefen, welche ihn zum Ausharren in Weimar ermunterten und mit Vorschüssen nach, wenn die Buchhändler und Theaterdirectionen mit ihren Geldsendungen zögerten. So schreibt Körner am 24. August: „Dein letzter Brief hat mir wenig Freude gemacht. Aus dem unruhigen, zerstreuten Ton, der darin herrscht, sehe ich ganz deutlich, daß Du etwas auf dem Herzen hast, was Dich drückt, was Dir die Unbefangenheit raubt, mit der Du gewiß in Deiner jetzigen Lage zufrieden sein

würdest. Sollte es nicht besser sein, wenn Du ohne Zurückhaltung darüber sprächest? Was treibt Dich denn auf einmal von Weimar fort? Willst Du den Herzog nicht erwarten? Wohl Dir, daß Du arbeiten kannst, das wird Dir wieder Geschmack an Deiner Lage geben. Vielleicht hast Du Dich Anfangs mit zu großen Erwartungen und mit Leidenschaft in die Gesellschaft gestürzt und da mußtest Du freilich oft getäuscht werden". —

Wenn wir Schillers eigne Briefe an Körner unserem Urtheil zu Grunde legen, so erhalten wir ein unerfreuliches Bild von seinem Seelenzustand während der ersten Zeit seines Weimarer Aufenthaltes; neben dem Verhältniß zu Frau von Kalb tauchte der flüchtige Gedanke einer Verbindung mit Wielands zweiter Tochter auf*) und er fand seinen Schwerpunct erst wieder in der beglückenden Liebe zu Charlotte von Lengefeld.

Das Verhältniß zu Wieland verlor von seiner früheren Herzlichkeit; Schiller verbreitet sich über die muthmaßlichen Gründe weitläufig in den Briefen an Körner; er glaubt an Aufhetzung. Der Grund von Wielands Zurückziehung war wohl der, daß er nach Alter und Anlage den Don Carlos nicht begreifen konnte, und nach seiner vermittelnden ängstlichen Art das offene Geständniß scheute.

Arbeit an dem Aufruhr der Niederlande und Beschäftigung mit der Kant'schen Philosophie, auf welche Reinhold und Körner den Dichter gewiesen hatten, verbesserten seine Stimmung soweit, daß er am 10. September ganz befriedigt über Weimar an Körner schrieb: „Jeder kann hier nach seiner Weise privatisiren, ohne damit aufzufallen. Eine stille, kaum merkbare Regierung läßt einen so friedlich hier

---

*) Briefwechsel mit Körner I., 212.

leben und das Bischen Luft und Sommer genießen. Will man sich anhängen, eindrängen, brilliren, so findet man allenfalls seine Menschen auch."

Die längst beabsichtigte Reise nach Bauerbach und Meiningen unternahm er im November 1787. Vier Tage war Schiller auf dem Wege hin und zurück und 12 blieb er in der Gegend. Er schreibt darüber an Körner (I. 218): „Ich war also wieder in der Gegend, wo ich von 82 bis 83 als ein Einsiedler lebte. Damals war ich noch nicht in der Welt gewesen, ich stand so zu sagen schwindelnd an ihrer Schwelle, und meine Phantasie hatte erstaunlich viel zu thun. Jetzt nach fünf Jahren kam ich wieder, nicht ohne manche Erfahrungen über Menschen, Verhältnisse und mich. Jene Magie war wie weggeblasen. Ich fühlte nichts. Keiner von allen Plätzen, die ehemals meine Einsamkeit interessant machten, sagte mir jetzt etwas mehr; Alles hat seine Sprache an mich verloren."

In demselben Briefe vom 8. December 1787 ist ganz beiläufig von der durch W. v. Wolzogen vermittelten Bekanntschaft Schillers mit seiner späteren Frau die Rede: „In Rudolstadt habe ich mich auch einen Tag aufgehalten, und wieder eine recht liebenswürdige Familie kennen gelernt. Eine Frau von Lengefeld lebt da mit einer verheiratheten und einer noch ledigen Tochter. Beide Geschöpfe sind, (ohne schön zu sein) anziehend und gefallen mir sehr. Man findet hier viel Bekanntschaft mit der neuen Litteratur, Feinheit, Empfindung und Geist. Das Clavier spielen sie gut, welches mir einen recht schönen Abend machte."

Schon am Schlusse dieses Schreibens ist ein vermindertes Interesse für Frau von Kalb angedeutet, und bald hören wir, daß er, statt täglich zweimal, sie nur noch 3—4 mal wöchentlich besuchte.

Auch in anderer Beziehung war eine Veränderung seines Wesens wahrnehmbar: eine hypochondrische Kleinmüthigkeit, welche nur nach Versorgung und stiller Häuslichkeit Sehnsucht aussprach, so daß Körner (am 13. Januar 1788. Briefwechsel I. 242) seinen Tadel über die „schrecklich prosaischen Ideen" seines Freundes aussprach und ihn an jene Gedanken über Dichterwerth und Dichterberuf erinnerte, über welche sie längst einverstanden waren. „Willst Du Dich selbst zum Handlanger für die niedrigen Bedürfnisse gemeiner Menschen herabwürdigen, wenn Du berufen bist, über Geister zu herrschen? — Oekonomische Unabhängigkeit und Sicherheit über die Befriedigung Deiner Bedürfnisse ist Dir nothwendig. Aber diese ist mit Deiner Vollendung als Künstler zu vereinigen."

Hätten wir noch die Briefe des Vaters Schiller, welche zwischen dem 27. Juni 1786 und dem 6. März 1790 verloren gegangen sind (Schillers Beziehungen S. 77), so würden wir ohne Zweifel in denselben weitere Beweggründe für des Sohnes prosaische Ideen" finden.

Mit dem Herzog von Weimar wollte sich lange kein rechtes Verhältniß herstellen. Bereits 1787 ließ Schiller sich bei ihm melden, zugleich aber dabei einfließen, daß er nichts bei ihm zu suchen habe. Darauf ließ ihm der Herzog sagen, daß er ihm einen Tag bestimmen wollte, was aber ganz in Vergessenheit gerieth (Briefwechsel mit Körner I. 273).

Hinsichtlich Goethe's schrieb Körner am 4. April 1788: „Wie Du Dich mit Goethe haben wirst, bin ich begierig; laß Dich nur nicht gegen ihn aufhetzen (vergleiche oben S. 211).

Nachdem wir so Schillers Verhältniß zu den Weimarer Coryphäen geschildert haben, wenden wir uns zur Betrachtung der Schriften, welche er von seiner Uebersiedelung

nach Weimar bis zum Aufenthalt in Volkstädt verfaßte oder entwarf.

Die erste selbstständige historische Arbeit war der „Verbrecher aus verlorener Ehre" gewesen, im zweiten Heft der Thalia 1786; dann folgte 1788 der erste Band der „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen aus den mittleren und neueren Zeiten, bearbeitet von verschiedenen Verfassern, gesammelt und herausgegeben von F. Schiller." — In diesem Bande werden uns drei revolutionäre Unternehmungen erzählt: Die Revolution in Rom durch Nikolaus (Cola) Rienzi 1347; die Verschwörung des Marquis v. Bedemar gegen die Republik Venedig 1618, und die Verschwörung der Pazzi wider die Medici zu Florenz 1478. Die zweite Erzählung ist von Schiller. In einem Vorbericht meldet uns der Herausgeber, daß zu diesem Bande noch die Verschwörung des Fiesco gegen Genua bestimmt gewesen sei, welche aber wegen Mangel an Raum für den zweiten Band verspart werden müsse. Dieser zweite Band ist aber nie erschienen.

So sehen wir überall seine dramatischen und historischen Arbeiten Hand in Hand gehen; die Geschichte des Aufstandes der Niederlande mit Don Carlos, und die Geschichte des dreißigjährigen Krieges mit Wallenstein.

Im zweiten Heft der seit seiner Abreise von Mannheim nicht mehr die „rheinische" benannten und von Goeschen verlegten Thalia erschien eine Uebersetzung einer historischen Arbeit von Mercier über Philipp II., und im 4. bis 8. Heft der 1786 — 89 in Dresden und Weimar geschriebene „Geisterseher", welcher gekürzt, unvollendet, aber nothdürftig abgeschlossen 1789 zu Leipzig als besonderes Werk ausgegeben wurde. Der Geisterseher ist von Hoffmeister (II, 18 ff.) vortrefflich analysirt; wir heben daraus nur folgende

biographisch-psychologische Bemerkung hervor: „In diesem Roman zeigt Schiller mehr „Welt", als in früheren Schriften. Auf dem Standpuncte des Don Carlos hätte er den Geisterseher in dieser Gestalt nicht schreiben können. Schillers vermehrter Umgang mit Menschen in Leipzig und Dresden hatte seine Früchte getragen. Von manchen überspannten Ansichten geheilt, betrachtet er die menschlichen Verhältnisse vorurtheilsfreier und ruhiger und weiß sie sicherer zu behandeln. Beobachtung, Erfahrung, Belehrung Anderer, Lectüre haben seine Kenntnisse der Welt und der Menschen vermehrt und sein Urtheil berichtigt. Im Geisterseher kommen mehr individuelle Züge, Bemerkungen, Nachrichten, überhaupt eine größere Masse von mannigfaltigen Dingen vor, als beinahe in allen seinen früheren Werken zusammengenommen."

In den 1786 geschriebenen „philosophischen Briefen" (nur der letzte Brief ist 1789 verfaßt) stattete der Dichter sich Rechenschaft ab über Das, was er selbst in sich erfahren hatte. Diese Briefe sind ihrem idealen Wesen nach eine individuell gehaltene Geschichte der Philosophie nach den Hauptmomenten ihrer Entwickelung.

Mit dem Schlusse des Jahres 1787 konnte Wieland die bevorstehende Theilnahme Schillers an dem „deutschen Merkur" dem Publikum ankündigen, „Schiller werde", sagt Wieland, „mit dem bevorstehenden Jahrgange vielleicht jedes Monatsstück mit einem Aufsatze von seiner Hand zieren, die schon in ihren ersten Versuchen den künftigen Meister verrathen, und nun, da sein Geist den Punct der Reife erreicht habe, die Erwartungen rechtfertige, die sich das Publicum von dem Verfasser des Fiesco und des Don Carlos zu machen Ursache gehabt." In der That sind die Jahrgänge 1788 und 1789 des Merkurs durch treffliche Beiträge

Schillers ausgezeichnet, wogegen er seine eigne Zeitschrift, die „Thalia" so sehr zurücktreten ließ, daß 1787 gar nichts davon erschien und 1788 bloß das fünfte Heft, welches von seinem Herausgeber nur eine Fortsetzung des Geistersehers enthält.

Als aber später wieder die Thalia gewichtiger hervortrat, wurden Schillers Beiträge zum Merkur seltener und kürzer und hörten 1790 ganz auf. Im Märzheft des deutschen Merkur von 1788 erschien das Gedicht: „Die Götter Griechenlands", als Ausfluß seiner damaligen philosophischen Richtung. Er nahm dessen Gelingen selbst als einen Beweis, daß „ungeachtet der bisherigen Vernachlässigung meine Muse noch nicht mit mir schmollt" (Briefw. mit Körner I. 269.) Körner erwiedert (ebend. 288.): „Dein Gedicht habe ich endlich gelesen. Ich wünschte mir Dein Talent, um ein Gegenstück zu machen. An Stoff sollte mir's nicht fehlen. Einige Ausfälle wünschte ich weg, die nur die plumpe Dogmatik, nicht das verfeinerte Christenthum treffen. Sie tragen zum Werthe des Gedichtes nichts bei und geben ihm ein Ansehen von Bravour, dessen Du nicht bedarfst, um Deine Arbeiten zu würzen." Das Gedicht, in den jetzigen Ausgaben bedeutend gekürzt, ist in seiner ursprünglichen Gestalt mitgetheilt von H. Viehoff, a. a. O. I. 284, wo auch eine Nachweisung der durch dasselbe hervorgerufenen Polemik zu finden ist.

Am 25. April hatte Schiller seinem Körner geschrieben: (I. 284.) „Sobald der Frühling einmal dauerhaft da sein wird, ziehe ich in die Einsamkeit auf's Land; mein Kopf und mein Herz sehnen sich danach. Ich werde mich eine kleine Stunde von Rudolstadt niederlassen. Die Gegenden sind dort überaus ländlich und angenehm und ich kann da in seliger Abgeschiedenheit von der Welt leben. Das Len-

gefeld'sche Haus, von dem ich Dir nach meiner Zurückreise von Meiningen geschrieben habe, wird mir den ganzen Mangel an Gesellschaft hinlänglich ersetzen. Es sind dort vier sehr schätzbare Menschen beisammen, von sehr vieler Bildung und dem edelsten Gefühl. Sie sind auch schon in der Welt gewesen und haben eine glückliche Gemüthsstimmung daraus zurückgebracht. Alles, was Lectüre und guter Ton einer glücklichen Geistesanlage und einem empfänglichen Herzen zusetzen kann, finde ich da in vollem Maaße, außerdem auch viel musikalische Fertigkeit, die nicht den kleinsten Theil der Erholung ausmachen wird, die ich mir dort verspreche. Diesem Zirkel gedenke ich alle Tage einige Stunden zu widmen." Am 26. Mai 1788 schreibt er an denselben aus Volkstädt bei Rudolstadt (I, 299): „An der Lengefeld'schen und Beulwitz'schen Familie habe ich eine sehr angenehme Bekanntschaft, und bis jetzt noch die einzige, wie sie es vielleicht auch bleiben wird. Doch werde ich eine sehr nahe Anhänglichkeit an dieses Haus und eine ausschließende an irgend eine einzelne Person aus demselben sehr ernstlich zu vermeiden suchen. Es hätte mir etwas der Art begegnen können, wenn ich mich mir selbst ganz hätte überlassen wollen. Aber jetzt wäre es gerade der schlimmste Zeitpunkt, wenn ich das bischen Ordnung, das ich mit Mühe in meinen Kopf, mein Herz und in meine Geschäfte gebracht habe, mit einer solchen Distraction wieder über den Haufen werfen wollte." Am 27. Juli: „Ich habe mich hier immer noch ganz vortrefflich wohl. Nur entwischt mir manches schöne Stündchen in dieser anziehenden Gesellschaft, das ich eigentlich vor dem Schreibtische zubringen sollte. Wir sind einander hier nothwendig geworden, und keine Freude wird mehr allein genossen. Die Trennung von diesem Hause wird mir sehr schwer werden, und vielleicht desto schwerer,

weil ich durch keine leidenschaftliche Heftigkeit, sondern durch eine ruhige Anhänglichkeit, die sich so nach und nach gemacht hat, daran gehalten werde. Mutter und Töchter sind mir gleich lieb und werth geworden, und ich bin es ihnen auch. Es war recht gut gethan, daß ich mich gleich auf einen vernünftigen Fuß gesetzt habe, und einem ausschließenden Verhältnisse so glücklich ausgewichen bin, es hätte mich um den besten Reiz dieser Gesellschaft gebracht. Es sollte mich wundern, wenn Euch diese Leute nicht sehr interessirten. Beide Schwestern haben etwas Schwärmerei, was Deine Weiber nicht haben, doch ist sie bei beiden dem Verstande subordinirt und durch Geistescultur gemildert. Die jüngere ist nicht ganz frei von einer gewissen Coquetterie d'esprit, die aber durch Bescheidenheit und immer gleiche Lebhaftigkeit mehr Vergnügen giebt, als drückt. Ich rede gern von ernsthaften Dingen, von Geisteswerken, von Empfindungen — hier kann ich es nach Herzenslust und eben so leicht wieder auf Possen überspringen." Am 1. October 1788: „Es ist diesen Sommer allerlei in meinem Wesen vorgegangen, was nicht übel ist; besonders merke ich mir mehr und mehr an, daß ich mich von kleinen Leidenschaften erhebe. Freilich ist es schwer, daß sich mein Geist unter dieser drückenden Last von Sorgen und äußerlichen Umständen aufrichte, aber seine Elastizität hat er doch glücklich zu erhalten gewußt. Ich werde mich immer mehr und mehr auf mich selbst einschränken und kleinen Verhältnissen absterben, daß ich die ganze Kraft meines Wesens, sowie meine ganze Zeit rette und genieße. Ich sehe diesem Winter mit Heiterkeit entgegen, bringe einen ruhigen Geist und einen männlichen Vorsatz nach Weimar mit, davon Du bald die Früchte sehen wirst." Am 20. October: „Mein hiesiger Aufenthalt neigt sich zum Ende; er hat mir viel angenehme

Stunden verschafft, und was das beste ist, er hat mich mir selbst wieder gegeben, und überhaupt einen wohlthätigen Einfluß auf mein inneres Wesen gehabt. An Frau von Kalb habe ich in diesem Sommer wenig geschrieben; es ist eine Verstimmung unter uns. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurtheilt habe: sie ist ein geistvolles, edles Geschöpf, ihr Einfluß auf mich ist aber nicht wohlthätig gewesen." Diese Briefstellen gewähren uns den Einblick in einen Läuterungsprozeß, welcher unter dem Einfluß einer tiefen, sich ruhig und unbewußt entwickelnden Neigung vor sich ging; es war weder eine flüchtige sinnliche Regung, noch eine rein geistige Anziehung, noch eine Versorgungsheirath, wie früher, was ihn beschäftigte, sondern eine Liebe, wie sie zu glücklicher Ehe zu führen pflegt.

Die fürstl. schwarzb.-rudolst. Oberhofmeisterin Luise Juliane von Lengefeld, geb. von Wurmb, eine Enkelin des kaiserlichen Reichshofrathes und Meiningen'schen ersten Ministers, Hans Christophs Freiherrn von Wolzogen und Neuhaus, des Großvaters von Wilhelm von Wolzogen, geboren am 27. Juli 1743, gestorben am 11. Dezember 1823 zu Rudolstadt auf dem Schloß, hatte zwei Töchter; Caroline, geboren 1763, seit 1779 Frau von Beulwitz und später Baronin von Wolzogen, und Charlotte, später Schillers Frau.

Die letztere, geboren im November 1766 zu Rudolstadt, war zur Hofdame am Weimar'schen Hofe bestimmt und hielt sich zum Zwecke ihrer Ausbildung in der französischen Sprache mit Mutter und Schwester eine Zeitlang in Vevay am Genfer-See auf. Schillers Aeltern hatten sie schon auf der Hinreise im Frühjahr 1783 kennen gelernt, den Dichter selbst sahen sie auf der Rückreise im Juni 1784 in Mannheim zum erstenmale, doch offenbar haben die Lengefeld'schen

Töchter bei dieser ersten flüchtigen Begegnung keinerlei Eindruck auf ihn gemacht, da er sie in dem Briefe vom 7. Juni 1784 nicht erwähnt (Schillers Beziehungen Seite 446). Nach drei Jahren sah er sie in ihrem Wohnsitz wieder und dann abermals in Weimar. Fräulein von Lengefeld war damals in ihrem Gemüthe verwundet und durch eine Herzensneigung schmerzlich ergriffen, welcher sie, durch äußere Umstände gezwungen, hatte entsagen müssen. Den Mann, dem ihre Liebe zugewandt war, führten seine Verhältnisse im Militärdienste über das Meer nach einem andern Welttheile. Um sie zu erheitern wurde beschlossen, daß sie die Frau von Stein, eine Freundin des Hauses, auf eine Zeitlang in Weimar besuchen sollte. Dort sah Schiller sie öfter, aber nur auf kurze Zeit und der mündliche und schriftliche Verkehr drehte sich besonders um litterarische Gegenstände. Erst das Zusammenleben in und bei Rudolstadt knüpfte das Band fester. Die ältere Schwester schreibt darüber in ihren „Leben Schillers": „Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffee-Gesellschaft unserem genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saalufers entgegen gehen konnten! Ein Waldbach, der sich in die Saale ergießt und über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen sahen, dann erschloß sich ein heiteres ideales Leben unserem inneren Sinne. Hoher Ernst und anmuthige geistreiche Leichtigkeit des offenen reinen Gemüthes waren in Schiller immer lebendig; man wandelte wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in seinen Gesprächen."

Das Gedicht: „Die Künstler" ist in Rudolstadt im Herbste 1788 begonnen und in Weimar im Februar 1789 vollendet. Auch die im 6. und 7. Hefte der „Thalia" (1789)

erschienene Uebersetzung der „Iphigenia in Aulis" des Euripides war unter den Einflüssen des Lengefeld'schen Hauses entstanden. In Rudolstadt hatte er mit den beiden Schwestern in der französischen Uebersetzung von Brumoy (Théâtre des Grecs. Ed. nouv. par M. de Rochefort et du Theil. Paris 1785 — 98. 13 Voll.) unter andern griechischen Schauspielen auch Stücke von Euripides gelesen, von welchen sie sich ganz besonders angezogen fühlten. In der That war für Schiller bei seiner damaligen Geschmacksrichtung wohl kein alter Schriftsteller geistesverwandter, als gerade Euripides. Auf Bitten der beiden Schwestern unterzog sich Schiller der Aufgabe, die Bruchstücke aus Euripides, welche wir in seinen Werken finden, mit Hülfe zweier französischen (Brumoy, Prevot) und einer wörtlichen lateinischen Uebersetzung ins Deutsche frei zu übertragen. Außer Iphigenia waren es noch „Einige Scenen aus den Phönizierinnen", welche Schiller in Jamben übertrug und im 8. Heft der Thalia abdrucken ließ.

Schiller und Lotte*) waren längst im Herzen einig,**) aber er vermied es, dem Fräulein einen bestimmten Antrag zu machen. Er wollte erst eine gesicherte Stellung im Leben haben, und diese bot sich ihm endlich durch seine Anstellung als Professor der Geschichte in Jena an die Stelle des nach Göttingen berufenen Eichhorn (1752 — 1827).

Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande, wovon der erste Band in der Michaelismesse 1788 bei Crusius

---

*) Unter diesem Titel hat Schillers Tochter, Frau von Gleichen-Rußwurm 1856 den Briefwechsel ihrer Eltern herausgegeben.

**) Vergl. jedoch Schillers Briefwechsel mit Körner, Brief Schillers vom 9. März 1789, (II, 53) und den vom 28. Mai (II, 104).

erschien, hatte seinen historischen Ruf auf das Glänzendste bewährt. Er war auch sonst den Regierungen der sachsen-ernestinischen Länder, welche die Lehrstellen in Jena gemeinschaftlich besetzen, auf eine vortheilhafte Weise bekannt. Die Herzoge von Weimar und Meiningen waren ihm persönlich gewogen, Goethe und der Geheimrath von Voigt verwandten sich für ihn und die Lengefeld'sche Verwandtschaft mag auch ihren Einfluß geltend gemacht haben. Schon am 28. Dezember 1788 schreibt er, es sei beinahe schon richtig, daß er künftiges Frühjahr als Professor der Geschichte (doch ohne Gehalt) nach Jena gehe. Er war über diese Aussicht weniger erfreut, als man hätte erwarten sollen: „So sehr es im Ganzen mit meinen Wünschen übereinstimmt," sagt er, „so wenig bin ich von der Geschwindigkeit erbaut, mit der es betrieben wird. Ich selbst habe keinen Schritt in der Sache gethan, habe mich aber übertölpeln lassen, und jetzt, da es zu spät ist, möchte ich gerne zurücktreten. — Also die schönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte, sind dahin; mein schöner künftiger Sommer ist auch fort und das alles soll mir ein heilloser Katheder ersetzen. — Ich lobe mir doch die goldene Freiheit. In dieser neuen Lage werde ich mir selbst lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht schon mehr Geschichte als der Herr Professor. Indessen denke ich wie Sancho über die Statthalterschaft: wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand, und habe ich nur erst die Insel, so will ich sie regieren wie ein Daus!" Auch die folgenden Briefe an die Lengefeld'schen Schwestern lassen sich über die Schwierigkeiten und das Unvortheilhafte seiner künftigen Stellung weiter aus, deren gute Seite von der schlimmen bei weitem überwogen werde. „Um mich, sagt er, des neuen Fachs, in das ich mich jetzt einlasse, so zu bemächtigen, daß

ich meine eigene Zufriedenheit verdiene und gründlich darin wirken kann, muß ich zwei, drei Jahre jeder andern Thätigkeit absterben, und in einem Schwall von mehr als tausend geist- und herzlosen alten Schriften herumwühlen. Das ist doch in der That traurig für mich. Dazu kommt, daß mir in Jena keine Vortheile angeboten werden können, mich schadlos zu halten, und mir eine angenehme Unabhängigkeit zu verschaffen. Dieser Umstand kommt auch dabei sehr in Betrachtung und könnte mich in der Folge zwingen, Jena mit einem andern Platze zu vertauschen. In der That ist es von meiner Seite nichts anders, als eine heroische Resignation auf alle Freuden in den nächsten drei Jahren, um für meinen Geist allenfalls in der Folge eine leichte Zukunft dadurch zu gewinnen. Um glücklich zu sein, muß ich in einem gewissen sorgenfreien Wohlstand leben, und dieser muß nicht von den Producten meines Geistes abhängig sein. Dazu konnte mich aber nur dieser Schritt führen und darum habe ich ihn gethan".

Und in einem folgenden Schreiben äußert er sich in gleicher Weise: „Ich sehe täglich ein, daß ich diesen Schritt nicht anders, als unter den entschiedensten öconomischen Vortheilen hätte thun sollen; eine sehr ansehnliche und solide Verbesserung von dieser Seite wäre vielleicht die Aufopferung von Zeit und Freiheit werth gewesen, aber so wie die Sachen stehen, habe ich blos Aussichten und für den Augenblick positiven Verlust". Es that ihm wehe, daß er genöthigt sein sollte, in den nächsten Jahren der Dichtkunst ganz zu entsagen. „Der Abschied von den schönen freundlichen Musen ist immer hart und schwer und die Musen, ob sie schon Frauenzimmer sind, haben ein rachsüchtiges Gemüth. Sie wollen verlassen, aber nicht verlassen werden, und wenn man ihnen den Rücken gekehrt hat, so

kommen sie nachher auf kein Rufen mehr zurück. Wenn dieß aber auch nicht wäre, so rächen sie sich schon durch ihre Abwesenheit genug." So empfand er denn auch, schon als er sich in den folgenden Monaten für seine Vorlesungen vorbereitete, das Drückende dieser Arbeit und das Widerstreben seines Genius gegen dieselbe. „Ich bin dazu verdammt", klagt er, „mich durch die geschmacklosesten Pedanten durchzuschlagen, um Dinge daraus zu lernen, die ich morgen wieder vergesse. Ich habe nie eine so große Versuchung gefühlt, ein neues Schauspiel anzufangen, als diesen Winter, gerade weil die Umstände es verbieten."

Ebenso schreibt er an Körner am Neujahrstage 1789: „Mit 1788 hat meine bisherige weltbürgerische Laufbahn ein Ende, und ich werde in diesem als ein unnützer Diener des Staats erscheinen", und am 5. Januar: „Das Reelle an der Sache ist, daß ich ein, zwei Jahre dadurch hinein gehetzt werde, die Geschichte zu studieren und sogleich in akademischem Vortrag zu verarbeiten. Es liegt mir alles daran, binnen zwei Jahren zu einer Besoldung zu gelangen, die mich in Ansehung meiner Subsistenz sichert und mir einen gründlichen Fonds zur Tilgung meiner Schulden giebt. Diese letzteren verbittern mir das Leben und bei dieser Seelenlage ist es ganz und gar um schriftstellerische Thätigkeit gethan. Ich schmachte nach Ruhe, nach Freiheit, und nur der jetzige Schritt konnte mich dazu führen." Was nun die Formalitäten betrifft, schreibt Schiller am 17. Januar: „Diese Professur soll der Teufel holen, sie zieht mir einen Louisdo'r nach dem andern aus der Tasche. Die geheimen Canzleien von Gotha und Coburg haben sich bereits mit Rechnungen für Expeditionsgebühren eingestellt, und mit jedem Posttag drohen mir noch zwei weitere von Meiningen und Hildburghausen. Jede kommt mich gegen fünf Thaler und die Gotha'sche auf sechs zu stehen.

Der Magisterquark soll auch über 30 Thaler.,*) und die Einführung auf die Universität ihrer 6 kosten. Da habe ich nun schon eine Summe von 60 Thlr. zu erlegen, ohne was anderes, als Papier dafür zu haben."

Den Winter hindurch lebte Schiller sehr eingezogen und war fleißig mit Vorbereitungen zu seinem Lehramt beschäftigt. Am 11. Mai 1789 zog er in Jena ein; seine Wohnung, aus drei Zimmern bestehend, war geräumig und elegant, wofür ihm jetzt der Sinn gekommen war; die Kost hatte er zu Hause**). Am 28. Mai schrieb er an Körner: „Vorgestern, den 26., habe ich endlich das Abenteuer auf dem Katheder rühmlich und gut bestanden und gleich gestern wiederholt. Ich lese nur zweimal in der Woche und zwei Tage hintereinander (Dienstag uud Mittwoch), so daß ich fünf Tage ganz frei behalte. Das Reinhold'sche Auditorium bestimmte ich zu meinem Debüt. Es hat eine mäßige Größe und kann ungefähr 80 sitzende Menschen, etwas über 100 in Allem fassen. Ob es nun freilich wahrscheinlich genug war, daß meine erste Vorlesung der Neugier wegen eine größere Menge Studenten herbeilocken würde, so kennst Du ja meine Bescheidenheit. Ich wollte diese größere Menge nicht gerade voraussetzen, indem ich gleich mit dem größten Auditorium debütirte. Diese Bescheidenheit ist auf eine für mich sehr brillante Art belohnt worden. Meine Stunden sind Abends von 6 — 7. Halb sechs war das Auditorium voll. Ich sah aus Reinhold's Fenster Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, so

*) In der That kostete das Diplom 44 Thlr. (Briefwechsel mit Körner II. 90.)

**) Die Einzelheiten im Briefwechsel mit Körner, II, 94.

hatte ich doch an der wachsenden Anzahl Vergnügen, und mein Muth nahm eher zu. Ueberhaupt hatte ich mich mit einer gewissen Festigkeit gestählt, wozu die Idee, daß meine Vorlesung mit keiner andern, die auf irgend einem Katheder in Jena gehalten worden, die Vergleichung zu scheuen brauchen würde, und überhaupt die Idee, von allen, die mich hören, als der Ueberlegene anerkannt zu werden, nicht wenig beitrug. Aber die Menge wuchs nach und nach so, daß Vorsaal, Flur und Treppe vollgedrängt waren, und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es einem, der bei mir war, ein, ob ich nicht noch für diese Vorlesung ein anderes Auditorium wählen sollte. Grießbachs Schwager war gerade unter den Studenten; ich ließ ihnen also den Vorschlag thun, bei Grießbach zu lesen, und mit Freuden ward er aufgenommen. Nun gab es das lustigste Schauspiel. Alles stürzte hinaus, und in einem hellen Zuge die Johannisstraße hinunter, die, eine der längsten in Jena, von Studenten ganz besät war. Weil sie liefen, was sie konnten, um im Grießbach'schen Auditorium einen guten Platz zu bekommen, so kam die Straße in Allarm und Alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte anfangs, es wäre Feuerlärm und am Schlosse kam die Wache in Bewegung. Was ist denn, was giebts denn? hieß es überall. Da rief man sich zu: der neue Professor wird lesen.

Du siehst, daß der Zufall selbst dazu beitrug, meinen Anfang recht brillant zu machen. Ich folgte in einer kleinen Weile, von Reinhold begleitet, nach; es war mir, als wenn ich durch die Stadt, die ich fast ganz zu durchwandern hatte, Spießruthen liefe.

Grießbachs Auditorium ist das größte und kann, wenn es vollgedrängt ist, zwischen 3 — 400 Menschen fassen. Voll war es dießmal und so sehr, daß ein Vorsaal und noch die

Flur bis zur Hausthüre besetzt war, und im Auditorium selbst viele sich auf die Subsellien stellten. Ich zog also durch eine Allee von Zuschauern und Zuhörern ein, und konnte den Katheder kaum finden; unter lautem Pochen, welches hier für Beifall gilt, bestieg ich ihn, und sah mich von einem Amphitheater von Menschen umgeben. So schwül der Saal war, so erträglich war's am Katheder, wo alle Fenster offen waren, und ich hatte doch frischen Odem. Mit den zehn ersten Worten, die ich selbst noch fest aussprechen konnte, war ich im ganzen Besitz meiner Contenance, und ich las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die mich selbst überraschte. Vor der Thür konnte man mich noch recht gut hören. Meine Vorlesung machte Eindruck, den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden, und mir widerfuhr eine Aufmerksamkeit von den Studenten, die bei einem neuen Professor das erste Beispiel war. Ich bekam eine Nachtmusik, und Vivat wurde dreimal gerufen. — Den andern Tag war das Auditorium ebenso stark besetzt,*) und ich hatte mich schon so gut in mein neues Fach gefunden, daß ich mich setzte. Doch habe ich beidemale meine Vorlesung abgelesen und nur wenig bei der zweiten extemporirt. Indeß kann ich, wenn ich aufrichtig sein will, dem Vorlesungen halten selbst noch keinen rechten Geschmack abgewinnen. Wäre man der Empfänglichkeit und einer gewissen vorbereitenden Fähigkeit bei den Studirenden versichert, so könnte ich überaus viel Interesse und Zweckmäßigkeit in dieser Art zu wirken finden. So aber bemächtigte sich meiner sehr lebhaft die Idee, daß zwischen dem Katheder und den Zuhörern eine Art von Schranke ist, die sich kaum

*) 480 Zuhörer waren anwesend und gegen 50 hatten keinen Platz mehr gefunden. Körner II. 105.

übersteigen läßt. Man wirft Worte und Gedanken hin, ohne zu wissen und fast ohne zu hoffen, daß sie irgendwo fangen, fast mit der Ueberzeugung, daß sie von 400 Ohren vierhundertmal und oft abenteuerlich mißverstanden werden. Keine Möglichkeit, sich wie im Gespräch an die Fassungskraft des Andern anzuschmiegen. Bei mir ist dieß der Fall noch mehr, da es mir schwer und ungewohnt ist, zur platten Deutlichkeit herabzusteigen. Die Zeit verbessert dies vielleicht, aber groß sind meine Hoffnungen doch nicht. Ich tröste mich damit, daß in jedem öffentlichen Amte immer nur der hundertste Theil der Absicht erfüllt wird.

Meine erste Vorlesung handelte ich vorzüglich von dem Unterschiede des Brodgelehrten und des philosophischen Kopfes. Außer den localen Ursachen, die ich hatte, die Begriffe meiner Leute über diese zwei Dinge zu fixiren, hatte ich allgemeine, die ich Dir nicht zu sagen brauche. In meiner zweiten Vorlesung gab ich die Idee von Universalgeschichte*). — Es ist hier ein solcher Geist des Neides, daß dieses kleine Geräusch, das mein erster Auftritt machte, die Zahl meiner Freunde wohl schwerlich vermehrt hat. Indessen kann ich von meiner hiesigen Existenz nichts Anderes als Gutes schreiben; es war mir kaum irgendwo so wohl als hier, weil ich hier zu Hause bin. Meine Freunde tragen mich auf den Händen, mein Humor ist gut; auch bin ich geselliger und mein ganzes Sein hat einen besseren Anstrich." Die interessanten Bemerkungen, welche Körner auf diese Bedenken erwiederte, mag man im Briefwechsel, II. 107 ff. nachlesen. — In dem Sommersemester führte Schiller seine Vorlesung über alte Geschichte bis zu Alexander dem Großen, und las später über Geschichte der europäischen Staaten und

*) Werke X. 356.

über die Kreuzzüge. Die Gabe des Vortrages auf dem Katheder erlangte er nie in dem Grade, als er das Talent des freien wissenschaftlichen Gesprächs mit Freunden besaß. Seine geselligen Verhältnisse in Jena, zumal mit dem Griesbach'schen, Schütz'schen und Reinhold'schen Hause, gestalteten sich immer angenehmer, und nach außen hin erfreute ihn der Briefwechsel mit den Lengefeld'schen Schwestern, welche er (Juli 1789) auf ihrer Durchreise nach Lauchstädt im Griesbach'schen Hause auf einen Tag begrüßte, und im August der Besuch der Familie Körner. Zu Anfang August verließ er Jena, eilte nach Lauchstädt und verlobte sich am 3. August mit Lottchen, doch wurde das Verlöbniß vor der Mutter geheim gehalten, bis Schiller eines festen Gehaltes sicher wäre. Noch am selben Tage reiste er nach Leipzig, traf mit Körner zusammen und begleitete ihn nach Jena. Nachdem Körner am 21. August wieder nach Dresden zurückgekehrt war, schrieb Schiller aus Rudolstadt am 28. September: „Eine sonderbare Sache, die ich Dir ein andermal schreiben will und überhaupt ungern, hat mir noch außerdem eine starke Diversion gegeben. Wie gern hätte ich Dich dabei zu Rathe gezogen! Sie betrifft mein neues Verhältniß mit L. L.; vielleicht wirst Du Dir die Hauptsache zusammensetzen".

In demselben Briefe finden sich beachtenswerthe Aeußerungen über die socialen Verhältnisse Weimars, bezüglich Körners Plan, um eine Beamtenstelle in Weimar sich zu bewerben. „Für die Frauen wird sich schwerlich ein Cirkel finden; die bürgerlichen sind gar zu erbärmlich und mit dem Adel geht es nicht lange gut. Wenigstens, bis die beiden (Minna und Dora) das Geheimniß gefunden haben, wie man es mit dem Adel halten muß, um nur Vergnügen aus seinem Umgange zu schöpfen, stehe ich nicht für un-

angenehme Scenen. Was Dich betrifft, so wirst Du hoffentlich die Bekanntschaft mit Goethe und Herder bald auf ihren wahren Werth herabsetzen lernen, aber mit aller Vorsicht wirst Du dem Schicksal nicht entgehen, das noch jeder erfuhr, der sich mit diesen beiden Leuten liirte."

Ferner heißt es da: „Ich mache mir meine Ferien so gut zu nutze, als ich kann. Es sind die ersten, die ich erlebe, und es kommt mir wunderlich vor, daß mir eine Zeit vorgeschrieben ist, wo ich frei über mich disponiren kann. Kommenden Winter lese ich die Woche fünf Stunden Universalgeschichte von der fränkischen Monarchie bis auf Friedrich II., und eine Stunde publice Geschichte der Römer, so daß ich von Ostern 1789 bis Ostern 1790 den ganzen Cursus der Universalgeschichte durchgemacht haben muß. Wie? das ist eine andere Frage. Sehr begierig bin ich nun, wie mein Privatum ausfallen und ob etwas Geld dabei zu verdienen sein wird*). —

Ueber seine Betrachtungsweise der Geschichte sprach er sich damals folgendermaßen aus: „Wir Neueren haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht gleich kommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz besonderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser

---

*) Am 10. November 1789, seinem 30. Geburtstag nahm Schiller sein erstes Collegiengeld ein. (Hoffmeister II. 146.) Bis Weihnachten hatte er 8 Ducaten erhalten. (Körner II. 154.)

kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente, — und was ist die wichtigste Nation anders? — nicht stillstehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als so weit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist. Ist eine Geschichte (von welcher Nation oder Zeit sie auch sei) dieser Anwendung fähig, kann sie an die Gattung angeschlossen werden; so hat sie alle Requisite, unter der Hand des Philosophen interessant zu werden — und dieses Interesse kann jede Verzierung entbehren." Diese Bemerkung Schillers muß uns nicht nur hinsichtlich der Wahl der Stoffe für seine historischen, sondern auch für seine dramatischen Arbeiten wichtig sein.

Die Freude, welche dem neuen Professor die glänzende Aufnahme seiner öffentlichen Antrittrede gemacht hatte, war von kurzer Dauer. Die Zahl derer, welche sich zu seinem Privatcolleg gemeldet, betrug 30, wovon höchstens von 10 Honorar zu erwarten stand. Dazu nahm der Titularprofessor der Geschichte, Heinrich, Anstoß an dem gleichen Titel, den Schiller in aller Unschuld auf dem Abdruck seiner Antrittsrede sich gegeben hatte, und verlangte dessen Abänderung.

So war Schiller nach wie vor wesentlich auf den unsicheren Ertrag seiner Feder angewiesen, und kam zum Entschluß, im nächsten Frühjahr sein ferneres Bleiben von der Verwilligung eines Gehaltes abhängig zu machen. Gegen Ende des Jahres spricht er sich noch über einen zweiten Punct offen gegen seinen Vertrauten aus. Er mochte „die Lengefeld" nicht in die fatalen jena'schen Verhältnisse hineinziehen, „welche für sie noch fataler werden, da man hier ihren Adel nicht vergessen kann, ich würde sie und

mich den größten Platitüden aussetzen. Dann sind wir auch Weimar zu nahe, wo die L. mit dem Adel sehr verflochten sind, und einige Verbindungen müßten fortdauern, welche mit ihrer hiesigen Existenz einen unangenehmen Contrast machten, und in unserem Leben eine immerwährende Disharmonie unterhielten. Sodann wird die Mutter sich äußerst ungern von ihrer Tochter trennen, weil sie bis jetzt darauf rechnen konnte, sie in Rudolstadt zu verheirathen. Sie hat diesen Plan zwar zurückgenommen, sobald sie sah, daß er bei der Tochter nicht durchgehen könnte, aber die Entfernung ihrer Tochter wird die Zufriedenheit mit unserer Heirath sehr vermindern. Dazu kommt, daß die Entfernung der einen Tochter bald auch die Entfernung der andern zur Folge haben würde, denn die Beulwitz stimmt sehr übel mit ihrem Manne zusammen, und nur die Gesellschaft ihrer Schwester machte ihr dieses Verhältniß bis jetzt leidlich". Vom September bis zum 18. October verweilte Schiller in Rudolstadt und Volkstädt.

In dem ersten Briefe, welchen Schiller nach seiner Rückkehr nach Jena an seinem Geburtstage an Körner schrieb, theilte er seine weitere Lebensplane mit, falls die Verweigerung eines festen Gehaltes ihn zur Niederlegung seiner Professur veranlassen sollte. Dann wollte er seine niederländische Geschichte beendigen und durch den Ruhm, den dieses große historische Werk ihm verschaffen mußte, sowie durch unter der Zeit angeknüpfte Verbindungen sich eine auskömmliche Professur erwerben. Diesen Zeitpunkt wollte er in Rudolstadt und als Ehemann erwarten. Daneben sollte die Thalia die poetischen und philosophischen Arbeiten aufnehmen und ein „Charakter" von irgend einem Hofe seine äußere Stellung verbessern. Fünfhundert Thaler hoffte er von der Thalia zu ziehen, und 300 davon für

sich zu brauchen, 200 in die Haushaltung zu geben; 200 Thlr. sollte die Mutter beischießen. Die Haushaltung sollte in engster Verbindung mit der Beulwitz'schen geführt werden. Gegen diese ökonomischen Ansichten erhob der praktische Körner ernstliche Bedenken, welche aber gehoben wurden, als der Herzog wider Erwarten noch im December 200 Thlr. bewilligte. Am 18. December hatte das Brautpaar die Einwilligung der Mutter erbeten und am 22. sie erhalten. Die Verbindung mit der Beulwitz'schen Familie wurde aufgegeben, und dafür ein Mittelweg zwischen Junggesellen- und ehelichem Leben gewählt, gleich dem americanischen Boarding. Schiller miethete zu seiner bisherigen Wohnung einige Zimmer und seine Hausjungfern verstanden sich dazu, für das junge Paar den Tisch zu besorgen wie früher für den Professor allein, so daß eine Jungfer der jungen Frau statt aller Dienstboten genügte.

Auch der „Charakter" stellte sich ein auf ein Schreiben Schillers an den Herzog Georg von Meiningen *), worin es heißt: „Da mir die Güte der Mutter und die Liebe der Tochter das Opfer des Adels bringt, und ich ihr sonst gar keine äußerliche Vortheile dafür anzubieten habe, so wünschte ich, ihr dieses Opfer durch einen anständigen Rang in etwas zu ersetzen oder weniger fühlbar zu machen." Nach dem

---

*) Abgedruckt in L. Bechstein's Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen-Meiningen. Halle 1857 und im Frankfurter Museum 1856, Nr. 52. Das Datum „2. December" kann nicht wohl richtig sein, da Schiller die Einwilligung der Mutter angiebt und da nach Bechstein das Decret an demselben Tage ausgefertigt wurde, an welchem Schillers Schreiben einlief, während Schiller erst in dem Briefe an Körner vom 13. Januar 1790 den Hofrathstitel als vor „einigen Tagen" ihm beigelegt erwähnte.

Briefe an Körner vom 13. Januar 1790 geschah die Verleihung des Hofrathstitels „wegen Schillers Gelehrsamkeit und schriftstellerischem Ruhm."

Am 22. Februar*) 1790 wurde Hofrath Schiller mit Charlotte von Lengefeld in dem Dorfe Wenigenjena von dem Adjuncten Schmidt getraut. „Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt, nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage dahin", schreibt Schiller am 1. März an Körner.

Die Ferien brachte Schiller wieder in seinem geliebten Rudolstadt zu. Dann kehrte er zu seiner Häuslichkeit zurück. Am Mittagstisch betheiligten sich noch eine kleine Anzahl Bekannte: der Privatdocent Niethammer, Fischenich, Fritz von Stein.

Mit andern Familien in Jena, außer mit dem Griesbach'schen und Paulus'schen Hause, kam Schiller und seine Gattin wenig in Berührung. Oefters wurden Spaziergänge in die Umgegend mit den Frauen veranstaltet, oder die Männer vergnügten sich an Spazierritten; auch den „neun hölzernen Musen", welchen Schiller in Stuttgart manche Stunde geopfert, war er noch nicht untreu geworden. In den häuslichen Räumen jedoch dürfen wir uns die kleine Familie so vorstellen, wie Schiller früher in seinen Briefen an die Schwester ein Bild von ihr entworfen, nur daß Caroline noch nicht ihren beständigen Aufenthalt in Jena genommen hatte: er selber mit Studien und literarischen Productionen, die Gattin mit weiblicher Arbeit oder Lectüre beschäftigt, und öfters am Clavier sitzend, auf welchem sie sich, da Schiller bei dessen Tönen gern und leicht arbeitete,

---

*) Spieß (Schillers Leben S. 204.) gibt irrthümlich den 20. Februar an.

noch durch genommenen Unterricht zu vervollkommnen bemüht war. Auch wenn Schiller seine Vorlesungen hielt, begleitete ihn die Frau Professorin, die Anfangs eine gewisse Scheu vor den Studenten zu überwinden hatte, in den Hörsaal, und erfrischte ihn zuweilen durch eine Tasse Thee, welche sie nebenan bereitete. So verging die erste Zeit gleichmäßig, still und heiter. Aber nur zu bald störten Leiden und Sorgen die Ruhe des glücklichen Kreises. Zu Anfang des Jahres 1791, während eines Besuches, welchen Schiller mit Frau und Schwägerin in Erfurt beim Coadjutor von Dalberg machte, wurde er nach einem Conzerte im Stadthause beim Abendessen von einem heftigen Fieber befallen, das der Anfang einer Lungen- und Brustfellentzündung (Pleuropneumonia) war, welche nach der Rückkehr nach Jena sich entwickelte, und wenn gleich sie durch die Behandlung des Dr. Johann Christian Stark (geboren 1753 zu Osmannstädt, † 1811 als Professor der Medicin, Hofrath, Leibarzt und Director der Entbindungsanstalt zu Jena) gehoben wurde, als Grundlage der Kränklichkeit Schillers zu betrachten ist. Die Erholung war langsam und ein zweiter fürchterlicher Anfall im Juni ließ sogar die Nachricht seines Todes sich verbreiten. Es ging jedoch vorüber und Stark verordnete dem Dichter den Gebrauch von Karlsbad zu völliger Erholung. Im Juli begleitete ihn die Gattin dahin, und bald übte die Quelle wohlthätige Erfolge.

Wir haben oben gesehen, wie ökonomisch der Dichter seine Häuslichkeit begründet hatte und wie sehr dieselbe auf den Ertrag seiner Feder angewiesen war. Inmitten der besonderen Ausgaben und des stockenden Verdienstes*) entsteht billig die

---

*) Ende Mai schlägt Schiller (an Körner) die Kosten seines

Frage, womit der Dichter diesen unvorhergesehenen Ereignissen zu begegnen wußte. Jenes auch nach Kopenhagen, wo damals noch kein unnatürlicher Haß gegen alles Deutsche Mode war, gedrungene Gerücht von Schillers Tode wurde die Veranlassung zu einer wirksamen Unterstützung.

Jons Baggesen (1764—1826) hatte den Dichter 1790 in Jena kennen gelernt, und seine Gönner und Freunde: den Herzog Christian Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg († 1814) und den Minister Grafen Ernst Heinrich von Schimmelmann, sowie die Gemahlinnen beider Männner für seine neuen poetischen Schöpfungen begeistert. Eben war man, im Juni 1791 bereit, eine Fahrt nach Hellebeck zu machen, um dort in ländlicher Abgeschiedenheit, am Strande des Meeres, Schillers poetische Werke ungestörter und reiner zu genießen, als die Nachricht an die Verehrer gelangte, Schiller sei gestorben. Das Freudenfest wandelte sich in eine Todtenfeier; das Lied an die Freude, welches man frisch hinaus über das rauschende Meer hatte singen wollen, wurde von Baggesen mit der von ihm hinzugedichteten Strophe gelesen:

Unser todter Freund soll leben!
Alle Freunde, stimmet ein!
Und sein Geist soll uns umschweben
Hier in Hellas Himmelhain.

Chor: Jede Hand emporgehoben!
Schwört bei diesem freien Wein:
Seinem Geiste treu zu sein
Bis zum Wiederseh'n dort oben!

Drei Tage weihte man im stillen Freundeskreise dem

---

Krankseins, ohne das Versäumniß von fast 5 Monaten, auf 30 Louisdo'r an, und drei Monate später seine Gesammtausgaben des Jahres auf 1400 Thlr. (II, 245. 259.)

Andenken des Todtgeglaubten; man las die Lieblingsstellen aus seinen Werken, und empfand den erhebenden Trost, daß, wenn auch der Erde entrückt, der große Dichter doch in jedem fühlenden Herzen unsterblich lebe. Als Baggesen aber durch Reinwald erfuhr, daß Schiller, der noch immer sehr leidend sei, wohl vollkommen genesen werde, wenn er sich der Arbeiten, die er nothgedrungen wieder aufnehmen müsse, eine Zeitlang ganz enthalten könne und darauf dessen Brief seinen beiden Gönnern mittheilte, war bei diesen schnell ein Entschluß gefaßt. Um den Dichter jeder Noth zu entheben, boten sie ihm durch Schreiben vom 27. November 1791 (nicht 1792, wie irrthümlich Caroline von Wolzogen in ihrem Leben Schillers S. 232 schreibt) einen Jahrgehalt von 1000 Thlrn. auf drei Jahre an, mit dem unmaaßgeblichen Vorschlage, nach Kopenhagen zu kommen, wo Hochachtung und Freundschaft von mehreren Seiten wetteifern würden, seinen Aufenthalt ihm angenehm zu machen, und wo es ihm nicht schwer fallen würde, später für ihn eine bleibende Anstellung zu erwirken.

„Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht," heißt es in ihrem Schreiben an Schiller, „es abzulehnen; wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz, als nur den: Mensch zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen des Welltalls umfassen. Sie haben nur Menschen, ihre Brüder vor sich, nicht eitle Große, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edleren Art von Stolz fröhnen."

Mit demselben edlen Freimuth, mit welchem ihm die großartige Unterstützung geboten wurde, nahm der Dichter dieselbe an. „Weil dasjenige zu leisten, was er nach dem ihm gefallenen Maaße von Kräften leisten und sein könne,

ihm die höchste und unerläßlichste Pflicht sei, läßt er alle Nebenrücksichten schweigen und betrachtet diese Handlung großdenkender Herzen, die schöne Geburt der Freiheit, als das nothwendige Glied einer Kette von Schicksalen, als wäre sie von der Vorsehung längst zu dieser Absicht berechnet worden, über sein verworrenes Geschick zu entscheiden." — Doch sah er sich genöthigt, die freundliche Einladung nach Kopenhagen vorläufig wenigstens abzulehnen, da ihm sein Gesundheitszustand eine so weite Reise nicht erlaubte. und eine Wiederholung der Kur in Karlsbad wünschenswerth machte, und da er zudem, in Jena zu bleiben, sich durch die Pflicht gegen den Herzog Karl August gebunden fühlte, welcher seinen Urlaub bereitwillig auf unbestimmte Zeit verlängerte. Im April fühlte er sich wohl genug, um mit seiner Gattin die Körner'sche Familie in Dresden zu besuchen, wo er bis in den Mai verweilte. Nach seiner Rückkehr war Schiller so weit hergestellt, daß er sechs Stunden, vier schreibend und zwei lesend, doch nicht in einer Folge, täglich der niederländischen Geschichte widmete, daß er die ästhetischen Briefe vorbereitete und es ihn juckte, die Feder zum Wallenstein als etwas Poetischem in die Hand zu nehmen.

An dieser Stelle des Briefwechsels mit Körner (II. 309) gibt Schiller allgemein, wie individuell höchst interessante Aufklärungen über das Wesen der poetischen Thätigkeit: „Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle, in der Theorie muß ich mich immer mit Principien plagen, da bin ich bloß ein Dilettant. Aber um der Ausübung selbst willen philosophire ich gern über die Theorie; die Kritik muß mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat, — und geschadet hat sie mir in der That; denn die Kühnheit, die lebendige Gluth,

die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung und meine Einbildungskraft beträgt sich mit minderer Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erst so weit, daß Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit zurück, und setzt sich keine andere als freiwillige Schranken. Oft widerfährt es mir, daß ich mich der Entstehungsart meiner Produkte, auch der gelungensten, schäme. Man sagt gewöhnlich, daß der Dichter seines Gegenstandes voll sein müsse, wenn er schreibe. Mich kann oft eine einzige und nicht immer eine wichtige Seite eines Gegenstandes einladen, ihn zu bearbeiten und erst unter der Arbeit selbst entwickelt sich Idee aus Idee. Was mich antrieb, die Künstler zu machen, ist gerade weggestrichen worden, als sie fertig waren. So war's selbst beim Carlos. Mit Wallenstein scheint es etwas besser zu gehen; hier war die Hauptidee auch die Aufforderung zum Stücke. Wie ist es nun aber möglich, daß bei einem so unpoetischen Verfahren doch etwas Vortreffliches entsteht? Ich glaube, es ist nicht immer die lebhafte Vorstellung seines Stoffes, sondern oft nur ein Bedürfniß nach Stoff, ein unbestimmter Drang nach Ergießung strebender Gefühle, was Werke der Begeisterung erzeugt. Das musikalische eines Gedichtes schwebt mir weit öfter vor der Seele, wenn ich mich hinsetze es zu machen, als der klare Begriff vom Inhalt, über den ich oft kaum einig mit mir bin.“ —

Einstweilen aber kam Schiller noch nicht zur Poesie; am 30. Juli schreibt er an Körner: „Die Last des dreißigjährigen Krieges liegt noch schwer auf mir, und weil mich

die Krämpfe auch redlich fortplagen, so weiß ich oft kaum, wo aus noch ein.“ Erst am 21. September konnte Schiller mit Freude seinem Vertrauten die Beendigung der Arbeit melden und seinen Vorsatz mittheilen, durch Ruhe und Bewegung im Freien seine Gesundheit zu stärken.

Während Schiller durch das Geschenk des Herzogs von Augustenburg sich nach Vollendung dieser Arbeit der Muße erfreuen konnte, war Körner durch Fehlschlagen einer Erbschaft, auf welche er gerechnet, veranlaßt, die Schriftstellerei als Nebenverdienst aufzunehmen. Wir erwähnen dieß, weil es uns Gelegenheit giebt, mitzutheilen, wie Schiller nach seinen Erfahrungen über diesen Erwerb dachte (Briefwechsel mit Körner II. 337): „Fünfhundert Thlr.“, schreibt Schiller am 4. Oktober, „dürften an schriftstellerischen Arbeiten schwer zu erwerben sein. Du mußt bedenken, daß Du Amtsgeschäfte hast, und von Deinen Erholungsstunden nichts verlieren darfst. Bei schriftstellerischen Arbeiten erholt man sich nicht, das kann ich Dir aus zehnjähriger Erfahrung für gewiß versichern, und bei Lieblingsarbeiten verdient man wenig. Jedenfalls würde ich Dir eher zu eigenen Arbeiten, als zu Uebersetzungen rathen, denn eine schlechte Uebersetzung ist die schlechteste aller Schlechtigkeiten, und eine gute Uebersetzung kostet Zeit.“ Im September war nach 8jähriger Trennung die Mutter mit ihrer jüngsten, damals fünfzehnjährigen Tochter Nannette zum Besuch dagewesen und hatte sich am Wiedersehen des Sohnes erfreut, den sie zu Bretten arm und heimathlos, mit den unsichersten Aussichten in die Zukunft entlassen hatte, und der ihr nun als glücklicher Gatte, als geachteter Diener des Staates, als verehrter akademischer Lehrer, als allerwärts im Vaterlande gefeierter Dichter entgegenkam.

Im November 1792 fühlte Schiller sich wohl genug,

ein privalissimum in der Aesthetik in seiner Wohnung vor 24 Zuhörern, darunter 18 zahlenden, zu beginnen. Diese Vorlesungen dauerten bis Ende März 1793 und gaben Veranlassung zu einem philosophischen Briefwechsel mit Körner, welcher die ersten Monate des Jahres 1793 ausfüllt und trotz der beständigen Krampfanfälle von Schillers Seite mit großem Eifer betrieben wurde. Den ganzen Winter war er nur fünfmal ins Freie gekommen und freute sich der neuen Freiheit und des Naturgenusses, als er am 7. April in den Garten gezogen war. Die Stadtwohnung war um diese Zeit aufgegeben und eine eigene Haushaltung angefangen worden.

Der Besuch der Mutter und jüngsten Schwester hatte die Sehnsucht nach dem Vaterland, nach dem siebzigjährigen Vater und der zweiten Schwester geweckt. „Der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte," schreibt er an Körner am 17. Juli, „regt sich mächtig. Ich bin übrigens auch 11 Jahre davon getrennt gewesen, und Thüringen ist das Land nicht, worin man Schwaben vergessen kann." Er trat im August 1793 mit seiner Gattin die Reise an, um längere Zeit in der Heimat zu verweilen. In Heidelberg sah er noch einmal „bewegten Herzens" Margarethe geb. Schwan. Sein erstes Reiseziel war Heilbronn, wo er am 8. August ankam, und von Verwandten und Freunden nach langer Trennung begrüßt, die ersten Freuden heimatlichen Wiedersehens genoß. Der Neckarwein mundete ihm vortrefflich, im Uebrigen fand er es theuer und richtete sich deßhalb eine eigene Haushaltung ein.

Von den Bewohnern Heilbronns hatte er nur mit Dr. Eberhard Gmelin (geb. 1753 zu Tübingen), dem Schriftsteller über thierischen Magnetismus, näheren Umgang; im Uebrigen sagte weder das geistige noch das materielle Leben

in der Reichsstadt ihm zu, und er siedelte Anfang September nach Ludwigsburg über.

Von Heilbronn aus war Schiller in Ludwigsburg und auf der Solitüde, ohne bei dem „Schwabenkönig" anzufragen. Nach dem Werke „Schillers Beziehungen" S. 115 und S. 164 hatte er schon Anfang 1793 sich an den Herzog um Aufenthalts-Erlaubniß gewandt, auf zwei Briefe aber keine Antwort erhalten. In Heilbronn wurde Schiller durch Freunde benachrichtigt, der Herzog habe öffentlich geäußert, er werde ihn ignoriren, auch wenn er nach Stuttgart käme. Die Mutter (a. a. O.) brachte das Schweigen des Herzogs in Verbindung mit der ersten Aufführung von „Kabale und Liebe", welche den Zorn des Adels erregt habe, der durch seine Beschwerden dem Intendanten Seeger einen Verweis vom Herzog erwirkt habe, weil er erlaubt, das Stück zu spielen. Besser mag es dem Erbprinzen, Bruder Karls, Ludwig Eugen, und den Schwestern Schillers Luise und Nane gefallen haben, welche in dem gedrängt vollen Hause auf den besten Platz unentgeldlich aufgenommen wurden. Am 14. September wurde in Ludwigsburg sein Sohn Karl Friedrich Ludwig geboren.

In Ludwigsburg hatte Schiller am meisten Umgang mit seinem Studiengenossen Dr. Hoven; er erlebte dort den Tod des Herzogs, aber die versöhnlichen Worte, welche er an dessen Grabe gesprochen haben soll (Spieß 217), können unmöglich seine wahre Herzensmeinung gewesen sein, da er gleichzeitig (am 10. Dezember 1793) an Körner schrieb: „Der Tod des alten Herodes hat weder auf mich, noch auf meine Familie Einfluß, außer daß es allen Menschen, die unmittelbar mit dem Herrn zu thun hatten, wie mein Vater, sehr wohl ist, jetzt einen Menschen vor sich zu haben."

Im März und April verweilte Schiller in Stuttgart, wo Dannecker seine Büste modellirte; am 15. Mai langte nach neuntägiger Reise die Familie wohlbehalten in Jena an.

Schillers Kränklichkeit und die größeren und kleineren Reisen, die er zur Herstellung seiner Gesundheit unternahm, ließen ihn nur wenig zu Arbeiten kommen. Es sind aus dieser Zeit nur zu nennen: die freien Uebersetzungen aus Virgils Aeneide, die historischen Aufsätze: die Sendung Moses; die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon; über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter, und endlich die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, welchen, wenn sie auch nicht auf selbständiger Forschung beruhen, unbestritten das Verdienst zukommt, der deutschen Geschichtschreibung eine ansprechendere und edlere Form gegeben zu haben.

Vor allem war es aber das Studium der Kant'schen Philosophie, und zwar besonders der Aesthetik desselben, was Schiller diese Jahre hindurch in Anspruch nahm, und auf eine mühsamere Weise denselben Fortschritt seiner dichterischen Formen hervorbrachte, wie bei Goethe die italienische Reise.

---

## Dritter Abschnitt.

### Periode der gereiften Kunstpoesie.

War in der Jugend Schillers Andreas Streicher ihm ein treuer Freund gewesen, obgleich geistig ihm nicht gleichstehend und in seinen Leistungen auf den Beistand in Bedrängniß beschränkt, hatte Körner als wissenschaftlich strebender und praktisch tüchtiger Geschäftsmann, wenn auch eine unproductive Natur, in der zweiten Periode schon ebenbürtiger

ihm zur Seite gestanden, so sehen wir in dem letzten Lebensabschnitt unseren Dichter zunächst mit dem klaren, geschmackvollen, so gelehrten als welterfahrenen W. v. Humboldt und endlich mit Goethe zu gegenseitiger Förderung vereinigt. Leider ist der Briefwechsel Schillers mit W. von Humboldt weniger vollständig erhalten, als die mit den andern oben genannten Freunden, da manche Briefe durch die Kriegsereignisse des Jahres 1806 auf dem Humboldt'schen Landsitze Tegel verloren gegangen und ebenso nicht wenige des Freundes bei Schiller abhanden gekommen sind. Um so dankenswerther ist die Vorerinnerung W. v. Humboldt's zu dem Briefwechsel, in welchem dieser geistreiche Kritiker uns ein klares Bild von dem inneren Wesen des Dichters, von dem Prozesse seiner geistigen Entwickelung und von seinem Standpuncte zur Zeit jener Krise giebt, wo die Dichternatur wieder ihre Rechte geltend machte.

Schiller und Humboldt wurden durch die Frauen einander näher gebracht. Die Lengefeld'schen Töchter waren innig mit Karoline von Dacheröden, der nachmaligen Gattin Humboldt's befreundet, sie besuchten dieselbe auf längere Zeit in Erfurt; während des beiderseitigen Brautstandes lernten Schiller und Humboldt sich näher kennen, und bald wurde die gegenseitige Anziehungskraft so mächtig, daß Humboldt seinen Wohnsitz in Jena aufschlug. Er miethete sich auf dem Markte ein, der Wohnung Schillers gegenüber. Nun begann ein Verhältniß, „dessen menschliche Idealität ebenso anziehend, als seine wissenschaftliche Fruchtbarkeit bedeutend war." Die Freunde sahen sich des Tages zweimal, vorzüglich aber des Abends und meist bis tief in die Nacht hinein. Auch die Frauen nahmen an diesem innigen Verkehr Theil. „Schiller suchte", sagt Humboldt, „nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterhaltung, er

überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeinen Gesichtspunct, und man sah sich nach wenigen Zwischenreden in den Mittelpunct einer den Geist anregenden Discussion versetzt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinschaftlich zu gewinnendes Resultat, schien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser sich auch bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müßig werden. Sprach auch Schiller nicht eigentlich schön wie Herder, bei dem sich der Gedanke mit dem Ausdruck der Anmuth und Würde verband, so strebte doch sein Geist immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen geistigen Gewinne zu; er beherrschte dieß Streben und schwebte in vollkommener Freiheit über seinem Gegenstande. Daher benutzte er in leichter Heiterkeit jede sich darbietende Nebenbeziehung, und daher war sein Gespräch auch so reich an Worten, die das Gepräge glücklicher Geburten des Augenblicks an sich tragen.

Die Freiheit that aber dem Gange der Untersuchung keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden fest, der zu ihrem Endpuncte führen mußte, und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall gestört wurde, so brach er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab."

Je inniger indeß der Freundeskreis in Jena sich in einander lebte, um so weniger fühlte man das Bedürfniß, noch anderwärts Unterhaltung zu suchen. Außer den alten Bekannten kam mit den Freunden nur noch Fichte in Berührung, welcher 1793 nach Jena gekommen war, und von welchem schon damals Schiller urtheilte, daß die Philosophie noch Großes von ihm zu erwarten habe. Dagegen lebten sie gleich Anfangs der Hoffnung, daß Körner, mit welchem auch Humboldt befreundet war, auf längere Zeit herüber

kommen und die Dreieinigkeit vollenden solle. Da sich jedoch die Aussicht auf diesen Besuch in Jena zerschlug, trafen die Freunde im August 1794 in Weißenfels zusammen und kehrten befriedigt von da zurück. Da nun gleichzeitig die erste Annäherung Goethe's an Schiller stattgefunden, (vergl. oben S. 234), so konnte der Dichter, bei so glücklichen häuslichen Verhältnissen und bei so angenehmen und fördernden freundschaftlichen Beziehungen in der Nähe und Ferne, zu Ende des Jahres 1794 mit Befriedigung äußern: „Mein kleiner Sohn ist frisch und gesund und macht die Freude meines Lebens aus. Mir ist, trotz meines Krampfübels, selten so wohl im Geiste und Herzen gewesen."

Doch wurde der persönliche Verkehr mit Humboldt bald auf längere Zeit unterbrochen, da dieser zur Ordnung von Familienangelegenheiten im Juni 1795 auf längere Zeit sich nach Tegel begab. Aus der beabsichtigten Entfernung auf wenige Monate wurde eine Abwesenheit von einem Jahre, während welcher Zeit Schiller wiederholt in seinen Briefen über sein gänzliches Verlassensein klagte. Auch Humboldt fühlte auf gleiche Weise die Lücke, die durch die Entfernung von dem Dichter in seinem geistigen Leben und Wirken entstanden war. Er hatte sich so sehr an das gesellige Denken gewöhnt, daß ihm, wie er schreibt, bei längerer Entfernung für seinen Ideenvorrath bange wurde; daher nahm er seine Zuflucht zu Erinnerungen und brachte den besten Theil seiner Zeit in Gedanken bei Schiller zu. So entstand der lebhafte Briefwechsel zwischen beiden, welcher uns so klar in diese bedeutungsvolle Verbindung schauen läßt.

Im Jahre 1796 kehrte Humboldt wieder nach Jena zurück, aber nur, um es schon im Jahre 1797 abermals und zwar für immer zu verlassen. Am Tage von Humboldt's Abreise nach Italien schreibt Schiller an Goethe: „Humboldt

ist heute fort; ich sehe ihn mehrere Jahre nicht wieder und überhaupt läßt sich nicht erwarten, daß wir uns noch einmal so wiedersehen, wie wir uns jetzt verlassen. Das ist also wieder ein Verhältniß, das als geschlossen zu betrachten ist und nicht mehr wiederkommen kann, denn zwei Jahre, so ungleich verlebt, werden gar viel an uns und also auch zwischen uns verändern." Wärmer hat W. v. Humboldt in einem Sonnett über die Zeit, worin er in glücklicher Ehe zugleich Schillers und Goethe's Freundschaft genoß, sich ausgesprochen:

Im kleinen Raum an Erfurts reichen Auen,
Bis wo aus Schwarzburgs engem Fichtenthale,
Sich lieblich windend, rauschend strömt die Saale,
Vermocht' ich wohl mein keimend Glück zu schauen.

Ich sah den Morgen dort des Lebens grauen,
Wenn Morgen heißet, wenn zum erstenmale
Hernieder aus der Liebe goldner Schaale,
Dem Geist des tiefen Sinnes Perlen thauen.

Denn die der Kranz des Dichterpreises schmückte,
Die beiden strahlverwandten Zwillingssterne,
Die spät noch glänzen in der Zukunft Ferne,

In Freundschaftsnähe mir das Schicksal rückte,
Da Bande, von der Liebe süß gewoben,
Empor mich wie auf lichter Wolke hoben.

Wir wenden uns, nachdem wir das Verhältniß mit Humboldt zu Ende geführt, wieder zurück zu dem Anfang der zweiten dichterischen Periode Schillers. Das Gefäß, welches die lyrischen Erzeugnisse dieser Zeit aufnahm, waren die „Horen".

Am 12. Juni 1794 übersandte er den während des Aufenthalts in Schwaben mit Cotta vereinbarten Plan an Körner mit den Worten: „Es ist ein Entwurf, mit dem ich mich schon ins dritte Jahr trage, und der endlich

einen unternehmenden Buchhändler zur Ausführung gefunden hat. Humboldt ist sehr dafür eingenommen und auf Dich ist sehr gerechnet. Wenn es uns gelingt, wie ich mir gewisse Hoffnung mache, daß wir eine Auswahl der besten humanistischen Schriftsteller zu diesem Journal vereinigen, so kann es an einem glücklichen Erfolg bei dem Publikum gar nicht fehlen. Hier in loco sind unserer vier: Fichte, Humboldt, Woltmann und ich. An Goethe, Kant, Garve, Engel, Jacobi, Gotter, Herder, Klopstock, Voß, Maimon, Baggesen, Reinhold, Blankenburg, von Thümmel, Lichtenberg, Matthison, Salis 2c. ist theils schon geschrieben worden, theils wird es noch geschehen. Dich haben wir zu einem beurtheilendem Mitglied bestimmt, welches für den Bogen 6 Louisd'or Honorar erhält; um den Fleiß aufzumuntern, wird jeder siebente Bogen doppelt bezahlt. Mir als Redacteur ist von dem Verleger außer dem Honorar noch eine feste Summe bestimmt.

Unser Journal soll ein epochemachendes Werk sein, und alles, was Geschmack haben will, muß uns kaufen und lesen. Ich bin vor der Hand mit Stoff für die nächsten zwei Jahre herrlich versehen."

Wie entwöhnt Schiller der naiven Dichtung war und wie schwer seine ersten Schritte auf der Bahn der Kunstpoesie, geht aus folgender Stelle eines Briefes an Körner vom 4. September 1794 hervor: „Ich werde jetzt an den Plan zum Wallenstein denken. Vor dieser Arbeit ist mir ordentlich angst und bange, denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann, als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich thun? ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monate

von meinem Leben, daß ich Ursache habe, sehr zu Rathe zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Was ich je im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt, mir Muth zu machen, und ein Machwerk, wie der Don Carlos ekelt mich nunmehr an,-wie sehr gern ich es auch jener Epoche meines Geistes zu verzeihen geneigt bin. Im eigentlichsten Sinne des Wortes betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn, denn im Poetischen habe ich seit 3, 4 Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen."

Allerdings lagen zwischen der Abfassung der „Künstler" und den ersten Gedichten, mit welchen Schillers classische Epoche auch in der Lyrik anhebt, sieben Jahre voll mannigfacher Lebenserfahrungen und geistiger Arbeit, welche dem Dichter die volle Reife des Mannes verleihen, geschichtliche, philosophische Studien, die größere Kenntniß des classischen Alterthums, Humboldt's und Goethe's Einfluß. Der erstere schreibt, theilweise im Widerspruch, theilweise in Uebereinstimmung mit dem oben angeführten Selbstbekenntniß Schillers: „Ich bin begierig, wie Sie den Uebergang von der Metaphysik zur Poesie machen. Das wunderbare Phänomen, daß Ihrem Kopfe beide Richtungen in einem so eminenten Grade eigenthümlich sind, ist an sich nicht leicht zu fassen, und giebt bei genauer Untersuchung gewiß nicht geringe Aufschlüsse über die innere Verwandtschaft des dichterischen und des philosophischen Genie's. Da Sie jetzt in der doppelten Rolle vor dem Publicum aufgetreten sind, so ist es natürlich, daß man oft darüber urtheilen hört, welche Ihnen eigenthümlicher sein möchte, und so wenig Werth auch meistentheils diese Urtheile haben, so zeigt doch das Zufällige und Schwan-

kende in denselben, daß in der Sache selbst nichts liegt, was ein wahres Moment zur Entscheidung an die Hand giebt. Und so ist es auch, wie mir scheint. Beide so verschiedene Richtungen entspringen aus Einer Quelle in Ihnen, und das Charakteristische Ihres Geistes ist es gerade, daß er beide besitzt, aber auch schlechterdings nicht eine allein besitzen könnte. Wo ich sonst etwas Aehnliches kenne, ist es der Dichter, der philosophirt, oder der Philosoph, der dichtet. In Ihnen ist es schlechterdings Eins, darum ist aber freilich Ihre Poesie und Ihre Philosophie etwas anderes, als was man gewöhnlich antrifft. Man könnte sagen, daß in beiden mehr und eine höhere Wahrheit sei, als wofür man gewöhnlich Sinn hat, in der Poesie mehr Nothwendigkeit des Ideals, in der Philosophie mehr Natur und Wesen."

Als poetisches Programm sandte Schiller: „Die Macht des Gesanges" voraus; es folgt: „Der Tanz", in welchem Schiller zuerst ein antikes Versmaaß angewendet hat, dann: „Ideal und Leben", oder wie es früher überschrieben war: „Das Reich der Schatten", welches die höchste Bewunderung Humboldt's erregte; „Der Genius", früher „Natur und Schule" betitelt; die Elegie: „Das Glück"; „Die Geschlechter", „Nänie", alle in Distichienform. Weit bekannter als diese Produktionen im antiken Versmaaße sind die meisten kleineren Ideengedichte Schillers, welche in moderner Form, in Strophen und Reim verfaßt sind, wie „die Worte des Glaubens; die Worte des Wahns; die Hoffnung; die Ideale; die Sprüche des Confucius; Licht und Wärme; Breite und Tiefe; Würde der Frauen." Der Form nach den Epigrammen, dem Inhalt nach dem obengenannten Gedichte schließen sich die kürzeren Gedichte an: das weibliche Ideal; Tugend des Weibes; Forum des Weibes; weibliches Urtheil; und die Epigramme, didaktischen und satirischen Inhalts,

bilden wieder den Uebergang zu den Xenien, welche wir bereits in der Charakteristik Goethes (S. 236) besprochen haben. Wir haben daselbst (S. 238) auch das „Balladenjahr" 1797 bereits erwähnt, welchem die ohne Zweifel populärsten Dichterwerke Schillers ihre Entstehung verdanken. Die Aufzählung der allbekannten Romanzen und Balladen an dieser Stelle würde überflüssig sein; zu ihrer eingehenden Würdigung fehlt uns der Raum, wir verweisen deßhalb auf: Götzinger, deutsche Dichter erläutert, Leipzig und Zürich 1831, auf Hoffmeister, Schillers Leben III, 291—341, Stuttg. 1839, Viehoff, Schillers Gedichte, Stuttg. 1840. Eine andere Frucht der philosophischen und geschichtlichen Studien Schillers sind seine sogenannten kulturhistorischen Gedichte, welche als großartige Lebensbilder einzelne Momente der Entwickelung des Menschengeschlechts vergegenwärtigen oder den ganzen Gang derselben an unserem Auge vorübergehen lassen.

Dahin gehört „das Eleusische Fest" oder Bürgerlied (1798), das Siegesfest (1803), die vier Weltalter (1803), und als die beiden bedeutendsten: „Der Spaziergang" (1795), wobei wir an die Gegend zwischen Stuttgart und Hohenheim zu denken haben*), und „das Lied von der Glocke" (1799).

Den Spaziergang oder, wie das Gedicht in den Horen hieß: „Die Elegie", hielt Schiller selbst unter allen seinen Sachen für diejenige, welche „die meiste poetische Bewegung hat und dabei dennoch nach strenger Zweckmäßigkeit fortschreitet". W. von Humboldt sagt darüber: „Wohin man sich wendet, wird man durch den Geist überrascht, der in diesem Stücke herrscht, aber vorzüglich stark wirkt das Leben, das dieses unbegreiflich schön organisirte Ganze beseelt.

*) Vergleiche Hoffmeister, a. a. O. III, 95. IV. 77—89.

Ich gestehe offenherzig, daß unter allen Ihren Gedichten ohne Ausnahme dies mich am meisten anzieht und mein Innerstes am lebendigsten und höchsten bewegt. Es hat den reichsten Stoff und überdieß gerade den, der mir, meiner Ansicht der Dinge nach, immer am nächsten liegt. Es stellt die veränderliche Wirksamkeit des Menschen der sichern Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Gesichtspunkt, beide zu übersehen und verknüpft somit alles höchste, was ein Mensch zu denken vermag." —

Das Lied von der Glocke hatte Schiller nach dem Bericht der Frau von Wolzogen schon lange vor seiner Vollendung in sich getragen und sich eine besondere Wirkung von ihm versprochen. Schon bei seinem Aufenthalt in Rudolstadt ging er oft nach einer Glockengießerei*) vor der Stadt spazieren, um von diesem Geschäfte eine Anschauung zu gewinnen. 1797 wurde das Gedicht begonnen, 1799 vollendet. „In keiner Sprache", sagt W. v. Humboldt, „ist mir ein Gedicht bekannt, welches in einem so kleinen Umfang einen so weiten poetischen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller tiefsten menschlichen Empfindungen durchgeht und auf ganz lyrische Weise das Leben in seinen wichtigsten Ereignissen und Epochen wie ein durch natürliche Grenzen umschlossenes Epos zeigt. Die dichterische Anschaulichkeit wird aber noch dadurch vermehrt, daß jenen der Phantasie von ferne vorgehaltenen Erscheinungen ein als unmittelbar wirklich geschilderter Gegenstand entspricht und die beiden sich dadurch bildenden Reihen zu gleichem Ende parallel neben einander fortlaufen."

---

*) Herrmann Kurz, welcher aus einer Glockengießerfamilie in Reutlingen stammt, hat in seinem trefflichen Roman: Schillers Heimatbjahre, den Guß einer Glocke, mit besonderer Rücksicht auf dieß Gedicht, ausführlich geschildert.

Wir haben die Lyrik Schillers im Zusammenhang bis gegen das Ende seines Lebens fortgeführt und nun, ehe wir uns zu den in ähnlicher Weise zu behandelnden dramatischen Dichtungen wenden, einen Blick auf seine und seiner Familie Lebensumstände zurückzuwerfen.

Als im Frühjahr 1796 die französischen Heerschaaren unter Jourdan und Moreau Süddeutschland überschwemmten, brach in dem auf der Solitüde eingerichteten östreichischen Hauptspitale ein epidemisches Fieber aus, das auch Luise und Nanette Schiller ergriff und Letztere dahin raffte, während der Vater an der Gicht schwerkrank darniederlag. So ruhte denn auf der armen schwächlichen Mutter Monate lang die ganze Last des häuslichen Elends. Da bewog Schiller, aufs tiefste von diesen Nachrichten erschüttert, seine kinderlose Schwester Christophine, den Leidenden zu Hülfe zu eilen und trug die Reisekosten. Am 10. Mai 1796 war Christophine auf der Solitüde angelangt; aus ihren Briefen, so wie aus denen der Mutter, welche in „Schillers Beziehungen &c." abgedruckt sind, ersieht man den Umfang des Jammers. Am 23. März war Nanette (Christiane) gestorben, am 7. September folgte ihr nach schrecklichen Leiden der Vater.

Am 11. Juli 1796 wurde Schillers zweiter Sohn, Ernst Friedrich Wilhelm geboren. Er wurde im Frühjahr 1819 durch Vermittelung Wilhelms von Humboldt preußischer Landgerichtsassessor in Köln, wurde später nach Trier versetzt, kam dann aber als Appellationsgerichtsrath zurück nach Köln und starb am 19. Mai 1841 zu Villich am Rhein. Seine Frau seit 28. September 1823 war eine verwitwete v. Mastiaux, geb. Pfingsten, 12 Jahre älter als Ernst. Er hat keine Kinder hinterlassen.

Schiller kaufte Anfang 1797 den zwischen dem Engelgatter- und Neuthore Jena's belegenen Schmidt'schen Garten, der jetzt der Garten der Sternwarte heißt. Das Wohnhaus lag vorn in der Mitte des Gartens; Schiller baute sich aber zu seinen dichterischen Arbeiten am oberen Ende gegen den Leutrabach hin noch ein besonderes (jetzt nicht mehr vorhandenes) kleines Häuschen, so daß die ganze Erwerbung ihn etwa 2200 Thlr. zu stehen kam.

Am 11. October 1799 wurde Schillers drittes Kind, Karoline Henriette Luise geboren, und die Mutter hatte darauf ein langes, schweres Krankenlager auszustehen. Karoline heirathete am 26. Juli 1836 in Volkstädt den schwarzburg-rudolstädtischen Bergrath Franz Karl Emanuel Jünot, der damals schon Wittwer mit 6 Kindern war und in Katzhütte auf dem Thüringer Wald, 4 Stunden von Rudolstadt, die fürstlichen Eisenwerke verwaltete. Einige Jahre nach seiner zweiten Verheirathung wurde er als Kammerrath nach Rudolstadt versetzt, wo er am 4. Januar 1846 starb. Seine Gattin folgte ihm am 19. Dezember 1850. Ihr einziges Kind, Karl Felix, geboren 1. April 1839, starb schon 1844.

Schillers Schwester, Luise Dorothea Katharina, geb. im Januar 1766 zu Lorch, heirathete am 20. October 1799 zu Leonberg den Stadtpfarrer M. Johann Gottlieb Frank, (geboren 1760, † 1834 zu Möckmühl) zu Clever-Sulzbach, eine Stunde von Neuenstadt an der Linde. Sie starb am 14. September 1836 zu Möckmühl, wohin Frank 1805 versetzt worden war. Bei ihr hielt die verwittwete Mutter sich wiederholt längere Zeit auf, ihren gewöhnlichen Wohnsitz aber hatte sie in Leonberg.

Wir haben früher erwähnt, daß die Vorstudien zur Geschichte des dreißigjährigen Kreises dem Dichter den ersten

Gedanken zur Tragödie Wallenstein gaben. Seit 1790 bewegte Schiller den Plan in seinen Gedanken, aber erst 1796 begann er mit Entschiedenheit an die Ausführung zu gehen. Im März dieses Jahres thut er in seinen Briefen an Goethe zuerst des Wallenstein Erwähnung; aber wir erkennen aus dieser Stelle, wie sehr er noch in den Anfängen der Dichtung stand. „Die Zurüstungen zu einem so verwickelten Ganzen, wie ein Drama ist", sagt er, „setzen das Gemüth doch in eine gar sonderbare Bewegung. Schon die allererste Operation, eine gewisse Methode für das Geschäft zu suchen, um nicht zwecklos herumzutappen, ist keine Kleinigkeit. Jetzt bin ich erst am Knochengebäude, und ich finde, daß von diesem, ebenso wie in der menschlichen Structur, auch in dieser dramatischen alles abhängt." Im November finden wir den Dichter in fleißigem Quellenstudium, aber dabei auch in Furcht vor der Massenhaftigkeit des Stückes, so daß er, wie er schreibt, ohne einen gewissen kühnen Glauben an sich, wohl schwerlich fortfahren würde. Erst 1797 — 99 kann er an Goethe von seinem stetigen Fortarbeiten berichten. Am 12. October 1798 hatte Schiller die Freude, Wallensteins Lager bei der Einweihung des neuhergerichteten Schauplatzes zu Weimar aufführen zu sehen, zu seiner und des Freundes voller Befriedigung. Der Prolog beginnt mit einer Anspielung auf die Erneuerung des Schauspielhauses und auf Ifflands Gastspiel an dieser Stelle. Von diesen localen Beziehungen findet der Dichter durch meisterhafte Uebergänge den Weg zu seinem großartigen Thema und dem Helden, nicht ohne Beziehungen auf einen andern „abenteuerlichen Sohn des Glücks", der in diesem Jahre 1796 „der Ehre höchste Staffel rasch erstieg", und dessen späteres Schicksal die Zeilen:

„Und ungesättigt immer weiter strebend,
Der ungezähmten Ehrsucht Opfer fiel"

prophetisch vorausverkünden.*)

Die Piccolomini giengen zuerst in Berlin über die Bretter (Januar 1799), wo Iffland ihre Aufführung so eifrig betrieb, daß der um Manuscript gedrängte Dichter alle seine Willenskraft zusammennehmen mußte, und drei Kopisten zugleich anstellte, um das Werk zu Stande zu bringen. „So ist aber," schreibt er am 24. December an Goethe, „auch schwerlich ein heiliger Abend auf 30 Meilen in der Runde vollbracht worden, so gehetzt nämlich und so qualvoll über die Angst nicht fertig zu werden." Am 30. Januar 1799 kamen zu Weimar die Piccolomini, am 20. April Wallensteins Tod zur Aufführung.

Einen ähnlichen glänzenden Erfolg wie bei der Aufführung hatte auch das Stück im Buchhandel, als es im folgenden Jahre bei Cotta gedruckt erschien. 3500 Exemplare, das Stück zu 2 Thlr., waren bald vergriffen; 1801 erschien die zweite, 1802 die dritte, 1805 die vierte Auflage, trotz verschiedener Nachdrücke, deren einer in Wien ein kaiserliches Privilegium erhielt, was Schiller zu der bitteren Bemerkung (Briefwechsel mit Goethe II, 316) veranlaßte: „So kommt uns von dorther nie etwas Gutes, aber sie stören und hindern desto mehr."

Hoffmeister hat den vierten Band seines Werkes über Schiller mit einer ausführlichen Würdigung der Trilogie begonnen, aus dem wir nur wenige Gedanken herausheben können. Es heißt da: „Wenn wir in unserer Geschichte der Schillerschen Dichtung bei diesem einzigen Werke anlangen, weht eine ungewohnte Luft uns mit belebender Frische an und ein unbekanntes Menschengeschlecht ist um uns geschäftig. Studium, An-

*) Hoffmeister, a. a. O. III, 372.

strengung, philosophischer Scharfsinn und Gemüth vereinigten sich bei dem Dichter, um dem großen Gegenstande alle seine Seiten abzugewinnen. Sodann aber ward er durch die genaue Kenntniß seines Stoffes und durch den still wirkenden Einfluß Goethes bewogen, für seine Arbeit einen möglichst historisch-objectiven Standpunkt zu nehmen; und er wählte die Schicksalsidee zum ideellen Princip seiner neuen Schöpfung. Noch 1792 hatte er (in dem Aufsatz über die tragische Kunst) die Schicksalsidee mit den Worten verworfen: „eine blinde Unterwürfigkeit unter das Schicksal sei immer demüthigend und kränkend für freie, sich selbst bestimmende Wesen," und bezeichnete ihr Vorherrschen als einen Mangel auch der vortrefflichsten Stücke der griechischen Bühne. Aber im Balladenjahre 1797 begegnen wir plötzlich Dichtungen, in denen die antike Idee des Schicksals lebt, welches den Menschen überall da erfaßt, wo er aus dem ihm gezeichneten Gleise heraustritt. Der Taucher und der Ring des Polykrates haben denselben Grundgedanken wie Wallenstein. Der Held dieser Trilogie war zuerst als ein mehr männlicher Marquis Posa concipirt, aber wie es diesem Vorbild ergieng, so auch änderte die lange Dauer der Bearbeitung den Charakter des Wallenstein. Er wollte zuerst Partei nehmen für seinen Helden wie für M. Posa, und als er später im Interesse der gesetzmäßigen Ordnung der Gesellschaft und in der Ueberzeugung, daß man kein Ideal politischer Glückseligkeit durch ein Unrecht realisiren dürfe, ihn verdammen mußte, wälzte er „die größere Hälfte seiner Schuld den unglückseligen Gestirnen zu." Das Schicksal ist zu einer eigenen abstracten Figur geworden, welche hinter der Scene ihr Wesen treibt und von hier aus geheimnißvoll die Handlung bestimmt. Es hat ein selbständiges abgesondertes Dasein.

Der Wallenstein des Drama selbst ist offenbar nach dem allgemeinen Charakterbilde des Realisten am Ende der Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung (Werke XII, 255) ausgeführt, und wie in der Zeichnung dieses Realisten, so ließ sich Schiller auch in der Bildung des dramatischen Wallenstein durch die Anschauung der Persönlichkeit Goethes leiten. Selbst das Aeußere seines Helden dachte er sich so, wie Goethe etwa ums Jahr 1797 ausgesehen haben mag. — Ueber die weitere Ausführung dieser Idee, so wie über die Widersprüche, welche aus den verschiedenen Gesichtspunkten herrührend, in dem Stück wahrnehmbar sind, vergleiche man das Werk Hoffmeisters selbst; über die innere Werkstätte der Trilogie, die Sorgfalt, mit welcher zur Capuzinerpredigt, zum astrologischen Thurm und zu der Soldateska Schiller in Büchern und in der Welt seine Studien machte, giebt der Briefwechsel mit Goethe schätzbare Auskunft. Bekanntlich hat dieser Freund über Gegenstände, welche seinen früheren Studien theilweise, wie die geheimen Wissenschaften von Faust her, näher lagen, bereitwilligst Auskunft ertheilt, aber von seiner Hand sollen nur die zwei motivirenden Verse

Ein Hauptmann, den ein anderer erstach,
Ließ mir ein Paar glückliche Würfel nach

herrühren. Trotz Schillers Sorgfalt aber blieb ein augenblicklicher Rechenfehler stehen und gieng seitdem in alle Ausgaben über. In dem Gespräch mit dem Bürgermeister von Eger, Pachhelbl, (Wallensteins Tod, 4. Aufzug, dritter Auftritt) steht:

„Wir waren reichsfrei,
Doch seit zweihundert Jahren ist die Stadt,
Der böhm'schen Kron' verpfändet.“

Da diese Verpfändung aber schon 1315 geschah, so waren 1632 bereits mehr als 300 Jahre verflossen.

Die Horen waren über Wallenstein und Musenalmanach von ihrem Herausgeber etwas vernachlässigt worden. Schiller schreibt am 26. Januar 1798 an Goethe (II, 21): „Eben habe ich das Todesurtheil der drei Göttinnen Eunomia, Dike und Irene förmlich unterschrieben. Weihen Sie diesen edlen Todten eine fromme christliche Thräne, die Condolenz aber wird verbeten. Cotta hatte schon voriges Jahr nur eben die Kosten wieder, und wollte sie auch noch dieses Jahr so vegetiren lassen, aber ich sah wirklich keine entfernte Möglichkeit sie fortzusetzen, weil es uns ganz und gar an Mitarbeitern fehlt, auf die man sich verlassen kann, und ich, ohne eigentlichen reellen Geldgewinn, ewige Sorge und kleinliche Geschäfte bei dieser Redaction hatte, wovon ich mich durch einen entschlossenen Schritt befreien mußte. Wir werden, wie sichs von selbst versteht, beim Aufhören keinen Eclat machen, und da sich die Erscheinung des zwölften Stücks 1797 ohnehin bis in den März verzögert, so werden sie von selbst selig einschlafen. Sonst hätten wir auch in dieses zwölfte Stück einen tollen politisch-religiösen Aufsatz können setzen lassen, der ein Verbot der Horen veranlaßt hätte, und wenn Sie mir einen solchen wissen, so ist noch Platz dafür." Auf diesen letzten Vorschlag antwortete Goethe nicht.

Ueber dem Verhältniß zu Goethe, welches, wie Schiller am 31. August 1798 an Körner (VI, 86) schreibt, seit den 4 Jahren seines Bestehens sich immer in Bewegung und im Wachsen erhalten hatte, litt das zu Körner keineswegs; in demselben Briefe schreibt Schiller, daß dasselbe durch seine innere Wahrheit, Reinheit und ununterbrochene Dauer ein Theil ihrer Existenz geworden sei und die schönsten Früchte für sie tragen sollte. „Man schleppt sich," fährt er fort, „mit so vielen tauben und hohlen Verhältnissen

herum, ergreift in der Begierde nach Mittheilung und dem Bedürfniß nach Geselligkeit so oft ein leeres, das man froh ist, wieder fallen zu lassen; es giebt so gar erschrecklich wenige wahre Verhältnisse überhaupt, und so wenig gehaltreiche Menschen, daß man einander, wenn man sich glücklicherweise gefunden, desto näher rücken sollte."

Es spricht sich in diesen Worten wieder aus, wie wenig befriedigt Schiller durch den in Jena ihm gebotenen Umgang sich fühlte. In der That hatte er schon vor der Niederkunft seiner Frau mit dem dritten Kinde den Plan entworfen, die Wintermonate in Weimar zu verleben, den Umgang Goethe's und des Wolzogen'schen Ehepaars zu genießen und der ihm als dramatischen Dichter unentbehrlichen Anschauung des Theaters nicht länger zu entbehren. Noch fehlte es ihm freilich an den nöthigen Mitteln, eine doppelte Wohnung und Einrichtung zu bestreiten, zumal da es in Weimar theuerer zu leben war, als in Jena. Er wandte sich deßhalb an den Herzog Karl August um eine Gehaltszulage und sah sein offenes Vertrauen nicht getäuscht, da dieser seine Besoldung um 200 Thlr. erhöhte und ein Holzdeputat ihm bewilligte. Die erwähnte Niederkunft seiner Frau und die darauf gefolgte Krankheit verzögerte die Uebersiedelung nach Weimar bis December 1799.

An diesem Ruhepunkte blicken wir auf die Werke zurück, welche er auf Wallenstein folgen ließ. Schon lange, bevor die Trilogie vollendet war, hatte er sich vor dem Augenblick gefürchtet, wo er seines Werkes los sein würde, und als derselbe nun herangekommen, und die Masse, welche ihn Jahre lang angezogen und festgehalten hatte, auf einmal verschwunden war, mochte es ihn freilich dünken, als wenn er bestimmungslos im luftleeren Raume hinge. Die ihm gewordene Freiheit war ihm, wie er schreibt, unangenehmer

als die bisherige Sklaverei, ja es war ihm zu Anfang, als ob er durchaus unfähig wäre, ferner etwas zu produciren. Indessen hoffte er doch, daß wenn er seine Gedanken wieder mit Neigung auf einen bestimmten Stoff gerichtet habe, auch die Unbehaglichkeit, welche sich seiner bemächtigt, wieder verschwinden werde. (Brief an Goethe 19. März 1799.)

Der Soldaten übrigens, der Herrscher und Helden hatte er herzlich satt und so wählte er statt der Malthesor die Maria Stuart, ein Thema, welches ihn schon in Bauerbach beschäftigt hatte und dem er wesentlich die menschliche leidenschaftliche Seite abgewann.

Am 4. Juni 1799 wurde die Arbeit begonnen und im Frühling 1800 die vier ersten Acte von ihm vorgelesen. Den letzten Act der Tragödie arbeitete Schiller in der Einsamkeit des Schlosses Ettersburg aus, während die Proben für die vier ersten Acte schon im vollen Gange waren.

Am 14. Juni 1800 wurde es in Weimar gegeben und spielte in dieser ersten Aufführung 4 Stunden. Am 3. Juli fand die zweite Vorstellung in Lauchstädt statt. Der Schauspieler Heinrich Becker schreibt darüber an Schiller: „Die meisten Professoren aus Halle waren gegenwärtig. Den Kassirer hat man gar nicht zur Kasse kommen lassen, Nachmittags um halb drei Uhr hatte man schon alle Billette aus seiner Wohnung abgeholt. Die Wuth der Menschen zu dem kleinen Haus war so groß, daß wir die Musici aus dem Orchester auf die Bühne placirten und dieses mit Zuschauern vollpfropften. Sie boten einander selbst für ein Billet, welches acht Groschen kostet, drei Thaler. Dennoch mußten über 200 Menschen zurückbleiben. Um sie nicht der langen Hitze auszusetzen, ließen wir schon um halb fünf Uhr anfangen."

Hinsichtlich der Würdigung dieser Tragödie verweisen wir auf Hoffmeister IV, 248 — 289 und Spieß, 314 — 331, und wenden uns zu Schillers Lebensschicksalen zurück, welchen wir zu Weimar in den beglückendsten Familien-, geselligen und Gesundheitszuständen verlassen haben.

Im Zusammensein mit Goethe entwarf er den Plan, gemeinsam durch Bearbeitung fremder Stücke das Repertorium des deutschen Theaters zu bereichern. Goethe hatte 1799 Voltaire's Mahomet bearbeitet und las das fertige Stück am 17. December 1799 bei Hofe vor. Im Januar 1800 dichtete Schiller jene Stanzen: „An Goethe, als er den Mahomet des Voltaire auf die Bühne brachte," ein Meisterwerk, welches in kleinem Raum und in der edelsten Form eine vollständige Theorie der dramatischen Poesie enthält und von Hoffmeister IV, 243 näher gewürdigt worden ist. Schiller seinerseits legte Hand an Macbeth, dessen Bearbeitung im Januar 1800 begonnen wurde und die Vollendung der Maria Stuart verzögerte, ihrerseits aber durch eine bedenkliche Erkrankung unterbrochen wurde, welche den oben geschilderten erfreulichen Zustand Schillers nach kurzer Dauer störte. Schon im Februar verfiel er in ein schweres Katarrhalfieber, welches bis Ende März nicht ganz geheilt war und in seinen entkräftenden Folgen noch länger anhielt. Erst Mitte April fühlte er sich wieder wohl und so konnte unter Goethe's Beihülfe Macbeth vollendet und am 14. Mai 1800 zum erstenmale dargestellt werden.

Nach weniger als einem Monat Pause seit Vollendung der Maria Stuart, am 1. Juli 1800 begann Schiller die Jungfrau von Orleans, doch kam er über den gewaltigen Vorstudien auf der Weimarischen Bibliothek, welche besonders den Prozeß der Johanna betrafen, vor September nicht an den „Anfang des Anfangs."

Das Stück wurde im Jahre 1800 nicht vollendet, dagegen kamen die beiden Gedichte: „die deutsche Muse" und „die Antiken in Paris" zu Stande. Erst am 11. Februar 1801 konnte er Goethe'n die ersten 3 Acte der Jungfrau vorlesen und am 16. April war das Werk vollendet. Der Herzog hielt die Aufführung für unmöglich, weil in dem französisch gebildeten Publicum der Eindruck der Voltaire'schen Pücelle nicht zu verwischen sei*). Anfänglich stimmte Schiller bei und wollte sich mit der Verbreitung durch den Druck begnügen und die Tragödie als Kalender zur Herbstmesse bei Unger in Berlin erscheinen lassen; aber auf Goethe's Zureden, der die Jungfrau für Schillers bestes Stück erklärte, gab er nach, die Tragödie, welche ohne Angabe der scenischen Eintheilung bei Unger erschien, für die Bühne zu bearbeiten. Von Berlin, Leipzig, München und Hamburg wurde das Stück verlangt. Johanna wurde in diesem Jahre noch in Leipzig gegeben, bei welcher Vorstellung, wie wir sogleich erzählen werden, Schiller selbst anwesend war; am Neujahrstage 1802 kam sie zur Einweihung des neu erbauten Schauspielhauses in Berlin und noch in demselben Jahre in Weimar auf die Bühne.

Am 6. August 1801 hatte Schiller mit seiner Familie und Frau Karoline von Wolzogen Weimar verlassen und war am 9. in Dresden und auf dem Körner'schen Weinberg in Loschwitz angelangt, wo er sich erfreute, den Gartensaal wiederzusehen, in welchem er den Don Carlos vollendet hatte, und zum letzten Male glückliche, genußreiche Tage

---

*) Auch Körner schreibt (IV, 214): Mancher stutzt schon bei dem Namen, der einmal die Pücelle gelesen hat. Aber er mag sie gleich noch einmal lesen und wenn er sonst durch Frivolität nicht entseelt ist, will ich ihm ohne Bedenken darauf Deine Jungfrau in die Hand geben.

verlebte. Am 1. September zog Schiller nach Dresden selbst und widmete seine Zeit bis zum 15. besonders der Beschauung der Kunstschätze.

Auf der Rückreise kam er, von der Körner'schen Familie begleitet, am 17. August nach Leipzig und wohnte dort zum erstenmale einer Aufführung seiner Johanna bei. Als der Vorhang nach dem ersten Aufzug gefallen war, brach die Begeisterung der Zuschauer in den allgemeinen Ruf: Es lebe Friedrich Schiller! aus und Pauken und Trompeten begleiteten den sich wiederholenden Jubelruf*). Als das Stück beendigt war, strömte alles eiligst aus dem Schauspielhaus, um den heraustretenden Dichter in der Nähe zu schauen, zu begrüßen, ihm zu danken. Wie nun Schiller erschien, traten die Versammelten auseinander, und ließen den Hochgefeierten in ehrfurchtsvoller Stille, mit entblößten Häuptern, durch ihre lange Reihe hindurchschreiten. Hie und da sah man einen Vater, eine Mutter ihre Kinder emporheben, und hörte sie ihnen die Worte zuflüstern: Der ist es! Dieser freie Ausdruck der innersten Verehrung, der reinsten Volksgunst wurde ihm noch durch die Theilnahme seiner mitbeglückten Familie, seiner mitempfindenden Freunde erhöhet und verklärt. So hätte ihn sein erhabener Glaube nicht getäuscht, da er sich in seiner Jugend als armer heimathloser Flüchtling an das Herz des deutschen Volkes warf und von seinem Fürsten an die Menschheit appellirte.

Am 20. September traf er in Weimar wieder ein.

Wenige Tage nach Vollendung der Jungfrau, am 27. April 1801, hatte Schiller an Körner geschrieben (IV, 211): „Mir ist nun wieder ganz unbehaglich; ich wünschte wieder

*) Vergleiche auch „Schillers Beziehungen“ S. 203.

in einer neuen Arbeit zu stecken. Es ist nichts als die Thätigkeit nach einem bestimmten Ziel, was das Leben erträglich macht." Als nächste Arbeit bezeichnete er am 13. Mai (IV, 216) eine einfache Tragödie nach der strengsten griechischen Form und unter den Stoffen, die er vorräthig habe und die sich dazu bequemen, nennt er die Malthes er, „aber noch fehlt mir das punctum saliens zu diesem Stück, alles andre ist gefunden, es fehlt an derjenigen dramatischen That, auf welche die Handlung zueilt, und durch die sie gelöst wird; die übrigen Mittel, der Geist des Ganzen, die Beschäftigung des Chores, der Grund, auf welchem die Handlung vorgeht — alles ist reiflich ausgedacht und beisammen. Ein anderes Sujet, welches ganz eigne Erfindung ist, möchte früher an die Reihe kommen; es ist ganz im Reinen und ich könnte gleich an die Ausführung gehen. Es besteht, den Chor miteingerechnet, nur aus 20 Scenen und aus fünf Personen. Goethe billigt den Plan ganz; aber es erregt mir noch nicht den Grad der Neigung, den ich brauche, um mich einer poetischen Arbeit hinzugeben. Die Hauptursache mag sein, weil das Interesse nicht sowohl in den handelnden Personen, als in der Handlung liegt, sowie im Oedipus des Sophokles, welches vielleicht ein Vorzug sein mag, aber doch eine gewisse Kälte erzeugt." Außer der „Braut von Messina," von der hier die Rede ist, nannte Schiller noch als einen Stoff, der auch zu seiner Zeit an die Reihe kommen werde, noch aber sich der Form nicht unterwerfen wolle, den Warbeck, „das punctum saliens zu dieser Tragödie ist gefunden, sie ist aber schwer zu behandeln, weil der Held des Stückes ein Betrüger ist, und ich möchte auch nicht den kleinsten Knoten im Moralischen zurücklassen." (Vergleiche auch den Brief an Goethe 20. August 1799.)

Statt dieser Entwürfe wurde, als im October 1801 ein Katarrh keine frei productive Thätigkeit zuließ, die neue Bearbeitung eines Gozzi'schen Märchens, Turandot, vorgenommen und am 27. December vollendet. Während der Zeit war Schiller und seine Frau unwohl und die Kinder machten die Masern durch, deßhalb schreibt Körner: „Turandot ist mir ein Beweis, mit welcher Sicherheit Du jetzt arbeitest; unter den ungünstigsten Umständen, bei den Krankheiten der Deinigen, in einem mäßigen Zeitraum hast Du dieß Werk geendigt, daß so ganz das Gepräge einer übermüthigen Laune der Phantasie trägt." Am 30. Januar 1802 wurde Turandot zuerst aufgeführt, das weimarer Publicum konnte sich aber in das fremde Maskenspiel und die Mischung des Rührenden und Komischen nicht finden und viele wurden ganz irre an Schiller. Aehnlich war, wie Iffland schrieb, der Eindruck in Berlin.

Jedenfalls hat Turandot unseren Dichter auf ein neues poetisches Gefilde geführt, auf das der Räthseldichtung. Er band sich nicht an Gozzi's, für ein italienisches Publicum berechnete Räthsel, sondern dichtete neue und für jede Vorstellung andre, von denen er 13 in seine Werke aufgenommen hat.

Der „Mittwochsgesellschaft" (vergl. S. 241) verdanken die Schiller'schen Gedichte: an den Erbprinzen von Weimar bei dessen Abreise nach Paris am 22. Februar 1802, die vier Weltalter und die beiden Punschlieder ihre Entstehung.

Wir haben früher (S. 504) die Worte mitgetheilt, womit Schiller gegen Körner sich über den Adel seiner Frau aussprach. Dieß Verhältniß hatte sich nicht gebessert; auch der größte Ruhm und die Gunst des Herzogs konnte Schiller's Frau nicht davor schützen, daß die Hofverhältnisse sie die Uneben-

härtigkeit ihres Mannes empfinden ließen. Diese Verhältnisse waren stärker als der Herzog, welcher, ihnen nachgebend, auch für Goethe und Herder den Adelsbrief erlangte und denselben Wieland wenigstens angeboten hatte, welcher ihn ablehnte. Jetzt beauftragte der Herzog den Geheimrath von Voigt, bei dem kaiserlichen Hof um die Standeserhöhung Schillers einzukommen, und dieser machte in seinem Gesuche geltend, daß Schillers historische Schriften in der gelehrten Welt mit Beifall aufgenommen worden seien, und daß besonders seine Gedichte dem Geiste der deutschen Sprache und des deutschen Patriotismus einen neuen Schwung gegeben, so daß er um das deutsche Vaterland und dessen Ruhm sich allerdings Verdienste erworben habe.

Schiller, dem diese Personalien vor ihrer Absendung von Voigt mitgetheilt wurden, erwiederte am 18. Juli 1802: „Aufs schönste danke ich Ihnen, verehrtester Freund! für das brillante diplomatische Testimonium, das Sie mir ertheilen. Es ist freilich keine kleine Aufgabe, aus meinem Lebenslauf etwas herauszubringen, was sich zu einem Verdienst um Kaiser und Reich qualificirte, und Sie haben es vortrefflich gemacht, sich zuletzt an dem Ast der deutschen Sprache festzuhalten.“*)

An W. von Humboldt schrieb Schiller: „Sie werden wohl gelacht haben, da sie von unserer Standeserhöhung hörten; es war ein Einfall von unserem Herzog, und da es geschehen ist, so kann ich es mir um der Lolo und der Kinder willen auch gefallen lassen.“

So war also der Dichter des Posa, der Bürger der

*) Man findet das Actenstück in Schillers Leben von G. Schwab S. 710.

französischen Republik*) ein deutscher Edelmann geworden.**) Die Auffassung dieser vermeintlichen Erhöhung des Bürgerlichen wird je nach der Stellung, welche der Adel gerade in einer bestimmten Zeit einnimmt, immer schwanken zwischen der humoristischen Verspottung, welche ein Adeliger selbst darüber ausgesprochen, und der ernsten Rüge, welche Jacob Grimm seiner „Rede auf Schiller" (1859) einverleibt hat.

G. A. von Maltitz schrieb folgende Verse ins Schilleralbum:

Deutscher Barde, rein und groß,
Seltsam fiel Dein Erdenloos:
Ward'st gefeiert und gepriesen,
Ward'st verketzert und verwiesen;
Angestaunt in Deinem Streben
Und der Armuth preisgegeben;
Dumm gelobt und dumm getadelt,
Und zuletzt auch noch geadelt! —
Ach, vergieb dem Vaterland,
Meister, seinen Unverstand!

J. Grimm sagt (a. a. O. S. 35): „Der einfache, schon dem Wortsinn nach Glanz streuende Name erscheint durch ein sprachwidrig vorgeschobenes von verderbt.

---

*) Der Convent hatte am 26. August 1792 an Schiller und mehrere andere berühmte Ausländer," welche durch ihre Schriften und durch ihren Muth der Sache der Freiheit gedient und die Befreiung der Völker vorbereitet," wie Thomas Payne, Jeremias Bentham, W. Wilberforce, J. H. Campe, Pestalozzi, Washington, J. Hamilton, Klopstock, Kosciusko 2c. das französische Bürgerrecht verliehen. Da aber das Decret an den „Sieur Gille, publiciste Allemand" adressirt war, so erreichte es Schiller erst nach mehreren Jahren.

**) Ernst Schiller gestand selbst an Hoffmeister (V, 349), daß sein Vater die Nobilitirung besser abgelehnt hätte; dadurch sei die Familie in eine schiefe Stellung gekommen.

Kann denn ein Dichter geadelt werden? Man möchte es im Voraus verneinen, weil Der, dem die höchste Gabe des Genius verliehen ist, keiner geringeren Würde bedürfen wird, weil Talente sich nicht wie Adel oder Krankheiten fortpflanzen; alle Welt aber glaubt es steif und fest, daß Dichter geboren werden, und hier galt es einem als König im Reich der Gedanken waltenden. Schon 1788 hatte Bürger gesungen:

Mit einem Adelsbrief muß nie der echte Sohn
Minervens und Apolls begnadigt, heißen sollen,
Denn edel sind der Götter Söhne schon,
Die muß kein Fürst erst adeln wollen.

Dem unerbittlichen Zeitgeist erscheinen solche Erhebungen längst unedel, geschmacklos, ja ohne Sinn. Denn ist der bürgerliche Stand so beschaffen, daß aus ihm in den Adel gehoben werden mag, müßte auch aus dem Bauerstand in den des Bürgers Erhöhung gelten. Jeder Bauer kann aber Bürger, jeder Bürger Besitzer eines adeligen Gutes werden, ohne daß ihnen die persönliche Würde gesteigert wäre. Ein Geschlecht soll auf seinen Stamm, wie ein Volk auf sein Alter und seine Tugend stolz sein, das ist natürlich und recht; unrecht aber scheint, wenn ein hervorragender freier Mann zum Edeln gemacht und mit der Wurzel aus dem Boden gezogen wird, der ihn erzeugte, daß er gleichsam in andere Erde übergehe, wodurch dem Stand seines Ursprungs Beeinträchtigung und Schmach widerfährt; oder soll der freie Bürgerstand, aus dem nun einmal Goethe und Schiller entsprangen, aufhören, sie zu besitzen? Alle Beförderungen in den Adel werden ungeschehen bleiben, sobald dieser Mittelstand seinerseits stolz und entschlossen sein wird, jedesmal sie auszuschlagen." —

Schiller kaufte um diese Zeit das an der Esplanade

gelegene zweistöckige Haus des ihm befreundeten Engländers Mellish um 7200 fl. und ließ es für sich einrichten. Er bewohnte es mit seiner Familie allein und bestimmte den oberen Stock als Arbeitslocal für sich. Dagegen verkaufte er sein Besitzthum in Jena für 1150 Thlr., wobei er also das auf Verbesserungen verwendete Geld verlor.

Während dieser Zeit erhielt er die Nachricht von der schweren Erkrankung und bald von dem Tode seiner Mutter, welche von ihrer Tochter Frank in Cleversulzbach verpflegt wurde und mit dankbarer Rührung aller Liebe gedachte, welche der gute Sohn ihr aus der Ferne erwies. Sie starb am 29. April 1802, an demselben Tage, da Schiller sein neues Haus bezog. Ein späterer Ortsgeistlicher, der Dichter Edward Möricke, ließ das Grab mit einem steinernen Kreuze mit der Inschrift: Schiller's Mutter bezeichnen.

Die nächste Arbeit, welche Schiller vornahm, war die schon im vorigen Jahre erwähnte Braut von Messina. Im Juni fieng er an auf des abwesenden Goethe's Gartenhaus, wo allein er die nöthige Ruhe vor Unterbrechungen fand, den Stoff zu bearbeiten, und troß einer abermaligen Unterbrechung durch ein Katarrhalfieber konnte er schon am letzten Abende des Jahres den Seinigen die Tragödie vorlesen. Die ersten fünf Wochen des Jahres 1803 waren noch der Ueberarbeitung des Stückes gewidmet und in dieser verbesserten Form trug es der Dichter am 4. Februar 1803 am Geburtstage des Herzogs von Meiningen demselben vor. Es fand allgemeinen Beifall und wurde am 19. März 1803 in Weimar zuerst aufgeführt, am 14. und 16. Juni in Berlin. Ueberall gefiel es, wenngleich die fremde Form anfangs bei Manchem Anstoß erregte, doch war der Eindruck nicht entfernt dem der Räuber, des Don Carlos, Wallenstein und Tell zu vergleichen.

Zur Erholung dichtete Schiller zwischen seinen Tragödien einige Romanzen: die Sehnsucht, der Pilgrim, der Jüngling am Bache, Hero und Leander, (geendet am 17. Juni 1801), Kassandra (Februar 1802) und das Siegesfest (Mai 1803), den Grafen von Habsburg, den Alpenjäger und das Berglied. Es ist leicht zu sehen, daß die drei letztgenannten durch die Vorarbeiten zum Tell angeregt wurden. Er übersetzte, um das Repertorium der Bühne zu erweitern, zwei Lustspiele von Picard, das erste, in Alexandrinern geschriebene: Médiocre et rampant ou le moyen de parvenir 1797 als: „der Parasit oder die Kunst, sein Glück zu machen," das zweite, in Prosa verfaßte: Encore des Ménechmes 1791 als „der Neffe als Onkel" beide in Prosa. Bei dem geringen Werth der Originale und der wenigen Mühe, welche Schiller auf die Uebertragung verwandte, würden die meisten Leser diese Uebersetzungen wohl eben so gern wie die der Memoiren vermissen und statt deren lieber manche für die Bildungsgeschichte des Dichters wichtigen Jugendgedichte in die Werke aufgenommen sehen.

Als größere Originalarbeit wollte Schiller abermals die Malthesér jetzt aufnehmen, aber die Idee des Tell überwog. Diesen Stoff hatten beide Freunde seit Goethe's dritter Schweizerreise oft durchgesprochen, aber als von Goethe episch zu behandeln. Als andere Gegenstände bei Goethe nach seiner Rückkehr in den Vordergrund traten, überließ Goethe den Stoff förmlich an Schiller, welcher jenen idealen Formtrieb, der ihn vom Wallenstein an einzig führte, ausgelebt, an den drei vorausgegangenen Frauen-Tragödien (Maria, Johanna, Beatrice) einen gewissen humanen Gehalt seines Gemüthes erschöpft hatte, und jetzt nach einem heroischen Stoffe sich sehnte, welcher auf sittlich-politischem

Boden aus einer gewissen Enge des Locals einen Blick auf die Weite des Menschengeschlechts gewährte.

Schiller hatte sich, wie er an Goethe schreibt, endlich überzeugt, daß es mit den griechischen Dingen eine mißliche Sache auf unserem Theater und ein durchgreifender Erfolg mit Stücken, welche dem Gedankenkreis der Nation fern lagen, trotz aller Kunstvollendung auf die Dauer nicht zu erzielen sei.

Ehe Schiller im August 1803 den Tell begann, machte er einen Ausflug nach Lauchstädt und erlebte dort am 11. Juni den eigenen Zufall, daß, während seine Braut von Messina gegeben wurde, ein schweres Gewitter ausbrach, wobei die Donnerschläge und besonders der Regen in dem dünnen und leichtgebauten Schauspielhause so heftig schallten, daß man eine Stunde lang fast kein Wort der Schauspieler verstand und die Handlung nur aus der Pantomime errathen konnte. Bei den gewaltsamen Verwünschungen des Himmels, welche Isabella im letzten Acte ausspricht, fiel der Donner ein, und gerade bei den Worten des Chores:

„Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpfstosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt."

krachte es so fürchterlich, daß das ganze Haus erzitterte; es herrschte eine Todtenstille unter der gedrängten Menge und man sah nur bleiche Gesichter.

Nachdem er nach Weimar zurückgekommen, warf er sich mit aller Kraft auf seinen Tell, und flüchtete, um ungestört arbeiten zu können, in die Einsamkeit nach Jena, wo er in Goethe's Zimmern wohnte. Im November war er wieder nach Weimar zurückgekehrt und fleißig am Tell beschäftigt, als die Ankunft der Frau von Stael eine allge-

meine Bewegung in der stockenden einförmigen höheren Gesellschaft Weimar's hervorrief. Schiller konnte sich ihr um so weniger entziehen, als sie es besonders auf ihn abgesehen hatte.. Die unglaubliche Zungenfertigkeit der Französin und Schillers geringe Uebung in der französischen Sprache, ihr gänzlicher Mangel an Sinn für das eigentlich Poetische und ihr Bestreben, in der kürzesten Zeit und den mannigfaltigsten Richtungen das Wesen der Deutschen sich klar zu machen, waren ebenso viel Elemente, welche den Umgang mit ihr erschwerten und anstrengend machten. Als ihr Aufenthalt sich bis ins nächste Jahr verlängerte*), vermied er unter dem Vorwand des Unwohlseins ihren Einladungen zu folgen und schrieb im Januar an Goethe: „Trotz aller Ungeduld der Franzosen wird sie, fürchte ich, doch an ihrem eigenen Leib die Erfahrung machen, daß wir Deutschen in Weimar auch ein veränderliches Volk sind, und daß man wissen muß, zur rechten Zeit zu gehen.“ Durch die Concentration auf dieß Werk, welche sich auch in der Sparsamkeit und Kürze der Briefe an Körner um diese Zeit ausspricht, gelang es Schiller, am 18. Februar 1804 den Tell zu vollenden. Am 17. und 19. März wurde das Stück in Weimar; im Juli 1804, dreimal in einer Woche, in Berlin gegeben. Iffland schrieb, nachdem er den ersten Act gelesen, am 4. Februar 1804: „Ich habe gelesen, verschlungen, meine Knie gebogen, und mein Herz, meine Thränen, mein jagendes Blut hat Ihrem Geiste, Ihrem Herzen mit Entzücken gehuldigt. Welch' ein Werk, welche Fülle, Kraft, Blüthe und Allgewalt! Gott erhalte Sie! Amen!“

Die Pause war abermals kurz; schon am 10. März

*) Sie verließ Weimar am Schalttage 1804.

lesen wir in seinem Notizenbuch: Mich zum Demetrius entschlossen. Die Ausführung dieses Planes wurde durch eine Reise nach Berlin verschoben. Am 26. April reiste Schiller mit Frau und Kindern von Weimar ab, und traf den folgenden Tag in Leipzig ein, wo er einige Tage blieb. Am 1. Mai langten über Wittenberg und Potsdam die Reisenden in Berlin an, wo Schiller von Iffland aufs beste empfangen und mit der Aufführung der Braut von Messina, der Jungfrau von Orleans und des Wallenstein erfreut wurde. Er lernte Zelter kennen und erneuerte die Bekanntschaft der Jenaer Freunde Fichte, Hufeland, Dr. Erhardt. Prinz Louis Ferdinand zog ihn zur Tafel und die Königin Luise ließ sich den Dichter vorstellen.

Am 21. Mai (Pfingstmontag) langte er in Weimar wieder an und fand dort eine Sendung von 648 Thlr. von Cotta vor; bald liefen von den Theatern zu Leipzig, Dresden und Mannheim für überschickte Manuscripte seines Tell noch andre Summen ein, so daß er Anfangs Juli 1171 Thaler baar in der Schatulle hatte.

Der eigentliche Zweck dieser Reise Schillers nach Berlin ist seit der Bekanntmachung des Körner'schen Briefwechsels genauer bekannt, als es Hoffmeister (V, 266) wußte. Schiller schreibt am 28. Mai 1804 aus Weimar an Körner (IV, 362): „Daß ich bei dieser Reise nicht bloß mein Vergnügen beabsichtigte, kannst Du Dir leicht denken; es war um mehr zu thun, und allerdings habe ich es jetzt in der Hand, eine wesentliche Verbesserung in meiner Existenz vorzunehmen. Zwar wenn ich nicht auf meine Familie reflectiren müßte, würde es mir in Weimar immer am besten gefallen. Aber meine Besoldung ist klein und ich setze alles so ziemlich zu, was ich erwerbe, so daß nichts zurückgelegt wird. Um meinen Kindern einiges Vermögen

zu erwerben, muß ich dahin streben, daß der Ertrag meiner Schriftstellerei zum Capital kann geschlagen werden, und dazu bietet man mir in Berlin die Hände. Ich habe nichts da gesucht, man hat die ersten Schritte gegen mich gethan, und ich bin aufgefordert, selbst meine Bedingungen zu machen. Es ist aber kostbar in Berlin zu leben; ohne Equipage ist es für mich ganz und gar nicht möglich, weil jeder Besuch oder Ausgang eine kleine Reise ist. Auch sind andere Artikel sehr theuer, und unter 600 Friedrichsd'or könnte ich gar nicht mit Bequemlichkeit leben; ja diese würden nicht einmal hinreichen. — — Berlin gefällt mir und meiner Frau besser als wir erwarteten. Es ist dort eine große persönliche Freiheit und eine Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben. Musik und Theater bieten mancherlei Genüsse an, auch kann ich in Berlin eher Aussichten für meine Kinder finden und mich vielleicht noch auf mancherlei Art verbessern. Auf der andern Seite zerreiße ich höchst ungern alte Verhältnisse, und in neue mich zu begeben, schreckt meine Bequemlichkeit. Hier in Weimar bin ich freilich absolut frei und im eigentlichsten Sinne zu Hause. Gegen den Herzog habe ich Verbindlichkeiten und ob ich gleich mit ganz guter Art mich loszumachen hoffen kann, so würde mir's doch wehe thun zu gehen. Wenn er mir also einen nur etwas bedeutenden Ersatz anbietet, so habe ich doch Lust zu bleiben." Und ferner am 3. Juli: „In Absicht auf meine Berliner Angelegenheit ist soviel entschieden, daß ich auf keinen Fall aus meinen hiesigen Verhältnissen trete. Der Herzog hat sich sehr generös gegen mich betragen, und mir am 8. Juni meine Besoldung auf 800 Thaler erhöht, auch versprochen, bei ehester Gelegenheit das Tausend voll zu machen. Doch sind meine Verhandlungen mit Berlin noch nicht abgebrochen und vielleicht läßt es sich thun,

beide Verhältnisse zu vereinigen, denn auch dieses hat der Herzog mir erlaubt, wenn man in Berlin damit zufrieden ist, daß ich nicht ganz hinziehe, sondern nur gewisse Zeiten dort zubringe." Es scheint sogar die Idee des Herzogs gewesen zu sein, daß, wie er sich gegen Schiller zierlich ausdrückt: „die Berliner beitragen müßten, Ihren Zustand zu verbessern, ohne dem unsrigen zu schaden."

Ueber der Entbindung seiner Frau, welche unter Dr. Starck's Beistand am 25. Juli zu Jena erfolgte, und einem Rückfall seiner Krankheit, von der erst im October sich völlig erholte, unterblieben die weiteren Nachrichten an Körner über die Berliner Unterhandlungen, und erst am 11. October schrieb er (IV, 372): „Von Berlin habe ich noch nichts weiter vernommen; vermuthlich will man die Sache fallen lassen, weil ich auf einem fixen Aufenthalt in Weimar und der Fortdauer meiner hiesigen Verhältnisse bestanden habe. Ohnehin hätte ich jedes Engagement in meinen jetzigen Umständen ausschlagen müssen, da ich meiner Gesundheit nicht viel zutrauen kann. Auch kann ich mit meinen gegenwärtigen hiesigen Verhältnissen recht wohl zufrieden sein, und es ist nicht unmöglich, daß sie sich noch weiter verbessern, da unsere Erbprinzessin, wie ich höre, gute Gesinnungen für mich mitbringt."

Die Ankunft der genannten Fürstin (geborenen Großfürstin von Rußland, geb. 1786, † am 23. Juni 1859 als verwittwete Großherzogin von Weimar) stand bevor und Goethe wandte sich an Schiller um ein Vorspiel zu ihrem Empfang im Theater. Die Persönlichkeit der Prinzessin war nach Allem, was Schiller von ihr vernahm, der Art, daß ihm die einzige Bedingung, unter welcher er sich zu einer solchen Huldigung verstehen konnte, nämlich seine großen und liebsten Ideen symbolisch zu behandeln und Empfäng-

lichkeit dafür zu finden, gegeben schien.*) So entstand vom 4. bis 8. November „die Huldigung der Künste," welche am 12. November dargestellt wurde und in dem Gemüth der gerührten Fürstin einen dauernden Eindruck zurückließ. Dem letzten Originalwerke folgte noch die Uebertragung der Phädra des Racine und der unvollendet gebliebene Demetrius. Die Uebertragung der Phädra ist als ein Seitenstück von Goethe's Mahomet anzusehen, und aus dem gleichen Streben hervorgegangen, der einbrechenden Kunstanarchie durch die französische Regelmäßigkeit und gebundene Strenge einen Damm entgegenzusetzen.

In den schlimmen Decembertagen 1804, wo es mit der Gesundheit des Dichters wie auch seiner Familie wieder recht schlecht ergieng und er einer größern Anstrengung nicht gewachsen war, griff er zu dieser Arbeit. Er begann sie am 17. December und vollendete sie am 14. Januar 1805. Am 30. Januar wurde Phädra aufgeführt. Den Demetrius zu vollenden, war dem Dichter nicht beschieden. Er hatte zu diesem lange gehegten und zuletzt im Januar 1805 wieder aufgenommenen Plan wie zum Tell die umfassendsten Vorstudien gemacht. Demetrius aber würde als politisches Stück den Tell bei weitem an Großartigkeit überragt haben. Werfen wir von diesem letzten Drama Schillers einen Blick rückwärts auf seine dramatische Laufbahn „so finden wir in den Räubern das colossalste Werk; mit Don Carlos wird sich an weltumfassendem Ideengehalt nichts vergleichen lassen; Wallenstein ist der treuste Spiegel großartiger Weltverhältnisse, W. Tell ist durch

*) Man vergleiche die enthusiastische Schilderung Schillers von ihr, nachdem er sie kennen gelernt, im Brief an Körner vom 20. November 1804 (IV, 375).

gründlichste Naturzeichnung eines Naturvolkes im engsten Raume ausgezeichnet, Maria Stuart hat die erschütterndste Rührung voraus, in der Braut von Messina ist die erhabenste Lyrik und Poesie auf die Bühne gezaubert, und die Jungfrau nimmt nicht nur Fehlerlosigkeit für sich allein in Anspruch, sondern Schiller hat in diesem Stücke auch am besten seine Ideenwelt mit der Geschichte zu einer unzertrennlichen Einheit verschmolzen." (Hoffmeister) Seit seinem letzten Krankheitsanfall in Jena hatten Schillers Kräfte bedeutend abgenommen. Seine Gesichtsfarbe hatte sich geändert und fiel ins Graue; sein fester aufrechter Gang wurde unsicher und seine Haltung fieng an sich zu senken. Denn bisher war man gewohnt, die hohe Gestalt des größten Mannes in Weimar (6′ 2″) mit der breiten Brust und dem hochaufgerichteten, etwas zur Seite geneigten Haupte, sicheren militärischen Schrittes einherwandeln zu sehen, wobei er den Stock mit der Rechten schwenkte. Der Winter war sehr streng. Mitte Januar 1805 nach Vollendung der Phädra erkrankte Schiller, welcher schon lange an einem anhaltenden Katarrh litt, doch erholte er sich noch früher, als der gleichzeitig erkrankte Goethe und besuchte den Freund, wohl zu früh, denn gleich nach diesem Ausgang stellte sich ein heftigerer Rückfall ein. Noch einmal siegte die Lebenskraft über das Uebel und am 27. März war er wieder am Demetrius, in der Hoffnung, nun nicht mehr so oft zerstreut zu werden. Er hatte kein Vorgefühl des Todes, er fuhr mit Heinrich Voß spazieren und freute sich des kommenden Frühlings, er machte Reisepläne, er schrieb an die Verwandten, an Humboldt am 2., an Goethe am 24. April. Am 28. war er bei Hofe, am 29. zum letztenmale im Theater. Ehe er dahin gieng, sah er zum letztenmale Goethe, der seinen ersten Ausgang seit

seiner Krankheit gewagt hatte. Wahrscheinlich erkältete Schiller sich abermals beim Nachhausegehen aus dem Theater; am 1. Mai begann die Todeskrankheit, am 6. Mai traten Delirien, am 8. ein soporöser Zustand ein. Um 10 Morgens am Todestage den 9. Mai traten wieder lebhafte Delirien auf; der Todeskampf begann um 3 Uhr und endete um 6.

Die Leichenöffnung, deren Ergebniß unvollständig und unklar aufgezeichnet ist (Hoffmeister V, 329), ergab als nächste Todesursache Entzündung tuberculöser Lungen, die linke Lunge war besonders ergriffen und zeigte die Spuren einer früheren heftigen Brustfellentzündung. Die „Unterleibskrämpfe" fanden ihre Erklärung durch die Zeichen und Reste einer heftigen Bauchfellentzündung, welche Nieren, Leber und Därme in ihr Bereich gezogen hatte.

In der Nacht vom Samstag auf den Sonntag 11/12. Mai erfolgte die Beerdigung, zu welcher sich auch Wilh. von Wolzogen von Naumburg in raschem Ritte eingefunden. Am Sonntag Nachmittage war in der Jakobskirche eine religiöse Feierlichkeit, wobei das Requiem von Mozart aufgeführt und die Trauerrede von dem Generalsuperintendenten Voigt gesprochen wurde.

In dem Landschaftscassengewölbe ruhte Schillers Leiche bis 1826, wo ein neuer Friedhof für Weimar angelegt wurde. Damals wurden die Ueberreste des Dichters enthoben und in der fürstlichen Gruft auf dem neuen Friedhofe beigesetzt, wo jetzt der Großherzog zwischen beiden Dichtern ruht. Seine Gattin begab sich auf Starck's Rath mit ihren beiden Söhnen nach Brückenau. Die Erbgroßherzogin gab ihr die Zusicherung, daß sie für die Erziehung der Söhne sorgen werde, der Fürst Primas setzte ihr einen Jahrgehalt aus; in Berlin gab Iffland alle Schiller'schen Stücke, die Braut von Messina zum Vortheil der Familie. Dannecker

schuf nach dem Modell, zu welchem ihm Schiller 1793 gesessen, jene colossale Büste aus carrarischem Marmor, eines der ersten Meisterwerke der Sculptur. Goethe endlich bereitete ihm die großartige Leichenfeier, von welcher wir in seiner Lebensbeschreibung gesprochen (S. 247).

---

Es erübrigt noch, die überlebenden Nachkommen Schillers namhaft zu machen, und der seinem Gedächtniß gewidmeten Feste zu gedenken.

Das Büchlein von Dr. Otto Elben: Das Schillerfest in Schillers Heimat Stuttgart, Ludwigsburg und Marbach am 8. — 10. November 1859. Stuttgart 1859 nennt als die noch lebenden Angehörigen der Schillerschen Familie: 1) Die Tochter, Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm, geboren 1804, vermählt an Freiherrn Adalbert von Gleichen, lebt zu Greifenstein ob Bonnland in Unterfranken, Mitherausgeberin des Buches: Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern ꝛc.; 2) der Enkel von dieser Tochter, Ludwig Freiherr von Gleichen, vermählt mit Elise geb. von Thienen, lebt gleichfalls zu Bonnland; 3) die Schwiegertochter Schillers, Wittwe des am 21. Juni 1857 zu Stuttgart verstorbenen ältesten Sohnes des Dichters, Karl Freiherrn von Schiller*), württemb. Oberförsters und großh. sächs. Kammer-

*) Karl wurde mit Ernst von 1808 — 10 durch B. R. Abeken (jetzt Schulrath in Osnabrück) als Hauslehrer unterrichtet, studirte 1810 — 11 in Tübingen, kam 1812 zu einem Oberförster König nach Ruhla, um das Forstwesen praktisch zu erlernen, zog 1815 mit den sächsischen Uhlanen gegen Frankreich zu Feld, trat dann kurze Zeit in ein preußisches Uhlanenregiment, kehrte hierauf aber zum Forstwesen zurück, wurde 1817 württ. Forstassistent in Altshausen (Oberschwaben), 1822 Revierförster auf dem Reichenberg bei Backnang (Neckarkreis), verheirathete sich 1825, war Oberförster in Rottweil, Lorch und Neustadt und starb pensionirt.

herrn, Luise Freifrau von Schiller geb. Locher, geboren 12. Februar 1804, Tochter eines Oberamtsarztes, wohnt zu Stuttgart; 4) der Enkel und einzige Namenserbe des Dichters, Sohn des vorigen, Friedrich Ludwig Ernst Freiherr von Schiller, geb. 28. December 1826, Rittmeister im östreichischen fünften Cürassierregiment (Kaiser Nicolaus) zu Stuhlweißenburg in Ungarn, vermählt mit Mathilde Wilhelmine Irmengard, Tochter des Oberstleutnants von Alberti zu Stuttgart. — Schillers Wittwe starb zu Bonn im Juli 1826. —

Zwanzig Jahre nach Schillers Tode, am 9. Mai 1825, wurde das erste deutsche Schillerfest gefeiert. Der Gedanke der Feier gehört dem Anwalt Dr. Albert Schott in Stuttgart als damaligem erstem Vorstand des Liederkranzes. Es wurde jährlich wiederholt und später auch in Leipzig nachgeahmt. Das erste Schillerdenkmal wurde am 8. Mai 1839 in Stuttgart feierlich enthüllt. Leider ist dieß Werk des alternden Thorwaldsen in der Charakteristik vollständig mißlungen und zeigt den Dichter in einer gebückten Haltung, also durchaus verschieden von der, welche nach den besten Gewährsmännern ihm im Leben eigen war. Ueber das zweite, in Weimar errichtete Denkmal, haben wir schon S. 272 berichtet. Das Schillerfest am 10. Nov. 1859 gab Anregung zur Errichtung von Schillerdenkmälern in Frankfurt a. M., Mainz, Berlin, Mannheim, Wiesbaden, Hannover und am Mytenstein (Vierwaldstätter See), welches letztere am 21. October 1860 unter entsprechenden Feierlichkeiten enthüllt wurde.

Selbst Andeutungen über den Umfang dieser an beiden Gestaden des atlantischen Oceans begangenen Feier würden den uns zugemessenen Raum bei weitem überschreiten, weßhalb wir auf folgende Sammlung verweisen:

Verzeichniß der zur hundertjährigen Geburtsfeier Friedrich Schillers erschienenen Bücher, Kunstblätter, Kunstwerke, Musikalien, Denkmünzen ꝛc. herausgegeben von und verlegt bei Buchhändler Büchting in Nordhausen. Nachträge dazu hat Hermann Marggraff in den Blättern für litterarische Unterhaltung vom 8. Nov. 1860 gegeben.

---

# Johann Caspar Lavater.

Johann Caspar Lavater wurde geboren zu Zürich am 15. November 1741: sein Vater, dessen zwölftes Kind er war, war Arzt und Mitglied der Regierung, seine Mutter, eine geborene Regula Escher, eine verständige, lebhafte, thätige Frau, doch nicht frei von Pedanterie. Nach seinen eignen Mittheilungen war er in seinen frühsten Jugendjahren zugleich lebhaft und schüchtern, heftig und gutmüthig; „einen stillern und lebhafteren, einen suchenderen und fliehenderen Menschen als ich in meiner ersten Jugend war, hab' ich unter Kindern nicht gefunden." Diesen Worten fügt Lavater selbst noch folgende die Grundzüge seines Wesens bezeichnende hinzu: „Die Neugier trieb mich zu allem hin, und die Furcht von allem weg. Ich schwebte immer in der Höhe und klebte immer in der Tiefe; mein Herz trieb mich immer zu diesem, jenem Menschen — und ward gleich wieder zurückgejagt." So schien er leiblich wie geistig alles eher zu sein, als ein fähiger Knabe, und ganz besonders zeigte er sich im Sprechen unbeholfen, so daß er sich noch in späteren Jahren den Namen „das Kind" oder „der Unmündige" gefallen lassen mußte. Das waren freilich nicht Eigenschaften, die ihm, dem Geschwisterreichen, irgendwelche Vorliebe von Seiten der Eltern hätten verschaffen

können, und die Erziehung der in ihrer Strenge etwas launischen Mutter konnte auch nicht beitragen, die seiner Entwickelung besonders hinderliche Blödigkeit und Furchtsamkeit zu mindern.

Auch von unserem Caspar vernehmen wir, daß er sehr frühe zur Schule geschickt wurde — diese Unart ist also kein Produkt moderner Bildungssucht. Mit dem 6. Jahre hatte er schon die unterste Stufe, die deutsche Schule absolviert, in dieser aber einen wohlwollenden und einsichtigen Lehrer gefunden, der weiter sah als die ungeduldigen Eltern, und diesen die tröstliche Versicherung gab: „Es wird doch noch etwas aus dem Casparlin.“ Und wirklich gieng es schon in der lateinischen Schule, welche Caspar von 1747 an besuchte, erheblich besser: auch wurde sein jugendliches Selbstgefühl nicht wenig gehoben, daß er die bisherige mädchenhafte Kindertracht ablegen und in Hosen einherschreiten durfte, die freilich seine schwachen Finger nicht selbst zu knöpfen vermochten. Er kam in der Schule ganz gut fort, auch ohne daß ihm ein Privatlehrer gehalten wurde, wie das bei den wohlhabenderen Familien Sitte war. In dem Gebrauche seiner Freistunden war er mehr beschränkt, als ihm lieb, vielleicht auch als ihm gut: nur das Reifspiel war ihm gestattet. Indes seine lebhafte Phantasie half ihm andere Beschäftigungen finden, von denen die ihm liebste darin bestand, daß er aus Siegelwachs, das ihm die Großmutter schenkte, allerlei Bildwerke formte. So bildete er einmal einen mächtigen militärischen Zug, eine Armee mit voller Ausrüstung und brachte Monate lang alle Freistunden damit zu. Aber neben dem Triebe des Schaffens war auch der Trieb zum Zerstören in ihm mächtig, so daß er an einem Sonntag, als er einige Fehler in seiner Schöpfung entdeckt hatte, plötzlich auf den Gedanken verfiel, welch ein

ungeheurer Klumpen Wachs daraus werden müßte, und sein ganzes großes Heer flugs wieder in eine Wachsmasse zusammenknetete. In diesen seinen bildnerischen Phantasien und Beschäftigungen spielten hohe Thürme eine besondere Rolle, eine Vorliebe, die ihm durch sein ganzes Leben eigen blieb, indem er bis in sein hohes Alter gern Thürme sah und bestieg, und auf seinen Reisen nie die Gelegenheit versäumte, hohe Thürme zu erklimmen.

Auch eine religiöse Richtung kündigte sich sehr frühzeitig bei ihm an, und in eigenthümlicher Weise. Schon in seinem siebenten Jahre ward ihm ein Herzensumgang mit Gott ein inneres Bedürfniß, wie er auch gern und viel in dem alten Testamente, namentlich in den historischen Büchern, las. „Christus als Christus — erzählt uns Lavater selbst — war mir damals weder lieb noch unlieb. Er war für mich eine ganz uninteressante Person, nemlich für mein Herz, für das Attachement meines Herzens. Mein Herz bedurfte damals noch keinen Christus, bedurfte nur einen Gebet erhörenden Gott." Gott wurde sein Vertrauter, dem er seine kindischen Wünsche und Besorgnisse mittheilte, und der äußere Verlauf der Dinge, die ihn zum Gebet getrieben hatten, bestärkten ihn in dem Glauben an die „Brauchbarkeit Gottes." Denn wiederholt entgieng er befürchteten Strafen und beängstigenden Verlegenheiten. Um nur ein Beispiel anzuführen, hatte er einmal in der lateinischen Arbeit relata statt revelata geschrieben, und die Arbeit schon abgegeben, als ihm der Fehler plötzlich einfiel. Da er nun gar gern ein fehlerloses Pensum geliefert hätte, bat er seinen lieben Gott, er möge ihm doch das Wort noch corrigieren, und siehe da, als er in der Schule sein Exercitium zurückerhielt, ist das ve wirklich mit schwarzer Tinte übergeschrieben (vermuthlich von dem zu wohlwollenden Lehrer)

und die Arbeit als „fehlerlos" bezeichnet. Was man auch von dieser Auffassung und Art des Gebetes sagen möge, so viel ist unbestritten, daß gerade diese Erfolge für seine religiöse Entwickelung sehr bedeutungsvoll wurden, und daß der in ihm liegende Zug zu Gott dadurch eine bestimmte Richtung erhielt. Dieser Herzensverkehr mit dem Höchsten blieb Lavater durch sein ganzes Leben eigen, sowie ein kindlicher Sinn, freilich nicht jener kindische des Knaben, der diesen Verkehr zuerst gesucht.

Es versteht sich fast von selbst, daß sein Wollen und Thun nicht immer im Einklang war: deutet doch der eben geschilderte Charakterzug, abgesehen von seiner unverkennbar guten Seite, auf eine gewisse Schwäche in Lavaters Wesen hin. So wird denn auch von allerlei Unarten berichtet, und von kleinen Verirrungen in Wort und That, aber auch davon, daß er sie herzlich bereute, und vielleicht selbst ernstlicher nahm, als die, gegen die er sich vergangen. In der Schule machte er gute Fortschritte, so daß er bald vorrückte und nun durch seine über alles Erwarten erfreulichen Leistungen fast der Liebling des Hauses wurde. Aus seinem Schulleben ist ein an sich unbedeutender Vorfall darum interessant, weil er uns einen tiefen Blick in seine eigenthümliche Natur und Entwickelung gestattet: wir erblicken in dem Knaben den späteren Mann, der mit der ihm angebornen Schüchternheit und Furchtsamkeit doch auch, wo es eine Ueberzeugung zu vertreten galt, Muth und Entschlossenheit vereinigte. Er trat nemlich in der Schule, als er eine unverdiente Strafe erleiden sollte, dem Lehrer mit solcher Entschiedenheit entgegen, daß er durch seine Haltung auf den Lehrer Eindruck machte. Auch war es in der Schule, daß er sich für seinen späteren Beruf entschied. Als nemlich einer der städtischen Schulinspectoren

die Schule besuchte, und dabei die Knaben fragte, was sie werden wollten, und wer von ihnen ein Pfarrer werden möchte, rief Caspar laut: „Ich, ich!" Und in der That war er von dieser Stunde an, obwohl er vorher an das Pfarramt gar nicht gedacht hatte, fest entschieden, und wollte sich durch die anfänglichen Einwendungen der Eltern in keiner Weise abbringen lassen. Diese gaben denn auch, auf Zurathen der ihnen befreundeten Geistlichen, ihre vorläufige Einwilligung.

Im Jahre 1754 trat Caspar aus der lateinischen Schule in das collegium humanitatis über, an welchem damals Bodmer und Breitinger lehrten, außer ihnen Hagenbuch, Kramer, Heß, Hirzel. Er beschäftigte sich zunächst mit philologischen Studien, aber seine Flüchtigkeit ließ ihn, dessen Jugendlichkeit ohnehin für ernste wissenschaftliche Studien noch nicht ausreichte, über das Niveau der Mittelmäßigkeit nicht hinauskommen.

In den Winter des folgenden Jahres (1. November 1755) fiel das Erdbeben von Lissabon. Lavater schreibt darüber: „Wir saßen im Collegium in unsern Bänken, Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr. Unser Professor Hirzel erklärte uns eben die majestätische Stelle aus Virgils Aeneide, 1. Buch:

. . . . . . . ponto nox incubat atra,  
Intonuere poli, et crebris micat ignibus aether;  
Praesentemque viris intentant omnia mortem.  
Extemplo Aeneae solvuntur frigore membra,  
Ingemit et duplicis tendens ad sidera palmas.

Schwarze Nacht hat sich auf dem Meere gelagert, die Pole  
Donnern darnieder und Blitz auf Blitz entzücken dem Aether.  
Unvermeidlichen Tod hält Alles den Männern vor Augen.  
Sogleich erschlaffen Aeneas vor Schreckenschauer die Knie,  
Schwer aufseufzt er und breitet die beiden Hände gen Himmel.



Johann Kaspar Lavater.

„Eine gelbe Farbe schien mir sich über die runden Fensterscheiben zu verbreiten; alle Fenster klirrten, das Zimmer wankte, noch war ich gleichsam unempfindlich, bis Einer schrie: Ein Erdbeben! das Wort, nicht die Sache, oder vielmehr die Sache durch dies Wort goß Todesblässe über mich aus; wir liefen weg und jeder heim. Wo wir hinkamen, war Stillstehen der Leute auf den Straßen — Zusammentreten, Erzählen, Händeringen, Wehklagen! Sobald ich nach Hause kam, war meine Mutter so herzlich froh! Wir mußten uns gleich hinsetzen, ein Gebet zu verrichten!" Auch der 18 Tage nach dem Erdbeben erfolgende Tod seines Bruders Konrad, der an der Schwindsucht starb, machte auf sein Herz einen tiefen Eindruck und erweckte die ernstesten Empfindungen. Als er noch vor der Beerdigung in das Zimmer trat, in welchem sich der Todte befand, glaubte er in demselben einen „weißen glänzenden Schein, wie ein blasses Phantom ohne Gestalt" zu erblicken — und von dieser Stunde an blieb ihm lange Zeit eine tödliche Furcht vor Erscheinungen und Gespenstern. Lange Zeit war es ihm fast unmöglich, allein in einem Zimmer zu sein, und keine Eigenschaft eines Gelehrten erweckte mehr seine Bewunderung, als wenn er las oder hörte, er sei ein Freund der Einsamkeit.

Wenig erfahren wir aus dieser Zeit von dem Gang seiner Studien: nur von seiner Freundschaft für Heinrich, Jakob und Felix Heß, sowie Heinrich Füßli, von denen der zuerst Genannte ihm auf das innigste verbunden blieb, wird berichtet, sowie daß Bodmer und Breitinger auf die Freunde aufmerksam wurden, und namentlich Bodmer sich auch außerhalb der Lehrstunden ihrer gern und viel annahm. Noch beschäftigte sich Lavater nicht mit der eigentlichen Berufsaufgabe, sondern mehr mit den allgemeinen Wissen-

schaften, aber sein ganzes Dichten und Trachten war schon so auf Bibel, Christenthum und Christsein gerichtet, daß dieser Standpunkt auf die Behandlung der philosophischen Studien von bedingendem Einfluß war. Auch poetische Versuche fallen in diese Jahre, so die Ode:

„Wenn er nun kömmt, Gott, von seinen Himmeln kömmt,
Zwar die Erd' noch still ist, doch die Todten schon
Fern die Schauer des Todes fühlen,
Fern die lebendig machenden Donner,

(Nicht wie im Thal des Todes sie redeten,
Wenn Gericht gebot) der Wagen Gottes Tosen,
Die Stimme der um Erlösung flehenden
Erd' in die Lieder des Todes Engel

Werden verhallen hören — dann werd' ich, Freund!
Still in kühler Erd', ein Todter Gottes, ruhn,
Ueber mein menschenverkanntes Grab
Wird paradiesischer Halm aufschießen."

Werthvoller als diese Versuche im damaligen steifen Pathos der Ode sind für uns einige Briefe an seine Freunde, die von einer seltenen Innigkeit und Tiefe des Gemüths zeugen, und in denen sich Lavaters spätere theologische Richtung auf das deutlichste prognosticiert. Die Bibel, das beste Lesebuch der Weisheit und Tugend, der Prediger ein Haushalter der Geheimnisse Gottes, die Liebe Gottes und der Versöhnungstod Jesu die Grundsteine des Christenthums — das sind die Gedanken, die auch den Mann und Greis erfüllten und bewegten.

Zu Ende des Jahres 1759 ward er in die theologische Klasse aufgenommen, in der er bis zum Jahre 1762 verblieb. 1761 hielt er eine Uebungspredigt über Pred. Salom. 7, 3: „es ist besser, man gehe in das Trauerhaus, als in das Trinkhaus; denn daselbst siehet man das Ende aller Menschen," und zeigte, obgleich es erst sein zweiter

Versuch im Predigen war, nicht bloß außergewöhnliche Begabung in Bezug auf Inhalt und Vortrag der Predigt, sondern auch das bei einem Anfänger seltene Geschick, sich, wo es die Umstände erforderten, von seinem memorierten Text zu befreien. Da er von der Flüchtigkeit des Lebens und der Nothwendigkeit, stets des Zieles eingedenk zu sein, sprach, schlug gerade die Uhr die volle Stunde, und der junge Redner hielt still, ließ die Schläge der Glocke verhallen und wies mit Ernst darauf hin, daß wiederum eine Stunde dahin, und sie alle mit ihr ihrem Ende näher gerückt seien. Augenzeugen berichten, daß der Eindruck ein ungewöhnlicher gewesen sei. Nach Vollendung des theologischen Kursus wurde er 1762 in das geistliche Ministerium aufgenommen, d. h. zum geistlichen Stande geweiht.

Damals war Landvogt in Grüningen Felix Grebel, der Schwiegersohn des regierenden Bürgermeisters, ein Mann, über dessen Ungerechtigkeiten und Bedrückungen die lautesten Klagen überall erschollen, ohne daß man mit einer öffentlichen Beschuldigung hervorzutreten wagte. Auch Lavater wurde mit diesen Verhältnissen bekannt, und es schien ihm eine Gewissenspflicht, sich der von dem Landvogt Bedrückten anzunehmen. Aber es war nicht leicht, einen geeigneten Weg zu finden, zumal die Familie Lavater mit dem bürgermeisterlichen Hause nahe befreundet war. So entschloß er sich in Gemeinschaft mit seinem Freunde Heinrich Füßli einen nur mit J. C. L. unterzeichneten Brief an den Landvogt (am 27. August 1762) zu schreiben, in welchem ihm sein Unrecht mit dem Ernst und dem Feuer gerechter Entrüstung vorgehalten und ein Termin von zwei Monaten gesetzt wurde, bis zu welchem er sein Unrecht wieder gut gemacht haben sollte. Der Landvogt beachtete die anonyme Zuschrift nicht. Da schrieb Lavater

Ende Oktobers eine anonyme Klageschrift, „der ungerechte Landvogt oder die Klagen eines Patrioten,“ ließ sie drucken und versiegelt in die Häuser der angesehensten Mitglieder der Regierung bringen. Die Sache machte das größte Aufsehen, und obgleich die Anklage sehr verschiedene Urtheile erfuhr, ja selbst als Pasquill bezeichnet wurde, konnte sie doch dem Rathe nicht wohl vorenthalten werden. Dieser beschloß eine Untersuchung einzuleiten, und zunächst wurde der unbekannte Verfasser geladen, binnen Monatsfrist sich zu melden und den Beweis seiner Behauptungen anzutreten, „zu welchem Ende hin er sich alle hochobrigkeitliche Justiz zu versprechen und zu versichern haben solle.“ Auch wurden Alle, die durch den Landvogt Unrecht erlitten zu haben meinten, aufgefordert, ihre Beschwerden bei einem der Bürgermeister einzureichen. Uebrigens war der Beklagte keck genug, auch seinerseits eine Klage wider die „Schmähschrift“ anzustellen. Lavater erließ nun, und auch dies noch, ohne seinen Namen zu nennen, eine Aufforderung an alle Gemeinden der Landvogtei, sowie an den bis zum Austrag der Sache eingesetzten neuen Landvogt, mit ihren Klagen nunmehr hervorzutreten, worauf binnen zehn Tagen an zwanzig Beschwerden angemeldet wurden. Eine Rathskommission sollte die Klagen prüfen, und in ihrer ersten, auf den 20. December anberaumten Sitzung sollten die Verfasser der Klageschrift sich als solche nennen. Für die beiden jungen Männer war das keine leichte Sache, und Lavater war namentlich besorgt, wie seine Eltern die überraschende Botschaft aufnehmen würden, daß ihr Hans Caspar der Urheber der cause célèbre sei. Er zog es deshalb vor, sich zuerst dem Freunde des Hauses, dem Antistes Wirz anzuvertrauen und diesen zu ersuchen, daß er die Eltern auf das Bevorstehende vorbereiten möge. Wirz erfüllte

seinen Wunsch und hatte den besten Erfolg, namentlich bei der Mutter, die ihren Sohn mit den Worten empfieng: „Hans Caspar, ich weiß, du hast die Sache nicht ohne Gott und Gebet angefangen, und Gott wird sie dir auch vollenden helfen.“ Füßli und Lavater erschienen vor der Kommission, ließen sich von den Einschüchterungsversuchen des Vorsitzenden nicht beirren, und wenn sie auch dem Tadel darüber nicht entgehen konnten, daß sie das Recht anfangs auf unrechte Weise gesucht hatten, so erwarb die bewiesene Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe und ihre muthige Haltung ihnen doch das höchste Lob. Als Goethe später (1777) von dieser Sache hörte, schrieb er an Lavater: „Eine solche That gilt hundert Bücher, und wenn mir die Zeiten wieder auflebten, wollt' ich mit der Welt mich wieder aussöhnen!“

Das Jahr 1763 führte ihn in Begleitung von Felix Heß und Heinrich Füßli, welche beide gleichfalls Theologie studiert hatten (Füßli ward später Maler) nach dem Norden. Dem Wunsche, sich durch einen längeren Aufenthalt in dem pommerischen Städtchen Barth bei dem gefeierten Propst Spalding auf den geistlichen Beruf weiter vorzubereiten, willfahrten die Eltern gern, vermuthlich auch in Rücksicht auf die so eben erzählten Vorgänge, die eine zeitweilige Abwesenheit der beiden Jünglinge wünschenswerth zu machen schienen. Am 8. März verließen sie, von Sulzer, Heinrich Heß und Lavaters Bruder begleitet, Zürich und reisten über Winterthur, St. Gallen, Lindau, Augsburg, Nürnberg nach Leipzig. Auf der Reise machten sie die Bekanntschaft vieler ausgezeichneter Männer, besonders durch Sulzers Vermittlung, der von einer Besuchsreise in seine Heimath nach Berlin zurückkehrte. So machte sie ihr kurzer Aufenthalt in Leipzig mit Ernesti, Gellert, Zollikoffer, Oeser bekannt;

in Magdeburg erfreuten sie sich der Bekanntschaft des berühmten Dichters und Mäcens Gleim. Am 27. März langten sie in Berlin an, wo sie die erste Nacht bei Sulzer zubrachten: hier verweilten sie fast einen Monat, theils sich an den Kunstsammlungen bildend und erfreuend, theils im Verkehr mit ausgezeichneten Männern, wie Sack, Moses Mendelssohn, Ramler. Für Lavater war der Aufenthalt in der großen Stadt auch darin von Bedeutung, daß er ihm eine größere Gewandtheit im Umgang erwerben half, als ihm bisher eigen war. Im Ganzen aber war der Eindruck, den Berlin machte, ein sehr gemischter: ihm ward der fühlbare Mangel von Einfachheit und wahrer Religiosität, der äußere Prunk, die Blasiertheit der „versilberten Narren" lästig und drückend, und forderte zu Vergleichungen mit der Heimath heraus, die nur zum Nachtheile der geräuschvollen Residenzstadt ausfallen konnten. Damals war übrigens Berlin in ganz besonderer Bewegung, da eben der große König nach Beendigung des siebenjährigen Krieges heimkehrte: sie sahen den König auch bei Gelegenheit einer Illumination, aber nur „en gros", wogegen sie dem Thronfolger durch Sulzer in einer kurzen Audienz vorgestellt wurden. Am 3. Mai verließen sie Berlin und unterbrachen ihre Reise nach Barth nicht mehr: schon am 5. konnte Lavater an Sulzer seine glückliche Ankunft bei Spalding berichten.

Hier begann nun eine eben so glückliche wie fruchtbare Zeit in dem Umgange mit dem trefflichen Spalding, der zwar in seinen religiösen Ansichten mit Lavater oft nicht übereinstimmte, aber durch Gelehrsamkeit, Herzensgüte und Sittlichkeit seines ganzen Wesens Lavaters vollste Zuneigung gewann: waren auch ihre Wege verschieden, in Bezug auf das Ziel waren und blieben sie einig. „Die Einsichten

dieses großen Mannes, sagt Lavater über Spalding, der durchaus reine, zierliche, immer zuverlässige und erhabene Geschmack, der sich in allen seinen Reden und in seinem ganzen Wesen noch leuchtender und mannigfaltiger als in seinen unsterblichen Schriften zeigt, seine tiefe, viel umfassende, wohlgewählte Gelehrsamkeit, und überdies sein erhabenes moralisches Gefühl, seine edle Heiterkeit und die unveränderliche Uebereinstimmung aller seiner Gesinnungen, die seltene und ungekünstelte, herzöffnende Vertraulichkeit und Einfalt seines ganzen Charakters leuchteten uns so stark, so in ihrer ganzen Klarheit ein, daß wir uns innig freuten, bei einem so außerordentlichen Manne uns ausbilden zu können." Aber auch Spalding war von seinen jungen Freunden höchlich begeistert, wie er uns in seiner Selbstbiographie berichtet: „Dieser so merkwürdige Lavater war damals gewissermaßen das Orakel und der Führer der beiden andern, den sie mit einer beinah kindlichen Art von Werthschätzung achteten, ohne daß er sich darin im Geringsten einiges Ansehen gab, indem immer die innigste brüderliche Vertrautheit unter ihnen in der ganzen Art ihres Umgangs herrschte. Und schwerlich konnte auch jemals solche Achtung besser verdient werden. Noch nie hatte ich bis dahin, und ich setze mit Zuversicht hinzu, noch nie habe ich bisher, besonders von Jemand von seinem Alter, eine solche Reinigkeit der Seele, eine solche Lebhaftigkeit und Thätigkeit des moralischen Gefühls, eine solche offenherzige Ergießung der innersten Empfindungen, bei welchen er freilich weniger als sonst leicht Jemand zu verhehlen nöthig hatte, eine solche heitere Sanftmuth und Annehmlichkeit im Umgange, kurz ein so edles einnehmendes Christenthum kennen gelernt. Und dies ganze warme Leben seines Herzens stand dennoch zu der Zeit so völlig unter der Re-

gierung einer aufgeklärten, überlegenden und ruhigen Vernunft, daß auch nicht die kleinste Spur von einem Hange zur Schwärmerei darin zu finden war. So fand ich Lavater die neun Monate, die er in meinem Hause wohnte, und in welchen wir wenigstens ebensoviel Stunden bei als von einander waren." Spalding gehörte bekanntlich der sogenannten rationalistischen Richtung an, während Lavater von Jugend auf bibel- und offenbarungsgläubig war: aber bei Spaldings vortrefflichem Charakter und der Lavater eigenen Toleranz gegenüber den Ueberzeugungen Anderer blieb ihre Freundschaft eine dauernde. Noch 1777 schrieb Spalding: „Wir haben beide ein letztes Ziel, dessen bin ich in meinem Herzen und vor Gott gewiß, und dahin werden wir ungeachtet der verschiedenen Wege, die wir vielleicht jetzt gehen, weil wir keinen einförmigen gehen können, am Ende schon wieder zusammenkommen." Es liegt in der Weise jeder menschlichen Entwickelung, daß im Jahre 1763 Lavaters religiöse Individualität noch nicht so bestimmt auftrat als später, und folgt darum aus Spaldings Mittheilung keineswegs, daß er damals der vorherrschenden rationalistischen Auffassung zugethan gewesen sei.

In Barth war Lavater sehr fleißig, verkehrte möglichst viel mit Spalding, las und excerpierte theologische und philosophische Schriften, beschäftigte sich mit neueren deutschen Dichtungen und führte ein ausführliches Tagebuch. Auch allen in diese Zeit seine ersten schriftstellerischen Arbeiten, die er noch anonym veröffentlichte, Beiträge für die Frankfurter kritischen Nachrichten und zwei Briefe an den berüchtigten Dr. Bahrdt, in denen er eine Schrift des Carolath'schen Hofpredigers Krügott gegen Bahrdt in Schutz nahm. Er versuchte sich auch in geistlichen Dichtungen und im Portraitzeichnen, wofür er ziemliches Talent besaß, und

wobei ihm Füßli, der später von der Theologie zur Malerei übergieng, durch Anleitung und Rath förderlich war. So vergieng das Jahr 1763 in fruchtbarer Thätigkeit, die nach Lavaters Wunsch bis ins Frühjahr 1764 fortgesetzt werden sollte; allein die Berufung Spaldings nach Berlin als Konsistorialrath und Propst nöthigte zu früherer Abreise, die am 24. Januar erfolgte. Bis Berlin reisten sie in Begleitung Spaldings, und am 1. März von da, nachdem sie ihren würdigen Freund schon am 10. Februar verlassen hatten (Spalding mußte erst noch einmal nach Barth zurück), nach Quedlinburg. Hier verweilten sie einige Tage, meist im Verkehr mit dem damals hochgefeierten Klopstock, lernten auf der Weiterreise in Braunschweig Jerusalem, in Göttingen, von wo sich Füßli nach London begab, Michaelis und Kästner kennen und trafen am 21. März in Frankfurt am Main ein. Nachdem Lavater hier den bekannten Staatsmann Karl Friedrich von Moser kennen gelernt, eilten die Freunde in die Heimath zurück, die sie am 26. März wieder begrüßten.

Bald nach seiner Heimkehr war er Theilnehmer an einem Familienfeste, das für ihn die höchste Bedeutung erlangen sollte: sein intimster Freund Heinrich Heß feierte seine Hochzeit. War wohl schon durch die Korrespondenz mit Heß in ihm der Wunsch nach einer eigenen Häuslichkeit erwacht, so steigerte sich diese Herzenssehnsucht nun durch den täglichen Einblick in das Glück des Freundes. Die vertrauteste Freundin von Heß' Gattin, Anna Schinz, eines angesehenen Kaufmanns Tochter, wurde am 6. Mai 1766 unsers Lavaters Braut, vermuthlich nicht ohne die Vermittlung des Freundes, der in dem trefflichen Mädchen gerade die Eigenschaften kennen gelernt hatte, von denen er wußte, daß sie Lavaters Herz gewinnen und sein Glück begründen

würden. Schon am 3. Juni war zu Greifensee bei Zürich die Hochzeit; das junge Paar mußte aber zunächst noch auf einen eigenen Herd verzichten und wohnten die ersten acht Jahre ihrer Ehe im väterlichen Hause. Durch die Eigenthümlichkeit der Schwiegermutter erwuchs dadurch der jungen Frau eine nicht leichte Aufgabe, die sie aber vortrefflich zu lösen wußte, so daß sie des ganzen Hauses Liebling ward. Aus dieser Ehe giengen 8 Kinder hervor, von denen aber nur drei, Heinrich, geboren 1768, Nette (nachmalige Gattin Geßners), geboren 1771 und Luise, geboren 1780, zu einem höheren Lebensalter gelangten.

Eine pfarramtliche Wirksamkeit eröffnete sich für Lavater erst 1769, indem er (am 3. April) zu dem Diakonat an der Waisenhauskirche berufen wurde. In dieser Stellung lag ihm der Religionsunterricht am Waisenhause und die geistliche Fürsorge für die Bewohner des Zuchthauses ob, außer den Predigten in der Waisenhauskirche. 1775 wurde er Pfarrer an dieser Kirche, während das Diakonat an seinen treuen und trefflichen Freund Pfenninger kam. Drei Jahre später wurde er Diakonus an der Peterskirche, in welcher Stellung er bis 1786 blieb, wo er, nachdem er kurz vorher einen höchst ehrenvollen Ruf nach Bremen ausgeschlagen, zu der Pfarrstelle an dieser Kirche befördert wurde: abermals ward ihm Pfenninger als Diakonus beigegeben. In dieser Stellung wurde er zugleich Mitglied des Züricher Kirchenrathes.

Bekannt ist, in wie trauriger Weise die Schweiz in die Geschichte der französischen Revolution hineingezogen wurde. Das Schweizerland erfreute sich in Folge seiner im Ganzen zweckmäßigen Einrichtungen eines blühenden Wohlstandes, wenn auch manches zu wünschen blieb, und namentlich in einzelnen Kantonen die städtische Bevölkerung

gegen die ländliche zu sehr bevorzugt war. Indessen ohne die Vorgänge im Nachbarlande und ohne die von diesem angestifteten Wühlereien würden wohl im Wege ruhiger Entwickelung diese Mängel ausgeglichen worden sein. Nun aber begannen französische Agenten die modernen Ideen zu verbreiten und die Rechtsbegriffe zu verwirren, so auch im Kanton Zürich, wo schon 1794 Agitationen gegen die alten Ordnungen laut wurden. Lavater, der, im besten Sinne des Wortes ein Liberaler, all seinen Einfluß aufbot, um die Greuel bürgerlichen Krieges fern zu halten, erwarb sich damals große Verdienste, indem wenigstens zunächst noch das Schlimmste verhütet wurde. Als aber das Waadtland zuerst mit einer inneren Umgestaltung im französischen Sinne vorgieng, und, der französischen Hilfe vertrauend, sich zu einer eigenen Republik erklärte, konnte auch Zürich nicht zurückbleiben, und mußte alle von der Reformpartei geforderten Aenderungen proklamieren. Nur Bern widerstand, aber Frankreich intervenierte „zu Gunsten der Freiheit". Denn schon 1797 waren ins Waadtland französische Truppen eingerückt, die sich dann auch über andere Kantone verbreiteten, und nun sollte die Schweiz eine helvetische Republik nach französischem Muster werden. Der Widerstand der Schweizer wurde durch Waffengewalt gebrochen, am 5. März zog General Schauenburg in Bern ein, und am 19. August schloß die eine und untheilbare helvetische Republik ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich. Damals schrieb Lavater seine berühmte patriotische Schrift, „Wort eines freien Schweizers," die er an den Franzosen Reubel adressierte, die aber — ohne sein Wissen — gedruckt und in 100,000 Exemplaren verbreitet wurde. Seine überaus kräftige und freimüthige Ansprache an die große Nation erregte bei den Machthabern den größten Zorn, so daß eine

Untersuchung begehrt wurde. Konnte diese nun auch nicht verweigert werden, so fiel sie doch durch die Vermittlung des Direktors Legrand für Lavater günstig aus. Indes blieben anderweite Folgen nicht aus. In Zürich wurden am 2. April 1799 zehn der angesehensten Bürger plötzlich verhaftet und unter militärischer Bedeckung fortgeführt, indem man sie einer landesverrätherischen Verbindung mit Oestreich anklagte. Dies machte großes und gerechtes Aufsehen und erregte die Entrüstung aller Patrioten, unter denen unser Lavater nicht die letzte Stelle einnahm. Obwohl er damals an rheumatischen Schmerzen litt und meistentheils zu Bett liegen mußte, beschloß er sich an den zu ergreifenden Maßnahmen zu betheiligen und wies die an ihn gelangenden Warnungen muthig zurück. Es wurde eine Denkschrift an das Vollziehungsdirektorium verfaßt, in welcher die Deportationsmaßregel freimüthig besprochen und die Entlassung der Deportirten, wenn das Verhör ihre Unschuld erwiesen, gefordert wurde: in Lavaters Pfarrhause wurde diese Schrift zur Unterzeichnung ausgelegt. Zugleich wandte er sich persönlich an verschiedene Regierungsglieder, erließ ein Trostschreiben an die Familien der Deportierten, zu denen mehrere Mitglieder seiner Gemeinde gehörten, und erhob auch auf der Kanzel am nächstfolgenden Sonntag seine mahnende Stimme, indem er nach Römer 13, 1 — 4 über die Pflichten gegen die Obrigkeit, sowie über Zweck und Bestimmung derselben predigte. Zwar verlangte er in dieser Predigt Gehorsam gegen die Obrigkeit, als von Gott eingesetzt, aber er forderte auch, daß diese nichts begehren solle, was gegen das Gewissen streite, und so konnte es nicht fehlen, daß sie den Anhängern der Regierung nicht sonderlich behagte. Unmittelbar nach dem Schluß des Gottesdienstes wurde ihm das

Manuskript abgefordert und seine Deportation beschlossen, diese aber erst in eine Amtssuspension und wiederum diese vor ihrer Vollstreckung in einen bloßen Verweis verwandelt. Zu den Mißbräuchen, die damals getrieben wurden, gehörte die Verletzung des Briefgeheimnisses, deren man sich gegen Alle, die irgend mißliebig oder verdächtig waren, bediente. So geschah es auch bei Lavater. Dieser war, seines gichtischen Leidens wegen, nach dem Schweizer Baden gereist. Am 15. Mai, am Tage nach seiner Abreise, wurde in Zürich bei ihm Haussuchung gehalten, seine Schriften und Briefe theils versiegelt, theils mitgenommen, am 16. Mai er selbst in Baden verhaftet und ihm die Deportation nach Basel verkündet. Vergeblich war der Hinweis auf seine Krankheit, vergeblich die Bitte seiner Frau, ihn wenigstens zu seiner Pflege begleiten zu dürfen: unter militärischer Eskorte ward er an den Wagen gebracht, der ihn nach Basel führen sollte, und die Reise gleichfalls unter der Begleitung von Dragonern angetreten. Noch unterwegs schrieb er an das helvetische Direktorium, protestierte gegen das Verfahren und verlangte sofortiges Verhör: auch von dem Kirchenrathe zu Zürich giengen die lebhaftesten Vorstellungen an die Oberbehörde ab. Der ehrenwerthen Gesinnung des Baseler Statthalters Schmidt hatte er es zu danken, daß er schon am Tage nach seiner Ankunft verhört wurde. Da stellte es sich denn heraus, daß ein aufgefangener Brief die Hauptgründe für die Anklage geliefert hatte, ein Brief wesentlich theologischen Inhaltes, indem von dem Erscheinen des Antichrists die Rede gewesen war. Auch hatte darin etwas von einer Schuld der russischen Kaiserin gestanden — was man auf eine Bestechung durch russisches Geld gedeutet hatte, während es sich lediglich um die Kaufsumme für einen Theil seines physiognomischen Kabinets

gehandelt hatte. Glücklicherweise kam gerade am Tag des Verhöres ein Brief des Barons von Nicolai aus Petersburg an, durch den Lavaters Aussagen Bestätigung erhielten. So wurde er nach einem zweiten Verhöre, in dem man sich mit dem Antichrist beschäftigte, vermuthlich um politische Tendenzen zu entdecken, am 10. Juni in Freiheit gesetzt, und kehrte nach Baden zurück. Seine Heimkehr nach Zürich aber wurde durch die Kriegsverhältnisse, welche die Verbindung zwischen einzelnen Theilen des Landes völlig aufgehoben hatten, so lange verzögert, daß er erst am 16. August sein liebes Pfarrhaus betrat, von der Liebe seiner Mitbürger und Gemeindeglieder wie im Triumphe geleitet.

Die Kriegswetter zogen sich näher an Zürich heran: am 25. und 26. September wurde nahe bei der Stadt zwischen den Franzosen und dem russisch-östreichischen Heere ein heißer Kampf gefochten, in dem die Ersteren Sieger blieben: am 26. September zog der siegreiche Massena in Zürich ein. Die Züricher waren in banger Besorgniß, denn sie hatten sich nicht eben franzosenfreundlich gezeigt: man fürchtete deshalb eine Plünderung. Das war nun freilich eine grundlose Befürchtung, aber gerade Lavater, und nur er wurde ein Opfer der Einnahme der Stadt, nachdem er schon bei der Beschießung eine leichte Wunde davon getragen hatte. Er erzählt die traurige Katastrophe selbst mit folgenden Worten:

„Nachdem die Franzosen Donnerstags um den Mittag als Besieger der Russen in Zürich eingezogen waren, vertheilten sich viele einzelne Soldaten hierhin und dorthin — zween kamen unter anderen auf den Platz vor der Peterskirche und riefen gegen ein Haus, wo ein paar furchtsame Frauenspersonen wohnten, in deutscher Sprache: Wein, Wein, hier ist ja ein Wirthshaus! Jemand sagte: hier ist

kein Wirthshaus! So ist doch Wein hier, riefen sie zürnend, und wollten mit den Kolben ihrer Gewehre die Thür einsprengen. Ich rief zum Fenster hinaus: „Seid ruhig, ich will Euch Wein bringen". Sie schienen sich zufrieden zu geben, und ich eilte herab, schlug ihnen freundlich auf die Achsel, und sagte: Da trinket nun nach Herzenslust — ich schenkte ihnen ein, gab ihnen Brod, anerbot ihnen Geld, welches letztere sie ausschlugen. Inzwischen waren sie mit einem vorübergehenden, wie mich dünkte, Bernerschen Unteroffizier, der sie fragte, ob sie auch beim Feuer gewesen, in sehr heftigen Wortwechsel gekommen. Ein Militär von Basel kam dazu, wir riethen dem, der die Frage gethan, sich sogleich wegzubegeben, und suchten die übrigen zween zu beruhigen. Es gelang uns beides; ich fragte, ob ihnen noch weiter was zu Diensten stände? Sie sagten nein und dankten, wie es mir schien, recht herzlich. Der eine, ein Grenadier, entließ mich mit dem freundlichen Wort: Dank, braver, guter Mann! Adieu, Bruderherz! ich kehrte nach Hause. Meine Frau war froh, daß ich dieser Gesellschaft los war. Sie bewillkommte mich mit dem Worte: Kommst du, mein Daniel, aus der Löwengrube? Ich wollte eins meiner Kinder besuchen, um zu sehen, wie es ihm gehe, ich schickte Jemand voraus, um zu erkundigen, ob ich wohl durchkommen könne, weil mir mein erster Versuch, zu meinem Sohne zu gehen, wegen der Menge durchziehender Truppen, mißlungen war. Ich stand, den Boten zurück erwartend, unter meiner Hausthür; ein kleiner, magerer Soldat kam, und redete mich in gebrochenem Deutsch an, das mir zu verstehen geben sollte, daß ihn die Russen zum Gefangenen gemacht, und daß er kein Hemd hätte.

Ich sagte zu ihm: Hemd habe ich itzt keins, langte in die Tasche, und gab ihm, was mir in die Hand kam, er

sah es verächtlich an und sagte: Gib groß Thaler für Hemd, ich langte gleich wieder nach der Tasche und gab ihm, was ich in der Eil erfassen konnte, so daß wenige Schillinge übrig blieben. Auch damit nicht zufrieden, forderte er wieder einen großen Thaler. Das ist keine Manier, erwiderte ich, geht jetzt in Gottes Namen euren Weg und laßt mich mit Frieden. Dann zog er seinen Säbel, hob ihn wüthend gegen mich und rief: Geld her! Die vorigen, nebst einigen andern Zürichern, standen etwa 3 bis 4 Schritte von mir, an der Ecke des Hauses. Ich rief um Hülfe, konnte zu diesen hinfliehen, sie alle schienen zu meiner Hülfe bereit, ich wendete mich vertrauensvoll, ohne das mindeste zu besorgen, an den vorbenannten Grenadier: Guter Freund, sagt' ich, das ist doch keine Manier, nehmt mich in den Schutz gegen jenen Menschen dort, dem ich alles Geld, was ich bei mir hatte, gab, und der mit aufgehobenem Säbel mehr von mir fordert. Was ich am wenigsten erwarten konnte, geschah. Der, der vor zwei Minuten freiwillig anerbotenes Geld ausgeschlagen, mich mit dem Wort: Adieu, Bruderherz! verabschiedet hatte, kehrte sein Gewehr um, wurde, ich darf wohl sagen, wie von einer satanischen Wuth ergriffen, setzte mir das Bajonett auf die Brust, und rief viel grimmiger als der erste: Geld her! Meine und eine andere Hand lenkten das Bajonett auf die Seite, ein damals mir unbekannter, treuer Arm (Heinrich Hegetschweiler's, Dieners bei der Almosenpflege) umschlang mich, und zog mich zurück, gleich darauf gieng ein Schuß los, der ihm die Kugel durch den rechten Arm und mir unmittelbar unter der Brust durchtrieb. Ich fühlte eine unbegreiflich schmerzhafte Quetschung (wie es mir schien), setzte mich auf meines Nachbars, des Siegrist Freudweilers, Bänklein vor dem Haus, wo mir sterbend übel werden wollte, während die

andern dem blutenden Heinrich zu Hülfe eilten, den sie allein verwundet glaubten. Mit dem Entsetzen theilnehmender Liebe nahm man mich in das Haus hinein, ich setzte mich einige Augenblicke, da floß das Blut häufig aus der rechten Seite heraus, mir wollte alles schwinden, doch schnell beigebrachte Tropfen verwahrten mich vor völliger Ohnmacht. Man trug mich hinauf und verpflegte mich auf's sorgfältigste. Aerzte und Wundärzte eilten herbei und fanden die Wunde etwa um einen Messerrücken außer den Grenzen der unmittelbaren Tödlichkeit. Man sagte mir hernach, ich müsse mich in der unbestimmbar kleinen Zeit, binnen welcher die Kugel rechts eintrat und links ausstreifte, ein wenig zurückgezogen und durch diese Bewegung die Wunde zum Erstaunen minder gefährlich gemacht haben."

Man darf wohl fragen, was den Soldaten, der sich vorher so freundlich gezeigt, zu dieser — wie ausdrücklich von Geßner bemerkt wird, von allen Franzosen verabscheuten That bestimmt habe. Jung-Stilling vermuthet, der Grenadier, der aus dem pays de Vaud stammte und ein Anhänger der Revolution war, sei gegen Lavater wegen dessen politischer und religiöser Gesinnung aufgebracht gewesen, habe ihn aber bei der ersten Begegnung nicht gekannt, sondern erst von den Zürichern, mit denen er in's Gespräch gekommen, erfahren, daß dies Lavater sei. Noch wird erzählt daß Lavater schon lange vorher sich gleichsam ahnend dahin ausgesprochen, er werde in Folge eines Schusses sterben. Als Diakon zu St. Peter wohnte er einer Mahlzeit bei, bei der die Tafel mit allerhand kostbaren Trinkgeschirren geschmückt war. Eine solche Trinkschale fand er vor seinem Platze, mit dem Namen des Pfarrers Füßli, der 1684 durch einen Schuß umgekommen war. Als er darauf aufmerksam gemacht wurde, sagte er, auch er werde auf diese Weise seinen Tod

finden: denn immer, wenn er in seinem Pfarrstuhle stehe, sehe er hinten in der Kirche einen Mann, der mit der Flinte nach ihm ziele.

Die Wunde war zwar nicht unmittelbar tödlich, aber eine völlige Heilung wurde nicht erzielt; das Resultat der eifrigsten Bemühungen der Aerzte und der treuesten Pflege der Seinigen war nur zeitweilige Linderung der heftigsten Schmerzen. Gegen die Mitte Decembers trat eine merkliche Besserung ein, so daß er sogar versuchte, seine Kanzel wieder zu betreten, während er bis dahin nur in schriftlichem Verkehr mit seiner Gemeinde gestanden hatte. Aber nur einige Wochen vermochte er dies durchzuführen, zumal er namentlich bei der Ausführung seiner seelsorgerischen Pflichten zu wenig Rücksicht auf seine eigenen Leiden nahm. Ende Januars 1800 warf ihn ein neuer heftiger Anfall wieder nieder; Badereisen nach Baden und Schinznach hatten keinen Erfolg, so daß er schon im Juni heimkehrte, aber nicht nach Zürich, sondern nach Erlenbach am Züricher See, wo ihm Herr v. Salis ein freundliches Landhäuschen eingeräumt hatte. Im September kehrte er in sein Pfarrhaus zurück, das er von da an nur noch einige Male, geführt von den Seinen, verließ; so am 14. September, um noch einmal mit der Gemeinde das Abendmahl zu feiern, und am 22. December, wo er sich an das Bett der sterbenden Frau seines Bruders tragen ließ, aber selbst schon so hinfällig war, daß er mehrere Ohnmachten hatte. Immer näher rückte ihm die letzte Stunde. Zum Neujahrstag 1801 sandte er seiner Gemeinde noch einen Liebesgruß, den er mit fast erlöschender Kraft diktierte, damit er in der Kirche vorgelesen werde. Am 2. Januar 3 Uhr Nachmittags 1801 entschlief er zum ewigen Frieden; seine letzten Worte waren die Aufforderung an die Seinigen: „Betet, betet!" Am

5. Januar fand das Leichenbegängniß statt, unter der Theilnahme aller Klassen der Bevölkerung; seine trauernde Gemeinde errichtete ihm auf dem Chore der Kirche ein Denkmal mit der Inschrift: „Was Er, der treue Hirte seines Herrn, in diesem Tempel sprach, und was er schrieb und that und litt, war Alles Eins: Beförderung des Reichs, der Wahrheit und Liebe."

Ein eigenthümliches Moment in dem Litteraturleben des vorigen Jahrhunderts ist der persönliche und lebhafte Verkehr der litterarischen Notabilitäten unter einander: es zeigt sich ein weit frischerer und regerer Zusammenhang, als dies in unseren Tagen der Fall ist. Gleichwie Glieder eines großen Bundes begrüßen sich Dichter und Schriftsteller persönlich und schriftlich, ohne daß äußere Veranlassungen die Bekanntschaft vermitteln. Wir sehen Einzelne, wie z. B. den Halberstädter Gleim fast ängstlich sich mühen, daß ihm auch nicht Einer fern bleibe, und daß er Jedem so nahe trete, wie nur möglich. So begegnen uns in der Lebensgeschichte Einzelner fast alle litterarisch hervorragende Zeitgenossen, so daß sich uns zugleich eine Litteraturperiode in anschaulichem Bilde darstellt. Eine solche Persönlichkeit ist gerade Lavater: die mannigfachsten Beziehungen verknüpfen ihn mit litterarischen Zeitgenossen und gestalten sich in Folge seines empfänglichen und liebebedürftigen Wesens in der Regel zu wirklich freundschaftlichen Verhältnissen. Durchwandern wir die lange Reihe dieser Freunde, so treten uns zuerst die oben schon genannten Brüder Heß und der treue Amtsgenosse Pfenninger entgegen; außer ihnen ist von den Schweizern noch der als Pfarrer in Bremen bekannt gewordene Häfeli zu nennen. Von Dichtern und Schriftstellern stand ihm, trotz nur zweimaliger persönlicher Berührung in Elberfeld und Marburg,

innerlich wohl keiner näher als Jung-Stilling, der in religiöser Beziehung mit Lavater nahe verwandt ist. Wir sehen ihn in herzlichem Verkehr mit dem gleichfalls geistig verwandten Hamann und mit Herder, mit Friedrich Stolberg, Friedrich Jacobi, Claudius, Klinger, Wieland ꝛc. Seine tolerante Weise gestattete ihm Beziehung zu Campe, Garve, Zimmermann, ja selbst zu Basedow, dessen pädagogische Bestrebungen in Lavater einen warmen Förderer fanden. Und wie wir ihn neben Goßner und Sailer sehen, so auch neben Mesmer und der abenteuerlichen Gestalt eines Cagliostro. In der That möchte von bedeutenderen litterarischen Persönlichkeiten nur Lessing außer aller und jeder Beziehung zu Lavater geblieben sein. Keiner aber unter allen dichterischen Zeitgenossen war ihm lange Zeit so innig und mit solcher Verehrung zugethan, als Goethe, mit dem er bekanntlich im Sommer 1774 zuerst persönlich auf einer Badereise nach Ems in Frankfurt zusammentraf. Auch für Lavaters Verständniß sind Goethe's in der Selbstbiographie niedergelegte Bemerkungen von großem Interesse, weshalb wir, im Uebrigen auf die Quelle verweisend*), uns einige Mittheilungen aus denselben gestatten. „Lavater, sagt Goethe, hatte eine unglaubliche Geduld, Beharrlichkeit, Ausdauer, er war seiner Lehre gewiß, und bei dem entschiedenen Vorsatz, seine Ueberzeugung in der Welt auszubreiten, ließ er sich's gefallen, was nicht durch Kraft geschehen konnte, durch Abwarten und Milde durchzuführen. Ueberhaupt gehörte er zu den wenigen glücklichen Menschen, deren äußerer Beruf mit dem inneren vollkommen übereinstimmt, und deren früheste Bildung stetig zusammenhängend mit der späteren, ihre Fähigkeit naturgemäß ent-

*) Wahrheit und Dichtung. XIV. Buch.

wickelt. Mit den zartesten sittlichen Anlagen geboren, bestimmte er sich zum Geistlichen. Er genoß des nöthigen Unterrichts und zeigte viele Fähigkeiten, ohne sich jedoch zu jener Ausbildung hinzuneigen, die man eigentlich gelehrt nennt. Denn auch er, um so viel früher geboren als wir, ward von dem Freiheits- und Naturgeist der Zeit ergriffen, der jedem sehr schmeichlerisch in die Ohren raunte, man habe, ohne viele äußere Hülfsmittel, Stoff und Gehalt genug in sich selbst, alles komme nur darauf an, daß man ihn gehörig entfalte. Die Pflicht des Geistlichen, sittlich im täglichen Sinne, religiös im höheren auf die Menschen zu wirken, traf mit seiner Denkweise vollkommen überein. Redliche und fromme Gesinnungen, wie er sie fühlte, den Menschen mitzutheilen, sie in ihnen zu erregen, war des Jünglings entschiedenster Trieb, und seine liebste Beschäftigung, wie auf sich selbst, so auf andere zu merken: jenes ward ihm durch ein inneres Zartgefühl, dieses durch einen scharfen Blick auf das Aeußere erleichtert, ja aufgedrungen. Zur Beschaulichkeit war er jedoch nicht geboren, zur Darstellung im eigentlichen Sinne hatte er keine Gabe; er fühlte sich vielmehr mit allen seinen Kräften zur Thätigkeit, zur Wirksamkeit gedrängt, so daß ich Niemand gekannt habe, der ununterbrochener handelte, als er." Ihre erste Begegnung war überaus herzlich: Goethe sah vor sich „ein Individuum, einzig, ausgezeichnet, wie man es nicht gesehen hat und nicht wieder sehen wird." — „Lavater liebte seine Wirkungen in's Weite und Breite auszudehnen; ihm ward nicht wohl als in der Gemeine, für deren Belehrung und Unterhaltung er ein besonderes Talent besaß, welches auf jener großen physiognomischen Gabe ruhte. Ihm war eine richtige Unterscheidung der Personen und Geister verliehen, so daß er einem jeden geschwind ansah, wie ihm allenfalls

zu Muthe sein möchte. Fügte sich nun hierzu ein aufrichtiges Bekenntniß, eine treuherzige Frage, so wußte er aus der großen Fülle innerer und äußerer Erfahrung zu Jedermanns Befriedigung das Gehörige zu erwidern. Die tiefe Sanftmuth seines Blickes, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen, selbst der durch sein Hochdeutsch durchtönende treuherzige Schweizerdialekt und wie manches andere, was ihn auszeichnete, gab Allen, zu denen er sprach, die angenehmste Sinnesberuhigung; ja seine bei flacher Brust etwas vorgebogene Körperhaltung trug nicht wenig dazu bei, die Uebergewalt seiner Gegenwart mit der übrigen Gesellschaft auszugleichen. Gegen Anmaßung und Dünkel wußte er sich sehr ruhig und geschickt zu benehmen; denn indem er auszuweichen schien, wendete er auf einmal eine große Ansicht, auf welche der beschränkte Gegner niemals denken konnte, wie einen Diamant am Schild hervor und wußte dann doch das daher entspringende Licht so angenehm zu mäßigen, daß dergleichen Menschen, wenigstens in seiner Gegenwart, sich belehrt und überzeugt fühlten. — Bei einer religiösen und sittlichen, keineswegs ängstlichen Richtung seines Geistes blieb er nicht unempfindlich, wenn durch Lebensvorfälle die Gemüther munter und lustig aufgeregt wurden. Er war theilnehmend, geistreich, witzig und mochte das Gleiche gern an andern, nur daß es innerhalb der Grenzen blieb, die seine zarten Gesinnungen ihm vorschrieben. Wagte man sich allenthalben darüber hinaus, so pflegte er einem auf die Achsel zu klopfen und den Treuherzigen durch ein treuherziges: Bisch guet! zur Sitte aufzufordern." — Goethes Verhältniß zu Lavater wurde im Laufe der Zeit nicht bloß kühler, sondern erlitt einen förmlichen Umschlag. Kann von einer Schuld hierbei die Rede sein, da die Verschiedenheit der geistigen und religiösen

Ausgangs- und Zielpunkte bei Goethe und Lavater offen zu Tage liegt, so möchte sie eher bei Goethe zu suchen sein. Wenigstens hat seine Selbstbiographie manches harte Wort, das sich in den Briefen findet, die Herbe der Angriffe in den Xenien, die Kälte, mit der er in Weimar Lavater begegnete und die verletzende Weise, in der er ihn bei seinem Aufenthalt in Zürich nicht einmal aufsuchte, ja Lavaters Besuch unerwiedert ließ, sehr wesentlich gemildert. Am wenigsten möchte der Vorwurf, daß sich in Lavater Frömmigkeit mit Schalkheit gemischt, wie ihn ja die Xenien geradezu einen Schelm nannten, gerechtfertigt werden können.

Lavaters schriftstellerische Thätigkeit ist eine sehr umfassende. Was zunächst seine dichterischen Leistungen betrifft, so bewegen diese sich auf patriotischem und religiösem Gebiete. Wenn wir ihm eine wahrhaft poetische Grundstimmung der Seele zuerkennen müssen und bei ihm eine große Leichtigkeit im Ausdruck wahrnehmen, die selbst zur Leichtfertigkeit wird, so vermissen wir daneben die das poetische Kunstwerk schaffende Gestaltungskraft und die nothwendige Objektivität, die künstlerische Ruhe. Darum erreicht er in keinem seiner zahlreichen poetischen Werke die Höhe der Vollendung, und selbstverständlich am wenigsten auf dramatischem Gebiete; sein religiöses Drama „Abraham und Isaak" (1776) kann daher nur als ein mißlungener Versuch gelten, der schon mit seinem Stoffe nicht mehr in der litterarischen Zeitströmung stand. Auch seine größeren epischen Dichtungen (Jesus Messias oder die Zukunft des Herrn, Jesus Messias oder die Evangelien und Apostelgeschichte in Gesängen, 1783—86, Joseph von Arimathia, 1794) leiden alle an denselben großen Mängeln einer unepischen, einheitslosen Anlage und Ausführung, einer Ueber-

fülle der Diktion, die überall da, wo der Gegenstand der Darstellung mit Lavaters innerster Stimmung zusammenfällt, zu einer geschraubten Prosa herabsinkt: dichterische Schönheiten finden sich nur einzeln, in Episoden, namentlich in Schilderungen. Zahlreich sind seine in den Jahren 1771—1787 gedichteten, in kleinen Sammlungen veröffentlichten geistlichen Lieder. Zwar übertreffen sie schon darum seine epischen und dramatischen Dichtungen, weil ihm das Gebiet der Lyrik weit zugänglicher sein mußte, aber auch von ihnen läßt sich nur eine kleine Anzahl als mustergültig bezeichnen. Viele sind zu breit und verrathen mehr rhetorisches Pathos, als dem geistlichen Liede zukommt, Kirchenlied in dem strengern Sinne ist wohl keines unter allen siebenhundert geworden, aber einige sind in ihrer Einfachheit und Innigkeit so trefflich, daß Vilmars strenges Urtheil nicht völlig begründet scheint*). Wir geben als Beispiel das folgende, eines der besseren:

Fortgekämpft und fortgerungen,
Bis zum Lichte durchgedrungen,
Muß es, bange Seele, sein:
Durch die tiefsten Dunkelheiten
Kann dich Jesus hinbegleiten,
Muth spricht er den Schwachen ein.

Bei der Hand will er dich fassen;
Scheinst du gleich von ihm verlassen,
Glaube nur und zweifle nicht!
Bete, kämpfe ohne Wanken,
Bald wirst du voll Freude danken,
Bald umgibt dich Kraft und Licht.

Bald wird dir sein Antlitz funkeln:
Hoffe, harre, glaub' im Dunkeln!

*) Vilmar, 6. Ausg., S. 630.

Nie gereut ihn seine Wahl.
Er will mich im Glauben üben,
Gott, die Liebe kann nur lieben,
Wonne wird bald deine Qual.

Weg von aller Welt die Blicke!
Schau nicht seitwärts, nicht zurücke,
Nur auf Gott und Ewigkeit;
Nur zu deinem Jesus wende
Aug' und Herz und Sinn und Hände,
Bis er himmlisch dich erfreut.

Aus des Jammers wilden Wogen
Hat dich oft herausgezogen
Seiner Allmacht treue Hand.
Nie zu kurz ist seine Rechte:
Wo ist einer seiner Knechte,
Der bei ihm nicht Rettung fand?

Schließ dich ein in deine Kammer,
Geh und schüttle deinen Jammer
Aus in Gottes Vaterherz;
Kannst du gleich ihn nicht empfinden,
Worte nicht, nicht Thränen finden,
Klage schweigend deinen Schmerz.

Kräftig ist dein tiefes Schweigen:
Gott wird sich als Vater zeigen:
Glaube nur, daß er dich hört!
Glaub', daß Jesus dich vertritt,
Glaub', daß alles was er litt,
Gott sein Vater ihm gewährt.

D'rum so will ich nicht verzagen,
Mich vor Gottes Antlitz wagen:
Komm' ich um, so komm' ich um!
Doch ich werd' ihn überwinden,
Wer ihn sucht, der wird ihn finden,
Er bringt nur die Heuchler um.

Am bekanntesten sind wohl seine patriotischen Gedichte, die Schweizerlieder, geworden, welche zuerst 1767 erschienen, schnell in mehreren Auflagen wiederholt wurden und noch heute im Schweizervolke nicht vergessen sind. Auch wir stehen nicht an, die besten seiner Schweizerlieder als die werthvollsten Erzeugnisse seiner dichterischen Thätigkeit zu bezeichnen und theilen, da sie bei uns mehr als billig vergessen scheinen, eines derselben mit, das kräftige Gedicht „der Schweizer":

Wer, Schweizer, wer hat Schweizerblut?
Der, der mit Ernst und frohem Muth
Dem Vaterlande Gutes thut,
In seinem Schoße friedlich ruht,
Nicht fürchtet seiner Feinde Wuth:
In dem fließt reines Schweizerblut.

Wer Falschheit haßt und arge List,
Wer ferne flieht vor Zorn und Zwist,
Und was ihm Gott gibt, froh genießt,
Gern sein gesundes Blut vergießt,
Wenn sein Tod Andrer Leben ist:
Der ist ein Schweizer und ein Christ.

Wer seiner Väter Tugend ehrt,
Sie ausübt und sie Andern lehrt,
Das Gute schätzt, dem Bösen wehrt,
Des Schmeichlers Stimme niemals hört,
Und Treu' hält, wenn er auch nicht schwört:
Der ist des Heldennamens werth.

Wen Vieler Glück und Sicherheit
Mehr als sein eigen Glück erfreut,
Wen keine schöne That gereut,
Wer frühe den Tyrannen dräut,
Und Knechtschaft als ein Laster scheut,
Der, der hat Schweizerredlichkeit!

Wer immer, wo er steh'n soll, steht,
Sich niemals über Andre bläht,
Den geraden Weg in Allem geht,
Gold, Wollust, Ueppigkeit verschmäht,
Da erntet, wo er selber säet,
Ist über Könige erhöht.

O Schweiz, du Heldenvaterland,
Sei niemals deiner Väter Schand',
Und halt' das festgeknüpfte Band
Der Einigkeit mit treuer Hand!
Dann ist in dieser Welt kein Land
Dir gleich, du Heldenvaterland.

Aus der langen Reihe seiner prosaischen Schriften begnügen wir uns auf die hervorragendsten kurz hinzuweisen. Gelzer *) unterscheidet überhaupt zwei Gruppen in Lavaters Schriften, von denen die eine mehr die Erforschung und Darstellung des wahren Menschheits-Bildes, des erscheinenden (realen) und des idealen (urbildlichen) Menschen erziele, während die andere vorzugsweise die lebendige unmittelbare Einwirkung auf den Menschen zum Zweck habe. Wenn er in den Schriften der ersten Reihe die Anwort auf die uralte und nie ganz zu lösende Frage zu geben versucht: Was ist der Mensch?, so sind nach seinen eigenen Worten „das Evangelium und die Menschen" die Quellen seiner Erkenntniß. Seine Menschenbeobachtung, die darum auf einem tiefen Grunde ruht, geht sowohl nach innen wie nach außen, sie wird zur sittlichen Selbstbetrachtung und zur Erforschung der Naturseite der Menschen und ihres Zusammenhanges mit dem innern Wesen desselben. Hier sind das „geheime Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst" (1771) und die „Physiognomischen Fragmente,

*) Gelzer 2, 72 fg.

zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe" (1775—1778), seine hervorragendsten Leistungen. Welches Aufsehen die letztgenannte Schrift damals erregte, ist im Allgemeinen wohl als bekannt anzunehmen. Männer wie Goethe, Wieland, Herder, Jacobi, Stolberg, Merk, Zimmermann, Spalding, bezeigten den lebhaftesten Beifall, und nur vereinzelte Stimmen, wie von Lichtenberg und Musäus, ließen sich dagegen vernehmen. Schon von seinem 25. Jahre an hatte Lavater sich mit physiognomischen Studien beschäftigt, und je größer hierin seine Beobachtungsgabe war, desto mehr vertiefte er sich in den Gedanken, aus der äußern Gestalt des menschlichen Antlitzes die innere Individualität erkennen zu können. Wie sehr ihm dies in einzelnen Fällen gelang, bezeugt Goethe: „Wirklich ging Lavaters Einsicht in die einzelnen Menschen über alle Begriffe; man erstaunte ihn zu hören, wenn man über diesen oder jenen vertraulich sprach, ja es war furchtbar in der Nähe des Mannes zu leben, dem jede Grenze deutlich erschien, in welche die Natur uns Individuen einzuschränken beliebt hat," und ferner: „er war durch den reinen Begriff der Menschheit, den er in sich trug und durch die scharf-zarte Bemerkungsgabe, die er erst aus Naturtrieb, nur obenhin, zufällig, dann mit Ueberlegung, vorsätzlich und geregelt ausübte, im höchsten Grade geeignet, die Besonderheiten einzelner Menschen zu gewahren, zu kennen, zu unterscheiden, ja auszusprechen."*) Aber einerseits irrte er in der Sache selbst, wenn die einzelnen Fälle, in denen seine Beobachtungen zutrafen, zu einer allgemein gültigen Regel ausdehnen wollte, indem eine Physiognomik in Lavaters Sinne ein Ding der Unmöglichkeit ist, theils war er gar

*) Wahrheit und Dichtung, XIX. Buch.

nicht der Mann, wie schon Goethe bemerkt, etwas methodisch anzufassen, er war kein Mann der Systeme, überhaupt keine eigentlich wissenschaftliche Natur. Dagegen sind viele seiner in diesem Werke niedergelegten Schilderungen in hohem Grade anziehend und haben noch heute durch die geistvollen Bemerkungen, die sie enthalten, Anspruch gelesen zu werden. Zu der von Gelzer bezeichneten ersten Gruppe seiner Schriften gehören dann noch die „Aussichten in die Ewigkeit" (1768), die sich mit der Unsterblichkeit der Menschen, mit seinem Zustande nach dem Tode beschäftigen und namentlich sein „Pontius Pilatus" (1782—85), „die Bibel im kleinen," „ein Universal-Ecce Homo" 2c., eine Art Geschichte der Menschheit — „es sollte den Menschen im Großen vorstellen, in dem Volke Israel, den Hohepriestern, in Pontius, in Christus." Veranlassung zu diesem merkwürdigen Buche gab eine briefliche Aeußerung Hamanns, der im Jahre 1777 schrieb: „Mir Ignoranten ist (nächst dem Prediger des alten Bundes) der weiseste Schriftsteller und dunkelste Prophet der Executor des neuen Testamentes, Pontius Pilatus. Ihm war vox populi vox dei, ohne sich an die Träume seiner Gemahlin zu kehren." Auf des Pilatus Frage: Was ist Wahrheit? wollte Hamann Antwort geben in diesem Buche, das wie kein anderes ein Abdruck seines Geistes und Herzens ist, aber auch alle seine schriftstellerischen Schwächen am hervorstechendsten zeigt. Dies Buch machte ihm auch wegen der Entschiedenheit seiner Richtung viele Feinde und mißfiel namentlich den Weimaranern in hohem Grade, so daß es mit Ursache zu dem Zerfall mit Goethe wurde. In der That muß man auch gerade zum richtigen Verständniß dieser Schrift das ganze Wesen und Wirken Lavaters im Auge behalten. Werfen wir endlich noch einen

Blick auf die dem Zwecke unmittelbarer Einwirkung auf die Menschen dienenden Schriften, so treten uns aus ihrer staunenswerthen Anzahl die Predigtsammlungen (1772 und 1773), die Betrachtungen über die wichtigsten Stellen der Evangelisten (1789—90), der „Nathanael" (1786), sein Taschenbüchlein für Dienstboten (1772), die Handbibliothek für Freunde (1789—93), entgegen, an die sich noch viele andere größeren und kleineren Umfangs anschließen. Hierher rechnen wir auch noch seine schon erwähnten politischen Schriften, die für seinen Freiheitssinn, Gerechtigkeitsgefühl und Mannesmuth so rühmliches Zeugniß ablegen. In Bezug auf die Form können wir im Allgemeinen seinen prosaischen Schriften einen hohen Rang nicht einräumen, weder was die Anordnung des Inhalts, noch was die Ausführung im Einzelnen anlangt. Schon die übergroße Zahl der Schriften weist, wenn wir an seine ausgedehnte praktische Wirksamkeit denken, auf ein hastiges, unruhiges Producieren hin: die Fülle der Gedanken findet bei ihm nicht die Ruhe, welche ihre Gestaltung erfordert, und er nimmt sich nicht die Mühe, diese Form zu suchen. Daher wird er bald breit, bald dunkel, am häufigsten aber bewegt er sich in gesteigerten Ausdrücken und Satzbildungen, so daß er den Lesenden oft ermüdet und noch mehr ermüden würde, wenn nicht die Fülle von tiefen Gedanken, denen man überall begegnet, wieder auffrischte.

Als Prediger muß Lavater, nach allen uns zugänglichen Mittheilungen, Außerordentliches geleistet haben. Hier kam ihm seine zugleich imponierende und anziehende Persönlichkeit, sein lebhaftes und tiefsinniges Auge, seine klangvolle Stimme, eine einfache aber angemessene Aktion, zu statten, und was mehr als alles dieses war, die Innigkeit und Festigkeit seiner Glaubensüberzeugungen und der

Macht, die das Herz seines Herzens war, der warmen Gottes- und Menschenliebe. Seine Predigten waren eben nichts Gemachtes und Erdachtes, sie waren er selbst. Freilich mußte er wohl den Vorwurf hören, er predige nur das Evangelium, aber dieser Vorwurf traf ihn auch in einer Zeit, in welcher man „über den Nutzen der Stallfütterung," von dem „Nutzen der Testamente" und von der „Nützlichkeit der Morgenspaziergänge" zu predigen vermochte.

Wir können von Lavater nicht scheiden, ohne noch einen Blick auf seine religiöse Eigenthümlichkeit zu werfen. Gerade in diesem Punkte, der bei ihm den Kern seines ganzen Wesens ausmacht, ist er den verschiedensten Urtheilen ausgesetzt gewesen, bei den Zeitgenossen, wie bei der Nachwelt. Und gerade gegenüber den religiösen Bestrebungen und Parteiungen unserer Tage thut es Noth, auf Erscheinungen unbefangen hinzublicken, wie Lavater eine war; unbefangen aber muß dieser Hinblick um so mehr sein, als unsere gangbarsten Litteraturgeschichten gerade über Lavater nicht bloß ungleich, sondern auch unbillig urtheilen. Lavater darf aus keinem Parteistandpunkte betrachtet werden, weil er eben selbst zu keiner religiösen Partei gehört, und jede Beurtheilung muß an ihm selbst ihren Ausgangspunkt nehmen; das ist ein Recht jeder bedeutenden Individualität, das noch lange nicht zum Individualitätskultus zu führen braucht. Glauben an Gott und die Erlösung durch Christus, Liebe zu den Menschen, Glaube an einen tiefen und engen Zusammenhang des Menschlichen und Göttlichen, des Sinnlichen und Uebersinnlichen, und Streben, diesen Zusammenhang zu finden und zu fördern — das sind die wesentlichen Grundlagen seiner religiösen Eigenthümlichkeit. Darin liegt seine Größe, wie seine Schwäche. Frömmelei war ihm verhaßt: „je redlicher ein Mensch ist, desto weniger

Frömmler." — Frömmler sind immer schwach, haben keine eigene Konsistenz, neigen sich immer nach einem angesehenen Stärkeren; Frömmler sind nie liebend, keine bitterern Urtheiler, Richter und Verdammer, als die Andächtler." — „Sie sind ängstlich in Kleinigkeiten und gleichgültig gegen richtige Tugend und Laster; sie ärgern sich über jedes frohe Gesicht, jedes freie Wort, jeden Genuß der Natur und Kunst, und ärgern sich nicht an den Handlungen des schändlichsten Geizes und der peinlichsten Härte." —„ Es giebt eine Art peinliche Frömmigkeit, die ich zwar nicht kränken mag; sie hat auch ihr Heiliges und Verehrliches für mich; aber sie ist meinem individuellen Personalgeschmacke, der Licht und Klarheit, Gedenkbarkeit und Geistesgenuß, Frohheit und Freiheit liebt, bestimmte Erkenntniß und deutliche Begriffe bedarf, so zuwider, daß ich alle Geduld und christliche Liebe zusammenfassen muß, um nicht merken zu lassen, wie sehr sie mich drückt. Jene Frömmigkeit, die sich nie aus dem Zirkel gewisser Begriffe, Formen, Formeln und Redensarten herausheben, kein freies lichtvolles Wort weder sagen, noch ohne Entsetzen hören darf, die jedes Andern Christenthum und Religion schlechterdings nach keinem andern Maßstabe prüft, die Alles was man sagt, sogleich in diese geheiligten und lichtlosen Formeln übersetzt." Ebenso entschieden trat er dem falschen Orthodoxismus entgegen, da ihm das Christenthum eine Quelle der Erhebung und Befreiung, nicht der geistigen Verengung und Bedrückung war. „Ich vermisse in solchen zu genauen vorschreibenden und offenbar menschlichen Bestimmungen den apostolischen unbindenden Geist. Hat Philippus den Kämmerer nicht eher getauft, bis er die Lehre von der Dreieinigkeit und von der Genugthuung entweder so unterschrieben oder so ausgesprochen? Mich dünkt, das

war der Anfang alles Uebels in der Kirche, daß man von der göttlichen Einfalt der apostolischen Bestimmtheit und Unbestimmtheit abwich." — „Ich mag es leiden, daß man mir alle theologische Rechtgläubigkeit abspreche, wenn man mir nur die biblische läßt. Ich werde es nie vor Gott zu verantworten haben, daß ich nicht dachte, wie Calvin und Athanasius, weil ich keine Gründe sehe, diese Männer für göttliche Autoritäten zu halten." — „Klein ist meines Wissens die Zahl derer, die von diesem ihrem angeblichen Glauben einen reellen täglichen Gebrauch für sich selbst, für ihre eigenen persönlichen Bedürfnisse machen, wie die Apostel und ersten Christen." Also weder ein schroffer finsterer Pietismus war es, was er wollte, noch ein todter Formelglaube; das Christenthum der Theologen und der Weltmenschen war ihm nicht gleich mit dem evangelischen Christenthum. „Ich nenne alles das sittlich-religiöse Quacksalberei, was nicht aus dem Innern kommt und ins Innere geht — jeder Glaube ist Aberglaube oder Unglaube, der nicht reinlebendige Seelenkraft und Energie ist." Davor, daß er der finsteren Frömmelei verfallen wäre, behütete ihn seine frische Liebe zur Menschheit, seine Ueberzeugung von der humanen Seite des Christenthums, von dem er sagt: „Möchtest du um deiner Menschlichkeit mehr als um aller andern Gründe willen für göttlich erkannt, und als das genugthuendste Befriedigungsmittel der edelsten Menschenbedürfnisse verehrt werden!" — „Es gibt mehr Helden als Heilige, mehr Heilige als humane, ganz und stets humane Menschen. Findest du einen ganz und stets humanen Menschen, der in sich und außer sich alles humanisiert, so bete ihn an; ich kenne nur einen durch die Tradition." — „Wie kann derjenige fromm sein, der das Schöne nicht liebt? da die Frömmigkeit nichts ist, als die Liebe des

Schönsten?" — „Wer ein Feind ist der Kunst, ist ein Feind der Natur. Kunst ist nichts als die Natur des Menschen, als die höchste Weisheit und Kraft der menschlichen Natur. Und welche Natur wird der ehren, der die menschliche nicht ehrt?" Es versteht sich von selbst, daß eine solche Anschauung, die den Menschen so nachdrücklich betont und überall menschliche Anwendbarkeit fordert, nur dem möglich ist, der einen hohen Begriff von der Menschheit hat. Er ist nicht blind gegen die menschliche Sündhaftigkeit, aber er glaubt auch an ein Göttliches im Menschen. „Wenn der, welcher alles wirkt, nicht in den Menschen ist, wo ist er denn?" — „Es ist kein Menschengesicht so häßlich, in dem nicht noch Züge des göttlichen Ebenbildes übrig sind. Gott kann nicht eigentlicher auf Menschen wirken, als durch Menschen, wer Gottes Menschen verwirft, verwirft Gott." Es hängt eng mit diesem Glauben an das Göttliche im Menschen und mit der Forderung einer individuellen Aneignung der höchsten Wahrheit zusammen, wenn wir bei Lavater eine Toleranz finden, wie sie uns in der That bei Gläubigen selten entgegentritt. „Religion ist Gewissenssache; wer sie zwingt, zerstört sie. Je mehr Duldung, desto weniger Polemik. Laßt allen Sekten freien Raum; nur daß sie inner den Mauern ihrer Kirchen allein lehren. Nur Freiheit mit Ordnung geziemt der Menschheit; Zwang macht Parteien, Feinde, Heuchler. Vier Evangelien sind besser, als eine Harmonie." — „Wo ich Wahrheit finde, und wenn es in Jakob Böhme wäre, nehme ich sie sorgfältig auf." Auch für die Methode der inneren Aneignung begehrt er Freiheit. „Hoch verehre ich jedes Andern eignen Gang. Anbeten will ich, wenn ein Andrer auf einem anderen Weg, als dem, der mir der meinige der vielmehr der Weg Gottes mit mir zu sein scheint zu

dem Ziele der inneren Glaubensintuition gelangt." Nichts mußte darum Lavater ferner liegen, als ein intolerantes Konfessionschristenthum. „Wer Christum lieb hat und ihn von ganzem Herzen seinen Herrn nennt; und sich durch seine Lehre bestimmen läßt, ist ein Christ und Heiliger, er heiße Jesuit oder Katholik, Vernunftheld oder Schwärmer." — „Nichts ist dem Geiste der göttlichen Ordnung mehr zuwider, als wenn man gegen unchristliche Menschen physisch intolerant ist. Gott duldete die höchste Intoleranz wider Christum. Intoleranz dulden, ist wahre Toleranz. Dem Jünger Christi geziemt kein physisches Schwert, weder für sich, noch seinen Herrn, noch seines Herrn Sache." — „Keine äußerlich sogenannte Kirche, weder die katholische noch lutherische, noch reformierte, als solche ist die rechte, sondern die rechte ist das Aggregat aller von Christus allein beseelten Menschen." Unduldsam ist er gegen Niemand, „ausgenommen er kömmt in der Qualität eines christlichen Bruders und verwirft ganz positiv und klar die Lehre Christi. Kömmt er nicht als solcher, kündigt er sich auf keine Weise als einen Christen an, als einen, der Christ heißen will, und dennoch leugnet, daß Jesus der Messias und Herr sei — so mag er sein, was er will, ich berühre seine Willensfreiheit, seine Glaubens- und Denkensfreiheit nicht." Aber — was bei Lavater als ganz besonders eigenthümlich erscheint — neben dieser Humanitätsrichtung und universellen Toleranz steht die unbedingteste Ueberzeugung, der lebendigste Glaube an die göttliche Offenbarung in Christo: *sein* Christusglaube ist die Seele und der Schlüssel seiner Religion. „Der berührt das Wesentliche, das Individuelle und Eigenthümliche des Christenthums nicht, der Christus nicht als den unmittelbaren Gegenstand unsers religiösen Kultus darstellt." „Ich halte den Nazarener Jesus für das allerhöchste Ideal

der Menschheit und der von Menschen gedenkbaren Gottheit; glaube immer mit mehr intuitiver Erkenntniß, daß ohne ihn niemand zum Vater kommen und mit dem ersten aller Wesen in reelle Genussesgemeinschaft treten könne; glaube, daß allein durch dessen Person und Vermittlung das Menschengeschlecht zu seiner Bestimmung geführt werden könne." Nie erhebe ich Christum über Gott, obgleich er als Arznei den kranken Menschen wichtiger ist als Gott ohne ihn." Aber die göttliche Offenbarung ist für ihn nicht Wort, sondern That, nicht Buchstabe, sondern Person, er will nicht sowohl das Dogma von Christus, sondern Christus selbst. So wird ihm die Religion zu einem innersten Verkehr des Menschen mit Gott, und hier ist der Punkt, wo seine Stärke zur Schwäche wird, wo ihn ein Drang zu viel zu schauen und zu genießen verleitet und ihn zur Wundersucht und zu einer religiösen Sentimentalität verführt. Aber diese unleugbaren Schwächen — und welches treue Charakterbild könnte solche verschweigen? — können unser Gesammturtheil nicht beirren. Dieses erblickt in Lavater eine der bedeutendsten Erscheinungen der neueren Zeit, bedeutungsvoll gerade auf religiösem Gebiete, wo er unsrer trennungssüchtigen Zeit wie ein Vorbild der im Glauben und in der Liebe vollzogenen Vereinigung Aller derer erscheint, die sich zu dem Namen Christi bekennen. Ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ.

---

# Immanuel Kant.*)

Des größten Philosophen des 18. Jahrhunderts Wiege finden wir in denselben Gegenden, die wir schon als die Heimath Herders und Hamanns kennen lernten, in den östlichsten Provinzen Preußens. Die Hauptstadt der Provinz Preußen, Königsberg, war im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts eine lebhafte und blühende Handelsstadt geworden, die namentlich die Rohprodukte Polens gegen die von englischen und holländischen Schiffen herzugeführten Waaren vertauschte. Zudem war Königsberg als Hauptstadt des Herzogthums der Sitz der verschiedenen Oberbehörden, besaß eine stark besuchte Universität sowie fünf gelehrte Schulen und einen für damalige Zeit gebildeten, kräftigen und wohlhabenden Bürgerstand. Aus diesem gieng der Mann hervor, der die unvergängliche Zierde seiner Vaterstadt und ihrer Albertina werden sollte.

Die Familie Kants stammte aus Schottland und schrieb sich ursprünglich Cant, erst der berühmteste Träger dieses Namens vertauschte das C mit dem K, weil er sich nicht gern als „Zant" angeredet hörte. Ueber die Zeit und die näheren Umstände dieser Uebersiedelung ist nichts Näheres

*) J. Kants sämmtliche Werke, herausgegeben von K. Rosenkranz und W. Schubert, Th. XI. Abth. 2.

bekannt, außer, daß Kants Vater in der Nähe von Memel geboren war. In seinen Lehrjahren — er gehörte zum Sattlerhandwerk — kam er nach Königsberg, um es nicht mehr zu verlassen. Er ward Meister und verheirathete sich 1715 mit Anna Regina Reuter, von der uns der Sohn berichtet, daß sie eine Frau von großem natürlichen Verstande, einem edeln Herzen und einer echten, aber durchaus nicht schwärmerischen Religiosität gewesen sei. Sie war für damalige Zeit, wo man mit dem Mädchenunterricht noch nicht so verschwenderisch war, wie heut zu Tage, recht gut unterrichtet und vernachlässigte auch als Hausfrau und Mutter ihre Ausbildung nicht. Von den eilf Kindern dieser Ehe starben sechs in zarter Jugend, so daß nur 5, 2 Söhne und 3 Töchter, ein höheres Alter erreichten. Unser Kant, als viertes Kind und dritter Sohn geboren, erblickte das Licht der Welt am 22. April 1724 und wurde am folgenden Tage mit dem Namen Immanuel getauft. Sein einziger Bruder, der am Leben blieb, war das jüngste Kind, geboren 1735, hieß Johann Heinrich und starb 1800 als Pfarrer von Alt- und Neu-Rahden. Außer der Theologie waren besonders Philologie und Geschichte seine Lieblingsfächer, während er der spekulativen Philosophie abgeneigt war. Auch ihm wird Energie des Charakters und Liebenswürdigkeit des Wesens nachgerühmt, zugleich eine große Lebhaftigkeit, durch die er sich von dem besonneren und bedächtigeren Bruder unterschied. Von den drei Schwestern blieb die vor Immanuel geborene Regina Dorothea unverheirathet, während die beiden jüngeren, Maria Elisabeth und Katharina Barbara, schlichte Bürgerfrauen wurden; nur die jüngste überlebte ihren Bruder.

Das Geschäft des Vaters ergab, wie thätig und umsichtig derselbe auch war, nur mäßigen Ertrag, so daß die

Verhältnisse der Familie ziemlich beschränkt waren. Die Erziehung der Kinder war streng und fromm, unter dem Einflusse des damals in Königsberg herrschenden Pietismus. Kant selbst äußert sich über diesen: „Waren auch die religiösen Vorstellungen der damaligen Zeit und die Begriffe von dem, was man Tugend und Frömmigkeit nannte, nichts weniger als deutlich und genügend, so fand man doch wirklich die Sache. Man sage dem Pietismus nach, was man will, genug, die Leute, denen er ein Ernst war, zeichneten sich auf eine ehrwürdige Weise aus. Sie besaßen das Höchste, was der Mensch besitzen kann, jene Ruhe, jene Heiterkeit, jenen inneren Frieden, der durch keine Leidenschaft beunruhigt wurde. Keine Noth, keine Verfolgung setze sie in Mißmuth, keine Streitigkeit war vermögend, sie zum Zorn und zur Feindschaft zu reizen. Mit einem Worte, auch der bloße Beobachter wurde unwillkürlich zur Achtung hingerissen. Noch entsinne ich mich, wie einst zwischen dem Riemer- und Sattlergewerke Streitigkeiten über ihre gegenseitigen Gerechtsame ausbrachen, unter denen auch mein Vater wesentlich litt; aber dessenungeachtet wurde selbst in der häuslichen Unterhaltung dieser Zwist mit solcher Liebe und Schonung in Betreff der Gegner von meinen Eltern behandelt, und mit einem solchen festen Vertrauen auf die Vorsehung, daß der Gedanke daran, obwohl ich damals ein Knabe war, mich dennoch nie verlassen wird.“

Die oft wahrgenommene Thatsache, daß sich Geist und Wesen der Mutter gerade auf die Söhne vererbt, und daß der Einfluß der Mütter den der Väter überwiegt, findet sich auch bei Kant: hier kam auch noch die größere äußerliche Aehnlichkeit hinzu, von der uns Kant berichtet, sie sei eine außerordentliche gewesen, selbst bis auf den platten Bau der sonderbar eingebogenen Brust. Die mütterliche

Liebe scheint ganz besonders diesem Sohne zugewendet gewesen zu sein, indem die Mutter ihren Liebling oft in die freie Natur führte, auf diesen Spaziergängen ihn auf allerlei Erscheinungen der Natur aufmerksam machte und sein religiöses Gefühl dabei belebte und stärkte.

Den ersten Unterricht empfing der Knabe in der vorstädtischen Hospitalschule. Da aber die Eltern die ungewöhnliche Begabung des Sohnes, die in einer scharfen Beobachtungsfähigkeit, großen Wißbegierde und leichten Fassungskraft hervortrat, wohl bemerkten und es für ihre Pflicht hielten, ihm eine möglichst tüchtige Ausbildung zu Theil werden zu lassen, wandte sich die Mutter an ihren Beichtvater, den Konsistorialrath und Pfarrer Dr. Schultz. Dieser übernahm damals (1733) gerade die Leitung des collegium Fridericianum, und rieth nun, da er die großen Fähigkeiten des Knaben entdeckte, zum Besuch dieser gelehrten Schule, nach deren Absolvierung er zum Studium der Theologie übergehen sollte: ein Rath, der den geheimsten und lebhaftesten Wünschen der Mutter entgegen kam.

Kant wurde nun auf 7 Jahre Schüler der genannten Anstalt, die recht eigentlich ein Kind des damaligen Königsberger Pietismus war. Die religiöse Erziehung bildete einen wesentlichen Theil der Aufgabe, die dem Fridericianum von seinem Gründer Lysius gestellt worden war. Außer den Gottesdiensten in der Kirche der Anstalt waren es namentlich die Betstunden des Dr. Schultz, welche auf Kant nachhaltig wirkten, indem das dem sogenannten Pietismus eigene Streben nach einer praktischen Bethätigung des Glaubens, hier in den Ermahnungen eines durch seine Rechtschaffenheit hochgeachteten Lehrers, seinem moralischen Chararakter die unerschütterliche Strenge gab, die er im Leben praktisch bewährte: hier fand er die Grundlage zu



Immanuel Kant.

seinem kategorischen Inperativ. Im Uebrigen empfieng er den Unterricht einer Gelehrtenschule, so weit aus den Mittheilungen ersichtlich, nicht in zu einseitiger Gestalt, indem auch Geschichte, Geographie, Französisch mit Eifer betrieben ward: am wenigsten scheint er in der Mathematik und Logik profitiert zu haben, welcher Unterricht von unfähigen Lehrern ertheilt ward. Besonderes Gewicht ward auf lateinische Sprache und Litteratur gelegt, und in diesem Gebiete arbeitete Kant mit Lust wie Erfolg, indem er nicht bloß eine lebhafte Neigung für römische Dichter und Prosaiker faßte (so für Lucretius), sondern auch eine nicht unbedeutende Fertigkeit im schriftlichen Ausdruck erwarb. Das gültigste Zeugniß dafür legt ein Schreiben seines Mitschülers auf dem Fridericianum ab, des berühmten Philologen David Ruhnken aus Stolpe, das dieser 1771 aus Leyden an Kant erließ. Mit ihm war Kant als Schüler eng befreundet, und las mit ihm und einem andern Kommilitonen, Martin Cunde, privatim lateinische Schriftsteller nach den besten Ausgaben, die der vermögendere Ruhnken besorgte. Das Schülertriumvirat latinisierte seine Namen, aber nur Ruhnken behielt die Lateinisierung in Ruhnkenius bei. Einige Stellen aus jenem Briefe sind so beachtenswerth, daß wir uns ihre Anführung erlauben: „Anni triginta sunt lapsi, cum uterque tetrica illa quidem sed utili tamen nec poenitenda fanaticorum disciplina continebamur. Erat tum ea de ingenio tuo opinio, ut omnes praedicarent, posse te, si studio nihil intermisso contenderes, ad id quod in litteris summum est, pervenire. Cui tantae exspectationi, quid de satisfecisse dicam, qui illam ita viceris, ut omnium quos sive patria, sive Germania adeo habet, philosophorum luminibus offecisse videare.“ Und über Kants Fertigkeit in lateinischem Stil: „Quin igitur latine scribis, praesertim

eum magnam hujus rei facultatem jam diu consecutus sis et gens, cui tantopere faves, te vicissim miretur et in oculis ferat? Batavi tametsi illud philosophiae genus quod nuper Germania celebravit fastidiunt velut barbarum et expers elegantiae de priscis fontibus ductae, tamen non dubito, quin libros tuos latine scriptos sint cupidissime lecturi quippe qui severitatem metaphysicam temperes venusti ingenii lepore et suavitate.“ Eine Korrespondenz zwischen Beiden kam übrigens trotz Ruhnkens lebhaftem Wunsche nicht zu Stande, theils in Folge ihres ganz verschiedenen Studienkreises, theils weil Kant ein großer Feind vom Briefschreiben war. Von andern Mitschülern werden noch Kypke, später Professor der orientalischen Sprachen zu Königsberg, und Trummer, später ein angesehener Arzt daselbst, genannt, von denen der letztere mit Kant auf vertraulichstem Fuße blieb.

Von dem Lehrerpersonale des Fridericianum war nur der Direktor von einem tiefer greifenden Einflusse auf die Schüler, und auf Kant umsomehr, da er ihm aufrichtig gewogen war, und ihn selbst äußerlich unterstützte. Denn wenn die Eltern auch nicht arm zu nennen waren, so verdienten sie doch nur so viel, als ein einfaches Hauswesen und die nicht minder einfache Erziehung der Kinder erforderte. Es war darum eine nicht geringe Erleichterung, daß Schultz ihnen jährlich ihr Brennholz unentgeltlich fahren ließ, und natürlich kam dies ganz besonders der Erziehung Immanuels zu gute.

Noch ehe aber der junge Fridericianer seinen Cursus beendigt hatte, ward ihm die treue Pflegerin seiner Jugend, seine Mutter, entrissen; sie starb am 18. December 1737. Eine edle Liebesthat führte ihren Tod herbei, die Pflege einer zärtlich geliebten und in Folge einer schmerzlichen

Enttäuschung von einem hitzigen Fieber befallenen Freundin. Das verödete Haus empfand den harten Verlust gar schwer, selbst die äußeren Umstände verschlechterten sich sehr, und es würde wohl um Immanuels Studien geschehen gewesen sein, wenn nicht ein wohlhabender Verwandter, der Schuhmacher Richter, sich seiner thätig angenommen und ihn während der ganzen Studienzeit und noch zur Erlangung der ersten akademischen Würde unterstützt hätte.

Michaelis 1740 bezog er die Universität, um Theologie zu studieren, machte auch einige Versuche im Predigen, nach damaliger Sitte, die dies auch den Studenten gestattete, wandte sich aber von der Theologie ab, als er bei der Bewerbung um eine untere Lehrerstelle an der Domschule einem Unfähigen nachgesetzt wurde — vielleicht auch mit durch die Schwäche seiner Brust bestimmt. Es war damals noch mehr Sitte als jetzt, daß die Studenten in den ersten Semestern vorzugsweise Vorlesungen aus der philosophischen Fakultät besuchten, eine Sitte, die niemals hätte außer Gebrauch kommen sollen. Für Kants Lieblingsfach, die Philologie, war gerade in Königsberg zu dieser Zeit schlecht gesorgt; er wählte daher Mathematik und Philosophie, nicht weil er darin etwas zu leisten hoffte, sondern weil er gerade in diesen Fächern auf der Schule nichts gelernt hatte. Das Glück ließ ihn einen ausgezeichneten Mann in dem Professor Knutzen finden, dem wir schon bei Herder begegnet sind, und der zwar keine litterarische Berühmtheit besaß, aber ein vortrefflicher akademischer Lehrer war. Neben diesem gewann nur noch der Professor der Physik, Johann Gottfried Teske, durch das Anregende seiner Lehrweise das dankbare Andenken seines Schülers, während er der übrigen, wenigstens in späteren Jahren, nur selten gedachte. Daß er den Theologen Schultz, zumal in den ersten

wurde durch einen Brief Hamanns eingeleitet, der zu persönlicher Begegnung führte; aber Hamann fühlte ganz richtig, wenn er an Lindner schrieb: „Herr Magister Kant wird erst heute Ihren Brief erhalten; ich werde zu ihm gehen. Wir stehen so mit einander, daß ich bald eine sehr nahe, bald eine sehr entfernte Verbindung mit ihm zu haben voraussehe.“ Vorübergehend beschäftigte sie der Gedanke an die Bearbeitung einer populären Physik, aber eine Verständigung darüber kam nicht zu Stande. Dann trat, in Folge der „Sokratischen Denkwürdigkeiten“ sogar eine Entfremdung ein, die wohl später wieder wich, ohne daß sich jedoch das Verhältniß jemals über die achtungsvolle Verbindlichkeit erhob, die Männer von Geist und Talent sich auch bei ungleicher Richtung schuldig sind.

Kants litterarische Thätigkeit war während der Jahre seiner Privatdocentenschaft eine nicht unbedeutende. Außer den schon erwähnten Schriften fallen in diese Zeit: die Anmerkungen zur Erläuterung der Theorie der Winde (1756), „neuer Lehrbegriff der Bewegung und Ruhe“ (1758); in dasselbe Jahr: „über Swedenborg“ 1759 erschien die bekannte Schrift „über den Optimismus“; 1762 „die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren“; 1763 „Versuch den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen“, sowie: „der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes“, und ‚Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und Moral“. 1764: „Versuch über die Krankheiten des Kopfs“; „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“; 1766 „Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Methaphysik“; 1768 „vom ersten Grunde des Unterschiedes der Gegenden im Raume.“ Von diesen Schriften wurde besonders die im

Jahre 1763 erschienene über das Dasein Gottes für ihn wichtig. Sie enthielt die Antwort auf eine von der Berliner Akademie der Wissenschaften gestellte Preisfrage und bekam das Accessit neben der Preisschrift von Mendelssohn. Man wurde in Berlin auf Kant aufmerksam, zumal auch günstige Nachrichten über seine Erfolge als Lehrer einliefen. Da nun gerade die Professur der Dichtkunst besetzt werden sollte, gerieth man auf den Gedanken, ihn zu dieser Stelle zu berufen, und die Königsberger Regierung wurde von Berlin durch Spezialbefehl angewiesen, zu ermitteln, ob Kant sich dafür qualificiere und Neigung habe, die Stelle anzunehmen. Kant lehnte diesen Posten ab, für den er sich nicht geeignet hielt, und der noch dazu das Censoramt für alle Gelegenheitsgedichte und die Verpflichtung auferlegte, bei Festlichkeiten als Dichter im Namen der Universität aufzutreten. Von Berlin erfolgte der wohlwollende Bescheid: „Dessen ungeachtet sind wir nicht weniger gnädigst entschlossen, den M. Immanuel Kant zum Nutzen und Aufnehmen der dortigen Akademie bei einer anderweitigen Gelegenheit zu placieren, und befehlen Euch demnach hiermit in Gnaden, auf was Art solches am füglichsten geschehen könne, befohlenermaßen uns annoch allergehorsamst anzuzeigen. Berlin den 24. Oct. 1764.“ Die erste Besoldung ward ihm durch Kabinetsordre vom 14. Febr. 1766 zu Theil, durch die er zum Unterbibliothekar der Königsberger Schloßbibliothek ernannt wurde; freilich betrug der Gehalt nur 62 Thaler. Gleichzeitig übernahm er die Aufsicht über die ausgezeichnete naturhistorische und ethnographische Sammlung des Kommercienraths Saturgus.

Hatte er in dieser Weise durch seine Thätigkeit als Lehrer, Erzieher und Schriftsteller seine äußere Stellung zu einer völlig sorgenfreien herausgearbeitet, so hatte sich

auch sein Ruf als Gelehrter wie als Lehrer über sein Vaterland hinaus verbreitet. Dies zeigte sich in der ehrenvollen Berufung, die im Herbste 1769 von Erlangen an ihn ergieng, wo eine Professur der theoretischen Philosophie zu besetzen war, und zu Anfang des folgenden Jahres geschah ein Gleiches von der Universität Jena. Es bedurfte indeß keines schwierigen Entschlusses, da sich ihm fast gleichzeitig eine sichere Anstellung in Königsberg eröffnete, wo die Professur der Logik und Metaphysik erledigt ward. Diese wurde ihm durch Reskript vom 31. März 1770 unter Anerkennung seiner verdienstlichen Leistungen als Lehrer und seines Gelehrtenrufes mit einer Besoldung von 400 Thalern verliehen. Am 20. August 1770 trat er mit der Vertheidigung der Dissertation de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis sein Amt an.

In dieser ehrenvollen und durch eine umfassende Wirksamkeit gehobenen Stellung verblieb er nun bis in das Jahr 1797, wo er sich auch von den öffentlichen Vorlesungen zurückzog. Gegen Anerbietungen, die ihm von außen gemacht wurden, blieb er fest, selbst als sie ihm von dem von ihm hochverehrten Minister von Zedlitz entgegengebracht wurden. Dieser wünschte angelegentlich, Kant an Meier's Stelle nach Halle zu ziehen, das er möglichst emporbringen wollte. Er wandte sich wiederholt persönlich an ihn und bot die damals sehr bedeutende Besoldung von 800 Thalern, während Kant auch nach einer später ihm bewilligten Zulage (1789) es in Königsberg nie auf mehr als ungefähr 700 Thaler brachte. Aber wie sehr er auf die günstigere Lage von Halle, die dadurch erleichterte Verbindung mit der deutschen Gelehrtenwelt, die große Zahl der Studierenden hinwies, Kant lehnte beharrlich ab. Es gereicht dem Minister zu Ehren, daß er darum nicht aufhörte, ihm ver-

ehrungsvolles Wohlwollen zu beweisen. So lange Zedlitz an der Spitze des preußischen Unterrichtswesens stand, wußte man in Berlin wohl, was man an Kant hatte. Das zeigt sich schon in einem Kabinetserlaß vom 25. Dec. 1775, der für die Universitätszustände sehr bezeichnend ist. Es wurde nemlich den Professoren vorgeworfen, daß sie mit den Fortschritten ihrer Wissenschaften unbekannt oder denselben abgeneigt schienen und daher nach längst überholten Lehrbüchern läsen, wobei aber Kant speciell ausgenommen wurde. Diese Gesinnung erhielt sich bis in die Zeiten des Wöllnerschen Regiments, von dem weiter unten die Rede sein wird.

Als ordentlicher Professor beschränkte Kant die Zahl seiner Lehrstunden auf 12, denen er ein einstündiges Repetitorium beifügte; er las gewöhnlich von 7—9 Uhr, im Winter wie im Sommer. Auch verengerte er den Cyclus seiner Lehrgegenstände, indem er nur über Logik, Metaphysik, Naturrecht, Moral, natürliche Theologie, Anthropologie und physische Geographie las, außerdem nur, wenn ihn die Reihe traf, ein publicum über Pädagogik hielt. Pünktlichkeit war ihm in hohem Grade eigen, so daß er weder zu spät kam, noch Vorlesungen ausfallen ließ: einer seiner Biographen versichert, innerhalb neun Jahren sei nicht eine einzige Stunde ausgefallen. Sein Vortrag muß nach den vorliegenden Berichten überaus anziehend gewesen sein, selbst in den rein philosophischen Kollegien, indem er das Resultat der tiefsinnigsten Spekulation auf eine ebenso kunstvolle wie lebhafte und lichtvolle Weise vor den Zuhörern allmählich erstehen ließ. Seine Vorlesungen über Geographie, Moral und Anthropologie wurden nicht bloß von Studierenden aller Fakultäten, sondern auch von gereiften Männern besucht, die über Religionsphilosophie vorzugsweise von Theologen.

Das sah er auch gern, weil er dadurch „zu einer vernünftigen Aufklärung" beitragen wollte. Seine Stimme war schwach und würde das große Auditorium für die öffentlichen Vorlesungen kaum ausgefüllt haben, wenn nicht die große Achtung, die ihm entgegenkam, jede noch so geringfügige Störung ferngehalten hätte. Kant pflegte im Kolleg vor einem Pulte zu sitzen, über das er hinwegsehen konnte, um beim Vortrage einen in der Nähe sitzenden Zuhörer zu fixieren. Diese Gewohnheit hatte die eigenthümliche Folge, daß er bisweilen zerstreut, ja selbst verwirrt wurde, wenn er an dem ins Auge Gefaßten irgend eine Unordnung oder etwas Auffallendes wahrnahm. Bekanntlich hat ihn einmal das Fehlen eines Knopfes am Rocke in solche Verlegenheit gebracht. Kants Verhältniß zu der studierenden Jugend war überhaupt von der besten Art, indem sich der Ernst des Lehrers mit dem wärmsten Wohlwollen für die Jugend verband. Das zeigte sich namentlich bei der Verwaltung der akademischen Aemter des Dekanats und Rektorats, von denen er das erste sechsmal, das zweite zweimal selbst verwaltete, als ihn nach damaliger Sitte die Reihe traf. Bei den Examinibus, die früher die Stelle der Abiturientenprüfungen vertraten, und von den Dekanen abgehalten werden mußten, war er mild, insofern es sich um die Masse von Kenntnissen handelte, streng in Bezug auf die wissenschaftliche Befähigung. Dem akademischen Leben aber gönnte er die möglichste Freiheit und war ein Feind künstlicher und ängstlicher disciplinarer Vorschriften, indem er sagte: „Bäume, wenn sie im Freien stehen und im Wachsthum begriffen sind, gedeihen besser und tragen einst herrlichere Früchte, als wenn sie durch Künsteleien, Treibhäuser und confiscierte Formen dazu gebracht werden sollen." Sonst

hielt er in akademischen Angelegenheiten gern an den bestehenden Normen und Gebräuchen fest und wehrte sich kräftig gegen Neuerungen, die ihm unbefugt schienen; seine letzte amtliche Handlung im Jahre 1798 war ein Protest gegen eine solche Neuerung, durch welche dem Senat stimmfähige Adjunkten zum Ersatz für die ältesten Mitglieder beigegeben werden sollten, die an den Sitzungen nicht mehr Antheil nahmen und deshalb nur schriftliche Voten abgaben. An der Ausarbeitung der Fakultätsgutachten hatte er seines Faches wegen nur in seltenen Fällen Antheil, dies namentlich, wo es sich um naturwissenschaftliche Fragen handelte. So finden wir ihn im Jahre 1774 thätig für die Errichtung von Blitzableitern, deren erster damals in Königsberg auf einem neu erbauten Kirchthurme angebracht werden sollte. Aber wie es zu gehen pflegt, verstrichen Jahre über den Verhandlungen, und erst 1783, als die Kirche abermals durch den Blitz beschädigt worden war, wurde die Absicht zur That.

Im Jahre 1783 kaufte er sich, nachdem er bisher zur Miethe, einige Jahre bei dem Buchhändler Kanter, gewohnt hatte, ein eigenes Haus in der Prinzessinstraße: noch jetzt erinnert eine Gedenktafel daran mit der Inschrift: „Immanuel Kant wohnte und lehrte hier von 1783 bis 1804." Hier richtete er sich seine eigene Haushaltung ein und pflegte sich täglich einen oder zwei Tischgäste zu laden, niemals aber mehr als fünf, da er sich nur auf 6 Personen mit Geräth versehen hatte: Sonntags aß er regelmäßig bei dem ihm befreundeten Kaufmann Motherby. Zu seinen regelmäßigeren Tischgenossen gehörte namentlich sein Schüler und Freund, der Professor Kraus, der ihn auch häufig auf seinen Spaziergängen begleitete.

So hatte er den Höhepunkt seines Wirkens und Schaffens erstiegen, weithin war sein Name als einer der ersten seines Jahrhunderts gedrungen, da sollte er im Vaterlande selbst noch schwere Kränkung erfahren. Er stand im Begriff, nachdem er seine philosophischen Hauptwerke veröffentlicht, auch seine Studien über Politik, allgemeines Staatsrecht und Religionsphilosophie herauszugeben. Dies fiel in die Zeit, da in Frankreich die große Staatsumwälzung eintrat und in Preußens innerer Verwaltung, namentlich im Kirchenwesen, ein folgenreicher Umschwung hervorgerufen wurde. Wenn Kant die ersten Anfänge der französischen Revolution, die zuerst und von allen Einsichtsvollen für nothwendig gehaltene Reformen erstrebte, freudig begrüßte, so that er nur, was viele andre edle Männer thaten: haben wir doch auch Klopstock als Lobredner der ersten Stadien jenes später so grauenvollen Ereignisses kennen lernen. Was Preußen betrifft, so wurde bekanntlich bald nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II. der Minister von Zedlitz der Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten enthoben, und an seine Stelle der frühere Prediger Wöllner zum Minister ernannt. Nicht minder bekannt sind dessen Edikte, deren erstes vom 9. Juli 1788 jede Abweichung von den in den symbolischen Schriften festgestellten Dogmen mit schwerer Strafe bedrohte, während das zweite vom 19. Decbr. sowohl die Censurvorschriften für im Inlande zu druckende Schriften verschärfte, als auch alle aus andern Staaten eingeführten Schriften einer strengen Aufsicht unterwarf. Wenn man erwägt, von welchen Gesichtspunkten die frühere Verwaltung gerade auf diesem Gebiete ausgegangen war, so ermißt sich leicht, wie groß der damit gegebene Umschwung war, und wie er alle die ärgerlichen Erscheinungen mit sich bringen mußte, die im Gefolge solcher principiellen Wandlungen zu sein pflegen.

Die Helfershelfer der neuen Stimmführer überboten sich gegenseitig im Eifer, alles irgendwie gefährlich Scheinende zu unterdrücken, und es lag nahe genug, daß die Philosophie in erster Linie verdächtig ward. In der That wurde schon im Jahre 1790 bei dem Könige von dem Oberkonsistorialrathe Woltersdorff beantragt, dem Begründer der kritischen Philosophie alles fernere Schreiben zu untersagen: Kant selbst erhielt über diesen ersten, allerdings verunglückten Versuch seiner Gegner Nachricht aus Berlin. In der ersten Zeit war eben die günstige Stimmung, die ihm noch 1789 selbst von Wöllner die oben erwähnte Gehaltszulage (220 Thlr.) gewährt hatte, noch übermächtig.

Daß dies auf die Dauer nicht stattfand, läßt sich wohl zum guten Theil aus den allgemeinen Zeitverhältnissen erklären, zumal aus der Wendung, die die französischen Staatsangelegenheiten nahmen. Die Besorgniß, daß die französischen Ideen auch in Deutschland um sich greifen möchten, war gewiß nicht ungerechtfertigt, aber die Maßregeln, welche man ergriff, konnten nur dazu beitragen, die schweren Leiden, die über Deutschland kommen sollten, vorzubereiten, sie gewissermaßen möglich zu machen. Nun sollte jede freiere Ansicht in staatlichen Angelegenheiten als Aeußerung des Jakobinerthums, jede freiere religiöse Ueberzeugung als glaubensfeindlich gelten, Politisches und Kirchliches ward in tendenziöser Weise mit einander vermischt. Es kam eine Zeit der Verdächtigungen und der Heuchelei, die allezeit hervorgerufen wird, wo man Innerliches nach äußerem Maßstabe messen will, eine Zeit, deren Nachwehen sich noch bis in die Zeiten der Schlacht bei Jena und des Tilsiter Friedens erstreckten. Das schon erwähnte Censurgebot wurde verschärft, und 1794 ein neues strenges Edikt

benutzte diesen verspäteten Anfang zu einer feierlichen Kundgebung ihrer Verehrung für den hochverdienten Lehrer, indem sie in festlichem Aufzuge vor seinem Hause erschien.

Aber auch jetzt hörte er nicht auf, rastlos thätig zu sein, soweit es die abnehmende Kraft irgend gestattete. Am 16. Nov. 1797 starb König Friedrich Wilhelm II., und unmittelbar nach dem Regierungsantritte seines Nachfolgers wurden die Censurbedrückungen aufgehoben. Kant nahm hierbei Veranlassung, das Verhältniß der theologischen zur philosophischen Fakultät näher zu beleuchten, sowie die Frage zu beantworten, ob das menschliche Geschlecht beständig zum Besseren fortschreite, dies in Bezug auf das Verhältniß der juristischen Fakultät zur philosophischen. Diese beiden Abhandlungen, sowie eine dritte, die durch die Beschäftigung mit Hufelands bekannter „Kunst das menschliche Leben zu verlängern", hervorgerufen war, bildeten den im Jahre 1798 erscheinenden „Streit der Fakultäten", in welchem sich auch die früher erwähnte Erwiderung auf den Kabinetsbefehl vom 1. Okt. 1794 befindet. In demselben Jahre beschloß er seine öffentliche Wirksamkeit durch die Herausgabe seiner Anthropologie, die schon zur Ostermesse 1800 in zweiter Auflage erscheinen mußte. Noch hoffte er zwar, seine Arbeiten über physische Geographie zusammenstellen zu können, aber er mußte sich für diesen Zweck, sowie für die Ordnung andrer Kollectaneen der Hülfe jüngerer Kräfte bedienen. Jäsche*) gab die Logik, Professor Rink die physische Geographie und Pädagogik heraus. Er selbst arbeitete in den letzten Jahren seines Lebens nur noch an einem „System der reinen Philosophie in ihrem ganzen Inbegriffe", auf das er selbst großes Gewicht gelegt zu haben scheint. Ob die mit der Revision

*) Später Professor und Staatsrath in Dorpat.

dieser Papiere Beauftragten Recht hatten, in dem starken Manuskripte nur Wiederholungen und ungeordnete Gedanken, also ein Produkt der Altersschwäche zu sehen, läßt sich darum nicht mehr entscheiden, weil das Manuskript spurlos verschwunden ist.

Allerdings nahm im Jahre 1802 seine geistige Kraft zusehends ab, insbesondere das Gedächtniß, so daß er zu mancherlei Hülfsmitteln seine Zuflucht nehmen mußte, zu Notizbüchern, in denen er die Tagesgeschäfte, und was ihm in Gespräch und Lektüre aufstieß, verzeichnete. Auch seine bisher streng eingehaltene Tagesordnung, nach der er um 5 Uhr aufstand und um 10 Uhr zu Bett gieng, mußte er zu Gunsten längerer Ruhe ändern. Doch half auch dies der zunehmenden Schwäche nur vorübergehend ab, indem die Füße ihm den Dienst zu versagen anfiengen. So brachte er die meiste Zeit im Stuhle sitzend zu, da selbst kürzere Spazierfahrten ihm bald lästig wurden. Im Winter auf 1803 vermehrten sich seine Beschwerden, die Schlaf- und Appetitlosigkeit nahm so überhand, daß er sein Ende herbeizuwünschen begann: doch besserte sich der Zustand wieder, so daß er seinen letzten Geburtstag im Kreise von Freunden feiern konnte. Bald darauf trat aber wieder eine solche Verschlimmerung ein, daß er, um den ihn quälenden Beängstigungen zu entgehen, an eine Reise ins Ausland dachte: ein seltsamer Gedanke gerade für ihn, der kaum über Pillau hinausgekommen war. Natürlich blieb es bei dem Projekt. Im September nahm er seine einzige noch lebende Schwester, die Wittwe eines Handwerkers, Frau Theuer, zu sich, die trotz ihrer 73 Jahre noch rüstig genug war, des Bruders Pflege zu besorgen. Bald darauf fieng auch seine Sehkraft zu sinken an (auf dem linken Auge war er schon vor 20 Jahren erblindet), und die Sprache ward un-

das gleiche Streben auf die Jüngeren fortzupflanzen. Ueberaus groß war sein Reichthum an Ideen, die er im mündlichen Vortrage, auf dem Lehrstuhl wie im geselligen Kreise der Freunde entwickelte, und der alle Sphären des menschlichen Lebens umfaßte. Eigen war ihm eine wunderbare Heiterkeit des Gemüths, der Glaube an die wachsende Veredlung der Menschheit, der bei ihm zur religiösen Ueberzeugung wurde. An dem öffentlichen Gottesdienste nahm er nur selten Theil, und in späteren Jahren fast nur, wo es das Amt mit sich brachte. Theils war in der zweiten Hälfte seines Lebens in ihm die Richtung auf das Praktische in allen Stücken vorherrschend, theils war seine religiöse Stellung überhaupt eine eigenthümliche. Er hielt die Religion für ein Bedürfniß des Einzelnen wie ganz besonders des sich als Staat zusammenfassenden Volkes und nannte es darum einen unbescheidenen Unfug, Zweifel gegen die Glaubenslehren im Volksunterricht und in populären Schriften zu wecken und zu nähren; auch galt ihm die Bibel als ein unübertreffliches und auf unabsehbare Zeiten hinaus ausreichendes Leitmittel zur Erhaltung einer Religion, deren wahrhafte Absicht die Besserung der Seele sei.

Wenn es sich aus Kants durchaus wahrhaftem und allem Scheine abholdem Charakter erklärt, daß er kein Freund der Beredsamkeit war, die ihm eine gefährliche und täuschende Kunst schien, so ist seine Gleichgültigkeit, ja fast Abneigung gegen die Musik wohl auf Rechnung mangelnder Anlage zu setzen. Daneben mag denn wohl seinem Streben nach Klarheit des Denkens und Empfindens der weniger bestimmte Eindruck, den die Musik zu machen pflegt, nicht adäquat gewesen sein. Eine solche — vom allgemeinen Standpunkte aus freilich einseitige — Stellung nahm er auch der schönen Litteratur gegenüber ein, in der ihn sati-

rische und didaktische Schriften am meisten anzogen: obwohl Goethe's und Schillers Meisterwerke zum Theil noch in Kants Zeit fielen, scheint er doch mit ihnen wenig bekannt gewesen zu sein. Seine ausgebreitete Lektüre betraf außer philosophischen Schriften namentlich das Gebiet der Naturwissenschaft, Medicin und der Reisebeschreibung. Sein Interesse an den politischen Verhältnissen haben wir schon erwähnt; in seinen Grundsätzen war er in gutem Sinne liberal, ein Freund der vernünftigen Freiheit und des Fortschrittes. Aber er lehrte und übte auch den Gehorsam gegen die Obrigkeit und das Festhalten an der bestehenden Ordnung, wenn sich diese durch die Erfahrung bewährt hatte; er war ein selbstdenkender, aber treuer Unterthan und warmer Freund des Vaterlands. So war er nicht bloß Philosoph und Gelehrter, sondern auch ein Charakter, ein Mann, und kein höheres Lob kann ihm gezollt werden, als das, daß er lebte wie er lehrte.

Vielleicht ist es unsern Lesern nicht uninteressant, auch seine äußere Lebensweise in einer Skizze veranschaulicht zu sehen. Ihre erste Eigenschaft war strenge Regelmäßigkeit, von der er nur in den dringendsten Fällen abwich. Im Winter wie im Sommer ließ er sich von seinem Diener, den er 30 Jahre lang bei sich hatte und dem er selbst, nachdem er ihn wegen Trunksucht und Untreue hatte entlassen müssen, eine Unterstützung in seinem Testamente anwies, früh 5 Uhr wecken, und gestattete sich bis in die spätesten Lebensjahre auch nicht die geringste Zögerung. Von dem einfachen Frühstück begab er sich bis zu dem Beginn der Vorlesungen an den Arbeitstisch und arbeitete nach den Vorlesungen wieder bis gegen ein Uhr, wo er sich zum Essen ankleidete; Sonntags und in den Ferien blieb er den ganzen Vormittag an der Arbeit. So lange er keinen eigenen Haushalt führte, nahm er sein Mittagsmahl in einem Gast-

hause ein, wechselte aber das Lokal, wenn er bemerkte, daß man ihn dort aufsuchte, um ihn durch Einwürfe und Fragen in Anspruch zu nehmen. Bei Tische wollte er frei sein und sich erholen, weshalb er gern lange in heiterem Gespräche dabei verweilte, am liebsten in einer aus Männern verschiedener Berufskreise zusammengesetzten Gesellschaft. Dem einfachen, aber schmackhaft bereiteten Mahle folgte ein Spaziergang, an dem er sich selbst durch das ungünstigste Wetter nicht hindern ließ; noch heute heißt ein von ihm besonders häufig betretener Weg in Königsberg der Philosophendamm. Heimgekehrt las er dann in litterarischen Novitäten und in Journalen und politischen Blättern, auf welche letztere er oft so begierig war, daß er sich des Vormittags eine Unterbrechung seiner Arbeit gestattete. Zwischen neun und zehn Uhr begab er sich zur Ruhe, ohne vorher zur Nacht gegessen zu haben. In seiner Kleidung hielt er auf Sauberkeit und sogar auf Zierlichkeit, ohne dabei modisch und luxuriös zu werden; den Degen trug er so lange, als es für Beamte Sitte war. Seine häusliche Einrichtung war höchst einfach. Im unteren Stockwerke des nicht großen Hauses befand sich sein Hörsaal, im oberen, das vier, meist kleine Zimmer enthielt, war sein Studier-, Speise-, Schlaf- und Besuchszimmer.

Daß Kant unverheirathet blieb, hatte seine Ursache in nichts weniger als in einer Abneigung gegen die Frauen und den Ehestand. Vielmehr sprach er von den Frauen stets mit großer Achtung, obschon er sie für geneigt zur Herrschsucht hielt, und hielt den Ehestand hoch in Ehren. Auch war er zweimal nahe daran, ein Ehebündniß zu schließen: beide Male hat zögernde Zurückhaltung und bedenkliches Erwägen der ökonomischen Verhältnisse den Gedanken nicht zur Ausführung kommen lassen.

Eigentliche Reisen hat er nie gemacht, wenigstens nicht über Ostpreußen hinaus, und selbst kleinere Ausflüge zu befreundeten Familien blieben Seltenheiten. Seine Korrespondenz beschränkte er gern auf das Nothwendige, Amtliche, und stand daher fast mit Niemand in regelmäßigem Briefverkehr. Desto lebhafter waren seine persönlichen Beziehungen in Königsberg selbst, wobei er sich keineswegs auf Gelehrte beschränkte, sondern ebensogern mit Officieren, Beamten, Kaufleuten verkehrte. Wir sehen ihn in Verbindung mit den Professoren Kraus, Pörschke, Rink, Hasse, Hagen, Gensichen, Schulz, mit den Kaufleuten Green, Motherby, Hay, Jacobi, Toussaint, den Buchhändlern Kanter und Nicolovius, mit Hirzel, Scheffner, Borowsky, Hamann, Jachmann, Vigilantius, Wasianski, mit dem Grafen Kayserling und dem Oberpräsidenten von Schrötter, mit den Generalen Graf Henkel, von Brünneck, Herzog von Holstein-Beck und Meier. Dagegen waren ihm Besuche vornehmer Leute oder Durchreisender, die wesentlich auf Neugierde beruhten, höchst fatal, und er war oft kaum zu bewegen, solche Gäste vor sich zu lassen.

Auch seiner Bereitwilligkeit zur Unterstützung Anderer müssen wir gedenken, mit der er fortwährend einen nicht unansehnlichen Theil seiner Einnahme an Verwandte und an verschämte Arme abgab. Daß er dies vermochte, hatte er außer der eigenen Thätigkeit und Ordnungsliebe der freundschaftlichen Unterstützung des Kaufmanns Green zu danken, der Kants erstes Ersparniß umsichtig verwaltete und so die Grundlage zu seinem Vermögen schuf. Bei seinem Tode hinterließ er im Ganzen 21,539 Thaler, über die er in seinem Testamente, nach Abzug einiger Legate, zu Gunsten der zurückgebliebenen Kinder seiner Geschwister verfügte.

Wir haben noch seiner schriftstellerischen Thätigkeit aus

den Jahren 1770—1792 zu gedenken, der eigentlichen Glanzperiode seines Wirkens. In die Zeit von 1770—1780 fällt nur eine kürzere Abhandlung: „von den verschiedenen Racen der Menschheit," da er mit der Ausarbeitung seines philosophischen Systems beschäftigt war. Als erste Frucht dieser langen Studienzeit erschien 1781 seine berühmte, in der Geschichte der Philosophie Epoche machende „Kritik der reinen Vernunft". Dieser folgten 1783 die „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können", und außer einer Reihe kürzerer philosophischer und physikalisch-geographischer Abhandlungen 1785 die „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten". 1786 erschienen die: „Metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft"; 1788 die Abhandlung „über den Gebrauch theologischer Principien in der Philosophie" und die „Kritik der praktischen Vernunft". 1790 veröffentlichte er die „Kritik der Urtheilskraft", sowie die Aufsätze „über eine Entdeckung, nach der alle neue Kritik der Vernunft durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll", und „über Schwärmerei und die Mittel dagegen". 1791 brachte: „über das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee"; 1792 und 1793: „vom radikalen Bösen in der menschlichen Natur in der Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft aufgenommen", und: „über den Gemeinspruch: das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis". Der Schriften der späteren Jahre, namentlich der sein philosophisches Lehrgebäude abschließenden, haben wir oben bereits Erwähnung gethan.

Der Aufgabe, die Wirksamkeit und Bedeutung eines Mannes wie Kant in der ihm gebührenden Weise zu würdigen, fühlen wir uns nicht gewachsen. Denn sie ist nicht nur eine umfassende, das gesammte geistige Leben der Nation unmittelbar und mittelbar bewegende, sondern sie macht

auch eine Menge von Voraussetzungen in Bezug auf die Geschichte der Wissenschaften und insbesondere der Philosophie. Gerade in unsrer Zeit aber ist das Studium dieser Fundamentalwissenschaft nicht mehr in dem Ansehen, das ihm gerade durch Kant und seine Nachfolger Fichte, Schelling und Hegel zu Theil ward, und ist sogar theils von der naturwissenschaftlichen, theils von theologischer Seite her angefeindet worden. Damit wächst die Schwierigkeit, in den engen Grenzen, die unseren Darstellungen gezogen sind, gerade derjenigen Seite der Kantischen Wirksamkeit näher zu treten, welche die unmittelbarste und tiefgreifendste ist, der philosophischen. Für das Verständniß der Kantischen Philosophie und Kant's als des Begründers eines neue Bahnen brechenden philosophischen Systems müssen wir deshalb auf die Geschichte der Philosophie und auf die dem Kantianismus oder transcendentalen Idealismus besonders gewidmeten ausführlicheren Darstellungen verweisen. Was uns aber bestimmt hat, den Philosophen Kant unter die Reihe der deutschen Schriftsteller aufzunehmen, deren Lebensbilder wir in dem Bewußtsein der Zeitgenossen zu erhalten wünschen, ist weder seine Bedeutung als Begründer eines Systems, noch als Prosaist. In Bezug auf die Form seiner meisten und namentlich der größeren Schriften zeichnet er sich nicht einmal durch große Sorgfalt des Stiles aus, so daß er keinen Anspruch hat, als ein deutscher Prosaist ersten Ranges zu gelten. Weit wichtiger für uns ist er in einer andern Beziehung, durch den gewaltigen Einfluß, den er auf seine Zeit und mehr noch auf die folgende Generation ausgeübt hat. Männer aber, welche dem geistigen Leben der Nation Impuls und Richtung geben, können, selbst wenn sie, wie dies bei Kant der Fall, der poetischen Litteratur nichts unmittelbar bringen, ja selbst ihr fremd

bleiben, unmöglich ohne Bedeutung für die Litteraturgeschichte sein. In diesem Sinne steht Kant auch der poetischen Litteratur nahe. Haben wir schon gesehen, wie stark der Eindruck war, den Herder von Kant empfieng, so dürfen wir nur noch auf die mächtige Wirkung hindeuten, welche die Kantische Philosophie auf Schiller ausübte und in diesem gerade die Glanzperiode seines dichterischen Schaffens vorbereitete.

Aber auch die Dichtung ist ja nur ein Kind ihrer Zeit, eng verwebt mit den diese bewegenden Strömungen, ihren Richtungen folgend und selbst nur völlig zu verstehen, wenn auch ihre Zeit verstanden wird. Damit ergibt sich die weitere und zugleich gewichtigste Beziehung Kants zur deutschen Litteratur, denn von ihm und von seiner Philosophie aus verbreiteten sich mächtig wirkende Einflüsse nach allen Sphären des deutschen Geisteslebens. Mit ihm beginnt ein neues Stadium des wissenschaftlichen Lebens, beruhend auf einer strengeren Scheidung der einzelnen Gebiete und Thätigkeiten, beginnt insbesondere ein gewaltiger Aufschwung der sittlichen Idee, sich gipfelnd in Kants berühmtem kategorischen Imperative. Diese Strenge der Kantischen Sittenlehre trat den herrschenden Richtungen in Litteratur und Leben entschieden entgegen, der laxen Weise Wielands und der Anakreontiker, wie den Sentimentalitätsdichtern und Subjektivisten. Die von Kant ausgehenden Einflüsse bekämpften den Pietismus und Mysticismus sowohl als den reindiesseitigen Materialismus. Wenn gerade in den Ostseeprovinzen später der erste große nationale Aufschwung stattfand, so darf sicher nicht übersehen werden, daß die Männer, die an die Spitze traten, fast alle sich mit Freuden als Kants Schüler bekannten. Aus dem Kantischen Streben nach wahrer um ihrer selbst willen gewollter Sittlichkeit floß mit die gewaltige Kraft, von der

die deutsche Jugend des Jahres 1813 und der diesem folgenden erfüllt war. Es ist daneben freilich auch zu bemerken, daß die in der Kantischen Lehre erfolgte Scheidung von Religion und Moral wiederum zu einer Einseitigkeit führen mußte, und darum ist das Aufblühen der sogenannten rationalistischen Richtung mit auf Rechnung des Kantianismus gesetzt worden. Auch hier handelt es sich um Begriffe, die so verschiedenartig ausgelegt worden, daß ein Urtheil über diese Seite der Kantischen Wirksamkeit nicht leicht zu fällen ist. Wie er selbst zu dem Christenthum stand, haben wir oben dargelegt: aber wir dürfen doch nicht vergessen, daß er ein Kind seiner Zeit war, und dürfen im Hinblick auf die ewige Weisheit, die auch unsre geistigen Bahnen lenkt, glauben, daß er seiner Zeit das wurde, was er ihr zu ihrem Nutzen werden sollte. Denn auch der viel angefeindete „Rationalismus“ hat seine Segnungen mit sich gebracht, und wenn er auf der einen Seite viel zu wünschen übrig gelassen, so hat er auf der andern, und gerade da, wo er Kants Anregungen folgte, nicht wenig geleistet. Endlich aber ist Kant selbst nicht mit denen zu verwechseln, die absichtlich oder mißverständlich über ihn hinausgiengen, und indem sie das in ihm liegende negative Moment weiter förderten, die gewaltige Position liegen ließen, die in seinem Hinwirken auf Sittlichkeit und Uebereinstimmung des Menschen mit sich selbst gegeben war.

Das Denkmal, welches ihm in Königsberg gesetzt werden soll, wird nach den neuesten Nachrichten nunmehr, nachdem die Statue selbst schon längere Zeit vollendet, in nächster Zeit zur Aufstellung gelangen, und der Vaterstadt des großen nordischen Philosophen zur Ehre und Zierde gereichen.

---

# August Wilhelm Iffland.

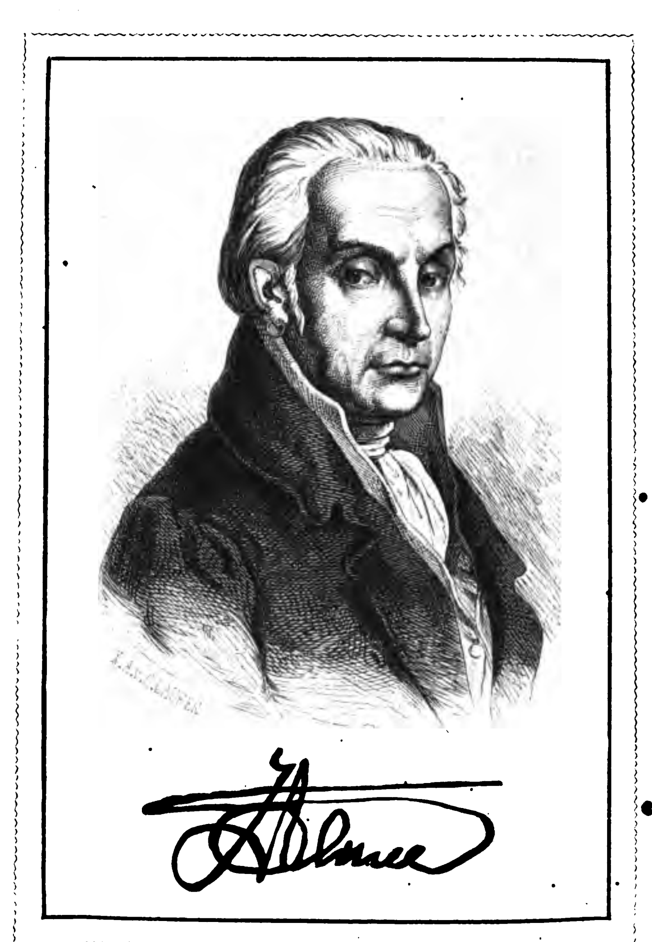
Drei Männer sind es, welche in der Geschichte des deutschen Theaters und der deutschen Schauspielkunst im vorigen Jahrhunderte in erster Linie glänzen und als Begründer der modernen Schauspielkunst gelten dürfen: Konrad Eckhof (1720—1778), Fr. L. Schröder (1744—1816) und August Wilhelm Iffland (1759—1814). Wir wählen den dritten, das jüngste Glied dieses Triumvirats, um die Entwickelung der mit den litterarischen Verhältnissen so eng verbundenen theatralischen Zustände uns zu veranschaulichen, da wir in Iffland nicht bloß einen Schauspieler und Theaterleiter ersten Ranges zu erblicken haben, sondern auch einen fruchtbaren dramatischen Schriftsteller, der eine Zeit lang das Repertoire der Bühnen fast in demselben Grade beherrschte, wie heut zu Tage Frau Birch-Pfeiffer, und da gerade Iffland's Leben uns vielfach mitten in die litterarischen und politischen Strömungen jener Zeit versetzt.

Von den Verhältnissen der Ifflandschen Familie wissen wir nur wenig: sein Vater war ein angesehener und wohlhabender Archivbeamter in Hannover, woselbst unser August Wilhelm am 19. April 1759 geboren wurde. Aus seiner Selbstbiographie*) geht hervor, daß er schon

*) Meine theatralische Laufbahn. Leipzig 1798.

als Kind eine lebhafte Einbildungskraft besaß und für sinnliche Eindrücke höchst empfänglich war. Der Festlichkeiten, welche 1763 die Ankunft des bekannten Herzogs Ferdinand von Braunschweig in Hannover verherrlichten, und denen er auf dem Arme der Kindermagd beiwohnte, erinnerte er sich später noch lebhaft. Wochenlang standen ihm die glänzenden Kirchenfenster, der mächtige Triumphbogen, die Menschenmenge noch vor Augen, und des Kindes liebste Beschäftigung war noch lange nachher, aus Stühlen und Bänken die Ehrenpforte wieder zu erbauen, zu beleuchten und das rothe Mäntelchen wieder umzuhängen, das an jenem Abend so herrlich geglänzt hatte. Einen noch größern Eindruck machte der erste Besuch des Schauspiels, der in sein sechstes Lebensjahr fiel: er sah den malade imaginaire und ein Ballet von der Ackermann'schen Gesellschaft. „Die Musik, das Hinaufrollen, das Verschwinden des großen Vorhanges dünkte mich eine Zauberei. Der große, freundliche, helle Raum hinter dem Vorhange war mir unerwartet. Als er von wohlgekleideten Menschen betreten wurde, als diese sprachen, lachten, als in dem hellen Raume eine Handlung vorgieng wie zu Hause, so war ich ganz außer mir vor Bewunderung und Freude. Das zierliche Benehmen der Personen dünkte mich so reizend, so vornehm, so ehrwürdig. Man erklärte mir, daß sie das Alles auswendig gelernt hätten. Nun staunte ich sie an, wie hohe besondere Wesen." Das Ballet dagegen gefiel ihm gar nicht: er konnte es nicht begreifen, daß die Leute nicht sprechen wollten und hielt es sogar für ungezogen, daß sie in dem großen, schönen Zimmer beständig sprangen und liefen. Natürlich begann nun zu Hause das Nachahmen; die Fenstervorhänge mußten das Aufziehen und Sinken des Vorhanges darstellen, und als ihn die Geschwister darüber

auslachten, that er es heimlich, als ob er dadurch das schöne Bild wieder herbeizaubern könnte, das sich im Theater hinter dem Vorhange enthüllt hatte. Wie sehr mußte es ihn betrüben, als er sah, daß die Andern seine Begeisterung nicht theilten, ja daß sie von den edeln Wesen, welche hinter dem Vorhange erschienen waren, verächtlich sprachen! Den Eltern mochte dieser Theaterenthusiasmus doch nicht ganz recht sein, und sie ermahnten daher den Knaben, der Sonntags die Kirche zu besuchen pflegte, lieber über das nachzudenken, was er hier sähe und hörte. Das brachte den Kleinen darauf, die Kirche mit dem Theater zu vergleichen und zu versuchen, ob er nicht die Theaterstimmung in der Kirche erneuern könnte. „Ich freute mich — erzählt uns Iffland selbst — auf den nächsten Sonntag und gieng munter und rasch den Kirchweg hin. Die große Orgel und der volle Gesang gaben mir an diesem Tage ein Gefühl, das ich dabei noch nie empfunden hatte. Vorher war mir beides nur wie Lärm und Geschrei vorgekommen. An dem Tage war es anders. Aber was es war, und wie es war, das konnte ich mir nicht sagen; doch schien es mir viel mehr zu sein als die Musik in der Komödie. Nun trat der Prediger auf die Kanzel. Ich stand auf und wollte ihn mit denen vergleichen, die aufgetreten waren, als sich der Vorhang hinaufgeschwungen hatte. Aber eben das fehlte mir bei seiner Erscheinung. Es gieng kein Zauberwerk vor seinem Auftreten vorher. Er stand allein, er stand im Dunkeln, in einem engen Raume, bedeckt bis an die Brust, und beschattet von einer aufgethürmten finstern Masse über seinem Haupte stand er da. Er sprach nicht wie andre Menschen; er sang in einem heulenden Jammertone. Niemand antwortete ihm, und Menschen waren eingeschlafen. Wie reizend standen dagegen die zierlichen ge-



schmückten Lichtgestalten, welche sprachen wie andere Menschen, sich antworteten und bewegten wie andere Menschen, vor meiner Einbildungskraft da!"

Im Jahre 1767 kam die Sayler'sche Gesellschaft nach Hannover, bei der sich Eckhof befand und erhielt das kleine Schloßtheater zur Benutzung eingeräumt. Für Iffland lag darin, daß man solche Räume hergab, der unwidersprechliche Beweis, daß das ganz außerordentliche Menschen sein müßten. Die Gesellschaft machte auch großes Glück in Hannover, Ifflands ältere Geschwister erzählten von den trefflichen Darstellungen und beschäftigten sich Abends mit Lessings Dramaturgie: der jüngere Bruder hörte das Alles mit der größten Theilnahme, „verstand das Wenigste, aber fühlte Vieles". „Es muß etwas Seltenes sein — dachte er —, was kluge und gute Menschen in eine solche Bewegung setzen kann". Auch der Vater besuchte das Schauspiel und ward durch eine Darstellung der Miß Sara Sampson in seinem Vorurtheil gegen die Bühne sehr erschüttert, so daß er alle seine Kinder in das Theater schickte, dieses Stück zu sehen. Wie hoch auch die Erwartung unsers Iffland gespannt war, wie mächtig schon der Eintritt in das Haus, die Beleuchtung, die Zuschauermenge, die Musik auf ihn wirkte, der Eindruck der Vorstellung übertraf Alles. „Ich bin in Thränen zerflossen während dieser Vorstellung. Das Gute, das Edle wurde so warm und herzlich gegeben — die Tugend erschien so ehrwürdig! Die Leiden der Menschen kannte ich bis dahin nur aus Hübners biblischen Geschichten, oder von armen Leuten, welche Almosen empfiengen: von einer solchen Sprache hatte ich keinen Begriff. Eckhof als Mellefont, die Hensel als Sara, die Bäck als Marwood! Solch eine wahre, hinreißende Schilderung, diese Allmacht des Gefühls, welche jedes Gefühl

erregte und führte wohin es wollte — das reizte, erhob und überwältigte meine Seele. Ich war ganz aufgelöst — der Vorhang sank herab — ich konnte nicht aufstehen, ich weinte laut, wollte nicht von der Stelle, sprach zu Hause davon mit fremden Zungen, und war Niemand unangenehm, den mein Feuer umfaßte. Ich mußte meinem Vater Alles erzählen, er erzählte mir selbst davon, und seine edle Seele, sein väterliches Herz, das so weich zu empfinden wußte, wurde noch einmal in den Augenblick der Vorstellung selbst versetzt. Von diesem Augenblicke an ward mir der Schauplatz eine Schule der Weisheit, der schönen Empfindungen." Bald darauf sah er das Trauerspiel Rodogune, und wurde auch von diesem so erregt, daß der Vater ihn auf „ernste Dinge" verweisen mußte. Der Knabe flüchtete sich nun mit seinen Deklamationen zu den Geschwistern, von diesen zu den Dienstboten, that seinen Spielkameraden Alles zu Gefallen, damit sie ihn nur anhören möchten — endlich mußte er sich mit seiner Darstellung des Antiochus auf den Dachboden zurückziehen, wo er ganze Stunden mit seinen Monodramen zubrachte. Mit gleicher Lebhaftigkeit ergriff er auch die dramatische Lektüre; er las, was er nur bekommen konnte, kein Stück mit größerem Interesse als Romeo und Julie. Die Familie mußte auch hierbei intervenieren. Dafür las er dem Vater nun öfters Predigten vor, wobei es ihm freilich mehr um die Deklamation als um den Inhalt zu thun war. Da nun längere Zeit keine Schauspielergesellschaft nach Hannover kam, traten die Theaterideen wenigstens zeitweilig zurück, und es gieng in dem Unterricht, den er von einem Privatlehrer zu Hause erhielt, recht schön vorwärts. Besondere Freude machte ihm die Geschichte, deren hervorragende Charaktere sich in des Schülers Geist wohl oft zu Bühnenfiguren

wandeln mochten. Auch Romane bekam er zu lesen, namentlich die damals hochbeliebten Grandison'schen empfindsamen Romane, die großen Eindruck auf ihn machten. Noch größer war der Eindruck, den J. A. Schlegels, des Hannoverschen Superintendenten, Kanzelberedsamkeit machte, so groß, daß Iffland meint, wenn Schlegel ihm das Theater verboten hätte, so würde er sich sogar darein ergeben haben. Nun kam ihm der Gedanke, Prediger zu werden, und die häuslichen Deklamationsübungen wandelten sich in Predigtversuche um, die im Hause, und bei den Tanten und Basen großen Beifall fanden. Nur der Vater scheint der Sache auf den Grund gesehen zu haben. Als der Sohn einmal mit großer Emphase aus einem geistlichen Buche vorgelesen und die weiblichen Zuhörer, welche ein großes Kirchenlicht in ihm zu ahnen begannen, mächtig erbaut hatte, sagte der Vater zu ihm, daß ihn dieser Prunk des Lesens nicht erfreuen könne, da er eine große Eitelkeit verrathe. Der würdige Mann hatte damit den schwächsten Punkt in seines Sohnes Charakter ganz richtig getroffen.

Nach einiger Zeit starb der Lehrer, der bisher den Unterricht besorgt, und da sich trotz mancher Versuche kein geeigneter Nachfolger finden wollte, wurde der Knabe in eine öffentliche Schule geschickt. Hier wollte es aber gar nicht vorwärts gehen: es fehlte ihm in manchen Fächern, welche gerade die meiste Geltung in der Schule hatten, an den nöthigen Vorkenntnissen, und sich darin nachzubringen, dazu gebrach es ihm an Fleiß. Den Lehrern ward er gleichgültig; den Mitschülern um so mehr ein Gegenstand des Spottes, als er eine ziemlich hohe Meinung von sich besaß. So blieb es denn nicht aus, daß sich gerade einige schlechtere Schüler an ihn enger anschlossen, und angeregt durch die Lectüre des Peregrine Pickle von Smollet, sich mit ihm

in allerlei Jugendstreichen ergiengen. Dieses Treiben stand gerade in voller Blüthe, als wieder eine Theatergesellschaft nach Hannover kam und ihre Vorstellungen im Opernhause begann. Am ersten Theaterabend wurde Richard der dritte in der Weiße'schen Bearbeitung gegeben, Iffland wohnte der Vorstellung bei, aber schon war es nicht mehr das Stück, das ihn ausschließlich beschäftigte, sondern der Gedanke, selbst Schauspieler zu werden. Warum sollte er sich mit der grammatica Marchica plagen, wenn er doch Richard III. sein konnte? „Der Abend, in dem Augenblicke, entschied das Schicksal meiner Laufbahn." Die Inschrift auf dem Vorhange: curarum dulce levamen gab ihm Muth und Hoffnung. Nun war es erst recht vorbei mit der lateinischen Grammatik und den andern Schulstunden, auf das Theater und die theatralische Litteratur gieng sein Dichten und Trachten. Nicht eben zur Freude der Eltern; vielmehr suchten diese die wachsende Leidenschaft ihres Sohnes zu mildern und in andere Bahnen zu lenken. Als das nicht gelang, und bei der Anwesenheit der Schröder'schen Gesellschaft der Theaterenthusiasmus den höchsten Grad zu erreichen drohte, entschlossen sie sich, den Sohn von Hannover zu entfernen und seine fernere Bildung zunächst einem Geistlichen, dem Pfarrer Richter zu Springe, anzuvertrauen. Bei diesem, einem würdigen, feingebildeten, keineswegs einseitigen Manne verblieb er — wie er selbst berichtet, zu hohem Gewinne für seine geistige und sociale Bildung — bis zum Jahre 1775, wo er nach Hannover zurückkehrte. Bald ward die alte Neigung wieder übermächtig, wenn er sich auch bemühte, sie niederzukämpfen, um sich wirklich der Theologie zuzuwenden. Nunmehr suchte er auch praktische Vorbildung für den Schauspielerberuf, indem er in Gemeinschaft mit K. Ph. Moritz

(„Anton Reiser“) ein Dilettantentheater errichtete, auf welchem er mit großem Beifall spielte. Allmählich mochte seine Stellung im elterlichen Hause eine drückende werden, da die Wünsche und Absichten der Eltern seiner Neigung widersprachen, und manche ernste Mahnung an ihn gerichtet wurde. So machte er sich mit dem Gedanken vertraut Hannover heimlich zu verlassen und sich irgendwo einer Theatergesellschaft anzuschließen. Am 21. Februar 1777 wurde er aus dem Theater, das er vermuthlich gegen den Willen des Vaters besucht hatte, nach Hause gerufen, und den ihn begrüßenden Vorwürfen gesellte sich die bestimmte Androhung einer strengeren Behandlung hinzu. Das gab den Ausschlag. Am andern Morgen bat er um Erlaubniß, einen kurzen Ausflug in die Umgegend machen zu dürfen, nahm das Bild des Vaters mit sich und „gieng halb sinnlos aus dem väterlichen Hause in die Welt.“ Die Wanderung führte ihn zuerst nach Minden, von da nach Frankfurt, wo er kein Theater fand, nach Hanau, wo sich keine Aussicht auf Unterkunft eröffnete — er entschloß sich, nach Gotha gehen. Auf der mühseligen, entbehrungsreichen Reise dahin machte er die Bekanntschaft des im Jahre 1821 verstorbenen Darmstädter Hofkommissars Becker. Zu diesem sagte er damals*): „Ich habe Theologie studirt, und sollte mich entschließen, Pfarrer zu werden. Ich habe aber gegen diesen Stand aus der einzigen Ursache, weil es den Geistlichen oft obliegt, Kranke und Sterbende besuchen zu müssen, eine solche Abneigung und grenzenlose Furcht vor ansteckenden Krankheiten, daß ich mich um keinen Preis entschließen könnte, dieser meiner früheren Bestimmung

*) Vgl. Aus dem Leben zweier Schauspieler. Von J. Funck. Leipzig 1838. S. 180.

nachzukommen. Dagegen fühle ich mich hingezogen, Schauspieler zu werden, und bin deshalb auf dem Wege nach Gotha, wo ein gewisser Eckhof jungen Männern, die sich diesem Stande widmen wollen, Unterricht gibt."

Die Kluft, welche früher zwischen der Dicht- u. Schauspielkunst, zwischen der höheren Bildung und dem volksthümlichen Theater lag, hatten in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Gottsched und Karoline Neuber*) geschlossen. Der Bruch mit der schrankenlos phantastischen Willkür hatte freilich in das andere Extrem einer einförmigen Regelmäßigkeit und konventionellen Dressur geführt, die Bühne war französischem Einflusse überantwortet, das nationale Element zurückgedrängt, der Schauspielerstand zwar aus dem Stande der Verachtung, welche der Neuber ein ehrliches Begräbniß versagte, einigermaßen erhoben, aber noch nicht zu der Anerkennung einer Kunstgenossenschaft erhoben. Es war vor allen Andern Konrad Eckhof, der das begonnene Werk weiter führte und in richtigere Bahnen lenkte. Der Sohn eines Hamburger Stadtsoldaten, fast ohne alle Erziehung, hatte er durch redlichen Fleiß in untergeordnetsten Stellungen sich Bildung erworben, und seiner früh schon in ihm mächtig auftretenden Neigung folgend, sich der Schönemann'schen Theatergesellschaft angeschlossen. Im Allgemeinen noch in der französischen Deklamationsmanier der Leipziger Schule befangen, erhob er sich doch in ernsten Rollen deutscher und englischer Stücke über dieselbe und ward, wie er von kompetentester Seite genannt wird**), der Vater der deutschen Schauspielkunst. Nicht

*) Karoline Weißenborn, verehelichte Neuber, geb. zu Reichenbach 1692, gestorben 1761 zu Laubegast bei Dresden.

**) Ed. Devrient, Geschichte d. deutschen Schauspielkunst II, 88.

bloß die Größe des darstellenden Künstlers ist an ihm zu bewundern und hat ihm einen der ersten Ehrenplätze in der Geschichte des deutschen Theaters erworben, obschon für diese seine unmittelbare berufliche Thätigkeit Lessings Zeugniß laut genug spricht: es ist seine sittliche, man könnte sagen, religiöse Ueberzeugung von der Hoheit seiner Kunst, die sittliche Kraft und Reinheit, mit der er ihr nachstrebte, die ihn befähigte, den noch größeren Erfolg zu erringen, daß die Schauspielkunst und der Schauspielerstand durch ihn Achtung und Vertrauen gewann. Dieser Mann war nach einem langen Wanderleben 1775 zum technischen Direktor der ersten deutschen Hofbühne im engern Sinne, die durch die Kunstliebe des Gothaischen Hofes in Gotha begründet wurde, ernannt worden; er war es, an den sich der junge hülflose Iffland wandte. Ein Würdigerer hätte nicht gefunden werden können, den begeisterten und begabten Kunstjünger in den Beruf einzuführen; war auch Eckhofs schauspielerische Kraft schon gebrochen, so war doch seine künstlerische Begeisterung und Einsicht ungeschwächt genug, um Anfängern von Begabung für ihre ganze Zukunft Impuls und Richtung zu geben.

Ifflands Hoffnung wurde nicht getäuscht: er fand bei Eckhof freundliche Aufnahme und wurde von dem feinen Kenner auf das feinkomische Charakterfach hingewiesen. Am 15. März schon betrat er zum ersten Male die Bühne als Jude in dem „Diamant" von Engel. Sein großes mimisches Talent erregte bald Aufsehen, so daß der Theaterkalender auf 1779 schon meldete: „Herr Iffland wird, sonderlich im Fach der komischen Alten und überhaupt der Carricaturrollen einst ein guter Schauspieler werden. Die Bühne kann sich Glück zu der Acquisition dieses noch jungen, aber talentreichen Mannes wünschen." Der Aufenthalt in Gotha

wurde unserem jungen Künstler besonders angenehm durch die freundschaftliche Beziehung zu zwei gleichfalls jungen Berufsgenossen, die mit ihm auf längere Zeit vereint bleiben sollten. Es waren dies der 23jährige Beil aus Chemnitz, ein für humoristische Rollen außerordentlich begabter Schauspieler, und der 17jährige Beck, später als Liebhaber- und Heldenspieler bekannt. Eine überaus fröhliche und glückliche Zeit verlebten die drei Freunde in Gotha, ihre schauspielerische Studentenzeit. „Die ganze Welt war ihre Bühne, der nächtig stille Marktplatz wiederhallte von ihrem Haranguieren, auf tagelangen Wanderungen trugen sie ihre Studien durch Felder und Dörfer, in den Siebeleber Wald, in dem sie die Mondnächte, um ein zigeunerhaftes Feuer gelagert, in jugendlichen Schwärmereien verbrachten."*) Da starb am 16. Juni 1778 Eckhof, und die Bühne, welche bei schwachen Mitteln ohnehin sehr gute Kräfte eingebüßt hatte, gieng mehr und mehr zurück, bis sie im Herbste 1779 ganz aufgehoben wurde. Iffland dachte sich nach Hamburg zu begeben, um seine Ausbildung unter Schröders Leitung fortzusetzen. Als aber Kurfürst Karl Theodor durch den bekannten Freiherrn v. Dalberg das Mannheimer Hof- und Nationaltheater begründete, und das Eingehen der Gothaer Bühne zur Acquisition der dort frei werdenden besseren Mitglieder benutzen ließ, widerstand Iffland dem Zuge der Freundschaft nicht lange und folgte dem Beispiele von Beck und Beil. Ehe er an den neuen Bestimmungsort abgieng, begab er sich erst nach Hannover zu seiner Familie, die sich nunmehr mit seiner eigenmächtigen Berufswahl aussöhnte und ihn mit ihren Segenswünschen entließ.

*) Ed. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst III, 8.

Mit dem Eintritt in das Mannheimer Engagement begann nun für Iffland die Blüthezeit seines Wirkens als Schauspieler und Dramatiker, wie auf der andern Seite die Zeit seiner Wirksamkeit in Mannheim das goldene Zeitalter der dortigen Bühne war. Wenn in der Geschichte des Theaters von einer Mannheimer Schule die Rede ist, so bezieht sich dieser Ausdruck eben auf die von Iffland und seinen gleichgesinnten Kunstgenossen eingeschlagene Richtung. Die erste Zeit des neuen Theaters war eine sehr glückliche, da Hof und Stadt der Bühne Theilnahme und Beifall schenkte. Als aber der Hof nach München gieng, und viele angesehene Familien ihm dahin folgten, wurde das von dem Theaterpersonal gar lebhaft empfunden; es sank Muth und Freudigkeit, und Schröders gleichzeitiges Gastspiel wandte wohl diesem gefeierten Darsteller selbst wieder das lau gewordene Interesse zu, ließ aber desto größere Gleichgültigkeit gegen die Einheimischen folgen. Iffland, der in Folge größerer Schüchternheit Schröder weniger nahe gekommen war, empfand das schwer und dachte damals daran, Mannheim zu verlassen, gab diesen Plan aber wieder auf. Den erneuten und kräftigen Bestrebungen des Personals gelang es, das Publikum wieder zu gewinnen. Im Jahre 1781 schrieb Iffland sein erstes Stück, Albert von Thurneisen, das freundlich aufgenommen wurde. Am 13. Januar 1782 fand die erste Vorstellung der Räuber von Schiller statt, in welcher Iffland als Franz Moor den größten Beifall erntete. „Die Poesie des Erstaunlichen, in der schrankenlosen Verruchtheit des Charakters, vermochte er nicht zu erreichen, er legte darum die Rolle mit kaltem Raffinement satanischer Klügelei an, milderte so die ausgelassene Frechheit des Dichters und wußte die Steigerung der späteren Akte durch ein psychologisches Studium der

Uebergänge und durch die ihm eigenthümliche malerische Deklamation herbeizuführen."*) Schiller's eigenes Zeugniß bestätigt, daß gerade die schwierigste Rolle, die des Franz Moor, am trefflichsten gelang. Am 17. Januar 1784 folgte Fiesko, in welchem Iffland — obwohl mit weniger glänzendem Erfolge — den Verrina spielte, im April desselben Jahres Kabale und Liebe. Diesen jetzt üblichen Namen der „Luise Millerin" hatte Iffland dem Dichter vorgeschlagen, und dieser hinwiederum dem ersten mit größerem Beifall aufgenommenen Stücke Ifflands, „Verbrechen und Ehrsucht", das am 9. März 1784 gegeben wurde, diesen Titel ertheilt. Außer den eben genannten fallen auch die Schauspiele: „die Mündel," und „die Jäger", das wohl heute noch bekannteste Stück Ifflands, in die Jahre 1784 und 1785. Die Jäger wurden für das Privattheater des Fürsten von Leiningen zu Dürkheim geschrieben, und wie noch einige andere spätere, auch dort zuerst gegeben. Zeichnete sich Iffland vor vielen Kunstgenossen schon von Haus aus durch die feinere Bildung aus, die er aus dem elterlichen Hause in den Beruf hinübergenommen hatte, so fand dieser charakteristische Vorzug durch die lebhafte Beziehung zu der fürstlichen Familie eine wesentliche Förderung. Seine Gastspiele in Lübeck und Hamburg, wo Schröder ihn aufmunterte, ferner Stücke für die Bühne zu dichten, sowie in Frankfurt a. Main und Karlsruhe fanden reichen Beifall. Auf der Rückreise von Hamburg hörte er von der in Mannheim bevorstehenden Ankunft des Pfalzgrafen Maximilian und seiner jungen Gemahlin, der Pfalzgräfin Auguste. Kaum heimgekehrt, erbat er sich von dem Intendanten von Dalberg die Erlaubniß, ein Festspiel zu dich-

*) E. Devrient, a. a. O. 32.

ten, das, binnen 24 Stunden vollendet, unter dem Namen „Liebe um Liebe" wahren Enthusiasmus erregte. Die Kurfürstin selbst ließ ihn deshalb aufs Schloß kommen, beschenkte ihn reichlich und ließ sich von ihm die Hand darauf geben, daß er, so lange sie lebe, seine Stelle am Theater nicht aufgeben wolle. Als Künstler, Dichter und Mensch in Mannheim beliebt und glücklich, gab er gern die Zusage, und brachte kein Opfer, indem er die ihm von Wien und Berlin gemachten Anerbietungen ablehnte. 1790 erhielt er mit Beil und Beck einen lebenslänglichen Kontrakt mit der Zusicherung einer Pension für den Fall der Dienstuntüchtigkeit oder der Aufhebung des Theaters. Als 1792 der bisherige Regisseur Rennschüb nach Frankfurt übersiedelte, wurde Iffland einstimmig zum künstlerischen Vorstande gewählt und leitete nunmehr bis zu seinem Abgange von Mannheim die Bühne fast selbständig, da die politischen Verhältnisse das unmittelbare Eingreifen Dalberg's mehr und mehr erschwerten.

In diesen politischen Verhältnissen lag aber auch ein Ifflands Stellung allmählich umgestaltendes Moment. Hatte die moralisierende Richtung seiner Stücke sich auch mit einer geradezu einseitigen Entschiedenheit gegen die Hofkreise und die höhere Beamtenwelt gewendet, so war doch die fürstliche Autorität stets unangefochten geblieben. Das war an hohen Stellen wohl bemerkt worden, und hatte ihm mancherlei Aufträge gebracht, wie er z. B. 1790 zur Krönung des Kaisers Leopold seinen „Friedrich von Oestreich" dichten mußte: ja er bekam sogar die Aufforderung, ein Stück gegen die Revolutionen zu schreiben, wodurch die „Kokarden" entstanden. Nach keiner Seite hin konnte das für Iffland ersprießlich sein, daß er so zum Tendenzdichter und Parteimann gemacht wurde. Den meisten Eintrag that es seinen socialen Beziehungen, weil der größere Theil des

Personales wie der Bevölkerung mit der französischen Revolution, wenigstens in den ersten Stadien derselben, sympathisierte. Die Auszeichnungen, welche Iffland von den Höfen und von den zahlreichen Emigranten zu Theil wurden, machten ihn verdächtig. Ein Theatervorfall ist hier besonders erwähnenswerth. Kurz nachdem Ludwigs XVI. Gefangennehmung bekannt geworden war, wurde im Theater Gretry's „Richard Löwenherz" gegeben, natürlich unter der größten Aufregung des Publikums, die sich in den lebhaftesten Demonstrationen äußerte. Man warf Verse auf die Bühne, die abgelesen werden mußten, ja bei der Arie Blondels „O Richard, o mein König", flog eine gefüllte Börse aufs Theater, und die Erregung steigerte sich zum Tumult, da wo Richard Löwenherz im Stücke befreit wird. Das Personal wurde stürmisch gerufen, und Iffland sagte in französischer Sprache: „Möge der König einen Blondel finden, der sein Leben rettet!" Man kann sich denken, welche Wirkung diese Worte bei dem erregten Publikum machten, Iffland ward der erklärte Liebling der Emigranten und der konservativen Partei, aber die Gegenpartei ließ es nun erst recht nicht an Verdächtigungen und Angriffen fehlen. Er zerfiel darüber mit dem demokratischeren Beil, und zog sich überhaupt ganz in die Stille seiner Gartenwohnung zurück, wo er in dieser Zeit „Elise von Valberg" und die „Hagestolzen" schrieb. Wurde auf diese Weise das innere Gedeihen der Mannheimer Bühne, trotz Iffland's trefflicher Regie, durch die politischen Parteiungen und Leidenschaften bedroht, so blieben auch Gefahr drohende äußere Ereignisse nicht aus. Denn als im Herbste 1792 Custine seinen bekannten Zug gegen die Rheinlande unternahm, als Speier eingenommen wurde, und bald darauf sogar Mainz fiel (den 21. Oktober), gerieth auch Mann-

heim in eine nicht geringe Bewegung. Man setzte die Festungswerke in Stand, weil man mit Recht besorgt war, daß die Pfälzische Neutralitätserklärung nicht alles Ungemach abwenden würde. Der äußere Bestand des Theaters wurde allerdings nicht unmittelbar bedroht, da der Verkehr gerade in der Kriegszeit in Mannheim sehr lebhaft war, und so der Ausfall im Besuche der Stadtbewohner reichlich gedeckt wurde. Auch kam im Sommer des folgenden Jahres, als die Franzosen Mainz wieder hatten verlassen müssen (18. Juli), König Friedrich Wilhelm II. nach Mannheim und wohnte sechs Theatervorstellungen bei. Aber noch im Winter dieses Jahres mußten sich die Heere Ferdinands von Braunschweig und Wurmsers zurückziehen; bald rückten französische Truppen bis in die Nähe von Mannheim, und östreichische Soldaten besetzten diese Stadt. Ifflands Gartenhaus am Rhein war in Gefahr eingerissen zu werden, da ein Befestigungswerk dort angelegt werden sollte; der Verwendung eines Offiziers hatte er die Erhaltung des Besitzthums zu danken. Was aber noch drohender ihn und zugleich das ganze Personal traf, war Dalbergs Mittheilung, daß das kurfürstliche Ministerium die Sistierung des Theaters beschlossen habe. Ihm als Regisseur wurde der Auftrag anzukündigen, daß sich Jeder nach einer andern Versorgung umsehen solle. Natürlich machte er für sich und alle lebenslänglich angestellten Mitglieder gegen diese Verfügung entschiedene Einwendungen, aber ohne daß ihm eine bestimmte Erklärung über ihre Rechtsansprüche zu Theil wurde. Dalberg machte ihm auch den Antrag, die Bühne auf eigene Rechnung, unter Benutzung von Garderobe und Bibliothek, zu übernehmen, allein Iffland lehnte dies ab, bemühte sich aber, die werthvollsten Inventarstücke durch Versendung nach einem weniger gefährdeten Orte zu sichern. Glücklicherweise dauerte

die Sistierung nicht lange, sondern schon nach 6 Wochen wurde die Bühne wieder eröffnet, ohne daß die Rechtsfrage weiter erörtert worden wäre. Aber auch das Jahr 1794 mit seinem unglücklichen Feldzuge in den Niederlanden brachte neue Besorgniß. Zudem starb der Schauspieler Beil, von dessen Rollen mehrere auf Iffland übergiengen, der schon nach Böck's früher erfolgtem Tode sein Repertoir hatte erweitern müssen. Während so die Arbeit wuchs, lockerte das in demselben Jahre eintretende Ableben der Kurfürstin, der er früher das Versprechen gegeben, in der Pfalz zu bleiben, seine innere Verpflichtung. Der Hof that nicht viel, das äußere Band stark zu erhalten, denn es kam Befehl an die Generalkasse, an das Theater keine weiteren Zahlungen zu leisten. Dazu kam nun noch, daß der Kriegslärm im Spätherbste sich wirklich nach Mannheim zog. Die Franzosen setzten sich auf dem linken Rheinufer fest und stellten Mörserbatterien auf; bald war nicht zu bezweifeln, daß die Mannheim gegenüberliegende Rheinschanze genommen werden sollte. Es erfolgte ein Bombardement, das mit der Uebergabe der Schanze endigte. Nachdem sich Iffland, nicht ohne sich großer Gefahr auszusetzen, für die Sicherung des Theaters bemüht hatte, verließ er die Stadt und begab sich nach Schwetzingen. Seine Zweifel in Bezug auf die Sicherheit seiner Stellung waren durch Privatzusicherungen Dalbergs gehoben, auch dem Personal bei Gelegenheit des Bombardements von München aus erklärt worden, daß die Kontrakte gehalten werden sollten. So hatte er abermals Anträge aus Berlin und Wien ablehnen können, woran wohl auch seine Absicht Antheil haben mochte, in den Ehestand zu treten: er hatte sich eben mit einem durch Bildung und Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Mädchen verlobt. Noch aber war für Mannheim die Zeit

der Ruhe nicht gekommen. 1795 rückten die Franzosen abermals heran, das Theater ward wiederum geschlossen, Mannheim selbst den Franzosen übergeben. Die kaiserlichen Truppen zogen gleichfalls heran, errangen Vortheile und schlossen die Stadt ein, die nun von der deutschen Armee unter Wurmser bombardiert wurde; — die Franzosen mußten kapitulieren. Bald nach der Einnahme wurde Iffland, der nach Heidelberg geflüchtet war, zu Dalberg gerufen, der ihm, da er selbst nach München beordert sei, die Bühne übergab. „Handeln Sie nach Ueberzeugung und Gewissen!“: das war die ganze Instruktion, die Iffland erhielt. Die Aufgabe war keine leichte, da der kurfürstliche Zuschuß nicht mehr gezahlt wurde, das Theater bereits Schulden hatte, und aus der Stadt nicht viel Besuch zu erwarten war: sie wurde noch schwerer, als für die Garnison dieselben günstigen Bedingungen verlangt wurden, welche für den Theaterbesuch des pfälzischen Militärs gegolten hatten. Iffland war nie so beschäftigt, wie in dieser Zeit, aber seine Bemühungen waren von Erfolg gekrönt, und obwohl Dalberg von München schrieb, für das Theater sei Alles verloren, gieng es trotz nothwendiger Preisermäßigungen so gut, daß die Theaterkasse sich wieder zu füllen anfieng. Um so mehr durfte Iffland verstimmt werden, als Dalberg bei seiner Rückkehr ihm nicht nur nicht Anerkennung zollte, sondern so ziemlich Alles mißbilligte, was inzwischen für die Bühne geschehen war. Iffland erbat sich im Frühjahr einen Urlaub zum Gastspiel in Weimar, wohin er schon 1795 hatte kommen sollen: er fand eine glänzende Aufnahme und faßte hier zuerst den Plan, ein anderes Engagement anzunehmen. Noch einmal kehrte er nach Mannheim zurück, schloß hier unter herzlicher Theilnahme der Kunstgenossen am 19. Mai seinen Ehebund, und verließ,

als nach Ende des Waffenstillstandes der Krieg von neuem begann, am 11. Juli Mannheim mit seiner Frau, zunächst nur auf Urlaub, um sich zunächst einige Monate in seiner Vaterstadt Hannover aufzuhalten. Von hier aus machte er eine Gastspielsreise nach Hamburg, schrieb wiederholt an Dalberg, um bestimmtere Erklärungen über die Sicherheit seiner Stellung zu erlangen, theilte ihm auch mit, daß man in Berlin ihn anzustellen wünsche, und reiste dann, als nur ausweichende Antworten einliefen, nach Berlin. Hier erhielt er, nachdem er nochmals vergeblich nach Mannheim unter Darstellung der Sachlage geschrieben, am 14. Nov. das königliche Dekret, das ihn zum Direktor des Nationaltheaters mit 3000 Thlrn. Gehalt ernannte; auch übernahm der König die Bezahlung seiner Vorschüsse bei Dalberg und bewilligte eine Pension von 600 Thlrn.

Wir gelangen hiermit an die letzte Periode seines Lebens und Wirkens: denn er verblieb in der neuen Stellung bis an sein Lebensende (1796—1814). Nicht, daß er sich so bald in Berlin behaglich gefühlt hätte: vielmehr beschäftigte er sich in den ersten Jahren viel mit dem Gedanken, an den Rhein zurückzukehren. Ein Brief an den bekannten Schauspieler Werdy, ein vorzügliches Mitglied der Theater zu Frankfurt a. Main und Dresden, sagt (1797): „Wird das linke Rheinufer an Pfalz und Leiningen zurückgegeben, so bin ich spätestens in 2½ Jahren nach Mannheim zurück. So ist mein fester Wille.“ Es mag dabei wohl verletztes Selbstgefühl im Spiele gewesen sein. Denn in den ersten Jahren des Berliner Aufenthalts hatte er in Fleck einen Rivalen, dem er an genialer Produktionskraft wie in Bezug auf äußere Mittel nicht gewachsen war. Nach Allem, was uns die Urtheile sachverständiger Zeitgenossen berichten, darf Fleck wohl als die bedeutendste schauspielerische Per-

sönlichkeit bezeichnet werden, welche die deutsche Bühne im Fache heroischer Rollen besessen hat. Hatte sich Iffland Rechnung gemacht, in Berlin nicht bloß Direktor, sondern auch erster Darsteller zu sein, so war andererseits Fleck verstimmt, einem Schauspieler untergeordnet zu werden. Dazu kam noch, daß Iffland vor ein Publikum trat, das sich in seine Eigenthümlichkeiten nicht so eingewöhnt hatte, wie das Mannheimer, das vielmehr eine überwiegende Neigung zu einer zersetzenden Kritik besaß. Indeß die Tüchtigkeit seiner Bühnenleitung, seine schauspielerische Unermüdlichkeit, und die Gefälligkeit und Feinheit seiner gesellschaftlichen Haltung wußte die im Wege stehenden Hindernisse allmählich zu besiegen. So wurde die Zeit der Iffland'schen Verwaltung, obwohl sie in die trübsten Zeiten des preußischen Staates fiel, eine Blüthezeit der Berliner Bühne. Namentlich bis zum Jahre 1806 war das Berliner Theater nicht bloß in Bezug auf die Vorzüglichkeit der darstellenden Kräfte, sondern auch in Betreff des Repertoirs das erste in Deutschland und hielt selbst in der letzteren Beziehung mit Weimar gleichen Schritt. Schillers große dramatische Dichtungen folgten auf der Berliner Bühne den Weimarischen Aufführungen rasch nach, ja die Jungfrau von Orleans ward zuerst von Iffland (23. Nov. 1800) dem Publikum vorgeführt. Auch Goethe's Egmont, Iphigenia und natürliche Tochter, die Goethe-Schillerschen Bearbeitungen des Tancred, der Turandot, der Phädra, Lessings Nathan, Schlegels Ion, Bearbeitungen klassischer französischer Dramen erschienen, wie in Weimar, so in Berlin auf der Bühne. Werners „Weihe der Kraft" wurde geradezu auf Iffland's Anregung für Berlin gedichtet. Daneben fand selbstverständlich die von Iffland und Kotzebue gepflegte Gattung der bürgerlichen Schauspiele sorgsame Förderung, während im Verhältniß Shakespeare

weniger berücksichtigt wurde. Dieser Zusammenhang mit den Weimarischen Bestrebungen erhielt sich bis in das Jahr 1806 und trat dann, in Folge der politischen Ereignisse und Ifflands allmählich eintretender Ermattung, mehr zurück. Denn den traurigen Kriegsbegebenheiten des Jahres 1806 folgte die Zeit der Franzosenherrschaft in Berlin, die auch das Theater nicht unberührt ließ. Vielmehr wurde dieses, des bisher genossenen Zuschusses beraubt, unter die Befehle der französischen Kommandantur gestellt und somit auch dem französischen Geschmack dienstbar gemacht. Dieser begehrte wohl Oper und Ballet, aber nicht das recitierende Schauspiel, während auf der andern Seite der beste Theil des Publikums von der Bühne eine patriotische Haltung verlangte. In der aufregungsreichen, mühevollen Thätigkeit dieser Jahre verzehrte sich Ifflands letzte Kraft. Selbst Gefahren blieben nicht aus, wie er z. B. nach einer Theatervorstellung am Geburtstage der Königin Luise, weil er mit einem Blumenstrauße vor der Brust auf der Bühne erschienen war, verhaftet wurde und unter damaligen Verhältnissen froh sein durfte, nach kurzer Zeit wieder entlassen zu werden. Von Seiten der Königsfamilie fand sein Streben gerechte Anerkennung. 1810 wurde ihm die dritte Klasse des rothen Adlerordens verliehen, eine für einen Schauspieler damals noch unerhörte Auszeichnung, im folgenden Jahre ihm der Titel eines Generaldirektors beigelegt, aber die alte Kraft und alte Freudigkeit kehrte nicht wieder. Vielleicht hätte er indes sich der Kunst noch länger erhalten können, wenn er nicht einem fast krankhaften Hange zu Gastspielreisen zu sehr nachgegeben hätte. So wurden seine Urlaubszeiten zu Zeiten der größten Aufregung, bei denen er sein schon wachsendes Brustleiden nicht achtete und sich selbst von den bedenklichsten Erscheinungen nicht

abhalten ließ, in den anstrengendsten Rollen, öfters Tag für Tag, aufzutreten. Eine Gastspielreise nach Karlsruhe brachte ihm noch einmal einen Engagementsantrag, den er fast angenommen hätte, aber das Pflichtgefühl siegte doch über die Neigung. Am 5. December betrat er die Berliner Bühne zum letzten Male als Luther in der „Weihe der Kraft"; als Zuschauer war er am 23. Januar 1814 bei Gelegenheit einer Festvorstellung zu Ehren der Rückkehr der königlichen Familie zum letzten Male im Theater. In den Morgenstunden des 22. Septembers endete sein vielbewegtes arbeitsreiches Leben.

Ueber Iffland als Schauspieler ist sehr verschieden geurtheilt worden. Schiller schrieb über ihn von Berlin: „In solchen närrischen Originalen, wie der taube Apotheker, ist es eigentlich, wo Iffland mich immer entzückt hat. Denn das Naturell thut hier so viel, alles scheint hier augenblicklicher Einfall und Genialität; daher ist es unbegreiflich, und man wird zugleich erfreut und außer sich gesetzt. Hingegen in edlen, ernsten und empfindungsvollen Rollen bewundere ich mehr seine Geschicklichkeit, seinen Verstand, Calcul und seine Besonnenheit. Hier ist er immer bedeutend, planvoll und beschäftigt und spannt die Aufmerksamkeit und das Nachdenken, aber ich kann nicht sagen, daß er mich in solchen Rollen eigentlich entzückt oder hingerissen hätte, wie von weit weniger vollkommenen Schauspielern geschehen ist. Daher würde er mir für die Tragödie kaum eine poetische Stimmung geben können." Hier ist nun freilich zu bemerken, daß die Ansichten, welche man in Weimar von der Darstellung des Trauerspiels hatte, von denen, die in Berlin herrschten, abwichen: dort wurde mehr deklamiert als gespielt, hier mehr gespielt als deklamiert. Doch möchte Schiller im Ganzen richtig geurtheilt

haben. Iffland's eigentliches Gebiet war wohl das der Komödie, in welcher ihm sein mimisches Talent zu statten kam, während seine äußere Erscheinung (er war von kleiner untersetzter Statur und von vollem Gesicht) und sein schwaches, wenig klangreiches Organ hier weniger Abbruch that. In dieser Beziehung gilt von ihm, was Lewald über Seydelmann sagt, daß seine Kunst ein fortwährender Triumph über die Natur war. Dieses Streben, die ihm eigenthümlichen Vorzüge zu seinen Gunsten auszubeuten, und die ihm im Wege stehenden Mängel geschickt zu paralysieren, hat ihn zum Meister der Deklamation und der Charakterschilderung gemacht, aber auch eine großartigere Erfassung der Aufgabe, das Herstellen einer Einheit gehindert. Auch wird er von der Neigung zur Effekthascherei nicht freizusprechen sein, sowie auch das moderne Gastspielvirtuosenthum, das unsre Bühne so wesentlich in ihrem Streben hindert, auf seinen Vorgang zurückgeführt werden muß. Was ihn dazu bewog, war seine Eitelkeit, die wir schon in den ersten Versuchen des Knaben wahrgenommen haben. Was uns mit diesem Gebrechen versöhnt, und was auch seine künstlerischen Mängel vergessen macht, ist der große Einfluß, den er in Mannheim und Berlin auf das Theaterwesen ausübte, sein Streben nach einer würdigen Auffassung und Leitung der Bühne, nach einer Hebung des Schauspielerstandes, sein patriotischer deutscher Sinn, der sich durch Wort und That bewährte.

Seinem sittlichen Lebenswandel sind schwere Vorwürfe gemacht worden; sinnliche Genußsucht soll ihn zu Verirrungen hingerissen haben, die man mit seinem frühzeitigen Ende in Verbindung gebracht hat. Dürfen wir dies nicht verschweigen, so ist doch auch hinzuzufügen, daß dies von anderer Seite als ungerechtfertigte Nachrede bezeichnet wor-

den ist, und daß selbst seine Gegner den vielen trefflichen Seiten seines Wesens Gerechtigkeit haben widerfahren lassen, so seiner Uneigennützigkeit und Wohlthätigkeit gegen ärmere Berufsgenossen.

Als dramatischer Schriftsteller gehört Iffland zu denen, welche die Idee des bürgerlichen Schauspiels weiter verfolgten und darin eine moralische Wirksamkeit ausüben wollten. Die dramatische Anlage und die Ausführung der Charaktere bleibt bei der Mehrzahl seiner Stücke hinter den Anforderungen der Dichtkunst zurück; sie können nur durch eine vorzügliche, im Detail durchgearbeitete Darstellung auf der Bühne erhalten werden. Je mehr gerade ein gutes Ensemble und die sorgfältige Ausarbeitung der einzelnen Charaktere bei uns zur Seltenheit wird, desto weniger können sich Iffland'sche Stücke jetzt noch im Geschmacke des Publikums erhalten. Mehrere indessen, wie die Jäger, der Spieler, die Advokaten, Elise von Valberg, die Hagestolzen, werden immer noch mit Erfolg gegeben. Aber auch die besten gehören zu den Stücken, deren Werth durch die Darstellung zum Theil erst geschaffen wird. Außer seinen zahlreichen theatralischen Schriften und Uebersetzungen hat er noch eine Reihe kleinerer, meist dramaturgischer Aufsätze geschrieben, die für die Geschichte des Theaterwesens und zum Verständniß des Ifflandschen Wirkens nicht ohne Interesse sind.

---

# Inhaltsverzeichniß.


28124

